5 Ynb 3 — 1(4)

~~B 4~~

C. v. Tursten waerther
6 fl

Naturwissenschaftlicher Verein
zu Passau

Naturgeſchichte

und

Technologie

für

Lehrer in Schulen

und für

Liebhaber dieſer Wiſſenſchaften

von

C. Ph. Funke.

In Drei Bänden.

Mit 22 nach der Natur ausgemahlten Kupfertafeln.

Erſter Band.

Zur allgemeinen Schul-encyclopädie gehörig.

Vierte, vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Braunſchweig,
in der Schulbuchhandlung 1802.

… Verein zu …au

Dem Herrn

Joachim Heinrich Campe

Herzogl. Braunſchweig. Schulrathe

aus Hochachtung gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Vorrede

zur erſten Ausgabe.

Veranlaſſung, Zweck und Plan dieſes Werks iſt bereits in dem vorjährigen erſten Stücke des Braunſchweigiſchen Journals bekannt gemacht worden. Das Ideal, welches mir während der Ausarbeitung deſſelben vorſchwebte, verband Wahrheit mit gefälliger Einkleidung, kunſtloſe Ordnung mit Intereſſe, Kürze mit zweckmäßiger Vollſtändigkeit. Ich ſehe nun zwar ſelbſt wohl ein, wie weit ich in der Ausführung unter demſelben geblieben bin; indeß hoffe ich doch, meinen Hauptzweck nicht ganz verfehlt zu haben: ein — verhältnißmäßig — wohlfeiles, gemeinnütziges, und jedem etwas gebildeten Leſer verſtändliches Handbuch zu liefern, welches von der Naturgeſchichte und Technologie ſo viel enthielte, als ein Menſch von guter Erziehung zu wiſſen verlangen kann.

In meinem erſten Entwurfe hatte ich dem Umfange dieſer Schrift engere Gränzen abgeſtochen, indem ich glaubte, das Ganze in Einen Band zuſammendrängen zu können. Allein ich fand nachher bei reiferm Nachdenken, daß das, was etwa dadurch auf der einen Seite gewonnen werden mögte, auf der andern wahrer Verluſt ſein würde. Denn bei jener Einſchränkung mußte nothwendig vieles wegbleiben, was offenbar zu der doppelten Beſtimmung gehört: ein Handbuch für den Lehrer, und eine unterhaltende Lektüre für den Liebhaber zu ſein. Wenn dieſe nun aber noch neben dem Handbuche wieder andre Werke nöthig hätten — es ſei zu ihrer eignen Befriedigung, oder zum Behuf des Unterrichts, — ſo wäre ihnen damit wenig geholfen. Ich darf alſo wol ſagen, obgleich das Ganze aus drei Bänden, jeder ungefähr von der Stärke des gegenwärtigen, beſtehen wird, daß es ein verhältnißmäßig wohlfeiles Werk ſei, da es, wenigſtens meiner Abſicht nach, mehrere, und zum Theil weit theurere Hülfsmittel entbehrlich macht. Denn die Naturgeſchichte iſt in unſern Tagen durch eine Art von Luxus — eine natürliche Frucht der höhern Kultur — ein weitläuftiges und koſtbares Studium geworden, und eben durch die Abſonderung dieſes Luxus von dem Bedürfniſſe habe ich jene Abſicht zu erreichen geſucht. Ich rechne dahin, auſſer den ausführlichen Beſchreibungen von ſchönen Schmetterlingen, ſeltnen Konchilien und dergleichen, auch die Kupfer, womit man naturhiſtoriſche Werke ſo reichlich zu zieren pflegt. Zwar weiß ich wol, daß ſie, beſonders die anatomiſchen, für gelehrte Naturforſcher nicht blos Luxus ſind, und daß ein Meiſterwerk, wie das Schreberſche, dadurch an Brauchbarkeit ſehr gewinnt; aber

bei einer Srift wie dieſe, dürfte die Erhöhung des Preiſes durch Kupfer mit dem davon zu hoffenden Nutzen in keinem Verhältniſſe ſtehen *).

Noch ein andrer bei dieſem Handbuche beabſichteter Vortheil für Lehrer iſt die Erſparung der Zeit, welche ſie auf die Auswahl der zu einem fruchtbaren Schul-unterrichte zu ſammelnden Materialien verwenden müſſen — des Umſtandes nicht zu gedenken, daß Mancher auch bei dieſer Auswahl gemißleitet werden kann. — Jedoch da ſelbſt von dem hier geſammelten Vorrathe nicht Alles für Alle gehört, ſo ſollen die nöthigen Auszüge, die zugleich den Schülern zum Leitfaden beim Unterrichte dienen, verfertigt werden.

Der erſte Auszug iſt für die Anfänger beſtimmt, und enthält blos den Stoff zu angenehmen Erzählungen und Geſprächen über naturhiſtoriſche und technologiſche Gegenſtände. Ich ſage: blos den Stoff, theils der Kürze wegen, theils um die Wißbegierde zu reizen, indem es nur gleichſam Aufgaben ſind, welche der Lehrer gemeinſchaftlich mit den Kindern auflöſet.

Der zweite Auszug für die Geübtern, beſteht ſchon mehr aus einem zuſammenhängenden, nach der allgemeinen Eintheilung geordneten Vortrage, und nimmt vorzüglich auf das Praktiſche und Oekonomiſche jener Wiſſenſchaften Rückſicht.

Auf dieſe beiden Auszüge folgt endlich noch ein kurzer Grundriß der allgemeinen Na-

*) Da die Aufnahme, welche dieſes Werk gefunden, dem ausnehmenden Fleiße entſprach, welchen der Herr Verfaſſer darauf verwandt hat, ſo haben wir auch eine zweckmäßige Sammlung von 22 Kupfertafeln dazu veranſtalten laſſen.
die Verlagshandlung.

turgeſchichte, nebſt einer Darſtellung des gelehrten Syſtems für ſtudirende Jünglinge. Denn ob ich gleich in dem größern Werke, aus überwiegenden Gründen, ſtatt der ſyſtematiſchen Eintheilung, eine mehr willkührliche Ordnung gewählt habe: ſo bin ich doch vollkommen überzeugt, daß Studirende mit dem Syſteme bekannt gemacht werden müſſen.

Jeder dieſer Auszüge beſteht nur aus wenigen Bogen, und es iſt mit der Verlagshandlung die Verabredung getroffen worden, daß der Bogen höchſtens für ſechs Pfennige verkauft werden ſoll.

Vielleicht denkt aber ein allzuängſtlicher Lehrer, daß, wenn dieſes Lehrbuch in die Hände der Schüler gerathe, alsdann alle Aufmerkſamkeit bei dem mündlichen Vortrage wegfallen werde, weil er ja nun ſelbſt leſen könne, was er ſonſt erſt von dem Unterrichte des Lehrers erwartet habe u. ſ. w. — Allein dies ſcheint eine unnöthige Beſorgniß zu ſein. Zu geſchweigen, daß nur wenig Schüler, des Preiſes wegen, ſich das größere Werk werden anſchaffen können: ſo hat die Bekanntſchaft des Schülers mit den Quellen des Lehrers, ſo weit meine Erfahrung reicht, gerade das Gegentheil zur Folge, eine geſchärftere Aufmerkſamkeit in den Unterrichtsſtunden; nur darf der Schüler ein ſolches Buch nicht mit in die Lehrſtunde ſelbſt bringen, und während des Vortrags darin leſen. Zudem giebt dem Lehrer die geübtere Denkkraft, und der größere Vorrath an Erfahrung und anderweitigen Kenntniſſen, überall ein entſcheidendes Uebergewicht über den Schüler. Durch die Kraft ſeines Geiſtes wird erſt der todte Buchſtabe der Schrift beſeelt. — Es kann nicht an Gelegenheit fehlen, hin und wieder in dem Lehrbuche aus eigener Beobachtung ei-

nen kleinen Zuſatz, eine Berichtigung, ein Räſonnement anzubringen. Denn ungeachtet der Verſicherung, daß Jeder, der nicht ſelbſt Naturforſcher ſei oder werden wolle, bei dem Beſitze dieſes Handbuchs andre Hülfsmittel entbehren könne, bin ich doch weit von der Arroganz entfernt, es für das Non plus ultra naturhiſtoriſcher Kenntniſſe ſolcher Leſer auszugeben.

Wahrheit iſt das erſte Geſetz, welches beſonders ein Schriftſteller, der für die Jugend ſchreibt, nie aus den Augen verlieren darf. Eigne Erfahrung und glaubwürdige Zeugniſſe Andrer ſind die einzigen Quellen der hiſtoriſchen Wahrheit. Die erſtere — in der Regel die ſicherſte und reinſte — hat mir leider in meiner bisherigen Lage nur ſelten offen geſtanden; aus der zweiten aber habe ich auf das vorſichtigſte und gewiſſenhafteſte geſchöpft. Bei den vielen Widerſprüchen, die ſich auch in den beſten naturhiſtoriſchen Büchern finden, iſt Irrthum zuweilen unvermeidlich. Allein mit ſolchen Männern, die ich als Zeugen anführen kann, glaube ich mich nicht ſchämen zu dürfen geirrt zu haben. Am Ende des ganzen Werks werde ich die Quellen, die ich benutzt habe, dankbar nennen. Daß es nicht flüchtige, gedankenloſe Kompilation ſei, kann jeder Kenner leicht aus einer Vergleichung bemerken.

Bei dieſer Gelegenheit ſei es mir erlaubt, einer zweifelhaften Materie zu erwähnen, die ſich nicht füglich in dem Buche ſelbſt erörtern ließ. Sie betrifft die Entſtehung der Milben, Läuſe und einiger andern Inſekten. — Es iſt durch die genaueſten mikroſcopiſchen Unterſuchungen, vornehmlich des Herrn Leib-arzt Wichmann, entſchieden, daß Acarus humanus von den übrigen Gattungen die-

ſes Geſchlechts in der Geſtalt abweicht, und daß jene ſich nur bei Menſchen in gewiſſen Krankheiten einfindet. Die Frage iſt alſo: Veranlaßt die Krankheit das Entſtehen der Milben, oder rührt von dieſen die Krankheit her? Herr Wichmann vertheidigt in ſeiner Aetiologie der Krätze mit vielem Scharfſinne das letztere. Mir ſind jedoch unter andern folgende Zweifel dabei eingefallen: Entſteht diejenige Art von Krätze, welche die Milben verurſachen ſollen, allemal und gewiß durch Anſteckung? Können dieſe Krätzmilben außer dem menſchlichen Körper leben? und wie lange? — da die Mittheilung der Krätze auch durch Kleidungsſtücke geſchehen kann, ſo, dünkt mich, ſind dieſe Fragen nicht unnütz. Ferner, da nach dem Zeugniſſe mehrerer Aerzte und Naturforſcher die Milben ſich auch zuweilen bei ſchwindſüchtigen Perſonen finden, ſo frägt ſichs wiederum: Iſt die Schwindſucht Urſach von der Erſcheinung der Milben, oder umgekehrt? Im letztern Falle müßte offenbar die Schwindſucht eben ſo leicht anſtecken, wie die Krätze. Ich ſage nichts von den Ruhrmilben, weil man ihre Exiſtenz im Körper ſelbſt hat bezweifeln wollen. Wenn nun aber die Milben nicht durch Berührung eines ſchon inficirten Körpers mitgetheilt werden, wie mir dies bei der Schwindſucht faſt unläugbar ſcheint, wo kommen ſie denn her? Und wie ſoll man ſich das ſonderbare Phänomen erklären, welches Herr Profeſſor Blumenbach in ſeiner mediciniſchen Bibliothek (B. 1, S. 597) anführt? Wie kamen die Milben an den Ort?

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit der innerlichen Läuſekrankheit, wovon ich die Beſchreibung von einigen ältern Aerztern und dem Hrn. Prof. Selle entlehnt habe. Aber wie iſt es mög-

lich, daß Läuſe aus den Ohren und Augen, aus der Naſe, aus dem Rücken u. ſ. w. hervorbrechen? Die leichteſte, aber unbefriedigendſte Antwort iſt; ſie kriechen zuvor von außen hinein. Dies bedarf wol kaum einer Widerlegung. — Hiemit ſind noch einige andre Fragen verwandt, z. B. ob die Borkenkäfer als Urſach oder Folge von der Verderbniß der Fichten angeſehen werden müſſen? Leske verſichert in ſeiner Reiſebeſchreibung, daß er ganz geſunde Bäume davon angegriffen geſehen habe; Gmelin, v. Stapf und mehrere praktiſche Forſtmänner ſagen das Gegentheil. Alle dieſe Fragen ſind bekanntlich nicht blos ſpeculativ: indeß will ich, ohne mich weiter dabei zu verweilen, das Reſultat meiner Zweifel nur als Problem hieher ſetzen. Ich ſtelle mir nämlich vor, daß der Same zu denjenigen Inſekten, welche beſtimmt ſind, ſich von gewiſſen Körpern allein zu nähren, denſelben eben ſowol angeboren ſei, als der Same zu den Eingeweidewürmern. Ich ſehe wenigſtens bei der erſtern Hypotheſe kein größeres Wunder, als bei dem letztern ſchon erwieſenen Satze. Mittheilung von außen findet dabei immer noch Statt; allein die Entſtehung der Milben in verſchiedenen Krankheiten, ſo wie der Läuſe bei der innern Läuſekrankheit, läßt ſich, dächte ich, durch die Entwickelung des Keims, vermöge einer beſondern Diſpoſition der Säfte des kranken Körpers, dadurch leichter, als auf andre Art, erklären. Haben doch Spallanzani und Herr Prof Selle die noch kühnere Hypotheſe angenommen: daß nicht jeder thieriſche Körper urſprünglich aus organiſchen, vorher gebildeten Keimen entſtehe. —

Belehrender Tadel muß jedem Schriftſteller, dem es um Vervollkommnung ſeiner ſelbſt und ſei-

nes Werks zu thun iſt, willkommner ſein, als unbedingtes Lob, und ich wünſche recht ſehr — wofern man nicht meine Schrift der Verbeſſerung unfähig und unwürdig hält —, daß man mich mit jenem beehren möge.

Deſſau, den 3ten April 1790.

C. Ph. Funke.

Vorrede
zur zweiten Ausgabe.

Bei dieſer zweiten Ausgabe habe ich theils die Druckfehler der erſten, und andre Unrichtigkeiten im Ausdruck und in der Darſtellung der Sachen, zu verbeſſern, theils in den Vortrag etwas mehr ſyſtematiſche Genauigkeit — ſo weit dies ohne Veränderung des ganzen Plans geſchehen konnte — zu bringen geſucht. In dieſer Abſicht ſind hin und wieder einige Thiere anders geordnet; der Gebrauch der Wörter Geſchlecht (genus) und Gattung (species) iſt gleichmäßiger beobachtet, und die lateiniſche Benennung der deutſchen, wo es nöthig ſchien, beigefügt worden. Auch ſtehen jetzt die zu dieſem erſten Theile gehörigen Berichtigungen und Zuſätze, welche im Anhange des dritten Theils nachgeliefert wurden, hier an ihrer Stelle. Neue Bemerkungen durften nicht hinzukommen, wenn nicht der Preis des Buchs erhöhet, und der Werth der erſten Ausgabe, zum Schaden der Beſitzer, allzuſehr verringert werden ſollte. Es wird aber zu ſeiner Zeit ein beſondrer Nachtrag zu allen drei Theilen erſcheinen.

Geſchrieben im Julius, 1794.

Der Verfaſſer.

Vorrede

zur dritten Auflage.

Es würde Undank ſein gegen die nachſichtsvolle Güte, womit man dieſes Werk bisher aufgenommen hat, wenn ich nicht die gegenwärtige neue Auflage ſo fehlerfrei und vollkommen hätte erſcheinen laſſen wollen, als es mir nur immer möglich war. Daß ich dies ernſtlich gewollt habe, läßt ſich, ſelbſt bei einer flüchtigen Vergleichung dieſer dritten Ausgabe mit den beiden erſtern, bemerken. Es ſind nicht nur mehrere neue Zuſätze und Anmerkungen hinzugekommen, ſondern auch ganze Artikel ſind umgeſchmolzen, und viele Stellen im Texte verändert worden.

Gleich nach der Reviſion der folgenden Theile ſollen die ſämmtlichen Zuſätze, als ein Nachtrag zu den erſtern Ausgaben, beſonders gedruckt werden, damit die minder begüterten Beſitzer derſelben das, was die neueſte Ausgabe vorzüglich Unterſcheidendes hat, für einen geringen Preis erhalten können. Freilich wird es nicht möglich ſein, alles — z. B. alle Veränderungen, welche in den Text mit verwebt ſind — in den Nachtrag zu bringen; aber doch ſoll er die weſentlichen Zuſätze enthalten.

Deſſau, im Januar 1798.

C. Ph. Funke.

Vorrede

zur vierten Auflage.

Der fortdauernde Beifall, welchen das Publikum dieſem Werke ſchenkt, macht es mir zur angenehmen Pflicht, auf die weitere Vervollkommnung deſſelben allen Fleiß zu verwenden, und ich ſchmeichle mir, daß man Spuren dieſer Bemühung faſt auf allen Blättern in der gegenwärtigen neuen Ausgabe finden wird.

Auch die Verlagshandlung gibt ihrer Seits einen rühmlichen Beweis von Aufmerkſamkeit und Sorge für die Zufriedenheit des Publikums, indem ſie theils durch beſſeres Papier, theils und vornämlich durch ökonomiſchern Druck bei der durch die Zuſätze nothwendig gewordnen Erweiterung des Ganzen, mit Aufopferung ihres eignen Vortheils, den Käufern gefällig zu ſein ſucht. So hat ſie auch zum Behuf dieſes Werks eine ganz neue, größtentheils nach Originalen gezeichnete und von

den beſten Künſtlern in Paris geſtochne **Kupferſammlung** veranſtaltet, welche die Brauchbarkeit des Buchs, inſonderheit zum Unterricht der Jugend, erhöhen wird.

Deſſau, im Jul. 1802.

C. Ph. Funke.

Erſte Abtheilung.

Naturgeſchichte

Das Thierreich.

Allgemeine
Einleitung
in
die Naturgeſchichte.

Die Naturgeſchichte iſt ein Zweig der Naturkunde, einer Wiſſenſchaft von unermeßlichem Umfange. Man verſteht nämlich unter dem Worte Natur überhaupt alle erſchaffnen Dinge, ſowohl die einfachen als die zuſammengeſetzten, mithin rechnet man nicht nur die geſammte Körperwelt, die Elemente u. ſ. w., ſondern auch die Geiſterwelt zu dem Reiche der Natur. Allein die Naturgeſchichte ſchränkt ſich nur hauptſächlich auf diejenigen Körper ein, welche Theile unſers Erdballs ſind, und welche nach beſtimmten Geſetzen entſtehen, wachſen und wieder zerſtört werden. Dieſe Körper nennt man mit Einem Worte Naturalien, oder Naturprodukte; auch wol natürliche Körper. Die einfachſten Beſtandtheile derſelben, ſo weit wir ſie jetzt kennen, ſind Waſſer, Erde, Luft und ein brennbares Weſen (Phlogiſton). Dieſe vier Elemente waren der Allmacht zur Bildung ſo verſchiedener Körper, wie wir ſie vor Augen ſehen, hinreichend; denn der thieriſche Leib

iſt eben ſowohl daraus zuſammengeſetzt, als die Pflanze und der Stein. Das Mehr oder Weniger von dem einen oder dem andern Element und die verſchiedene Miſchung und Zuſammenſetzung derſelben, machen den ganzen Unterſchied, machen dies zu Fleiſch, und jenes zu glänzendem Metall. Körper, die mehr wäſſrige als erdigte Theile enthalten, nennt man flüſſig, und wenn dies Verhältniß umgekehrt iſt, heißen ſie feſte Körper. Geruch, Geſchmack und Farbe gibt ihnen erſt das brennbare Weſen, welches überhaupt von wunderbarer, noch nicht genug bekannter Natur iſt. Man verſteht aber darunter den durch andre Körper gebundnen Feuerſtoff, ſo wie man die Luft, welche ein Beſtandtheil der Körper iſt, gebundne oder fixe Luft nennt. In ihren Eigenſchaften und Wirkungen ſind ſie von dem gemeinen Feuer und der gemeinen Luft ſehr unterſchieden, und zum Theil denſelben gerade entgegengeſetzt. *)

Wir-

*) Dieſe alte Hypotheſe von der Zuſammenſetzung der Körper aus vier Elementen, iſt heutiges Tages nicht mehr brauchbar, denn erſtlich ſind jene Stoffe zum Theil aus der Zahl der Elemente, d. i. der unzerleglichen Grundſtoffe, ausgeſchloſſen worden, und zweitens hat man mehrere andre Stoffe (z. B. Salze) als elementariſch angenommen, weil ſie die Chemie nicht zerlegen kann. Hauptſächlich hat das antiphlogiſtiſche Syſtem der neuern Chemiker eine gänzliche Revolution in der Lehre von den Elementen bewirkt. Nach dieſem Syſtem wird das Phlogiſton als Grundſtoff verworfen (daher die Benennung antiphlogiſtiſch), und ſtatt deſſelben ein Sauerſtoff (Oxygene) angenommen, welcher faſt bei allen Miſchungen der Körper als Haupt-ingredienz erſcheint. So geben z. B. Sauerſtoff und Waſſerſtoff, mit Wärmeſtoff verbunden, zwei verſchiedne Luftarten, und dieſe, in gehörigem Verhältniß mit einander vereinigt, bilden Waſſer. Daß die Luft kein einfacher Körper iſt, und daß man eine Menge weſentlich verſchiedner Luft- oder viel-

Wir lernen demnach durch Hülfe der Naturgeſchichte die Naturalien kennen, d. i. ſie nach ihren weſentlichen Kennzeichen und beſondern Eigenſchaften von einander unterſcheiden, und, zur bequemern Ueberſicht der faſt unzählbaren Menge derſelben, ſie in Klaſſen, Ordnungen, Geſchlechter und Gattungen abtheilen. *).

Die Geſtalt und Bildung eines Körpers iſt das erſte, was uns bei Betrachtung deſſelben in die Augen fällt, und uns zu einem Unterſcheidungsmerkmal zu dienen pflegt, daher hebt auch gemeiniglich die Naturgeſchichte mit der Beſchreibung der äußern Geſtalt an. Weil aber dieſe doch nicht eigentlich ein allgemeines und weſentliches Kennzeichen abgibt, indem oftmals zwei dem Anſehen nach vollkommen ähnliche Körper weſentlich verſchieden ſind, und auch im Gegentheil; ſo nimmt die Naturgeſchichte noch die Zergliederungskunſt (Anatomie) und die Scheidekunſt (Chemie) — ebenfalls Zweige der Naturkunde — zu Hülfe. Die Zergliederungskunſt zeigt die Beſchaffenheit und den Bau der innern Theile des thieriſchen Körpers, und die Scheidekunſt lehrt durch die Zerlegung der Beſtandtheile eines

vielmehr Gasarten entdeckt hat, wird keinem Leſer unbekannt ſein.

Das Reſultat der Unterſuchungen über die Elemente der Körper beſteht darin, daß man es jetzt noch nicht wagen könne, weder die Zahl noch die Art derſelben zu beſtimmen.

*) Neuere Naturforſcher gebrauchen die Ausdrücke Geſchlechter (genera) und Gattungen (species); ſonſt nennt man gewöhnlich genera, Gattungen, und species, Arten. Jenes ſcheint aber richtiger zu ſein, weil die zu Einer species gehörigen Thiere ſich mit einander begatten. Das Wort Art könnte man für die Baſtarde (hybrida species,) aufbehalten; oder beſſer: man gebrauchte es ſtatt Ab-art (Varietät), wie dies auch ſchon von Einigen geſchieht.

Naturprodukts die eigentliche Miſchung und Zuſammenſetzung derſelben kennen.

Bei Beſtimmung der Kennzeichen der Naturprodukte nimmt alſo die Naturgeſchichte weniger Rückſicht auf die äußere Geſtalt derſelben, als auf die innere Einrichtung und die Miſchung der Beſtandtheile. Indeß würde dies noch immer eine ziemlich unfruchtbare Kenntniß ſeyn, wenn wir weiter nichts als die Namen der Naturprodukte, ihre Unterſcheidungsmerkmale und die Klaſſen, Ordnungen u. ſ. w., wohin ſie gehören, anzugeben wüßten. Das, was uns dieſe Wiſſenſchaft vornehmlich ſchätzbar macht, iſt die Beobachtung der beſondern Eigenſchaften (die allgemeinen Eigenſchaften der Körper nebſt den daraus herzuleitenden Natur-erſcheinungen überläßt ſie der Naturlehre), wodurch jede Art der Naturprodukte uns nützlich oder ſchädlich wird. Zu dem Ende erzählt ſie uns auch die wichtigſten Veränderungen derſelben von ihrer Entſtehung an bis an ihren Tod, und gibt uns alſo gleichſam einen Abriß von dem Lebenslauf jeglicher Art mit angehängter Schilderung ihrer guten und ſchlimmen Seite. Sie heißt daher wol mit Recht Naturgeſchichte. *)

Ehe

*) Die Gränzen der Naturlehre und Naturgeſchichte wären vielleicht ſo zu beſtimmen: Die natürlichen Körper entſtehen entweder und werden wieder zerſtört durch die Kräfte der Natur, oder nicht. Jene heißen Natur-erzeugniſſe (Naturprodukte); dieſe kann man Naturkörper (natürliche Körper) in engerer Bedeutung nennen. Zu den Naturkörpern gehören demnach die Himmelskörper, die Erde, die Luft ꝛc.; zu den Naturprodukten aber, die Erd-arten und andre Mineralien, die Gewächſe und die Thiere.

Die Naturlehre betrachtet hauptſächlich die Naturkörper und die allgemeinen Eigenſchaften der Naturprodukte. Die Naturgeſchichte beſchäftigt ſich ausſchließlich mit den Naturprodukten und den beſondern Eigenſchaften derſelben.

Da

Ehe wir uns aber zur Betrachtung der einzelnen Klaſſen und Ordnungen der Naturprodukte wenden, müſſen wir noch vorläufig etwas über ihre Eintheilung und andre dahin gehörige Materien im Allgemeinen bemerken.

Eintheilung der Naturprodukte.

Man hat, wie bekannt, die Naturprodukte unter den Namen Mineralien, Gewächſe und Thiere in drei Hauptabtheilungen (Naturreiche) gebracht. So leicht es nun in den meiſten Fällen iſt, die Mineralien von den Gewächſen und dieſe von den Thieren zu unterſcheiden, wenn man auch die weſentlichen Kennzeichen derſelben nicht anzugeben weiß; ſo ſtehen doch auf den Gränzen jener Abtheilungen einige zweideutige Geſchöpfe, die es der Naturgeſchichte nothwendig machen, die Linie dazwiſchen ſo ſcharf als möglich zu ziehen. Denn wirkliche Mitteldinge, d. i. die mit eben dem Recht zu dem einen als zu dem andern Reiche gehören, gibt es nicht; ſie würden auch wahre Ungeheuer der Natur ſeyn. Man hat daher in dieſem Betracht auf folgende Beſtimmungen zu achten.

Die Hauptveränderungen der Naturprodukte ſind das Entſtehen, Wachſen und Zerſtöhrtwerden. Das letztere geſchieht bei allen auf einerlei Weiſe, indem die Theile, die durch ihre Verbindung einen Körper bildeten, ſich allmählig wieder auflöſen und trennen. Allein in Anſehung des Entſtehens und Wachſens bemerkt man eine Verſchiedenheit unter ihnen, und eben hierauf gründet ſich ihre Eintheilung.

Da das Wort Geſchichte eigentlich nur von geſchehenen Dingen, von Handlungen der Menſchen und von Begebenheiten gebraucht wird; ſo ſagt man ſchicklicher, Naturbeſchreibung (Beſchreibung der Kennzeichen, Eigenſchaften ꝛc. der Naturprodukte), als Naturgeſchichte.

Die Mineralien nämlich entſtehen und vergrößern ſich blos durch Anhäufung gleichartiger Theile von außen, ohne daß ſie beſondre Werkzeuge (Organe) dazu brauchen oder haben, darum heißen ſie auch unorganiſirte Körper.

Die Gewächſe und Thiere hingegen entſtehen aus Keimen von Körpern derſelben Art, das heißt: ſie pflanzen ſich fort. Sie nehmen ferner Nahrung in ſich, und verwandeln das Feinſte davon in Theile ihres eignen Körpers, wodurch er theils größer zu werden pflegt, und dann ſagt man, er wächſt; theils wird auch nur dadurch der Abgang der Theile, den die beſtändige Ausdünſtung und Bewegung verurſacht, wieder erſetzt. *)

Die allmählige Vergrößerung der Mineralien kann man nach dieſem Begriff nicht wohl ein Wachsthum nennen, noch weniger aber ihr Entſtehen eine Fortpflanzung, ob es gleich gewiß iſt, daß auch jener Anwachs der Theile von außen nach beſtimmten Geſetzen geſchieht. — Da nun die Gewächſe und Thiere zu ihrer Fortpflanzung und Ernährung mit verſchiednen künſtlichen Gefäßen und Werkzeugen verſehen ſind, ſo werden ſie im Gegenſatz der Mineralien organiſirte Körper genannt.

Die organiſirten oder organiſchen Körper haben alſo Fortpflanzung und Ernährung mit einander gemein. In Rückſicht auf die erſte, hat man keinen allgemeinen und weſentlichen Unterſchied zwiſchen den Gewächſen und Thieren gefunden, wol aber in Anſehung der letztern. Jedoch weil

*) Aber auch verſtümmelte oder abgeſchnittene Theile können organiſche Körper wieder herſtellen. Am vollkommenſten haben die Gewächſe dies Vermögen, und unter den Thieren die zunächſt an die Gewächſe gränzenden Gewürme und die Amphibien. Selbſt bey den Menſchen findet man einige Spuren davon, indem ſich abgeſchnittene Haare, Nägel, ſelbſt anſehnliche Knochenſtücke (an Armen und Beinen), die ausgeſägt waren, u. ſ. w. von neuem erzeugen. Man nennt dies die Reproduktionskraft.

weil jene wundervolle Anſtalt der Natur, durch welche ſie für die Entſtehung neuer organiſcher Körper ſorgt, ſo ungemein viel Merkwürdiges zeigt: ſo wollen wir ſie etwas näher betrachten, und ſodann unterſuchen, welches die weſentlichen Kennzeichen der Gewächſe und Thiere ſind.

Jeder organiſche Körper entſteht aus einem Keim, der in einem Körper derſelben Gattung liegt. Dieſer Keim entwickelt ſich entweder durch eine innere bildende Kraft, oder er muß erſt durch eine äußere Kraft zur Entwicklung gereizt werden. Beiſpiele zu dem erſtgenannten Fall ſind verſchiedne Zwiebel= und Knollengewächſe und von den Thieren einige Gattungen Polypen und Würmer.

Die Wirkung der äußern Kraft auf die Entwickelung des Keims nennt man die Befruchtung. Die eben angeführten und noch einige andre organiſche Körper (vielleicht einige Gattungen von Fiſchen) pflanzen ſich folglich ohne Befruchtung fort.

Die Keime, welche einer Befruchtung bedürfen, entwickeln ſich entweder in dem Körper, worin ſie ſich befinden, oder außer demſelben. Die erſtern kommen als lebendige Junge zur Welt; die letztern aber noch in ihrer Hülle oder als Eier. Derjenige Körper, in welchem Keime zu neuen Körpern liegen, heißt ein weiblicher; der aber die befruchtende Kraft in ſich trägt, ein männlicher Körper. Befinden ſich die Keime und die befruchtende Kraft in Einem Körper beiſammen, ſo iſt dies ein Zwitter. Die Theile des weiblichen und männlichen Körpers, welche zur Fortpflanzung beſtimmt ſind, werden Geſchlechts= oder Zeugungstheile genannt.

Bei einigen Thieren, z. B. aus der Klaſſe der Würmer, und bei den meiſten Gewächſen, ſiehet man beiderlei Geſchlechtstheile an Einem Körper. Dieſe befruchten ſich ſelbſt, und es kann alſo ein ſolcher Körper, ohne Zuthun eines andern, d. i. ohne Begattung, obgleich nicht ohne Befruchtung, ſich fortpflanzen.

Andre Körper haben zwar auch beiderlei Geſchlechtstheile zugleich, können ſich aber doch nicht ſelbſt befruchten, ſondern es müſſen ſich zu dieſer Abſicht zwei Körper derſelben Gattung mit einander vereinigen. Alsdann erfolgt aber auch eine gegenſeitige Befruchtung; beide befruchten und werden befruchtet. So hat man es z. B. bei den Regenwürmern und verſchiednen Schneckengattungen gefunden.

Körper mit getrennten Geſchlechtern, d. i. wo der eine nur die männlichen und der andre nur die weiblichen Geſchlechtstheile hat, können noch viel weniger, jeder für ſich ohne Beihülfe des andern, ihr Geſchlecht fortpflanzen, ſondern der männliche muß den Keim des weiblichen befruchten. Bei einigen geſchieht dieſe Befruchtung in dem weiblichen Körper ſelbſt, wozu folglich eine innige Vereinigung beider Geſchlechter erforderlich iſt; von andern weiblichen Körpern trennen ſich die Keime vor der Befruchtung, und erwarten ihre Belebung durch den männlichen Körper außer dem Leibe der Mutter, wie z. B. bei vielen Amphibien und den meiſten Fiſchen.

Welche Mannigfaltigkeit bei dieſem Geſchäft der Natur! Und doch iſt dies noch nicht alles, was man von dem Geheimniß der Fortpflanzung entdeckt hat. So gibt es z. B. Thiere, die zu einer Zeit lebendige Junge gebähren, zu einer andern Zeit Eier legen; die durch eine einzige Begattung bis in das achte und neunte Glied befruchtet werden. Andre haben doppelte männliche und doppelte weibliche Geſchlechtsglieder, u. ſ. w. Und wie viel Wunder derſelben mögen uns noch verborgen ſein?

Der neue Körper gleicht gewöhnlich denen, von welchen er erzeugt iſt, vollkommen. Wenn ſich aber Körper von verſchiedener Gattung mit einander begehen, ſo entſtehen Baſtarde, die mit jenen beiden Körpern Aehnlichkeit haben, und folglich eine beſondere Art ausmachen.

Unter

Unter den Gewächſen iſt dies weit häufiger, als unter den Thieren, auch können ſich die Baſtarde aus dem Gewächsreich faſt ohne Ausnahme weiter fortpflanzen, die aus dem Thierreich aber ſelten.

Abänderungen in der Größe, Farbe und andern zufälligen Eigenſchaften rühren gewöhnlich nur vom Einfluß des Klima, der Nahrung und ähnlicher Umſtände her; man nennt ſie Spiel-arten (varietates).

Die zweite gemeinſchaftliche Verrichtung organiſcher Körper iſt die Ernährung, deren eigentliche Beſchaffenheit eben ſo viel Unerklärbares hat, als die Fortpflanzung. Hier unterſcheiden ſich nun die Gewächſe von den Thieren vornehmlich in der Art, die Nahrungsmittel zu ſich zu nehmen; und dies gibt uns folglich das erſte weſentliche Kennzeichen an die Hand, wonach wir die Begriffe von beiden feſtſetzen können.

Die Gewächſe ziehen ihre Nahrung durch mehrere kleine Oeffnungen, beſonders der Wurzel, in ſich; die Thiere aber haben zu dieſem Zweck nur Eine, verhältnißmäßig große, Oeffnung. Auch können die Gewächſe wegen der feinen Oeffnungen nur feine und flüſſige Nahrungstheile in ſich bringen, und was nicht wirklich zu ihrer Ernährung dient, geben ſie blos durch die Ausdünſtung von ſich; die Thiere genießen gröbere und meiſtens feſte Nahrung, und werfen das Ueberflüſſige durch die After-öffnung aus.

Noch ein anderes weſentliches Kennzeichen, welches die Thiere von den Gewächſen unterſcheidet, iſt die willkührliche Bewegung und Empfindung. Zwar findet ſich eine mechaniſche Bewegung bei dieſen ſowohl, wie bei jenen, denn darin beſteht das eigentliche Leben organiſirter Körper, daß die flüſſigen Theile in den feſten ſich nach gewiſſen Geſetzen bewegen, und wenn dieſe Bewegung in einem Körper aufhört, ſo ſagt man: er ſtirbt.

Von gleicher Beſchaffenheit, d. i. ebenfalls blos mechaniſch, ſind auch die übrigen Bewegungen der Gewächſe, von welchen einige ſogar ihren Stand=ort verändern. Allein willkührliche Bewegung, die beſonders aus dem Triebe ſich zu nähren entſpringt, kommt nur den Thieren zu, und äußert ſich durch einen freien Gebrauch der Glieder zu beſtimmten Abſichten. Hieraus folgt zugleich, daß nur die Thiere wahre Empſindung, oder eine Vorſtellung von den Veränderungen, die durch äußere Eindrücke in ihrem Körper hervorgebracht werden, haben können.

Wenn wir dies alles zuſammenfaſſen, ſo ſind die Mineralien unbelebte, blos durch Anhäufung von außen entſtandne Körper, die ſich weder fortpflanzen, noch ſich eigentlich nähren und wachſen.

Die Gewächſe haben ſchon einen künſtlichern, organiſchen Körperbau; ſie leben, pflanzen ſich fort, nähren ſich und wachſen.

Den Thieren iſt nicht nur dies alles mit den Gewächſen gemein, ſondern ſie zeichnen ſich überdies auch noch durch die Art ſich zu nähren, und durch willkührliche Bewegung und Empſindung vor jenen aus.

Dieſe ſo verſchiednen Geſchöpfe ſtehen aber doch in einer bewundernswürdigen Verbindung mit einander; eins iſt immer durch das andre und um des andern willen da. Die Thiere erhalten größtentheils ihre Nahrung wieder von Thieren und Gewächſen; die Gewächſe von mineraliſchen und thieriſchen Theilen; und der aufgelöſte Stoff der Thiere und Gewächſe geht in Mineralien über.

Wir wollen nun mit der Betrachtung der Thiere den Anfang machen, da dieſe uns in mehr als einer Hinſicht am meiſten intereſſiren.

Von

Von den Thieren überhaupt.

Der thieriſche Körper beſteht aus einer Menge künſtlich verbundner Theile, deren ausführliche Beſchreibung ein Gegenſtand der Phyſiologie iſt, welche aber mehr für die allgemeine als beſondere Naturgeſchichte gehört. Aus der willkührlichen Bewegung und Empfindung, die wir an ihm wahrnehmen, läßt ſich mit Recht ſchließen, daß er nicht nur belebt, ſondern auch beſeelt iſt.

Selbſterhaltung und Fortpflanzung ſind die beiden mächtigen Triebräder, wodurch alle Thiere in Thätigkeit geſetzt werden. Dazu hat ihr Schöpfer ihnen mancherlei Natur- und Kunſttriebe mitgetheilt. Hunger und Durſt treiben ſie an, die durch Bewegung und Ausdünſtung verlohrnen Theile des Körpers wieder zu erſetzen. Eine ähnliche wohlthätige Abſicht hat der gewöhnliche tägliche Schlaf und der Winterſchlaf einiger Thiergattungen. Vermöge der Kunſttriebe können ſie ohne alle Anweiſung und Uebung überaus künſtliche Arbeiten verfertigen, wie z. B. die Bienen ihre Zellen. Der Menſch hingegen hat anſtatt dieſer Kunſttriebe Vernunft bekommen, eine Fähigkeit, die ihn weit über alle Thiere erhebt, und ihn zum Herrn der Erde macht, wozu er beſtimmt iſt.

Man theilt das ganze Thierreich in folgende ſechs Klaſſen:

I. **Säugethiere.** Sie haben ein rothes warmes Blut, gebähren lebendige Junge, und ſäugen ſie.

II. **Vögel.** Dieſe haben ebenfalls ein rothes warmes Blut, unterſcheiden ſich aber von der erſten Klaſſe unter andern dadurch, daß ſie Eier legen.

III. Amphibien. Bei dieſen findet ſich ein rothes kaltes Blut, doch athmen ſie noch, wie die beiden vorhergehenden, durch Lungen.

IV. Fiſche. Das rothe kalte Blut haben ſie mit den Amphibien gemein, ſie athmen aber nicht durch Lungen, ſondern durch Kiemen.

V. Inſekten. Statt des Bluts trift man bei ihnen eine weißlichte kalte Feuchtigkeit an. Auch ſind die meiſten mit Fühlhörnern verſehen, und verwandeln ſich in ihrem Leben ein- oder etlichemal.

VI. Würmer. In Anſehung der weißlichten kalten Feuchtigkeit ſind ſie den Inſekten ähnlich, ſie weichen aber von ihnen darin ab, daß ſie keine Fühlhörner, ſondern zum Theil Fühlfäden haben, und daß ſie keiner Verwandlung unterworfen ſind.

Die übrigen Beſtimmungen und Unterſcheidungszeichen einer jeden Klaſſe kommen noch in der Folge vor. Wir gehen daher nunmehr gleich zur Geſchichte der Säugethiere über.

Erſte Klaſſe.

Säugethiere.

Die zu dieſer Klaſſe gehörigen Thiere unterſcheiden ſich von den übrigen hauptſächlich durch die Brüſte, woran die Weibchen ihre Jungen eine Zeitlang ſäugen.

Merkwürdig iſt bei einigen Säugethieren, daß ſie ihr Futter zuerſt nur grob zerkauet verſchlucken, es nachher durch den Schlund wieder heraufbringen, dann erſt recht zermalmen, und zum zweitenmal hinunterſchlucken. Man nennt ſie wiederkäuende Thiere. Den eigentlichen Zweck dieſer Einrichtung weiß man noch nicht gewiß. Bei denen, welche zugleich geſpaltne Klauen haben, als bei dem Rindvieh, den Schaafen, Ziegen, Hirſchen, Kameelen u. ſ. w., findet man auch einen vierfachen Magen. Der erſte, (der Panſen, Wanſt) iſt ſehr groß, und nimmt das zum erſtenmal verſchluckte Futter auf, wo es etwas durchgeweicht wird. Der zweite (die Haube, Mütze) iſt nur eine Fortſetzung des erſten, und dazu beſtimmt, daß das durchgeweichte Futter in kleinen Portionen aus dem erſten hinübergeht, und ſodann durch den Schlund wieder heraufſteigt. In den dritten Magen (Pſalter) kommt das zum zweitenmal gekauete Futter durch eine beſondre Röhre, ohne wieder durch die beiden erſten Magen zu gehen. Aus dieſem gelangt es endlich in den vierten Magen (Laab, Fettmagen), der dem Magen andrer Thiere ähnlich iſt, und eigentlich zur Verdauung dient. Eben dieſen wiederkäuenden Thieren fehlen meiſtens die Vorderzähne in der obern Kinnlade, in der untern aber haben ſie ſechs bis acht.

Unter den Thieren dieſer Klaſſe hat der Menſch die nutzbarſten gezähmt, und ſie zu Hausthieren gemacht. Dieſe ſind ihm überaus wichtig. Ohne ſie würde er ein mühſames und kümmerliches Leben führen. Auch hat die Vorſehung in dieſem Stück für jeden Himmelsſtrich geſorgt, für jeden eine eigne Gattung geſchaffen, deren Natur den Bedürfniſſen der Bewohner am angemeſſenſten iſt. Theils verrichten ſie für den Menſchen allerlei beſchwerliche Arbeiten, theils geben ſie ihm Nahrung und Kleidung, theils dienen ſie ihm ſonſt durch ihre natürlichen Fähigkeiten und Triebe, wie z. B. die Hunde. Und eben wegen dieſes vielfachen Nutzens mußte er vorzüglich auf die **Erhaltung** und **Vermehrung** derſelben bedacht ſeyn, welche beiden Stücke der Hauptgegenſtand der Viehzucht in den erſten Zeiten waren. Wer die größten Heerden beſaß, der war der reichſte und glücklichſte. Dies finden wir auch noch heutiges Tages bei verſchiednen Völkern, denen es nicht an Weideplätzen fehlt, und die von der Viehzucht allein leben. Bei uns hingegen und vielen andern Nationen wird durch den Ackerbau die Viehzucht eingeſchränkt. Wir dürfen nicht, wie jene, die Vermehrung unſrer Heerden zur vornehmſten Abſicht machen, — denn wir haben nicht Weide genug dazu — ſondern die größte Kunſt des Landwirths beſteht in der **Veredlung** des Viehes, wodurch er in den Stand geſetzt wird, den beſtmöglichen Nutzen davon zu ziehen. Dies iſt es, worauf jeder kluge Landwirth jetzt hauptſächlich ſieht. Und in der That iſt auch der Vortheil einer ſolchen Veredlung, den uns die Erfahrung zeigt, reizend genug. Ein Stück gutes Vieh bringt ſo viel ein, als drei bis vier ſchlechte, und doch braucht natürlich Ein Stück, wenn es auch aufs Beſte verpflegt wird, weniger Futter und weniger Bedienung, als drei oder vier. Die Grundſätze, worauf dieſe Verbeſſerung des Viehſtandes beruht, ſind kürzlich folgende:

Sorg-

Sorgfältige Auswahl des Zuchtviehes. Zu dem Ende pflegt man ſich entweder fremdes Zuchtvieh aus dem Lande, wo die Gattung gleichſam in ihrer natürlichen Vollkommenheit lebt, anzuſchaffen; oder man ſucht das einheimiſche ſelbſt durch die zweckmäßigſten Mittel zu veredlen. Der erſte Weg iſt der kürzeſte. So hat man ſchon an vielen Orten in Deutſchland durch Spaniſche und Engliſche Widder die Schaafzucht verbeſſert. Aber wegen der Koſtbarkeit iſt dies nur für Reiche. Auch arten ſie doch nach einigen Zeugungen allmählig wieder aus, und man muß alſo von Zeit zu Zeit neues Zuchtvieh aus jenen Ländern kommen laſſen, wenn man anders ſeine Heerde auf der erſtern Stufe der Vollkommenheit erhalten will. Auf dem zweiten Wege kommt man zwar nicht ſo geſchwind zum Ziel, er hat aber den Vorzug, daß er weniger koſtbar iſt, und daß man bei fortgeſetzter Bemühung keine Ausartung zu befürchten hat. Man wählt nämlich von jeder Zeugung die beſten und ſtärkſten Thiere zur Fortzucht aus, und hält alle andre davon ab. Zuweilen muß man auch wieder neues Geblüt in den Stamm ſeiner Heerde bringen, indem man fremdes, wiewohl einländiſches, gutes Zuchtvieh eintauſcht oder kauft. Denn es verhält ſich in dieſem Fall mit den Thieren eben ſo, wie mit den Gewächſen. Sie werden durch Umwechslung des Bodens veredelt, und nur wenige gedeihen in mehrern Zeugungen hinter einander auf einerlei Stelle. Selbſt der Menſch gewinnt ja durch Verſetzung aus ſeinem gewohnten Kreiſe. — Wenn man mit einer ſolchen ſtrengen Auswahl beharrlich fortfährt, ſo wird man ſich gewiß einer immer verbeſſerten Raſſe zu erfreuen haben.

Das zweite Mittel zur Veredlung iſt: Reichliches und gutes Futter. Der Einfluß der Nahrung auf alle Geſchöpfe iſt unläugbar gewiß. Bei ſpärlicher und dürftiger Futterung verkümmert das beſte Vieh. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem Graſepferd, das mit der magern

Weide auf gemeinen Triften ſich begnügen muß, und dem kräftigen Roß bei voller Krippe im Stall! Daher war der Gedanke einſichtsvoller Landwirthe ſehr natürlich, durch Stallfutterung und den damit verbundenen künſtlichen Futterbau die Verbeſſerung der Viehzucht zu befördern. So viel man auch gegenſeitig dawider eingewandt hat: ſo hat doch wol noch Niemand geläugnet, daß die Stallfutterung den Viehſtand merklich verbeſſere, denn dies iſt durch wiederholte Erfahrungen ſattſam entſchieden. Aber daß es mit den Regeln einer klugen Haushaltung beſtehe, daß bei der jetzigen Verfaſſung der Landwirthſchaft es überall und leicht zu bewerkſtelligen ſey, das iſts, was mehrere Wirthſchaftsverſtändige beſtreiten. Indeß bleibt der Erfahrungsſatz ohne Ausnahme wahr: je beſſre Nahrung, deſto beſſer das Vieh; je beſſer das Vieh, deſto vortheilhaftere Nutzung deſſelben. Die Klugheit erfordert nun, daß ein Jeder ohne Vorurtheil ſelbſt prüfe und unterſuche, ob die Koſten der beſſern Futterung den davon zu hoffenden Gewinn überſteigen? Und ob die Schwierigkeiten, die der Stallfutterung entgegen ſtehen, auch in ſeiner Lage unüberwindlich ſein? — Unter Stallfutterung verſteht man bekanntlich nicht, daß das Vieh Tag und Nacht in den Ställen bleibe, ſondern nur, daß es nicht aufs Feld getrieben werde, um auf dürftigen Plätzen zu weiden. In den Ländern, wo die Natur die herrlichſten, fetteſten Triften im Ueberfluß darbeut, kann das Vieh freilich auch ohne Stallfutterung zu größrer Vollkommenheit gebracht werden. Allein die beſſre Nahrung iſt auch nicht der einzige Zweck der Stallfutterung, ſondern die Erhaltung des Düngers, die Schonung der Weideplätze, die Bewahrung vor anſteckenden Seuchen ꝛc. kommen dabei nicht weniger in Betrachtung. Das Weſentliche der Stallfutterung beſteht alſo darin, daß man das ganze Jahr hindurch einen hinlänglichen Vorrath von gutem Futter habe, und nicht genöthigt ſei, das Vieh auszutreiben, damit es ſich ſelbſt Nahrung ſuche. Um nun einen

ſolchen

ſolchen Vorrath zu erhalten, wird ein künſtlicher Futterbau erfordert, das iſt, man muß allerlei nahrhafte Gewächſe und Futterkräuter, welche die Natur hier nicht von ſelbſt hervorbringt, anpflanzen, ſo wie man Getraide zur Nahrung für Menſchen bauet. Uebrigens kann man doch bei günſtiger Witterung das Vieh unter freiem Himmel in umſchränkten Plätzen der reinen Luft genießen laſſen.

Drittens. **Man behandle das Vieh überhaupt ſeiner Natur gemäß.** Dieſe Regel umfaßt alles Uebrige, was zur Verbeſſerung der Viehzucht nothwendig gehört. Sie iſt aber von weitem Umfange, und ſetzt Kenntniß der Natur jeder Thiergattung voraus. Da hievon nun in der Folge beſonders Erwähnung geſchieht, ſo würde hier eine Ausführung derſelben überflüſſig ſeyn. Jedoch bemerke ich vorläufig noch dies Eine, was von der Behandlung aller Thiere gilt: Ordnung und Reinlichkeit ſind zum beſſern Gedeihen des Viehes zwei nothwendige Stücke. Ordnung im Futter und in der Arbeit; Reinlichkeit des Leibes, des Lagers, der Nahrung, der Luft.

Was die übrigen Thiere dieſer Klaſſe betrifft, die man unter dem Namen der wilden begreift, ſo ſind ſie größtentheils alle ein Gegenſtand der Jagd. Man theilt ſie überhaupt in nützliche und ſchädliche, oder, nach der Jägerſprache, in edle und unedle ein. Jene werden gehegt. Man ſchont ſie zur Begattungszeit, und begünſtigt ihre Vermehrung; hält ſie aber doch wieder durch die Jagd in den gehörigen Schranken. Bei anhaltendem Mangel an Nahrung im Winter reicht man ihnen auch wol Futter, um ſie vor dem Hunger zu ſchützen. Allein Veredlung findet bei dieſen in Freiheit lebenden Thieren nicht Statt.

Die ſchädlichen verfolgt man zu allen Zeiten. Man ſucht ihre Vermehrung überall zu hindern und ſie gänzlich auszurotten, welches auch ſchon mit einigen Gattungen in Deutſchland ziemlich gelungen iſt.

Das Wild iſt ein Eigenthum des Landesherrn oder des Landeigenthümers, und Niemand hat das Recht, es zu fangen oder zu erlegen, als wem er daſſelbe überlaſſen und aufgetragen hat. Dies iſt nothwendig, denn bei einer uneingeſchränkten Jagdfreiheit würde auch das nutzbare Wild in kurzem ganz vertilgt ſeyn.

Anfangs war die Jagd nur ein Geſchäft der Nothwendigkeit, und ein geſchickter und kühner Jäger war der Wohlthäter ſeiner Nation. Nachher liebte man ſie als eine Vorübung der kriegeriſchen Tapferkeit, und zuletzt artete ſie in bloße Luſtpartie aus. Immer bleibt ſie aber noch eine nützliche Beſchäftigung, wenn man nicht dem Vergnügen die ſanftern Empfindungen der Menſchlichkeit aufopfert. So wie die Natur kein Vergnügen ohne Nutzen für uns bereitet hat; ſo ſollen auch wir jenes von dieſem nie trennen.

Die unſchuldigſte Art das Wild zu jagen, iſt die, daß man es mit Netzen umſtellt, oder durch Jagdhunde vor den Schuß zu bringen ſucht. Allein es ſo lange zu verfolgen, bis es vor Mattigkeit ſtürzt, wie wir bei der Parforcejagd ſehen, iſt obenein auch nicht ſelten ein gefahrvolles Vergnügen. Eine ſolche Jagd kann auch wegen ihrer koſtbaren Unterhaltung nur eine Beluſtigung großer Herren ſein, die ſich damit (freilich nicht auf die beſte Art) bei der drückenden Laſt der Regierungsſorgen zerſtreuen und aufheitern. Hierzu müſſen eine Menge Jäger, Pferde und Hunde das ganze Jahr hindurch erhalten werden; des vielen Jagdzeuges und andern Aufwandes nicht zu gedenken. Natürlich wird daher ein ſo gejagtes und erlegtes Thier weit mehr koſten, als es eigentlich werth iſt.

Man pflegt die Jagd in die hohe und niedre, oder auch wol in die hohe, mittlere und niedre einzutheilen. Zur hohen gehören z. B. der Hirſch, der Auerochſe, der Bär; zur mittlern, die Rehe, Schweine und Wölfe; zur

niedern, die Haſen, Marder, Hamſter u. ſ. w. Der Diſtrikt, in welchem Jemand das Recht hat, zu jagen, heißt eine Wildbahn; Wildbann nennt man aber das Recht, Andre von der Jagdfreiheit auszuſchließen.

Wir beſchreiben nun die meiſten Thiere dieſer Klaſſe, und theilen ſie in drei Ordnungen. Die erſte Ordnung enthält die in Deutſchland einheimiſchen, ſowohl nützlichen als ſchädlichen Thiere, wobei aber zugleich gelegentlich diejenigen fremden Geſchlechter und Gattungen mit angeführt werden, welche der äußern Geſtalt oder den Geſchlechtskennzeichen nach mit jenen verwandt ſind. In der zweiten folgen ſodann die vornehmſten ausländiſchen (ebenfalls nützlichen und ſchädlichen) Thiere, und in der dritten endlich einige merkwürdige Thiere des In- und Auslandes, deren Nutzen oder Schaden für uns nicht ſonderlich wichtig iſt.

Säugethiere. Erſte Ordnung.

Hausthiere.

Das Schaaf.

Das Rind.

- Der Auerochſe.
- Der Biſon.
- Der Büffel.

Das Pferd.

Der Eſel.

- Der Waldeſel.
- Das Zebra.
- Der Mauleſel.

Das Schwein.

- Das Biſamſchwein.

Die Ziege.

- Die Bezoarziege.
- Der Steinbock.
- Die Gemſe.
- Die Gazelle.
- Die Kamälziege.

Der Hund.

Die Katze.

Thiere, die gejagt und verfolgt werden.

Der Hirſch.

- Der Tannhirſch.

Das Reh.

- Das Zwergreh.
- Das Biſamhirſchchen.

Der Haſe.

Das Kaninchen.

- Das Halbkaninchen oder Meerſchweinchen.

Der Wolf.

- Der Goldwolf.

Der Luchs.

Der Fuchs.

Der Dachs.

- Der Honigdachs.

Der Marder.

- Der Zobel.
- Das Frettchen.
- Das Hermelin.
- Das gem. Wieſel.
- Der Iltis.

Einige in der Lebensart dem Mardergeſchlecht verwandte ausländ. Thiere.

- Das Stinkthier.
- Die Zibethkatze.
- Die Pharaonsratze.

Das Eichhörnchen.

Das flieg. Eichhörnchen.

Der Hamſter.

Die Ratte.

Die Maus.

- Die Rellmaus und andre Gattungen.

Der Maulwurf.

Thiere mit Schwimmfüßen.

Der Biber.

- Die Biberratze.

Die Fiſch-otter.

- Die Meer-otter.
- Die Sumpf-otter.

Erſte Ordnung.

Das Schaaf. Capra ovis.

Wir verſtehen unter dieſer Benennung das bekannte wolletragende Thier, obgleich die Wolle nicht das weſentliche Kennzeichen deſſelben iſt, denn unter einem ſehr heißen Himmelsſtrich artet dieſelbe in Haare aus. Schon der dritte Menſch nährte ſich von der Zucht dieſes nützlichen Geſchöpfs, daher iſt Aſien wahrſcheinlich ſein urſprüngliches Vaterland. Indeß gedeihet es überall, wo es ein trocknes warmes Klima, reine Luft und kräuterreiche Triften findet.

Theils durch die Vermiſchung mit andern Thieren, z. B. den Ziegen, theils durch Veränderung des Klima und der Nahrung ſind mancherlei Ab-arten entſtanden. Die Isländiſchen haben zuweilen vier, ſechs bis acht Hörner. Die Arabiſchen ſchleppen dicke Fettſchwänze, wol 40 Pfund ſchwer, mühſam hinter ſich, welche man auf kleine Rollwagen bindet, um ihnen das Tragen dieſer Laſt zu erleichtern. *) Dieſe werden auch in der Gegend von Oren-

burg

*) Von den Schaafen mit Fettſchwänzen gibt es zwei Abänderungen: eine mit breiten und kurzen Schwänzen, eine andre mit dicken und langen. Daher der Widerſpruch einiger Schriftſteller, welche dieſer Raſſe erwähnen. Korte z. B. erklärt das Anbinden der Schwänze an Rollwagen für eine lächerliche Fabel. Er ſagt, es ſei ſchon an ſich unwahrſcheinlich, daß Gott eine Thierart geſchaffen habe, die nicht für ſich ſelbſt vollkommen gut beſtehen könne, ſondern zu ihrem beſſern Fortkommen ein künſtliches Hülfsmittel brauche; auch ſolle man bedenken, wie viel Aufwand, Mühe und Umſtände es erfodre, nur eine einzige

burg gemäſtet, und gröſtentheils nur des Fettes wegen geſchlachtet. Ein Hammel gibt oft dreißig und mehr Pfund. Das Fleiſch wird für ein Spottgeld und faſt umſonſt gegeben.

---

einzige Heerde mit ſolchen Wagen zu verſehen Er verſichert dagegen, daß er auf ſeiner Reiſe (durch Aegypten und Arabien) unzählige Heerden Schaafe mit Fettſchwänzen geſehen habe, aber kein einziges mit einem Wagen hinter ſich, worauf der Schwanz ruhe, welches auch unnöthig, ja ganz unthunlich ſein würde. Nach ſeiner Beſchreibung hängt der Schwanz, ſo lange er nicht über 8 — 10 Pfund ſchwer iſt, wie eine runde Kugel frei bis an das erſte Gelenk des Hinterbeins, und ſchlägt im Gehen von einem Hinterbeine auf das andre. Wird der Schwanz ſtärker (20 — 30 Pf.), ſo wächſt er oben mit dem Hintertheil des Leibes zuſammen, und bildet dann gleichſam ein Dach über dem After, ſo daß man es nicht ſowohl für einen Schwanz, als vielmehr für einen Anhang des Hinterleibes anſehen ſollte.

Levaillant ſahe am Kap auch keine Schaafe mit ſo großen Fettſchwänzen, wie ſie Andre (z. B. Forſter) geſehen zu haben verſichern.

So glaubwürdig dieſe Zeugniſſe ſind; eben ſo glaubwürdig ſind die Zeugniſſe der Gegner. Berkenmeier und Ludolph (in ſeiner historia Aethiopica L. I. c. 10.) haben Abbildungen von Schaafen mit Fettſchwänzen, auf Rollwagen ruhend, in Kupfer ſtechen laſſen, und zu welchem Zweck ſollten ſie eine ſo grobe Erdichtung in die Welt geſtreut haben? — Auch Bochart gedenkt im Hierozoicon dieſer Wagen, und unter den neuern Naturbeſchreibern beſtätigen Bechſtein und Donndorf die Sache.

Wahrſcheinlich ſind die breitſchwänzigen Schaafe häufiger als die langſchwänzigen, und ſelbſt unter dieſen mögen wol nur wenige ſo große Schwänze bekommen, daß ſie einer Unterſtützung mit Wagen bedürfen, daher dann die Einwürfe von Korte (der zufällig nicht durch Gegenden kam, wo es langſchwänzige Schaafe gibt) ſich leicht heben laſſen. —

Das ausgebratne Fett dieſer Schwänze ſoll kein feſtes Talg geben, ſondern nur eine Art von Oel.

ben, weil man an dem Fett Vortheil genug hat. Dies iſt das bekannte Ruſſiſche Talg, welches von den Ruſſen weit und breit verfahren, und von unſern Seifenſiedern und Lichtziehern gern gekauft wird. Auch in Anſehung der Größe und der Farbe findet man einige Verſchiedenheit. Unter andern gibt es eine Art wilder Schaafe in Sardinien, Griechenland, Sibirien und einigen andern Gegenden, welche ſo groß ſind, wie ein mittelmäßiges Kalb, mit ſtarken gewundnen Hörnern, überaus flüchtig und ſcheu. Man nennt ſie Mouſflons (capra ammon) oder Argalis, und vermuthet, daß von ihnen unſer gemeines Schaaf abſtamme.

Kein Hausthier hat durch die Zähmung ſo viel von den Eigenſchaften verloren, die es im Stande der Freiheit zur Selbſterhaltung braucht, als das Schaaf. Seine Dummheit und Geduld iſt zum Sprüchwort geworden. Ohne Führer, oder einen dazu abgerichteten Leithammel iſt es kaum von der Stelle zu bringen; dieſem folgt es aber auch ſelbſt in die augenſcheinlichſte Gefahr. Was dieſer thut, macht eine ganze Heerde blindlings nach. Hält man z. B. dem Leithammel einen Stock vor, daß er darüber ſpringen muß, ſo machen alle übrige nach ihm an der Stelle eben den Sprung, wenn auch kein Stock mehr da iſt. Von der Geduld oder vielmehr Unempfindlichkeit dieſes Thieres zeugt beſonders auch die Gleichgültigkeit, womit es ſich ſein Junges nehmen ſieht, welcher Anblick doch faſt alle andre Thiere wüthend oder traurig macht. Eben ſo gelaſſen erträgt es Mishandlungen, die man ihm ſelbſt zufügt; auch hat es keine Waffen, dieſelben abzuwehren.

Unter dieſen Umſtänden bedarf es nothwendig des Schutzes und der Pflege der Menſchen. Sich ſelbſt überlaſſen, würde in Kurzem dieſe (zahme) Thiergattung gänzlich ausgerottet ſein. Denn nächſt dem Menſchen

iſt das Schaaf, von ſeiner Geburt an, das hülfloſeſte und hülfsbedürftigſte unter allen Geſchöpfen. Allein eben dies Gefühl von Schwäche vermehrt auch die Anhänglichkeit dieſes Thieres an den Menſchen. Es ſchmiegt ſich an ihn wie ein Kind, und ſchreiet nach Hülfe, wenn es ſich verirrt hat, gleich dem Küchlein, das ſich von der Gluckhenne verliert.

So viel Wartung und Mühe es aber erfordert: ſo reichlich lohnt es dieſelbe auch. Erfahrne Landwirthe verſichern, daß es mehr Vortheil bringe, als irgend ein andres Hausthier, wenn das Klima nicht ungünſtig, und die Behandlung deſſelben ſeiner Natur angemeſſen ſei. Der vornehmſte Nutzen beſteht in der Wolle, deren vielfältiger und ausgebreiteter Gebrauch die Erzeugung derſelben zu einem höchſt wichtigen Gegenſtand der Landwirthſchaft macht. Es kommt aber nicht blos darauf an, daß man viel, ſondern vorzüglich, daß man gute Wolle erhält, weil dieſe die Benutzung des Thieres drei- bis vierfach erhöhet. Zu dem Ende muß man auf die Veredlung deſſelben alle Aufmerkſamkeit und Sorgfalt verwenden. Gute Zuchtſchaafe und gutes Futter ſind die vornehmſten Mittel dazu.

Da die Spaniſchen und Engliſchen Schaafe in Europa die beſten ſind, ſo ſuchen andre Länder ihre Heerden durch jene zu verbeſſern. Die Spanier ſelbſt ſollen ihre ſchöne Zucht den Afrikanern verdanken, indem in einigen Gegenden von Afrika die Schaafe ſich in ihrem natürlichen Klima und alſo in ihrer größten Vollkommenheit befinden. Verſchiedne Provinzen Spaniens kommen dem Afrikaniſchen Klima in der Hinſicht ziemlich nahe, daher war es leicht, ſie auch in dieſer Vollkommenheit zu erhalten. Noch mehr aber trägt hiezu die Sorgfalt bei, mit welcher man ſich dort der Wartung und Fortzucht derſelben annimmt. England hat (wie man ſagt) ſeine

ſeine Schaafe durch Spaniſche Widder veredelt. Die herrlichen Triften in dieſem Lande begünſtigen die Schaafzucht ungemein. An Länge und Glanz übertrifft die Engliſche Wolle ſogar die Spaniſche, ſteht ihr aber doch etwas an Feinheit nach, weil das milde Klima fehlt.

Dieſe ausländiſchen Schaafe zu erhalten, hat ſeine eigne Schwierigkeit. In England ſelbſt gilt ein guter Widder zwei bis drei hundert Thaler, und noch dazu iſt die Ausführung bei Lebensſtrafe verboten *). Spanien erlaubt zwar den Verkauf an Ausländer; aber der Preis iſt ebenfalls für einen nicht ſehr begüterten Mann zu hoch. Doch kann man einen Widder von Spaniſcher Zucht, der hier im Lande erzeugt iſt, für zwölf bis funfzehn Thaler haben, und ein ſolcher iſt noch immer weit beſſer, als ein gemeiner, wenn er auch den urſprünglich ausländiſchen nicht ganz gleich kömmt.

Es iſt aber auch ſehr wol möglich, blos durch inländiſches Vieh ſeine Heerden zu verbeſſern. Man wählt nämlich aus den gewöhnlichen Landſchaafen einen guten Widder von weißer, weicher und feiner Wolle, mit breitem Rücken, kurzen Beinen, ſtarkem Hals, muntern röthlichen Augen, und der nicht unter drei Jahr iſt. Dieſem gibt man etliche eben ſo ſorgfältig ausgeſuchte Mutterſchaafe von zwei bis drittehalb Jahren, ob er gleich wol zwanzig beſtreiten kann. In Spanien rechnet man zwölf bis funfzehn auf Einen Widder. Von den Lämmern, die von ihnen fallen, nimmt man wiederum nur die ſchönſten zur Fortzucht. Schlechte Mutterſchaafe läßt man lieber gar nicht belegen. Dabei muß man aber doch mit den Widdern abwechſeln, und alle zwei oder drei Jahre neue von andern Heerden ausſuchen.

Bei einer ſolchen fortgeſetzten Auswahl und Sorgfalt wird ſich die Heerde immer mehr verbeſſern, und man darf

*) Der berühmte Brenkenhof kaufte einen engliſchen Bock für zweihundert Dukaten.

darf eine Ausartung weit weniger befürchten, als wenn man Spaniſche Widder kauft, die, gleichſam aus einem guten Boden in einen ſchlechten verpflanzt, natürlich etwas von ihrer Güte verlieren.

Eben ſo nothwendig iſt aber auch gutes Futter. Wolle und Haare wachſen aus dem thieriſchen Körper, wie Pflanzen aus ihrem Boden. Was bei dieſem der Dünger thut, das thut bei jenem die Nahrung. Wenige und verdorbne Säfte geben ſchlechte Wolle und Haare, daher ſchließt man aus der Beſchaffenheit und Farbe derſelben auf die Beſchaffenheit des Körpers ſelbſt. — Will man wiſſen, welche Nahrung den Schaafen am zuträglichſten ſei, ſo darf man nur ihr Temperament und ihre Lebensarten beobachten, und Acht geben, was ſie gern freſſen. Trockne, gewürzhafte und ſüße Kräuter ſind ihr liebſtes Futter, dabei trinken ſie wenig, und lecken gern Salz. Dies iſt Naturtrieb, denn ſie haben ein ſehr zartes weichliches Fleiſch, und ſind zu mancherlei faulen Krankheiten geneigt, welchen durch jene Lebensart vorgebeugt wird. In unſern Gegenden, wo dergleichen kräuterreiche Trifften ſelten ſind, erſetzt man dieſen Mangel durch Kleebau ſehr zweckmäßig. Wer nicht allzu zahlreiche Heerden hat, der kann daneben auch Schaafſchwingel, Bergklee, Quendel, Meliſſe, Raute und dergleichen ſammlen, im Schatten trocknen, zu Pulver reiben, und ihnen davon täglich etwas mit Salz vermiſcht zu lecken geben. Dies iſt ein vortreffliches Mittel, nicht nur die Schaafe geſund zu erhalten, ſondern auch die Wolle und das Fleiſch zu verbeſſern. *)

Nichts iſt dem Schaafvieh ſchädlicher als Näſſe. Daher muß der Stall an einem trocknen, erhabnen und ſonnenreichen

*) Forſter verſichert, daß die Schaafe nur im größten Hunger Quendel und Tymian freſſen; hingegen feine Gräſer und alle Kreuz- und Schmetterlingsblumen tragende Pflanzen ſind ihr Lieblingsfutter. Nach ſalzigen Pflanzen werden die Schaafe zwar fett, aber die Wolle wird ſchlecht.

reichen Ort gebauet ſein. Um reine Luſt darin zu erhalten, werden mehrere Oeffnungen angebracht, jedoch ſo, daß keine Zugluft entſteht. Ordentliche Glasfenſter, wodurch zugleich Licht in den Stall fällt, tragen ſehr viel zum Wohlbefinden der Thiere bei. Im Finſtern gedeihet kein Vieh ſo gut wie im Hellen. Heu über dem Stall wird leicht dumpfig, hindert die freie Ausdünſtung, und verdirbt durch den herabfallenden Staub die Wolle.

Wer niedere und naſſe Triften hat, kann keine Schaafe halten, wenigſtens ſie nicht austreiben. Ueberhaupt muß man ſie bei regnichtem Wetter, ſtarkem Nebel und Thau im Stalle laſſen. Der ſogenannte fliegende Sommer, eine Art Spinnengewebe, welches im Herbſt am häufigſten auf den Wieſen liegt, verurſacht ihnen die Fäule. Ob ſie gleich wenig trinken, ſo muß man ihnen doch täglich einmal reines Waſſer anbieten, ſonſt fallen ſie über faule Pfützen her, welches ſehr ſchädlich iſt.

Das Schaaf trägt fünf Monat, und wirft im ſechſten. Um dieſe Zeit muß Jemand immer bei der Hand ſein, der den Müttern und jungen Lämmern zu Hülfe kommt. Nach drei Tagen läßt man die Lämmer mit den Müttern bei gutem Wetter einige Stunden aus dem Stall, und nach vierzehn Tagen bietet man den erſtern zartes Laub oder feines Heu zum Freſſen an. Wenn ſie es annehmen, gibt man ihnen wol etwas Hafer oder gequollne Erbſen, oder Malz, damit ſie deſto geſchwinder zu Kräften kommen. Von Zwillingen ſchlachtet oder verkauft man eins, weil beide die Mutter abzehren, und keins recht gedeihet. Gewöhnlich läßt man ein Lamm acht bis zehn Wochen ſaugen; aber in England ſaugt es ſechzehn bis achtzehn Wochen, wodurch unſtreitig die Heerde verbeſſert wird. Nach dem Entwöhnen ſucht man die ſchönſten Bocklämmer zur Fortzucht aus; die übrigen werden entweder gleich, oder nach einem Jahre verſchnitten, und heißen dann Hammel oder Schöpſe. Dieſe geben das beſte Fleiſch.

Das Alter des Schaafs ſetzt man auf zwölf bis vierzehn Jahr. Wenn es nun etwa die Hälfte deſſelben erreicht hat, ſo wird es gemäſtet und geſchlachtet. Zu dem Ende ſondert man die, welche ſechs Jahr alt ſind, von der übrigen Heerde ab. Doch mäſtet man die Hammel auch ſchon im zweiten Jahre. Da die Ausſonderung gewöhnlich im Märzmonat geſchieht; ſo nennt man ſie Märzſchaafe, und das Abſondern ſelbſt heißt Ausmärzen. Um aber die Wolle im Sommer noch zu benutzen, fängt man erſt im September die Mäſtung an. Böcke pflegt man alsdann zu verſchneiden, aber ihr Fleiſch iſt dennoch ſchlechter, als das Hammelfleiſch. Man kann ſie mit Rüben, Kohl, Kartoffeln, Gerſten- Hafer- Bohnenſchrot und dergleichen ſehr fett machen.

Die Wolle wird ihnen des Jahrs entweder nur einmal oder zweimal genommen. Die zweimalige Schur gibt zwar etwas mehr, aber nicht ſo lange Wolle. *) Einige waſchen die Schaafe vor der Schur; allein die Näſſe und Kälte macht ihnen dann das Scheeren noch weit beſchwerlicher. In Spanien bringt man ſie den Tag vorher in einen wohlverwahrten Stall, wo ſie ſchwitzen. Dies erleichtert die Schur ungemein. Auch der beſte Scheerer verſieht es zuweilen, und verwundet das Vieh. In dieſem Fall legt man Weizenmehl, mit Hopfen vermiſcht, auf die Wunde, oder man beträufelt ſie mit Thran, und bedeckt ſie mit Wolle in geſchmolzenes Pech getunkt, damit kein Ungeziefer darin brüte. Nach dem Scheeren hält man ſie einige Tage inne, um ſie vor Erkältung zu bewahren, wenn das Wetter rauh iſt. Auch iſt es gut, ſie mit Salz- oder Hopfenwaſſer, Weinhefen, Oeldruſen, zu waſchen.

Die Lämmerwolle, ſo wie auch die Wolle, welche an dem Kopf, Bauch, Schwanz und den Beinen der übrigen Schaafe

*) Sichern Beobachtungen zu Folge gibt die einmalige Schur nicht nur beſſere Wolle, ſondern auch mehr als die zweimalige.

Schaafe wächſt, iſt die ſchlechteſte, und muß beſonders gelegt werden. Je ſorgfältiger dies geſchieht, deſto lieber kauft ſie der Wollfabrikant. Nach der Güte der Schaafe bekommt man mehr oder weniger Wolle. Unſre einheimiſchen gewöhnlichen Triftſchaafe geben ungefähr nach folgendem Verhältniß: ein Lamm etwas über ein halb Pfund; ein Schaaf anderthalb Pfund; ein Schöps bis vier Pfund, und ein Widder über vier Pfund. Dagegen rechnet man in Spanien auf ein Schaaf vier bis ſechs; auf einen Hammel ſechs bis ſieben und auf einen Widder acht bis zehn Pfund Wolle. *) Eben ſo verſchieden iſt auch der Preis. Er ſteigt bei unſrer einheimiſchen Wolle von drei bis zu zwölf Groſchen für das Pfund; hingegen gilt die feine Spaniſche wol über anderthalb Thaler.

Außer der Wolle benutzt man auch noch die Milch von den Schaafen. Man erhält zwar wenig — etwa ein Viertel-Maaß täglich von Einem Stück — aber ſie iſt ſehr fett. Auch macht man Butter und Käſe davon. Allein wer auf gute Wolle hält, muß dieſen Vortheil fahren laſſen, denn die Entziehung der Milch hindert das Wachsthum und die Güte der Wolle.

Das Schaafvieh iſt mancherlei Krankheiten unterworfen, beſonders der Räude. Es gibt ganze Heerden, die in einem geringen Grade damit angeſteckt ſind, und dieſe heißen Schmiervieh, weil ſie die Schäfer beſtändig ſchmieren. Wenn ſie noch nicht zu ſehr überhand genommen hat, ſo kann man zwar Fleiſch und Wolle davon gebrauchen, beides iſt aber ſchlecht. Dieſe ekelhafte Krankheit entſteht, wie Grind und Krätze bei Menſchen, meiſtentheils aus der Unreinigkeit. Unreines Waſſer verdickt die Säfte der Schaafe, und Schweiß und Staub unter der dicken

*) Daher iſt der Ertrag der Schaafheerden in Spanien ſo anſehnlich. Eine Heerde von 1000 Stück bringt jährlich an 6000 Thaler reinen Gewinn.

dicken Wolldecke juckt, und friſst die Haut an. Das klügſte iſt alſo, derſelben durch Reinlichkeit vorzubeugen. Man gebe ihnen täglich reines Waſſer zu ſaufen, und bade und waſche ſie, beſonders in den heißen Sommermonaten, zuweilen. Eine Salbe von acht Pfund ſchlechter Butter, mit vier Maaß Theer vermiſcht, und den Schaafen zwiſchen Michael und Martini auf die bloße Haut geſchmiert, bewahrt ſie vor der Krätze, und befördert das Wachsthum der Wolle. Sind ſie aber ſchon wirklich damit angeſteckt, ſo muß man ſie täglich ein paarmal mit Aſchenlauge, worin ſchwarze Seife aufgelöſet worden, waſchen, und innerlich gelinde Abführungsmittel gebrauchen, z. B., man nimmt zu acht Theilen Sennesblätter ein Theil Koloquinten, kocht es in Waſſer, ſeihet es durch, und vermiſcht es mit etwas Honig. Hievon gibt man jedem täglich etliche Löffel voll. Dabei müſſen ſie aber von andern abgeſondert im Stall gehalten werden.

Eben ſo anſteckend, aber noch gefährlicher, ſind die Schaafpocken, die mit den Kinderpocken ſehr viel Aehnlichkeit haben. Die Schaafe bekommen ſie auch in ihrem Leben nur Einmal. Jedoch ſind ſie lange nicht ſo häufig, wie die Kinderpocken. Es gibt bösartige und gutartige; dieſe ſtehen einzeln, jene fließen zuſammen. An den bösartigen ſterben ſie gemeiniglich ſchon den dritten Tag nach dem Ausbruch derſelben. Bei den gutartigen hilft ſich die Natur ſelbſt. Im Anfange der Krankheit gibt man ihnen Morgens und Abends jedesmal ein halb Loth geſtoßne Loorbeeren mit eben ſo viel Schwefel und etwas Kleie vermiſcht. Auch thun Haarſeile oder Spaniſchfliegenpflaſter gute Dienſte. Eſſig, Salpeter, Kampher und andre kühlende und der Fäulniß widerſtehende Mittel ſind nicht weniger rathſam.

Eine andere Krankheit, die ſie häufig befällt, iſt das Drehen oder der Kreiſel. Das Schaaf hält den Kopf nach Einer Seite gekrümmt, drehet ſich im Kreiſe herum,

fällt plötzlich nieder, ſteht wieder auf, taumelt und knirſcht mit den Zähnen, bis es ſtirbt. Gewöhnlich ſieht man dies im Frühling und im Sommer. Dieſe Krankheit ſoll eine doppelte Urſache haben: einmal die Sonnenhitze, *) und dann die Würmer. Wenn die Schaafe auf niedern und naſſen Triften weiden, und ihnen die Sonne auf den Kopf brennt, ſo entſteht eine Art von Schlagfluß, der ſich auf oben beſchriebene Art äußert. Man verhütet ihn, wenn man das Vieh vor der Näſſe bewahrt, und es bei ſtarker Hitze in Schatten bringt. Die zweite Urſache iſt eine Gattung Bandwürmer, die ſich im Gehirn, man weiß nicht wie, erzeugen, und ihnen die entſetzlichſten Schmerzen und den Tod verurſachen. Muthmaßungen über ihre Entſtehung findet man in der Beſchreibung der Würmer. Man hat kein anderes Mittel dagegen, als die Hirnſchaale zu öffnen, und die Würmer herauszunehmen, dies iſt aber eine mißliche und gefährliche Cur. Am beſten iſt es, das Thier gleich zu ſchlachten, denn das Fleiſch iſt übrigens geſund und gut.

Auch entſtehen öfters Würmer und die ſogenannten Egelſchnecken in der Leber der Schaafe, woran ſie erkranken und ſterben. Näſſe und unreines Getränk befördert die Entwickelung des Saamens dieſer Würmer, den ſie ſchon von der Geburt an in ſich haben. Fälſchlich glaubte man ſonſt, daß ſie den Saamen aus Pfützen und Sümpfen mit einzögen. Hievon muß man ſie alſo deswegen abhalten, weil, wie die Erfahrung lehrt, der Wurmſaame ſich leicht dadurch entwickelt, und die Würmer alsdann

*) Nach Bechſtein entſteht dieſe Krankheit bloß von Bandblaſenwürmern im Gehirn. Rother Gauchheil (anagallis arvensis) gepulvert und mit geſchrotenem Malze vermiſcht eingegeben, und dann Thee von Gauchheil nachgeſchenkt, ſoll die Würmer tödten. Andre rathen Hirſchhornſpiritus in die Naſe zu ſpritzen.

dann in ihnen überhand nehmen. Bemerkt man aber ſchon Spuren von der Gegenwart der Würmer, ſo gibt man ihnen eine ziemliche Portion warm gemachten Biereſſig, worin eine Handvoll Küchenſalz aufgelöſt worden iſt. Sie pflegen ihnen danach durch Maul und Naſe abzugehen.

Gegen das Blutharnen empfiehlt man Kampher mit Terpentin, zu gleichen Theilen unter Salz gemengt.

Wenn die Schaafläuſe (Täken) überhand nehmen, ſo vertreibt man ſie entweder mit Tabaksbrühen, oder man reibt Wurzel vom Ahornbaum zu Pulver, kocht ſie in Waſſer, ſeihet es durch, läßt es kalt werden, und wäſcht die Schaafe damit.

Ein allgemeines Vorbauungsmittel gegen viele Krankheiten der Schaafe iſt roher Gyps, den man geſtoßen unter Salz mengt, und ſie täglich davon lecken läßt.

Uebrigens kann man vom Schaaf, wann es geſchlachtet iſt, bekanntlich alles gebrauchen: das Fleiſch, das Fell, das Talg; die Hörner und Klauen zum Düngen; die Knochen zum Leim und die Därme zu Saiten. Siehe die Technologie.

Das Rind. Bos taurus.

Der Biſon. Der Büffel.

Unſer zahmes Rindvieh ſtammt von den Ur- oder Auerochſen ab, die man noch jetzt wild in Polen, Litthauen, Sibirien u. ſ. w. findet. Dieſe wilden ſind gemeiniglich ſchwarzbraun, unbändig und ſo ſtark, daß man ſie ehemals in Kämpfen mit Löwen und Bären ſiegen ſah. Der Anblick der rothen Farbe ſetzt ſie in Wuth, daher man ſie durch einen rothgekleideten Strohmann zu locken, und dann zu fangen oder zu erlegen pflegt.

Der

Der Buckelochſe (Biſon) iſt in Afrika und Amerika zu Hauſe. *) Er hat einen Höcker auf dem Rücken, eine mächtige Bruſt und einen ſtarken Hals, der gleich dem Löwen mit einer langen Mähne prangt. Es iſt ein furchtbares Thier, welches in Geſellſchaft große Viehheerden und auch wol Menſchen anfällt, und ſie zertritt. Sein Fleiſch hat einen etwas biſamartigen Geruch, ſoll aber ſonſt ſo ſchmackhaft wie unſer Rindfleiſch ſeyn. Die langen Haare der Mähne werden zu Strümpfen und andern Kleidungsſtücken verarbeitet. Auch benutzt man die Haut, das Talg und die übrigen Theile eben ſo, wie von unſerm zahmen Rindvieh.

Der Büffel (Bos bubalus), deſſen eigentliches Vaterland Aſien ſeyn ſoll, gehört ebenfalls zu dieſer Thiergattung. In Italien, Ungarn und einigen andern Ländern hat man ſie mit großem Vortheil zu Hausthieren gemacht. Aber auch gezähmt bleiben ſie immer noch weit ſtärker und unbändiger, als die gemeinen Ochſen. Von dieſen unterſcheiden ſie ſich überdies noch durch ihre Größe und durch die Hörner, die etwas hinterwärts und an beiden Seiten des Halſes niedergebogen ſind. **) Man re-

*) Der Amerikaniſche Buckelochſe (bos bison americ.) wird für eine eigene Gattung gehalten. Er iſt viel größer, als der gemeine Ochſe und das größte Landthier der ſogenannten neuen Welt. In manchen Gegenden ſind ſie ſo häufig, daß man auf Einer Jagd wol 1500 bis 2000 Stück erlegt. Ein recht fetter Ochſe gibt oft 150 Pfund Talg. Die Haut iſt ſo ſchwer, daß der ſtärkſte Mann ſie nicht aufheben kann.

**) Der Afrikaniſche Büffel (bos cafer) iſt eins der zornigſten und rachſüchtigſten Thiere. Er begnügt ſich nicht daran, den Menſchen, oder das Thier, welches er anfällt, zu tödten, ſondern er verweilt noch lange dabei, zertritt den Feind mit den Füßen, zermalt ihn mit den Knieen, zerfleiſcht ihn mit den Zähnen und Hörnern, und leckt ihm die Haut mit der Zunge ab. Von dieſem grau-

giert ſie mit einem Ring, der ihnen durch die Naſe gezogen wird, und doch gehen ſie zuweilen mit dem Fuhrwerk durch. Zum Ziehen ſind ſie vortrefflich. Zwei Büffel ziehen eine Laſt, die vier, oder gar, wie ein anderer Beobachter verſichert, ſechs Pferde kaum zu bewegen im Stande ſind. Die Büfelkühe ſind auch in Anſehung der Milch ſehr nutzbar. Sie geben zwar nicht ſo viel, wie unſre gemeinen Kühe, aber ſie iſt ſehr fett, und ſetzt dreimal mehr Sahne ab, als gewöhnliche Kuhmilch. Um Butter daraus zu machen, muß man ſie mit gemeiner Sahne vermiſchen. Ihr Fleiſch iſt grob, doch ſaftig, und von keinem unangenehmen Geſchmack. Sie ſind wohlfeil zu unterhalten, und begnügen ſich mit Stroh von Erbſen, Bohnen, Hirſe u. ſ. w. Im Sommer gehen ſie gern in Sümpfe. Ein ausgewachſener Büffel wiegt gemeiniglich 800 bis 1000 Pfund, und wird mit ſechzig bis neunzig Thalern bezahlt. Die Haut ſchätzt man wegen ihrer Stärke und Feſtigkeit ſehr. Sie koſtet etliche zwanzig Thaler. Auf die gute Zurichtung derſelben verſtehen ſich nicht alle Gerber. In Frankreich findet man eigne Manufakturen zur Bereitung dieſer Häute, womit ein ausgebreiteter Handel getrieben wird. Man braucht ſie zu Reitkollets, Degenkoppeln u. ſ. w. Auch in Deutſchland hat man nun angefangen, dieſe Thiere zu erziehen und ihre Häute zuzurichten.

Jedoch die Kenntniß und Zucht unſers einheimiſchen Rindviehes iſt für uns bis jetzt immer noch die wichtigſte. Was es durch Zähmung an Größe und wilder Stärke verlohren hat, das erſetzt es uns vielfach durch ſeine

---

grauſamen Geſchäft geht er oft weg, kehrt aber bald wieder zurück, um von neuem anzufangen. Bändigen läßt er ſich auf keine Weiſe. Sparmann ſagt, daß er einſt einen ſolchen Büffel, den er geſchoſſen hatte, mit dem Tode kämpfen ſah, und ſetzt hinzu: nie habe ich ein ſtärkeres Bild von Angſt und Wuth geſehen, als in den Mienen dieſes Thieres.

ſeine übrige Nutzbarkeit wieder. Viel tauſend Menſchen ernähren ſich ganz allein von der Zucht deſſelben. Zum Ackerbau iſt es des Düngers wegen faſt unentbehrlich. In England, Ungarn, Podolien, in der Schweiz, Holſtein, Oſtfriesland und überhaupt in den ſogenannten Marſchländern *) findet man das größte und ſchönſte. Die röthliche Farbe ſcheint die natürliche zu ſeyn; doch gibt es auch weiße, weißblaue, ſchwarze und andre Schattirungen. In England und Schottland ſieht man Rindvieh ohne Hörner.

Ein gemäßigtes, aber mehr kaltes, als heißes Klima bekommt ihm am beſten. Es liebt niedrige, mit friſchem hohen Graſe bewachſene Gegenden. Da es von Natur träge und ſchwerfällig iſt, ſo befördert Ruhe ſein Gedeihen. Es frißt geſchwind, legt ſich dann nieder, und wiederkäuet. So ſtill und friedlich dieſe zahmen Thiere ſind, ſo widerſetzen ſie ſich doch einem gemeinſchaftlichen Feinde mit der größten Unerſchrockenheit. Wann ſie einen Wolf oder ein andres Raubthier erblicken, ſo treten ſie in einen engen Kreis zuſammen, mit den Köpfen auswärts gekehrt. Auch das kühnſte wird nicht leicht wagen, ſie in dieſer Stellung anzugreifen. Dem gewohnten Hunde ihres Hirten gehorchen ſie; aber wann ein fremder unter die Heerde kommt, gehen ſie ſämmtlich auf ihn los, und jagen ihn in die Flucht. Selten findet man ſtößige Kühe. Vor muthigen Ochſen hat man ſich ſchon mehr zu hüten. Am wenigſten aber iſt den Reit-ochſen (Bullen) zu trauen, die oft wüthend auf jeden Unbekannten eindringen.

*) Die fruchtbaren Gegenden an der Elbe und Nordſee, die vor Jahrhunderten den Fluthen entriſſen und durch Dämme geſichert ſind, heißen Marſchland; alles übrige, es ſei beſchaffen wie es wolle, wird Geſtland genannt.

In Anſehung der Güte und des Werths iſt unter dem Rindvieh in den verſchiednen Ländern Europens ein großer Unterſchied. Von einer ſchlechten Kuh erhält man täglich kaum etliche Maaß Milch; eine Marſchkuh hingegen gibt ſechszehn bis zwanzig Maaß. Jene kauft man für zwölf bis ſechszehn Thaler; dieſe gilt ſechszig bis ſiebenzig, und ein Kalb von etlichen Monaten zehn bis funfzehn. Man kann wol denken, daß es hier wiederum hauptſächlich auf die Beſchaffenheit und Menge des Futters ankommt. Eine ſolche einträgliche Kuh verlangt, wenn ſie im Stalle gehalten wird, täglich zwanzig bis vierzig Pfund Heu, mithin in einem Monat zwiſchen ſechs und zwölf Centner. Und dann die herrlichen fetten Triften, womit die Natur jene Länder geſegnet hat! — Wo nun dieſe nicht ſind, da muß man ihren Mangel durch Fleiß und Kunſt zu erſetzen ſuchen, wenn man anders die Vortheile einer gebeſſerten Viehzucht genießen will. Auch in der Wahl der Zuchtrinder muß man ſorgfältig ſeyn, und es gilt hier eben wieder die Regel, die ſchon vorher bei der Schaafzucht angegeben iſt. Ein Rind guter Art, aus einer magern Gegend auf fruchtbare Weiden verſetzt, kommt allemal beſſer fort, als umgekehrt. Dies erfahren alle Wirthe, welche Zucht=rinder z. B. aus der Schweiz oder Oſtfriesland holen, und nicht ſo gute Futterung haben.

Der Zuchtſtier ſoll billig nicht vor dem dritten, und die Kuh nicht vor dem zweiten Jahre zur Fortpflanzung gebraucht werden. Die gewöhnliche Zeit der Zulaſſung iſt das Frühjahr und der Anfang des Sommers. Um aber neue Milch und Kälber zu allen Zeiten zu haben, pflegt man die Kühe durch Oehlkuchen oder Hafer mit Salz auch außer jenem Zeitpunkt hitzig zu machen. So lange die Kuh trächtig iſt, muß ſie mehr geſchont und beſſer gepflegt werden, als ſonſt. Man gibt ihr daher auf jedes Futter eine Handvoll Hafer oder Gerſtenſchroot. Neun Monate trägt

ſie, und im zehnten bringt ſie das Kalb, gewöhnlich eins, ſelten zwei, und noch ſeltner drei. Nach dem Kalben ſetzt man noch eine Zeitlang das Schrootfutter fort, oder miſcht Rüben und Kartoffeln unter das gewöhnliche Futter. Etliche Wochen vor und nach dem Kalben muß ſie nicht gemolken werden. Nach ſechs oder acht Tagen läßt man das Kalb nicht mehr, ſo oft es will, ſondern täglich nur etlichemal ſaugen, damit es die Mutter nicht zu ſehr erſchöpft. Man kann es aber mit gekochter Milch und Brodtkrumen bald zu Kräften bringen. Verſchiedene Landwirthe wollen jetzt durch eigne Erfahrung es weit vortheilhafter gefunden haben, die Kälber gar nicht ſaugen zu laſſen, ſondern ſie eine Zeitlang mit einer beſtimmten Portion Milch zu tränken. Gegen die Schwämme, die ſie zuweilen am Saugen hindern, empfiehlt man Salz in Eßig aufgelöſt, womit man das Maul fleißig ausreibt. Kälber, die verkauft werden ſollen, brauchen überhaupt nicht länger als einen oder anderthalb Monat zu ſaugen. Laues Getränk und Mehl macht ſie fett. Nach ſechs bis ſieben Wochen ſind ſie zum Schlachten am beſten. Die aber zur Fortzucht beſtimmt ſind, müſſen drei Monat und drüber die Muttermilch haben, wenn ſie recht gut werden ſollen. Vor der Kälte muß man ſie in Acht nehmen, und ſie daher des Morgens nicht zu früh und des Abends nicht zu ſpät außer dem Stall zubringen laſſen. Auch im nächſten Winter, ehe ſie ein völliges Jahr erreicht haben, vertragen ſie nicht viel Kälte.

Nach dem erſten Jahre heißt ein Kuhkalb eine Färſe. Die Stierkälber, die man nicht zur Fortzucht haben will, werden nach achtzehn Monaten verſchnitten, und heißen dann Ochſen. Dies geſchieht theils darum, damit ſie deſto eher gebändigt und zur Arbeit bequemer werden, theils auch, weil das Fleiſch dadurch genießbarer wird, und ſie ſich beſſer mäſten laſſen. Zum Ziehen ſind die Ochſen ſehr gut zu gebrauchen. Es iſt aber beſſer, ſie am Halſe, wo

ſie ihre ganze Stärke gebrauchen können, als an den Hörnern anzujochen. Zwei zuſammengeſchirrt ziehen ungleich beſchwerlicher, als jeder einzeln für ſich. Ein arbeitender Ochs muß etwas Kleie oder Hafer bekommen. Will man ihn recht bei Kräften erhalten, ſo darf er nur einen halben Tag arbeiten. Man muß zu dem Ende mehrere im Stall haben, die einander ablöſen. Ochſen ſind wohlfeiler zu unterhalten, als Pferde, ſie geben auch beſſern Dünger, und wann ſie alt werden, mäſtet und ſchlachtet man ſie, welcher Vortheil bei den Pferden wegfällt. Auch die Blindheit verringert ihren Werth eben nicht. Ob es aber rathſamer ſei, zur Acker-arbeit Ochſen oder Pferde zu halten, das müſſen die beſondern Umſtände eines Landwirths entſcheiden. Ein erfahrner Oekonom berechnete in ſeiner Wirthſchaft den Gewinn von acht Ochſen gegen ſechs Pferde in fünf Jahren zu tauſend Thalern.

Der Stall muß luftig, trocken und gegen Hitze und Kälte geſichert ſein. Federvieh, Schweine, u. ſ. w. dürfen nicht hineinkommen. Alle Morgen läßt man friſche Luft in den Stall, reinigt die Tröge, und wäſcht ſie mit Salzwaſſer aus. Im Sommer wird einen Tag um den andern, im Winter alle drei Tage ausgemiſtet. Täglich ſtriegelt man das Vieh, reibt es mit wollnen Tüchern oder naſſen Strohwiſchen ab, und wäſcht den Staub von den Füßen. Dieſe Ordnung und Reinlichkeit trägt ſehr viel zum Gedeihen bei.

Der rothe Klee iſt ſehr nahrhaft, blähet aber das Vieh leicht auf, wenn er friſch genoſſen wird. Am beſten gibt man halb Klee und halb Stroh zu grobem Häckerling geſchnitten. Ueberhaupt iſt das Zerſchneiden alles langen Futters für jedes Vieh gut. Das Aufblähen wird auch verhütet, wenn man das Vieh erſt ſaufen läßt, ehe man Klee futtert. Wicken, Steckrüben und Kohl, iſt ebenfalls vortreffliches Futter. Zur Vermehrung der Milch rühmt man beſonders den großen ſchwarzen Rettig, die

große

groſse Neſſel, Paſtinaken, geſchnitten Kartoffelkraut mit den daran hängenden Saamen-äpfeln und häufiges Tränken. Blätter von Eſchen, Ulmen und Eichen werden nur in der gröſsten Noth vorgeworfen; man leitet von dieſer Nahrung das Blut-harnen her. Im Winter muſs man den Trank verſchlagen laſſen.

Das Rindvieh wird funfzehn bis zwanzig Jahr alt. Bis ins vierte Jahr ſind die Hörner glatt und ſpitzig, im fünften bekommt jedes Horn einen Ring, und dann ſetzt es alle Jahr einen neuen an. Nach der Zahl dieſer Ringe, doch noch ſichrer nach der Beſchaffenheit der Zähne, beurtheilt man das Alter. Im ſechsten oder ſiebenten Jahr wird es gemäſtet und geſchlachtet. Einen Ochſen läſst man zuweilen auch bis ins neunte Jahr gehen. Dem Maſtvieh gibt man auf ſein gewöhnliches Futter Schroot und gequollne Körner. Warme Maſtung iſt nicht zu empfehlen. Wenn ein Ochs vom Mai bis zum Oktober auf der Maſtung ſteht, ſo wird er fett genug. Beiſpiele von ſo ungeheurer Gröſse und Fettigkeit gemäſteter Ochſen, wie im Jahr 1775 eins bekannt wurde, ſind in Deutſchland ſelten. Man ſchlachtete damals in Nürnberg einen Ochſen, der 25 Centner und 40 Pfund wog. An Talg allein hatte er 340 Pfund, die Haut war 70 Pfund ſchwer.

Unter den Krankheiten des Rindviehes iſt keine bekannter und fürchterlicher, als die ſogenannte Viehſeuche, die in wenigen Wochen ganze Länder verheert. Dieſe Art von Krankheit, welche wirklich peſt-artig iſt, und vornehmlich ſeit 1711 in Europa wüthet, greift jedoch kein andres Geſchöpf an. Sie iſt bloſs dem Rindvieh eigen, und das Thier, welches ſie einmal gehabt hat, bekommt ſie nicht wieder. Die erſte Urſache derſelben kennt man noch nicht genau, man ſchreibt ſie daher einer unreinen Luft und dem durch böſe Dünſte und Nebel verdorbnen Futter zu. Hieraus entſteht eine Fäulniſs und Entzün-

dung der Säfte, welche ſich bei dem Vieh anfangs durch Traurigkeit, Mangel an Apetit, Aufhören des Wiederkäuens und Fieberſchauer äußert. Die Hörner und Ohren ſind bald warm, bald kalt. Der Harn iſt ungewöhnlich roth, der Miſt widernatürlich dick oder dünn; zuweilen Verſtopfung, zuweilen Durchfall. In der Folge läßt es Kopf und Ohren hängen, bewegt den Schwanz nicht mehr, und gibt keinen Laut von ſich. Aus Maul und Naſe fließt ein dünner Schleim, die Augen ſchwellen auf, das Athemholen wird ſchwer, und das Thier fängt an zu keuchen. Dies ſind gemeiniglich die Vorboten des Todes. Einige ſterben ſchon nach zwei, andre nach zehn oder elf Tagen. Sehr wenige überſtehen dieſe Krankheit. Ihr Gift ſteckt außerordentlich leicht an. Nicht bloß unmittelbare Berührung und Nachbarſchaft der Ställe, ſondern auch die aus der Entfernung durch die Winde herbeigeführte verpeſtete Luft theilt ſie mit. Selbſt Menſchen, ſo wenig ſie auch ſelbſt davon angegriffen werden, können ſie von einem Orte zum andern tragen. Eben deshalb iſt auch die äußerſte Vorſicht nöthig, damit die einmal entſtandne Seuche ſich nicht weiter verbreite. Ueberhaupt hat man ſie bisher glücklicher verhütet, als geheilt. Die Stallfutterung erhält auch hiedurch eine neue Empfehlung. Man hat vielleicht noch kein Beiſpiel, daß bei einer gehörigen Einrichtung derſelben das Vieh die Seuche bekommen hätte. Hingegen wüthet ſie da am häufigſten, wo es die meiſte Zeit auf der Weide zubringt. Auch die Reinlichkeit, das Räuchern des Stalls mit Eſſig und Wacholderbeeren, Vermiſchung des Futters mit Salz und des Getränks mit Vitriolſpiritus oder Eſſig, hat ſich zur Verhütung der Krankheit wirkſam bewieſen. Mit ſehr glücklichem Erfolge hat man in Holſtein dieſelbe eben ſo, wie bei den Kindern die Pocken, inoculirt oder eingeimpft. Denn da das Vieh nur einmal damit befallen wird, ſo iſt man nachher ſicher. Der Vortheil dabei iſt der, daß

man den Körper des Thiers gehörig dazu vorbereiten und reinigen kann; wenn hingegen die Seuche unvermuthet kommt, ſo findet ſie zu viel Vorrath von Unreinigkeiten und fehlerhaften Säften, daher wird ſie ſo heftig, daß die Natur meiſtentheils unterliegt. Man nimmt aber das Einimpfen nicht eher vor, als bis die Seuche in der Nähe iſt, auch bei keinem allzujungen oder ſchon angeſteckten Viehe. Das Einimpfen geſchieht mit einem baumwollenen Faden, den man in die eiternde Materie eines nicht zu gefährlich kranken Thiers, die ihm aus der Naſe oder den Augen fließt, getaucht hat. Dieſen zieht man mit einer Packnadel durch die Haut am Hinterbacken, doch ſo, daß das Thier nicht mit dem Maule dazu kommen kann. Zwiſchen dem dritten und ſechsten Tage läßt man ihm zur Ader, und gibt ihm fleißig Salpeter. Am ſechsten pflegt ſich die Seuche einzuſtellen, und dann zieht man den Faden wieder heraus. — Wann ein Stück Vieh wirklich an der Seuche geſtorben iſt, ſo muß es ſogleich tief vergraben und mit Kalk beſchüttet werden.

Bei großer Hitze und Dürre bekommt das Rindvieh zuweilen an der Zunge oder am Ende des Maſtdarms eine Peſtblatter, die zwar nicht anſteckend, aber doch tödtlich iſt. Sie hat die Größe einer Haſelnuß, und ſieht bleifarbig aus. Man muß ſie gleich herausſchneiden, die Wunde mit Eſſig auswaſchen, und dem kranken Viehe eine Zeitlang Eſſig unter das Getränk geben.

Die ſogenannten Franzoſen ſind bei dem Rindvieh eben das, was bei den Schweinen die Finnen ſind, entſtehen auch aus eben der Urſache. S. Schwein; Folglich kann man das Fleiſch von ſolchem Viehe ohne alles Bedenken genießen, wie die Erfahrung auch ſchon hinlänglich beſtätigt hat.

Wann es viel naſſen rothen Klee frißt, oder auf bethaueten Wieſen weidet, ſo ſchwillt es zuweilen plötzlich auf, und ſtirbt, wenn man nicht eilig zu Hülfe kommt.

In dieſem Falle ſticht man mit einem Inſtrumente, welches Trokar heißt, zwei gute Hände breit vom Rückgrat in den aufgebläheten Bauch, da dann die Winde zu der Oeffnung herausfahren, und der Leib ſich wieder ſenkt. Der Trokar iſt hiezu beſonders eingerichtet; im Nothfall kann man aber auch ein handlanges Brodtmeſſer gebrauchen. Noch leichter ſoll dem Viehe geholfen werden, wenn man ihm eine Handvoll Schnupftaback in Milch, oder Lein-öl in lauer Milch ($\frac{1}{4}$ Pfund Oel auf ein Nößel Milch), oder einen lebendigen Froſch eingibt.

Das Blutharnen entſteht oftmals nur von dem Saamenſtaube der Fichtenblüthe, oder von einigen Arten von Baumblättern. Wenn aber innerliche Entzündung die Urſache davon iſt, ſo hat es mehr Gefahr. Ein unfehlbares Mittel dagegen ſoll folgendes ſeyn: Blätter von Bergpeterlein und Pimpinelle, auch Alandswurzel, getrocknet, zu Pulver gerieben und eingegeben. Ein gewiſſer Wirth kaufte blutharnendes Vieh wohlfeil ein, und curirte es damit, ohne Eins zu verliehren. Auch Aderlaß hilft zuweilen. Rührt die Krankheit aber vom Steine her, ſo iſt ſie unheilbar.

Wann das Vieh zu Zeiten nicht freſſen will, ſo darf man nur das Futter in Wein-eſſig einweichen und mit Salz beſtreuen. Dies erregt bald wieder außerordentlichen Appetit.

Wider Geſchwulſt und Geſchwüre dient ein Umſchlag mit einem Brei aus Leinſaamen in Milch gekocht.

Wider böſe Euter der Kühe braucht man Lilienblätter in Baum-öl geweicht.

Blaue und blutige Milch entſteht gewöhnlich von dem Genuſſe gewiſſer Kräuter und von unordentlicher Diät. Schwalbenkraut z. B. (chelidonium) macht beſonders ſchwächlichen Kühen die Milch blutig. Veränderung im Futter und gute Witterung iſt das Mittel wider dieſen

krän-

kränkelnden Zuſtand. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem plötzlichen Vergehen der Milch.

Von dem geſchlachteten Rindviehe benutzt man vornämlich das Fleiſch. Mit dem geräucherten und gepökelten wird in Seeſtädten ein ſtarker Handel getrieben, da es den Seefahrenden auf langen Reiſen zur Nahrung dienen muß. Berühmt iſt das Hamburger geräucherte Rindfleiſch, welches nicht nur angenehmer ſchmecken, ſondern auch leichter zu verdauen ſein ſoll, als das gewöhnliche. Die Braunſchweiger Cervelatwürſte werden hauptſächlich von Rindfleiſch gemacht. Der Gebrauch der übrigen Theile, der Haut, der Haare, der Hörner u. ſ. w. kommt in der Technologie vor. Von dem Rinderblute bemerken wir nur noch, daß die Aerzte es für eine ſehr ſchädliche Gewohnheit halten, Blutwürſte davon zu machen, wie dies an einigen Orten geſchieht.

Das Pferd. Equus caballus.

Die erſten und nothwendigſten Bedürfniſſe des Menſchen befriedigt das Schaaf und das Rind; aber das Pferd dient ihm vornämlich zur Bequemlichkeit und zur Pracht. Kein Thier hat durch die Zähmung ſo viel gewonnen als eben dies, aber keins iſt auch eines ſo hohen Grades von Veredlung fähig. Mit der Gelehrigkeit des Elephanten verbindet es eine bewundernswürdige Leichtigkeit in den Bewegungen und einen edlen Anſtand des Körpers. Die verwilderten — denn urſprünglich wilde ſoll es nicht mehr geben —, die man jetzt noch in Polen, in der Tatarei und in andern Ländern findet, ſind klein und unanſehnlich, obgleich unbändig und ſchnell. Es verdankt alſo die Schönheit und die Vorzüge, wodurch es den erſten Rang unter den Hausthieren erhalten hat, hauptſächlich der Erziehung des Menſchen.

Ein

Ein mehr warmes, als kaltes Klima iſt ſeiner Natur am angemeſſenſten. In allzu heißen und zu kalten Ländern verliert es von ſeiner natürlichen Güte. Arabien und Perſien bringen die ſchönſten hervor. Der Adel hält kaum ſorgfältiger über ſeine Ahnen und Geſchlechtsregiſter, als man in Arabien den Stammbaum der edelſten Raſſe bewahrt, und Vermiſchung derſelben mit unedlem Geblüte verhütet. Bei der Geburt eines ſolchen Füllen ſind Notarien und Zeugen gegenwärtig, und dem Käufer des Roſſes wird dies gerichtlich beſtätigte Stammregiſter zu ſeiner Sicherheit eingehändigt. Allein das ſchlechteſte von der erſten Klaſſe verkauft man auch nicht leicht unter fünfhundert, die beſten aber für mehrere tauſend Thaler. Ein ſolches läuft in Einem Tage achtzehn bis zwanzig deutſche Meilen.

In Europa werden die Spaniſchen, Engliſchen und Neapolitaniſchen vorzüglich geſchätzt. Auch in Dännemark, Holſtein, Meklenburg und einigen andern Ländern findet man vortreffliche Raſſen.

Außer dem ſchönen Körperbau, der Feinheit und dem Ebenmaaß der Glieder, worin das Pferd unter den Säugethieren wol nicht ſeines Gleichen finden dürfte, empfiehlt es ſich auch noch beſonders durch Schnelligkeit und Stärke. Es iſt beinahe geſchwinder, als der Wind; denn man hat ein Beiſpiel, daß ein Engliſches Pferd beim Wettrennen in einer Sekunde 88 Engliſche Schuh gelaufen iſt, da hingegen ein heftiger Sturmwind, nach einer genauen Berechnung, nur 66 Engliſche Schuh in eben der Zeit zurücklegt. *) Dieſes Wettrennen, welches auch bei den Tatarn, Türken und andern Völkern zum Vergnügen angeſtellt wird, zeigt freilich nur, was die

*) In neuern Zeiten hat man jedoch beobachtet, daß die ſtärkſten Stürme in einer Sekunde über hundert und zwanzig Fuß durchliefen.

die größte Anſtrengung vermag, und dieſe kann nicht lange ausdauern. Aber auch die gewöhnliche Geſchwindigkeit eines guten Pferdes, die es ohne Schaden mehrere Stunden nach einander fortſetzen kann, iſt immer ſchon beträchtlich genug und für uns in vielen Fällen ausnehmend wichtig. Unter unſern Hausthieren kann kein anderes in dieſer Hinſicht ſeine Stelle erſetzen. Auch in Anſehung der Stärke behauptet es dieſen Vorzug. Der Ochs iſt zum Ziehen und nicht zum Tragen, der Eſel zum Tragen und nicht zum Ziehen geſchickt; beider Eigenſchaften ſind im Pferde vollkommen vereinigt. Ein Engliſches Zugpferd zieht drei bis vier tauſend Pfund, und ein Laſtpferd trägt zweihundert und zehn Engliſche Pfund; eine Laſt, die ſelbſt kleinen Kamelen zu ſchwer ſeyn würde.

Neben der Stärke beſitzt es Herzhaftigkeit und kriegeriſchen Muth. Es iſt das einzige Thier auf dem Erdboden, daß mitten im Getümmel der Schlacht weder flieht, noch in wilde Wuth geräth. Schon das älteſte Buch der Bibel nahm dieſen charakteriſtiſchen Zug in ein herrliches Naturgemälde mit auf: — Es ſpottet der Furcht, und erſchrickt nicht, und fleucht vor dem Schwerdt nicht, wenn gleich ihm entgegen klinget der Köcher, und glänzet beide Spies und Lanzen. Es zittert und tobet (vor Ungeduld) und achtet nicht der Trommeten Hall. — Der Elephant, dem es an Körperkraft und Größe weichen muß, iſt ſeit der Erfindung des Feuergewehrs zum Kriege unbrauchbar. Der Blick des Feuers hat für dieſes koloſſaliſche und ſonſt ebenfalls kühne Geſchöpf etwas ſo Schreckliches, daß es ſeiner Rieſenſtärke vergißt und flieht. Nur berauſcht hält er allenfalls Stand, wie jeder feige Held. Und auch in vorigen Zeiten, da der Gebrauch des Feuergewehrs noch unbekannt war, machte der Schmerz der Wunden und der Anblick des Bluts ihn ſo wüthend, daß er dem Heere, für welches er ſtritt, eben ſo gefährlich ward, als den Feinden, wodurch der Sieg nicht ſel-

ſelten verloren ging. Wie ganz anders beträgt ſich unſer ſtreitbares Roß! Wie unerſchrocken im Feuer und Rauchdampfe! Wie heldenmüthig bei Verwundungen! Nur da, wo auch der tapferſte Krieger den Naturgefühlen erliegen muß, ſieht man es wanken und ſinken. Aber kein Angſtgeſchrei, kein Klageton entfährt ihm. Den meiſten andern Thieren dieſer Klaſſe, ſelbſt denen, die ſonſt nie eine Stimme von ſich hören laſſen, preßt der Schmerz ein Winſeln und Heulen aus. Das Pferd wiehert nur vor Wolluſt und Freude, oder in der Hitze des Streits. Höchſt ſelten entfährt ihm ein unwillkührlicher Laut, der dem Klageton gleicht. Alle dieſe heroiſchen Eigenſchaften machten es kriegeriſchen Nationen von jeher ſchätzbar und werth. Eine wohlgeübte Reuterei, welch Uebergewicht gibt ſie nicht am Tage der entſcheidenden Schlacht! Jene Handvoll Spanier, die in einem fremden Erdtheile Königreiche eroberte, und zahlreiche Heere ſchlug, verdankt dieſe Siege zur Hälfte dem Schrecken der Roſſe.

Edler Stolz bezeichnet die Stellung und den Gang des in der Reitſchule gebildeten Pferdes. Es ſcheint ſich zu fühlen, ſich ſelbſt zu gefallen im glänzenden Geſchirr und Schmuck. Ganz zur Parade geſchaffen, erhöhet es den Pomp feſtlicher Aufzüge. — Durch Lob und gute Worte läßt es ſich weit eher regieren und ziehen, als durch Schelten und Schlagen. Die Trägheit des Ochſen und Eſels ermüdet den Arm des Treibers; das Pferd gehorcht dem Worte, dem Winke, dem leiſeſten Drucke mit dem Fuße oder dem Gebiſſe. Dieſe Empfindlichkeit, dies feine Gefühl zu erhalten und zu benutzen, iſt die vornehmſte Kunſt eines geſchickten Bereiters. Harte Behandlung macht es ſtörriſch, tückiſch und ſcheu, und bringt alle die ſittlichen Fehler hervor, die in der Folge unheilbarer ſind, als manche Gebrechen des Körpers.

An Klugheit und Gelehrigkeit kann das Pferd den in dieſer Hinſicht berühmteſten Gattungen der Thiere an

die

die Seite geſtellt werden. Selbſt zu ſolchen Künſten läßt es ſich abrichten, die dem unwiſſenden Haufen der Zuſchauer mehr als natürlich ſcheinen.

Iſt es wol zu verwundern, daß man in den älteſten Zeiten Loblieder auf dies edle Geſchöpf abſang, und daß man mit ausgezeichneter Sorgfalt ſich der Zucht und Bildung deſſelben annimmt? —

In Anſehung der Fortzucht gebraucht man zur Veredlung der Raſſe eben dieſelben Mittel, wie beim Schaaf- und Rindvieh. Koſtbare ausländiſche Hengſte (Beſchäler), oder einheimiſche von vorzüglicher Güte und Schönheit, werden zwiſchen dem April und Junius mit ausgeſuchten Stuten gepaart. Bei der erſten Paarung dürfen beide nicht unter vier Jahr alt ſeyn. In Spanien läßt man den Hengſt nicht vor dem ſechsten und ſiebenten Jahre zu. Bis ins vierzehnte, höchſtens achtzehnte Jahr, iſt die Stute fruchtbar; der Hengſt bis ins zwanzigſte. Das ganze Lebensalter dauert fünf und zwanzig bis dreißig Jahre. Vom funfzehnten Jahre an betrachtet man ſie als alte Pferde. Man läßt die Stute lieber ein Jahr ums andre belegen, weil alsdann das Füllen größer fällt. Wann die Stute trächtig iſt, verſchont man ſie mit zu ſchwerer Arbeit. Sie trägt elf Monat, und wirft im zwölften, ſelten mehr als Ein Füllen. Das Pferd iſt, ſo viel man weiß, das einzige Thier, das im Stehen wirft. Das erſte Füllen von einer Stute pflegt nicht ſo ſchön zu ſeyn, wie die folgenden. Sechs Monate läßt man es ſaugen, aber auch nicht länger, weil es ſonſt zu weichlich wird. Gegen das Ende der Entwöhnung gibt man ihm ſchon Kleie und zartes Heu. Bei ordentlicher Stallfütterung geräth es beſſer, als auf der Weide. Zwar bekommen die Füllen im Stalle ſogenannte Bärenfüße; aber das ſchadet ihnen nichts. Im dritten Jahre läßt man den Huf auswirken, ſo gibt ſich dieſe Unförmlichkeit. Alsdann werden ſie auch zu ihrer Beſtimmung abgerichtet, entweder vorzüglich zum Reiten

oder zum Fahren. Man gewöhnt ſie, Sattel und Zaum zu leiden, und lehrt ſie Schritt, Trab und Galopp. Der Paß, das Mittel zwiſchen Schritt und Trab, ſoll eigentlich ein Fehler ſeyn, und von der Schwäche des Thiers zeugen. Die Paßgänger heben den Vorder- und Hinterfuß der Einen Seite faſt zu gleicher Zeit auf, daher entſteht dann der wiegende Gang.

Man muß die Füllen fleißig waſchen, damit die Haut empfindlich bleibt. Ein gutes Pferd läßt ſich nicht gern an die Ohren greifen, und drückt den Schweif feſt an ſich, wenn man ihn aufheben will.

Damit es den Kopf hoch tragen lerne, wird die Krippe, ſo wie es wächſt, immer mehr erhöhet. Nach achtzehn Monaten werden die Hengſtfüllen, wenn ſie nicht Beſchäler werden ſollen, geriſſen, und dann heißen ſie Wallachen. In Arabien und Perſien geſchieht dies nicht; ſie behalten ihr natürliches Feuer und ihre männliche Stärke, und ſind doch zu allen Arbeiten recht gut zu gebrauchen. Von der unnatürlichen Mode, den Schweif abzuſtutzen, kommt man ſelbſt in England zurück, wo das ſogenannte Angliſiren ſeinen Urſprung genommen hat. In Ungarn pflegt man wol den Huſarenpferden die Naſe aufzuſchlitzen, um ihnen mehr Athem zu verſchaffen und das Wiehern zu ſchwächen. Beſondere Anſtalten zur Pferdezucht oder Stutereien ſind koſtbar anzulegen und zu unterhalten, und alſo nur für reiche Herren. Dem Lande, wo ſie ſich befinden, bringen ſie Vortheil, und verzinſen das darauf gewandte Kapital jährlich mit vier bis zehn Procent, wenn nicht außerordentliche Unglücksfälle ſich ereignen.

Das beſte Futter des Pferdes iſt Hafer und Heu. Den Hafer pflegt man mit zerſchnittenem Stroh oder Häckſel zu vermiſchen, um das Kauen zu befördern und die Maſſe zu vermehren. In vier und zwanzig Stunden bekommt es ungefähr zwei Metzen Hafer und fünf bis acht Pfund Heu. Hat es viel zu arbeiten, ſo bekommt es mehr. Einem müſſi-

müſſigen Pferde gibt man nicht ſo viel Körner, ſondern lieber mehr Heu, Gras oder Klee mit Stroh zerſchnitten. Er braucht jedesmal zwei Stunden zum Freſſen und Saufen. Wenn etwas von der Vogelkirſche unter das Futter kommt, frißt es nicht; ſo auch, wenn die Zähne mit Talg oder Seife beſtrichen werden, welches zuweilen betrügeriſche Wirthe thun. In dieſem Falle muß man die Zähne mit Salz abreiben. Die große Brenneſſel iſt ihnen nicht nur ein angenehmes, ſondern auch ein ſehr gedeihliches Futter.

Das Pferd liebt vorzüglich die Reinlichkeit, und muß daher täglich geſtriegelt und gebürſtet werden. Auch legt man ihm im Stalle eine wollene Decke gegen den Staub auf. Den Stall ſelbſt muß man fleißig ausmiſten, und die Krippe rein halten. Eben ſo nöthig iſt friſches reines Waſſer zum Getränk.

Im Frühjahre haart es, iſt kränklich und muß alſo etwas geſchont werden. Ueberhaupt aber iſt es weit mehrern Unfällen ausgeſetzt, als das Rindvieh. Sehr gewöhnlich iſt unter andern die Druſe, welche in ihren Erſcheinungen dem Schnupfen gleicht. Sie äußert ſich bei dem Thiere durch Trägheit, Traurigkeit, heiſern Huſten und einen ſchleimigen Ausfluß aus der Naſe oder dem Maule. Auch entſtehen zuweilen um die Kinnbacken und an andern Orten kleine Beulen. Unreine Säfte ſind die nächſte Urſache derſelben, und dieſe rühren oftmals von dumpfiger und verdorbener Nahrung her. Ein plötzlicher Uebergang vom grünen zum trocknen und vom trocknen zum grünen Futter im Herbſte und im Frühlinge ſoll dieſe Krankheit ebenfalls verurſachen. Man muß daher von dem einen zum andern allmählig übergehen. Die ganze Cur der Druſe beſteht hauptſächlich in Beförderung der Ausdünſtung. Man hält den Stall warm, behängt das Thier mit einer guten wollnen Decke, und gibt ihm kein kaltes Getränk, ſondern laulichtes Waſſer mit Gerſtenmehl und Honig vermiſcht. Auch wird folgendes Arzneimittel dagegen

gegen empfohlen: Ein halb Pfund zerſtoßne Wacholderbeeren, eben ſo viel Genzianwurzel und acht Loth Galgant, mit Honig zu einer Latwerge gemacht. Hiervon ſtreicht man Morgens und Abends jedesmahl einer Wallnuß groß dem Pferde auf die Zunge.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem **Strengel**, der von plötzlicher Verkältung, oder von ſtaubigtem und beregnetem Futter herrührt. Aderlaß und Klyſtire, innerlich aber Buttermilch, Salpeter und Vitriolſpiritus unter das Getränk ſind die beſten Gegenmittel.

Noch ſchlimmer iſt der **Roß**, der oft aus der ſchlechten Behandlung der Druſe entſteht. Einige ſchreiben ihn auch dem Saufen von ſehr kaltem Waſſer bei warmer Witterung zu, weil das Pferd dabei die Naſe mit ins Waſſer ſteckt, und ſich verkältet. Er iſt nicht allemal anſteckend, aber ſehr ſchwer zu heilen. Ein weißer, gelbgrünlicher oder röthlicher Schleim fließt gemeiniglich nur aus Einem Naſenloche. Auch ſiehet man, wie bei der Druſe, hin und wieder knötrige Beulen. Der Ausfluß hört zuweilen eine Zeitlang auf, und dann kann ein unvorſichtiger Käufer ſehr betrogen werden. Die Knoten unter der Kinnlade verrathen aber auf jeden Fall die Krankheit. Im Allgemeinen wird ſie eben ſo behandelt, wie die Druſe, indem man nur noch vier Loth Goldſchwefel des Spiesglaſes zu obiger Latwerge hinzuſetzt. Andere rathen, das kranke Pferd alle zehn oder vierzehn Tage mit einer Pille aus anderthalb Loth Leber-aloe, einem Lothe gereinigten Weinſtein, einem halben Quentchen verſüßten Queckſilber und weißer Seife zu reinigen. Dieſe und ähnliche Arzneien helfen freilich nicht, wenn das Geblüt ſchon ſehr verdorben iſt. Allein es hat in unſern Zeiten ein berühmter Stallmeiſter ein geheimes Mittel erfunden, welches noch nie fehlgeſchlagen haben ſoll. Man bekommt es in Frankfurt am Main bei Herrn W i e r z. Ein Topf von anderthalb Pfund, nebſt dem Gebrauchszettel, koſtet acht Gulden.

Der

Der Koller, den man in den ſtillen und raſenden eintheilt, iſt auch eine gefährliche Krankheit. Bei dem ſtillen iſt das Thier ganz unempſindlich, läßt ſich die Füße kreuzweis über einander ſtellen, verdreht die Augen, ſieht ſtarr auf einen Fleck u. ſ. w. Dieſer geht zuweilen in den raſenden über, da es wüthet und tobet, die Wände hinanſpringt u. ſ. w. Nach öftern Anfällen ſtirbt es unter Zukkungen. Man empfiehlt dagegen folgenden Trank, wovon man Morgens und Abends die Hälfte geben ſoll: vier Loth gereinigten Salpeter, zwei Loth eröffnenden Eiſenſafran und zwölf Loth Brunnenwaſſer untereinander gemiſcht. Dabei muß man gute Diät halten laſſen, und ſparſam futtern.

Die Räude, welche bei den Pferden Schabe heißt, vertreibt man mit einer ſcharfen warmen Lauge von Holzaſche, Kalk und Hünermiſt, womit man es wäſcht, und alsdann eine Decke darüber breitet.

Dies ſind die gewöhnlichſten und bekannteſten Krankheiten der Pferde. Das Regiſter derſelben könnte freilich noch ſehr vermehrt werden, aber gegen die wenigſten hat man ganz ſichere und zuverläſſige Mittel. Am beſten iſt es, durch gute Wartung und Aufmerkſamkeit denſelben vorzubeugen.

Die vornehmſte Benutzung des Pferdes beſteht bei uns in dem Gebrauche ſeiner Kräfte, ſo lange es lebt. Andere Völker genießen aber auch das Fleiſch deſſelben und die Milch. Aus der letztern deſtilliren ſie ein geiſtiges Getränk, welches dem Branntwein gleicht. Hiezu ſoll ſich die Pferdemilch beſſer ſchicken, als die von andern Thieren, weil ſie wenig fette und viele geiſtige Theile hat. Die Haut und die Haare vom Schweife werden bekanntlich auch von uns benutzt, wovon in der Technologie ein Mehreres. Die ſtarken Sehnen am Fuße (Roß-adern gebraucht der Orgelbauer. Von den Backenzähnen macht man in Irland ſchöne Knöpfe, auch werden ſie ſonſt noch polirt ver-

arbeitet, und zu allerlei ausgelegter Arbeit angewendet. Der Pferdemiſt, der außerordentlich hitzig iſt, und beſonders zu Miſtbeeten dient, iſt in Schweden zum Schweinefutter und im Nothfalle ſelbſt zur Fütterung der Schaafe vorgeſchlagen worden.

Der Eſel, Equus asinus. Der Wald-eſel. Das Zebra.

Wer kennt nicht dies von uns ſo verachtete Geſchöpf, das aber doch mit dem edlen Roſſe näher, als irgend ein anderes, verwandt iſt? Auch ſchätzte man den Eſel im Orient und den ſüdlichen Ländern von jeher weit höher, als bei uns. Man bediente ſich ſeiner zu den feierlichſten Aufzügen, und ſelbſt Könige hielten es nicht für ſchimpflich, auf ihm zu ſitzen. Aber dort lebt er auch in ſeinem natürlichen Klima, und die Zähmung hat ihm da von ſeinen urſprünglich guten Eigenſchaften wenig genommen. Denn der wilde Eſel oder Wald-eſel, den man noch in der Tatarei Heerdenweiſe findet, iſt ein munteres und ſchnelles Thier. Allein unter einem kältern Himmelsſtriche wird er träge, klein und unanſehnlich. Man hält ihn deshalb in den nördlichſten Gegenden von Europa gar nicht. Doch ſcheint auch die ſchlechte Behandlung von unſrer Seite, und die wenige Sorgfalt für ſeine Erziehung zu dieſer Ausartung mit beizutragen.

Zu dem Geſchlechte dieſes Eſels und des Pferdes gehört auch noch das Zebra, deſſen Vaterland Afrika iſt. Es gleicht, der Geſtalt nach, einem Maul-eſel. Die Grundfarbe des Körpers iſt weiß, und in der Queere laufen ſchmale ſchwarzbraune Streifen hin, ſo regelmäßig, als ob ſie von der Hand des Malers gezeichnet wären. Unläugbar eins der ſchönſten unter den vierfüßigen Thieren. Es iſt aber ſo wild und unbändig, daß es nur mit der

größten Mühe gezähmt werden kann. In England ließ man eine gezähmte Stute dieſer Gattung von einem gemeinen Eſelshengſte belegen, um Zucht davon zu haben. Man täuſchte ſie dadurch, daß man das Fell des Eſels, nach der Zeichnung des Zebrafelles, bemalte, denn vorher weigerte ſie ſich, ihn zuzulaſſen. Sie brachte zwar ein Junges, beide aber ſtarben kurz hintereinander. In Afrika erlegt man dieſe Thiere auf der Jagd. Das Fleiſch wird gegeſſen, und das ſchöne Fell braucht man zu Pferdedecken *).

Der Eſel unterſcheidet ſich von dem Pferde hauptſächlich durch den kahlen Schwanz, der nur am Ende einen Büſchel Haare hat, durch längere Ohren und einen ſchwarzen Strich über dem Rücken. Die graue mauſefahle Farbe ändert er nicht; doch gibt es einige Beiſpiele von weißen Eſeln. In warmen Ländern hat er eine anſehnliche Geſtalt. Eine ganz kleine Gattung in unſern Gegenden, ungefähr ſo groß wie ein Pferdefüllen von einem Monat nennt man Stein-eſel oder Müller-eſel, weil ſie gemeiniglich zum Tragen der Säcke in den Mühlen gebraucht werden. In Europa hält man die Spaniſchen und Mailändi-

*) Zum Reiten läßt ſich das Zebra doch eher abrichten, als zum Ziehen. Levaillant ritt auf einem, welches ſehr gut ging.

Außer dem Zebra (equus zebra) kennt man noch zwei ähnliche Thiere, den Dſchiggetái (equus hemionus) und den Quagga (equus quagga). Sie haben die Geſchlechtskennzeichen mit dem Zebra gemein, machen aber eigne Gattungen aus. Der Dſchiggetái (d. i. Langohr) findet ſich beſonders häufig in der Mungolei. Er ſieht oben iſabellgelb aus, unten weiß, und iſt ungefähr ſo groß, wie ein Maulthier. Der Quagga iſt größer und ſtärker, und hat beinahe eine ganz braunrothe Farbe, mit etwas hellern, zuweilen dunklern Streifen. Kopf, Beine, Bauch und Lenden ſind gelblichweiß. Sein Schreien gleicht einem Bellen, und klingt wie: qwa, qwa, daher nennen ihn die Hottentotten Quagga. Auf dem Kap wird er zum Zuge gewöhnt.

ländiſchen für die ſchönſten, wo auch oftmals einer mit mehrern hundert Thalern bezahlt wird. Spanien iſt auf dieſen Vorzug ſo eiferſüchtig, daß es die Ausführung der Zucht-eſel bei Lebensſtrafe verboten hat. In der That wäre es auch wol der Mühe werth, einen Verſuch zur Verbeſſerung der Eſelzucht in Deutſchland zu machen; er würde nicht ganz ohne Erfolg und ohne Vortheil ſeyn. Dem einen Vorwurfe, den der Eſel jetzt wirklich verdient, kann man mehrere unverkennbare Vorzüge entgegenſtellen. Er iſt wohlfeil zu unterhalten, denn er begnügt ſich mit dem ſchlechteſten Unkraute und mit Diſteln. Die letztern ſind ſeine liebſte Nahrung, und man müßte ſie für ihn, wenn man ihm gütlich thun wollte, ausdrücklich anpflanzen. Er geht ſanfter und ſichrer, als das Pferd, und iſt daher in gebirgigen Gegenden vorzüglich gut zu gebrauchen. Nach Verhältniß ſeiner Größe trägt er vielleicht unter allen Thieren die ſchwerſte Laſt. Er geht mit vier Scheffeln Getraide beladen in Einem Tage vier Meilen. Krankheiten iſt er weniger unterworfen, als ein anderes Hausthier. Das Pferd ſchläft nur zwei bis drei Stunden hinter einander; der Eſel noch weniger. Seine Trägheit und Langſamkeit iſt zwar ein Fehler, wenn wir ihn als unſer dienſtbares Thier betrachten; aber aus dieſem Fehler entſteht — wie dies oft der Fall iſt — etwas Gutes. Er kann eben darum deſto mehr Beſchwerden ertragen und darunter ausdauern, denn er ermüdet nicht durch vergebliche Sprünge und unnütze Bewegungen.

In der Jugend iſt der Eſel luſtig und lebhaft, welches aber freilich bei einem Eſel ins Poſſirliche fällt. Die Schläfrigkeit nimmt mit den Jahren zu. Er hat eine harte und trockne Haut, daher leidet er vom Ungeziefer und dem Stiche der Inſekten wenig. Läuſe nährt er gar nicht. Eben dieſe Härte der Haut macht ihn auch gegen Schläge ziemlich unempfindlich. Quält man ihn aber ſehr, ſo

ſo ſperrt er das Maul auf, und verzerrt die Lippen jämmerlich, ohne einen Laut von ſich zu geben.

Von der Eſelzucht iſt nicht viel Beſondres zu bemerken. Es findet die nämliche Behandlung Statt, wie bei den Pferden. Wenigſtens ſollte es ſo ſeyn, und wenn man die Eſel ſchlechter abwartet, ſo hat man auch weniger Vortheil von ihnen zu hoffen. Nur in Anſehung des Futters ſind ſie nicht ſo köſtlich. Geſtampfte Diſteln freſſen ſie außerordentlich gern; dieſe bekommen aber auch den Pferdefüllen und andern Hausthieren wohl. Von jungen Bäumen muß man ſie eben ſo, wie die Ziegen, abhalten. Zum Getränke verlangen ſie das reinſte Waſſer. Sie ſind ſchon im zweiten Jahre fruchtbar; man ſoll ſie aber nicht ſo früh zulaſſen, und keinen Eſelhengſt unter drei und über zehn Jahren zum Belegen gebrauchen. Die Eſelin wirft im zwölften Monat Ein Füllen; von mehrern hat man faſt kein Beiſpiel. Sie liebt es mit außerordentlicher Zärtlichkeit. Das Alter des Eſels erſtreckt ſich auf dreißig Jahr.

In Spanien und Italien wird das Eſelsfleiſch gegeſſen. Das von den Füllen hält man ſogar für einen Leckerbiſſen. Die Milch der Eſelinnen iſt magerer, als Kuhmilch, und man kann weder Butter noch Käſe davon machen. Es iſt alſo auch unrichtig, daß der berühmte Parmeſankäſe von Eſelsmilch verfertigt werde. Aber eben darum, weil ſie nicht käſigt iſt, läßt ſie ſich leichter verdauen, und iſt daher für Kranke und kleine Kinder ſehr gut. Man empfiehlt ſie beſonders ſchwindſüchtigen Perſonen. Jedoch muß ſie ſo warm genoſſen werden, als ſie von der Eſelin kommt, weil ſie ſonſt bald verdirbt. Von dem Gebrauche der Haut ſiehe die Technologie.

Wenn man Eſel und Pferde ſich mit einander paaren läßt, ſo entſtehen davon **Baſtarde**, die mit beiden zuſammen Aehnlichkeit haben. Ein Eſelhengſt und eine Stute vom Pferdegeſchlecht zeugen ein **Maulthier**. Von dem Pferdehengſt und der Eſelin fällt der **Maul-eſel**. Dieſer

letzte iſt ſeltner, aber größer und ſchöner, als der erſte. Da dieſe Paarung nicht natürlich iſt, ſo erfodert ſie auch einige Vor-anſtalten, und gelingt doch nicht immer. Weder die Eſelin noch die Stute dürfen ſich ſchon ſonſt mit Thieren ihrer Art begattet haben, weil ſie in dieſem Falle die künſtlich veranſtaltete Paarung zu verweigern pflegen. In Spanien legt man ſich vorzüglich auf die Zucht dieſer Baſtarde, die auch daſelbſt ſo ſchön fallen, daß man das Stück zuweilen mit dreihundert Thalern bezahlt. Der Handel außer Landes damit iſt ebenfalls ſehr ſtrenge verboten. Die vornehmſten Perſonen, ſelbſt die königliche Familie, gebrauchen dieſe ſtattlichen Thiere vor ihren Karoſſen. Sie dienen ſowohl zum Reiten, als zum Ziehen und Tragen, und werden eben ſo beſchlagen und angeſchirrt, wie die Pferde. Bei uns vertreten ſie häufig die Stelle der Packpferde, beſonders im Kriege, wozu man ſie ſehr vortheilhaft gefunden hat. Sie ſind dauerhafter, ſtärker und größer, als die Eſel, und dabei gelaſſener, ſicherer und lenkſamer, als die Pferde. Man glaubt daher die Tugenden von beiden, ohne ihre Fehler, in dieſer Baſtard-art zu entdecken.

Das Schwein. Sus scrofa.

Das Schwein hat unter uns gewiſſermaßen das Schickſal des Eſels. Es wird verachtet, und — trefflich genützt. Außer den Juden und Muhamedanern, denen der Genuß des Schweinefleiſches durch ein Religionsgeſetz verboten iſt, haben faſt alle andre Nationen daſſelbe mit unter die eßbaren Thiere aufgenommen. Jenes Religionsgeſetz gründet ſich zwar auf mediziniſche Urſachen, die aber doch mehr unter einem heißen, als gemäßigten oder kalten Himmelsſtriche, zur gänzlichen Enthaltung von dieſem Fleiſche verbinden können.

Das

Das wilde Schwein, von dem unſer zahmes abſtammt, findet man in dem ſüdlichen Europa. Es iſt gewöhnlich ſchwarz oder ſchwarzbraun, daher führt es den Namen Schwarzwild. Die beiden Hauzähne, die aus der untern Kinnlade der Männchen hervortreten, ſind bei den wilden größer, als bei den zahmen. Bei den Afrikaniſchen trifft man vier Hauzähne an; zwei in der obern und eben ſo viele in der untern Kinnlade *). Jene ſind größer, ſtehen neun Zoll lang aus dem Maule hervor, und die Wurzel iſt fünf Zoll dick. Ueberhaupt hat das wilde noch eine längere Schnauze, kürzere aufrechtſtehende Ohren, und ſetzt keinen Speck an. Es iſt außerordentlich ſtark und kühn, und vertheidigt ſich muthig gegen eine überlegne Macht. Man hat es in Afrika ſelbſt Löwen ſich abwehren ſehen. Das Männchen heißt der Hauer oder Keuler; das Weibchen, die Bache; die Jungen nennt man Friſchlinge. Vor Ablauf des dritten Jahres geben die Jäger ihnen auch wol den Namen Rudelſchweine, weil ſie ſo lange in Begleitung ihrer Mutter zu gehen pflegen. Man jagt ſie im November und December. Wenn man Friſchlinge fängt, ſie verſchneidet und dann wieder laufen läßt, ſo gibt es ein vortreffliches Wildprett.

In Süd-amerika ſieht man eine beſondere Gattung wilder Schweine, die keinen Schwanz, ſondern hinten auf dem Rücken einen drüſigen Sack haben. In demſelben befindet ſich ein ſchmieriges Weſen, welches nach Biſam riecht, wovon das Thier den Namen **Biſamſchwein** (Sus Tajassu) führt. Es iſt zwar dem gemeinen Schweine ähnlich, wird aber lange nicht ſo groß, und lebt auch reinlicher

*) Das Afrikaniſche Schwein (sus aethiopicus) iſt eine von dem unſrigen verſchiedene Gattung, und hat unter den Augen zwei drüſenartige Säckchen, und eben dergleichen auf jeder Seite der Schnauze. Sein Körper iſt meiſt nackt und nur dünne mit Borſten beſetzt, dagegen hat es eine Art von Mähne.

licher *). Wenn es geſchoſſen iſt, muß man ſogleich den drüſigen Sack abſchneiden, ſonſt bekommt das an ſich ſchmackhafte Fleiſch einen ſo widrigen Geruch davon, daß es gar nicht zu genießen iſt.

Unſer zahmes Schwein iſt nun faſt auf der ganzen Erde verbreitet und ein Hausthier geworden, nur die kälteſten Gegenden ausgenommen. Das Männchen wird ein Eber genannt; das Weibchen eine Sau; die Jungen: Ferkel, und wenn ſie noch ſaugen, Spanferkel. Um das Fleiſch zarter und ſchmackhafter zu machen, und auch die Mäſtung zu erleichtern, pflegt man ſie wol zu verſchneiden, da alsdann der Eber ein Borg, und die Sau Börgen heißt. Kein anderes Thier iſt ſo ganz in Fett gehüllt, als ein gemäſtetes Schwein. Bei dem Hammel, bei dem Ochſen u. ſ. w. findet man Fleiſch und Fett gemiſcht, oder das Fett ſammlet ſich an den Enden des Fleiſches; das Schwein hingegen iſt mit einer dicken Lage Speck umgeben, die es ſo unempfindlich macht, daß es zuweilen Ratten und Mäuſe Löcher hinein freſſen läßt.

Gefräßigkeit iſt die bekannteſte Eigenſchaft dieſes Thieres. Es verſchmäht auch die allerunfläthigſten Dinge nicht. Man ſieht es nie anders, als mit Befriedigung der Freßbegierde beſchäftigt, oder ruhend. Das Schwein nimmt ſeine Nahrung eben ſowohl aus dem Thierreiche, als aus dem Gewächsreiche. Es wühlt in der Erde nach Wurzeln, Früchten, Inſekten und Gewürmen. Beſonders iſt ihm die ſogenannte Erdmaſt ein herrliches Futter. Dieſe findet man im Herbſte unter dem feuchten Mooſe in ungeheurer Menge. Es ſind weißgrauliche Maden

*) In ſeinen Sitten gleicht es überhaupt mehr dem Siamiſchen zahmen Schweine, welches ſich ebenfalls ſehr glatt und reinlich hält, und nicht wühlt. Seines ungemein wohlſchmeckenden Fleiſches wegen hat man es in Frankreich einheimiſch gemacht. — Das Biſamſchwein iſt ſehr zornig und beißig.

Maden mit dicken Köpfen, aus welchen große glänzend ſchwarze Fliegen entſtehen. Sie liegen in dichten Klumpen aufeinander. Auch die Engerlinge, die ſich in Maikäfer verwandeln, ſuchen ſie auf. Durch die Vertilgung ſolcher ſchädlichen Inſekten werden die Schweine unſre Wohlthäter. Sie freſſen aber auch Schlangen und andre Thiere, deren ſie habhaft werden können. Ihre eigenen Jungen ſind vor ihnen nicht ſicher. Ja, man hat ſogar Beiſpiele, daß ſie kleine Kinder angefreſſen *) und todte Menſchen verzehrt haben. Ihr Geruch iſt der ſchärfſte Sinn, den ſie beſitzen. Sie wittern ihre Nahrung tief unter der Erde, daher man ſie auch in einigen Ländern zur Aufſuchung der Trüffeln abrichtet. Uebrigens ſind ſie plump, unempfindlich und dumm.

Das Schwein erreicht im Stande der Wildheit ein Alter von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren. Im zweiten kann es ſich ſchon fortpflanzen. Auf großen Landgütern, bei Bierbrauereien, Branntweinbrennereien und Stärkefabriken iſt die Schweinezucht am vortheilhafteſten. Man gibt im Anfange des Frühlings einem zweijährigen Eber acht bis zwölf eben ſo alte Mutterſchweine, ſo bekommt man im Kurzem eine große Heerde, denn ſie ſind überaus fruchtbar. Die Art kann dadurch verbeſſert werden, daß man einen Friſchling auffängt, und ihn zum Zucht=eber macht. Jung laſſen ſich die wilden nicht gar ſchwer gewöhnen; ſie ſind ſelbſt in ihrer Freiheit ſchon ſo kirre geworden, daß man ſie hat an ſich locken können. Die Sau trägt vier Monat, und wirft im fünften, zuweilen achtzehn bis zwanzig Junge. Sie wird gleich wieder hitzig, und kann (wiewol dies ein ſeltner Fall iſt) in Einem Jahre zweimal Junge bringen. Zum Eſſen ſind die Spanferkel nach vierzehn Tagen am beſten. Länger als zwei Monat läßt man ſie nicht ſaugen. Alsdann bekom=

*) Dies thun beſonders ſäugende Sauen gern.

kommen ſie etwas Malz oder aufgekochten Roggen, bis ſie ihr gewöhnliches Futter vertragen können. Man muß ſie öfters mit Seife waſchen, denn ſelbſt das Schwein gedeihet bei der Reinlichkeit beſſer. Regen, Schnee und Reif iſt alten und jungen nachtheilig.

Die Ställe müſſen warm und reinlich erhalten werden. Gut iſt es, wenn man vor den Trog ein Gitter macht, daß die Schweine nur mit dem Kopfe durch können, ſonſt verunreinigen ſie das Futter. Auch ſollen eigentlich drei Abtheilungen darin ſeyn: eine für die Mütter, eine für die kleinen Ferkel, und eine für die großen, damit ſie ſich nicht am Freſſen hindern. Der Zucht=eber darf nie bei ſäugenden Müttern ſeyn. Sie freſſen zwar allen Unrath und Abgang in der Wirthſchaft; man muß ſich aber wohl vorſehen, daß nichts Schädliches darunter kommt. Pfeffer=körner ſollen ihnen tödtlich ſeyn, welches jedoch einige Oekonomen leugnen. Vom Seifwaſſer verwerfen die trächtigen Sauen. Auch die Flachspflanzen ſind Gift für ſie. Maſt=ſchweinen gibt man beſſer Futter, weil das Fleiſch davon einen reinern und beſſern Geſchmack bekommt. Auch iſt es gut, ſie vorher verſchneiden zu laſſen, ſowohl die Sauen, als die Eber. Altes Vieh iſt ſchwer zu mäſten. Anfangs erhalten ſie Eicheln, Bucheln, Obſt, Rüben, Kartoffeln und dergleichen. Wenn man wilde Kaſtanien mit heißem Waſſer abbrühet, um ihnen die Bitterkeit zu benehmen, ſollen ſie den Schweinen doch auch genießbar werden. In England ſchüttet man einige Scheffel Eicheln auf einen Haufen, gießt Urin darüber, und läßt ſie einige Zeit ſtehen. Wann ſie keimen, wirft man ſie den Schweinen vor, die ſie dann weit begieriger freſſen, und recht fett danach werden. Erbſen, Bohnen und Wicken ſind ihnen geſchroten lieber, als ungeſchroten. Unreines Waſſer mit allerlei Abgang aus der Küche iſt ihr gewöhnliches Getränk; bei der Maſtung mengt man etwas Kleie darunter. Warme Maſtung iſt nicht gut. Man hat einzelne Beiſpiele von unge=

ungeheuer großen Maſtſchweinen. Im Meklenburgiſchen ſchlachtete man eins, welches achthundert und vier und achtzig Pfund wog. Der Speck auf dem Rücken war ſieben und an den Seiten neun Zoll hoch. Der Schmeer betrug ſieben und achtzig Pfund. Andre erzählen gar von tauſendpfündigen Maſtſchweinen. Der berühmte Brenkenhof verkaufte zwei fette Schweine, wovon jedes über 900 Pfund wog, für 140 Thaler. Er hatte ſie aus Vermiſchung großer Engliſcher Eber mit Weſtphäliſchen Sauen gezogen.

Wenn die Schweine in der Hitze jählings ſaufen, oder wenn ſie bald zu kaltes, bald zu heißes Getränk, bald viel, bald wenig, bald nichts zu freſſen bekommen; ſo entſteht eine Stockung und Unreinigkeit in den Säften, wodurch ſich Knoten in dem Fleiſche und Specke erzeugen. Man nennt dieſe Krankheit Finnen, und erkennt ſie an den weißen Blattern unter der Zunge, und an der heiſern Stimme. Beſſere Ordnung im Freſſen und Saufen iſt das nothwendigſte Stück bei der Kur. Außerdem gibt man einem erwachsnen Schweine anderthalb Loth fein geſtoßnes Spießglas auf Butterbrod. Die äußerlichen Finnen laſſen ſich durch Waſchen mit Seifwaſſer und einer Salbe von Theer und Schwefelblumen vertreiben. Nach der Kur muß man ſie noch drei Wochen gehen laſſen, ehe man ſie ſchlachtet. Man will bemerkt haben, daß nur die finnigen Schweine Linſen freſſen, die ihnen auch recht wohl bekommen. Nach den neueſten Beobachtungen rühren die Finnen von einer Art Blaſenwürmer her, deren Erzeugung oder Entwickelung durch jene unordentliche Diät begünſtigt wird.

Mangel des Saufens bei großer Hitze, oder plötzliche Erkältung, z. B. ein eiskalter Trunk nach vorhergegangener Erhitzung, verurſacht bei den Schweinen, eben ſo wie bei Menſchen und andern Thieren, eine Entzündung des Halſes; die innern Theile deſſelben ſchwellen ſtark an, wodurch das

das Schlucken und das Athemholen erſchwert wird. Dieſer Zufall, der bei den Schweinen die Bräune heißt, erfordert ſchleunige Hülfe. Wiederholtes Aderlaſſen und ein warmer Breiumſchlag um den Hals von Leinſaamen, Pappelkraut und Kamillen in Waſſer gekocht, verſchaffen gewöhnlich einige Linderung. Sodann kocht man Leinſaamen in Waſſer und Milch, ſeihet es durch, und ſprützt es laulichtwarm mit einer Sprütze in den Hals. Sobald es ſchlucken kann, bringt man ihm häufig Salpeter bei.

Gegen die Pocken oder den Ausſchlag braucht man zerſtoßnes Spießglas mit etwas Schießpulver, oder mit Senf, Ofenruß und Gerſtenmehl, welches man ihnen auf die Zunge ſtreut.

In der Haushaltung iſt das Schwein eins der allernützlichſten Thiere. Das Fleiſch des zahmen Schweins iſt zwar nicht ſo geſund, wie das von wilden; aber es kommt doch auch dabei viel auf die Nahrung an, die es erhalten hat. Denn eben darum, weil das wilde nicht ſo viel Unreines frißt, und ſich immer in freier Luft bewegt, iſt auch ſein Fleiſch leicht verdaulich, und hat beſſre Säfte. Mit dem Pöckelfleiſche (dem eingeſalzenen) und dem geräucherten (Schinken) wird ein ziemlicher Handel getrieben. Das Räuchern muß da geſchehen, wo der Rauch keinen ſtarken Zug hat, ſondern gleichſam um dem Fleiſche ruhet. Hieraus entſteht hauptſächlich der Vorzug der Weſtphäliſchen Schinken. Auch ſollte man von dem Schinken und Specke die Haut (Schwarte) abziehen, und ſie lieber den Gerbern überlaſſen. Man braucht alsdann weniger Salz, und es kann vom Rauche beſſer durchdrungen werden. In dieſem Falle nähet man den Schinken und Speck in einen dichten Umſchlag von grober Leinwand, ehe es in den Rauch kommt. Das Triefen des Specks, wodurch leicht Feuer entſtehen kann, wird dadurch verhindert, daß man ihn vorher in kaltes Waſſer legt. Wenn der Speck oder Schinken etwas ſtark iſt, ſo pflegt er leicht an den Stellen,

wo

wo die Knochen ſitzen, zu verderben. Man reibet deshalb nach dem Einſalzen gröblich zerſtoßnen Pfeffer und Würznelken mit Salz an dieſen Stellen ein.

Der Nutzen der Eingeweide, des Bluts, des Fetts, der Borſten, der Blaſe, der Haut, iſt bekannt genug. Was noch beſonders hievon zu bemerken iſt, gehört in die Technologie.

Die Ziege, Capra hircus. Die Bezoarziege.

Unſre zahme Ziege (Geis) kommt muthmaßlich von jener wilden Gattung her, die man noch jetzt in den Gegenden des Kaukaſus und am kaſpiſchen Meere findet. Sie iſt gröſſer als die zahme, röthlich grau, mit einem ſchwarzen Streife über dem Rücken. In dem Magen derſelben erzeugt ſich zuweilen ein harter Körper, welcher **Bezoar** oder Bezoarſtein heißt, von dem das Thier den Namen **Bezoarziege** (Bezoarbock) erhalten hat. Ein ſolcher ſteinigter Körper findet ſich nicht nur in dem Magen dieſer, ſondern auch verſchiedner andrer Thiere, und entſteht aus einer Schwäche der Verdauungskraft. Bei der Bezoarziege ſoll er von zähen, nach und nach verhärteten Säften herrühren; bei andern, z. B. bei der Gemſe, von angehäuften, unverdauten Pflanzenfaſern, oder auch, wie z. B. bei dem Rinde, von Haaren und andern Unreinigkeiten, da das Vieh die Gewohnheit hat, einander zu belecken, deshalb heißen dieſe Verhärtungen auch **Haarballen** und **Haarkugeln**. Da man ehemals den wahren natürlichen Urſprung dieſer Körper nicht wußte, ſo fand der Aberglaube etwas Geheimes und Wunderbares darin. Vorzüglich ſetzte man einen großen Werth auf den Bezoarſtein, und nannte den von jener wilden Ziege, ſo wie auch den von der gleich zu erwähnenden Bezoargazelle, den ächten orientaliſchen, zum Unterſchiede von andern ähnlichen Steinen,

nen, die man in den Magen andrer Thiergattungen findet. Man kann aber leicht denken, daß dennoch, eben um des großen Werths willen, viel Betrug damit geſpielt werde. Denn der ächte Bezoarſtein iſt ſehr rar, weil er nur bei wenigen Ziegen von jener Gattung angetroffen wird. Er ſieht bläulich oder grünlich aus, und hat einen angenehmen durchdringenden Geruch, vermuthlich von den gewürzhaften Kräutern, die das Thier frißt. Man ſchreibt ihm außerordentliche medizinische Kräfte zu, und bezahlt im Orient, wo er noch jetzt häufig gebraucht wird, für die Unze mehr als zehn Thaler. In Europa iſt er ſchon längſt, und zwar mit Recht, aus der Mode gekommen.

Ein andres mit unſrer Ziege verwandtes Thier lebt auf den höchſten Alpen und Felſengebirgen, und heißt deshalb der Steinbock, Capra ibex. Er iſt noch größer als der Bezoarbock, und hat mondsförmige, nach dem Rücken zu gebogene Hörner, die bei einem alten 3 Fuß lang ſind, und wol 20 Pfund wiegen. Ungeachtet ein völlig ausgewachsner Bock einige Centner ſchwer iſt, ſo ſpringt er doch mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit von einer Felſenſpitze zur andern, und macht den nachſetzenden Jägern viel zu ſchaffen. Sein Fleiſch iſt nicht ſehr geachtet, aber die Haut wird theuer verkauft; doch verſichern Andre, daß ſie dünne und von geringem Werthe ſei. Er wird jetzt immer ſeltner, und man ſchätzt die ganze Anzahl nur noch etwa auf hundert Stück *).

In eben den Gegenden, auf den Alpen und Pyrenäen, wohnt die Gemſe, Antilope rupicapra, die an Geſtalt und Größe unſern Ziegenböcken ähnlich iſt, aber zu einem andern Thier-

*) Nämlich in Deutſchland, z. B. im Salzburgiſchen und in Tyrol; denn in Savoyen findet man noch kleine Heerden zu Duzenden. Im Walliſerlande hat man ſie zahm gemacht, und treibt ſie mit anderm Vieh auf die Weide. Ihr Fleiſch ſoll doch auch nicht übel ſchmecken.

Thiergeſchlechte gerechnet wird. Auch hat ſie keinen Bart, höhere Beine und etwas anders geſtaltete Hörner. Die Farbe iſt fahlbraun, die Augen ſind groß, röthlich und ſcharfſehend. Sie ſcheut die Wärme, und lebt zwiſchen unzugänglichen Klippen, daher iſt die Jagd derſelben gefährlich. Ihr Fleiſch iſt ſchmackhaft, und man bekommt zuweilen von Einer zehn bis zwölf Pfund Talg. Das Fell allein, welches nach der Zubereitung von keiner Näſſe leidet, gilt ſechs bis neun Gulden, und das ganze Thier wird mit zehn bis funfzehn Gulden bezahlt. Noch ſchöner und niedlicher, ſonſt aber der Gemſe ähnlich, iſt die Gazelle, Antilope dorcas, die man im ganzen Oriente antrifft *).

Am merkwürdigſten aber unter allen ausländiſchen eigentlichen Ziegen iſt die Angoriſche, gemeiniglich Kämelziege

*) Das zahlreiche Geſchlecht der Antilopen, welches hauptſächlich in Aſien und Afrika angetroffen wird, nähert ſich in der Geſtalt theils den Hirſchen, theils den Ochſen, theils den Ziegen. Mit den letztern geben ihm die hohlen, einfachen Hörner, die es nicht abwirft, die meiſte Aehnlichkeit. Von ſehr ſonderbarer Bildung iſt das Gnu (antilope gnu), welches faſt die Größe eines Pferdes und mondförmige vorhängende Hörner hat. In Anſehung des Kopfs, Leibes und Schwanzes ähnelt es dem Ochſen. Die Füße ſind ſchwach, Rücken und Bruſt haben eine Art Mähne. — Die gemeine Gazelle (antilope dorcas) wird ihrer muntern ſchwarzen Augen und ihres ſchönen Anſehns wegen, von ältern und neuern Dichtern des Orients als ein Bild der jungfräulichen Schönheit gebraucht. Im Hohenliede kommt ſie in gleicher Beziehung unter dem Namen Ziege vor.

Die Bezoargazelle (antilope gazelle) gibt den ächten orientaliſchen Bezoar, der ſich im Faltenmagen des Thiers erzeugt.

Die meiſten Gattungen der Antilopen laſſen ſich leicht zähmen. Ihr Fleiſch wird ſehr geſchätzt.

ziege genannt. *) Sie hat den erſten Namen von der Stadt Angora in Klein=aſien, welches ihr Vaterland iſt. Der Leib iſt kürzer, die Beine ſind höher, als bei unſern Ziegen; die Ohren lang und herabhängend, das Haar ſchneeweiß, acht bis neun Zoll lang, fein wie Seide. Dies Haar macht ihren größten Werth aus. S. die Technologie. Es kann ihr jährlich zweimal abgeſchoren werden. Die Hirten kämmen und waſchen dieſe Ziegen oft. Sie geben aber auch mehr Milch, als die gemeinen Ziegen, und ſind lange nicht ſo ekel in ihrem Futter, denn ſie nehmen mit der magerſten Weide vorlieb. Wegen dieſer großen Vorzüge hat man in England, Holland, Frankreich, Schweden und Deutſchland dieſe vortrefliche Art mit glücklichem Erfolge eingeführt. In der Gegend von Anſpach, in der Churpfalz, beſonders zu Doſſenheim in der Bergſtraße, hat man gleichfalls Verſuche damit angeſtellt. Sollte die Veredlung unſrer gemeinen Ziegen durch Angoriſche Böcke nicht eben ſowohl unſre Aufmerkſamkeit verdienen, wie die Verbeſſerung der Schaafzucht durch ſpaniſche Widder?

Was nun endlich unſre einheimiſchen Ziegen betrifft, ſo ſind ſie als muntre, muthwillige, naſchhafte und in Anſehung des Futters ſchwerer, als anderes Vieh, zu befriedigende Thiere bekannt genug. Die lebhaften, poſſirlichen Sprünge der Jungen nöthigen auch wol einem ernſt-

*) Daß das Wort Kämel (oder Kemel) im Arabiſchen nicht Ziege bedeute, wie man ſonſt glaubte, iſt durch Sprachkenner entſchieden. Im Arabiſchen heißt chamal zart, weich, fein, daher man der Angoriſchen Ziege, wegen ihres weichen, ſeidenartigen Haars, jenen Namen gegeben hat.

Beckmann ſagt im vierten St. der Vorbereitung zur Waarenkunde, daß die Verſuche, dieſe Ziegen in Deutſchland einheimiſch zu machen, keinen glücklichen Erfolg gehabt haben. Bechſtein hingegen verſichert in ſeiner N. G. das Gegentheil.

ernſthaften Zuſchauer ein Lächeln ab. Die Alten ſind ſtreitſüchtig, beſonders pflegen die Böcke gar ernſtlich an einander zu gerathen. Auch Menſchen fallen ſie zuweilen mit übermüthigen Stößen an. Sie lieben hohe gebirgige Gegenden und die Wärme, und ſind überhaupt etwas weichlich und zärtlich. Sie klettern gern auf Anhöhen, nicht eben um der Nahrung willen, ſondern zum Vergnügen. Man hat ſie wol eher auf den Boden ſteigen und auf ſchmalen Balken herumſpazieren ſehen. In der Wahl des Futters ſind ſie ſehr eigenſinnig. Was ſie heute begierig freſſen, ſind ſie oft morgen ſchon überdrüßig. Am liebſten benagen ſie junge Bäume und Geſträuche. Merkwürdig iſt es, daß ſie die den andern Geſchöpfen giftige Schierlingspflanze ohne Schaden freſſen. Aber das Flöhkraut und die Blätter und Früchte vom Spindelbaume ſind ihnen ſehr ſchädlich.

Die Ziegen werden überhaupt etwa zwölf Jahr alt. Vor dem zweiten Jahre läßt man ſie nicht gern zur Paarung zu. Weiße ungehörnte Ziegen hält man für die beſten. Ein Bock iſt im Nothfall für eine Heerde von hundert Ziegen hinreichend; auch paart er ſich mit dem Schaafe. Vom Sept. bis zum Nov. äußert ſich der Begattungstrieb; man kann ſie aber zu allen Zeiten dazu bringen. Fünf Monat geht die Ziege trächtig, und wirft ſelten mehr als zwei Junge. Wenn die Zucht gut bleiben ſoll, läßt man nur eins bei der Mutter. Länger als anderthalb Monat braucht es nicht zu ſaugen. Bis ins ſiebente Jahr bleibt die Ziege fruchtbar. Die Wartung haben ſie meiſt mit den Schaafen gemein. Feuchte, niedre Triften ſind ihnen zuwider, auch lecken ſie gern Salz, und lieben die Reinlichkeit; ſie trinken aber oft, welches das Schaaf nicht thut. Da ſie den Hecken, Bäumen und jungen Pflanzungen großen Schaden zufügen, ſo muß man ſie entweder im Stalle füttern, oder ſehr ſorgfältig hüten. Einige ſchneiden ihnen, wann ſie noch klein

ſind, eine Sehne am Hinterfuße entzwei, um das Ueberſpringen über Zäune und Wände zu hindern.

Wegen dieſer Untugenden ſtehen die Ziegen bei uns in einem ſehr zweideutigen Rufe. Die Oekonomie wagt es kaum, ihre Zucht zu empfehlen, da noch dazu der Vortheil gegen die Unterhaltungskoſten nicht ſo groß iſt, wie von andern Hausthieren. Man findet ſie daher in Deutſchland größtentheils nur in Berggegenden; einzeln aber, oder in geringer Anzahl, auch bei kleinen Hauswirthen, die nicht Futter genug haben, eine Kuh zu halten; desgleichen bei Bürgern in Städten, wo gute Kuhmilch ſelten und theuer iſt. Hingegen in großen Wirthſchaften auf dem Lande hält man lieber Kühe und Schaafe. Indeſſen iſt ſo viel gewiß, daß durch Verbeſſerung mit angoriſchen Böcken der Nutzen beträchtlich erhöhet wird.

Eine gute Ziege gibt täglich bei hinlänglicher Fütterung etwa zwei Maaß Milch. Dieſe iſt dünner als Kuhmilch, und muß erſt, wenn man Käſe davon machen will, mit einem Drittel Kuhmilch vermiſcht werden. Doch iſt ſie fetter als Eſelsmilch, und kann alſo in der Haushaltung an Speiſen, zum Kaffee u. ſ. w. gebraucht werden. Weil die Ziegen allerlei mediziniſche und gewürzhafte Kräuter freſſen, ſo hält man die Milch auch für ſehr geſund. Man pflegt in dem Falle, wenn man ſich derſelben als Arznei bedienen will, ausdrücklich die kräftigſten und heilſamſten Pflanzen aufzuſuchen, ja man miſcht ſogar wirkliche Arzneien darunter, weil die Kraft davon in die Milch übergeht. Das Fleiſch der Ziege kann zwar gegeſſen werden, es hat aber doch einen etwas unangenehmen Geruch und Geſchmack. Am beſten iſt es von einem Ziegenlamme, welches jedoch nicht über zwei Monat alt ſeyn darf. Das alte Bockfleiſch iſt faſt gar nicht zu genießen. Aber das Talg dieſer Thiere wird höher geſchätzt, als Schöpſentalg. Von den Inſeln des grünen Vorgebirges werden jährlich

viele

viele tauſend Zentner Ziegentalg, zur Zubereitung verſchiedener Leder-arten, geholt.

Die wichtigſte Benutzung derſelben iſt das Fell, um deſſenwillen auch vorzüglich in warmen Ländern, z. B. in Spanien, Heerden zu Tauſenden gehalten werden, die, eben ſo wie die Schaafe, Tag und Nacht im freien Felde bleiben. Man macht daſelbſt hauptſächlich Corduan davon. S. die Technologie.

Die Haare unſrer Ziegen, ob ſie gleich kurz und grob ſind, werden doch auch verſchiedentlich gebraucht. Man nimmt ſie mit zu Hüten, Stricken, Pinſeln u. ſ. w. In Rußland hat man, nach einer etwas ſorgfältigern Vorbereitung, ſehr feine Strümpfe davon verfertigt.

Der Hund. Canis familiaris.

Der Hund hat ſein Glück gröſtentheils durch ſeine Talente gemacht. Man verpflegt ihn nicht ſowohl, wie die vorher beſchriebnen Hausthiere, um Nahrung und Kleidung von ihm zu erhalten, oder ihn zu beſchwerlichen Arbeiten zu gebrauchen; ſondern vielmehr wegen ſeiner Wachſamkeit, Gelehrigkeit, Klugheit und Treue. Ja, er iſt der Liebling der Menſchen geworden, und hat unter allen Thieren ſich ihrer vorzüglichen Vertraulichkeit am meiſten zu erfreuen.

Es gibt eine Menge verſchiedener Arten (Varietäten) von Hunden, von denen man aber nicht mit Gewißheit angeben kann, welches urſprüngliche Haupt-raſſen ſind. Sie tragen alle gewöhnlich den Schwanz krumm in die Höhe gebogen, meiſtens nach der linken Seite. Im Geſicht haben ſie ſieben Warzen, und auf jeder einige Borſten. Man findet ſie faſt überall auf dem Erdboden verbreitet; jedoch arten ſie unter einem ſehr heißen und ſehr kalten Klima merklich aus. So gibt es z. B. in Aegypten unbehaar-

behaarte Hunde, die eine ſchwarze oder auch kupferrothe Haut haben, und unter dem Namen türkiſche Hunde bekannt ſind. An andern Orten verlieren ſie die Stimme, und werden träge und ſchläfrig. In Anſehung der Größe und der Bildung überhaupt ſind ſie ungemein verſchieden. In der Tatarei erreichen ſie die Größe eines kleinen Eſels. Auch werden hin und wieder noch wilde Hunde angetroffen, die wie die Wölfe Heerdenweiſe auf Raub ausgehen. Unter uns ſind die bekannteſten Arten: die Engliſche Dogge, der Bullenbeißer, der Fleiſcherhund, der Jagdhund, der Hünerhund, das Windſpiel, der Budel, der Haushund, der Mops, der Dachshund, der Bologneſer, der Spitz, der Pommer.

Der Hund iſt eigentlich ein fleiſchfreſſendes Thier, doch nimmt er auch Nahrung aus dem Gewächsreich an, beſonders wenn ſie zur Speiſe für Menſchen zubereitet iſt. Aber Mäuſe, Ratten und dergleichen frißt er nicht leicht, auch nicht das Fleiſch der Waſſervögel. Er ſäuft oft, weil er trockner und hitziger Natur iſt, und aus Mangel an Waſſer wird er leicht krank oder toll. Auch ſein Koth iſt trocken und hitzig; mit Mühe entledigt er ſich deſſelben, und verſcharrt ihn, wenn er nicht verwöhnt iſt, an einen beſondern Ort. Er ſchwitzt ſehr ſelten, welches ſeine Dauerhaftigkeit zum Laufen verräth, und die Naſe iſt faſt immer kalt; gemeiniglich läuft er im Trott. Er iſt neidiſch und gierig, und frißt leicht zu viel; alsdann kurirt er ſich mit Gras, das er kauet und verſchluckt, und das ihm ſtatt eines Brechpulvers dient. Wenn man ihn zu gut futtert, ſo wird er faul und zu Dienſten ungeſchickt.

Schon nach einem Jahre kann der Hund ſein Geſchlecht fortpflanzen. Die Hündin wird des Jahrs zweimal läufiſch, trägt neun Wochen, und wirft zuweilen acht bis zwölf Junge, die blind auf die Welt kommen. Sie

liebt ſie außerordentlich zärtlich. Das ganze Alter des Hundes dauert funfzehn bis zwanzig Jahre.

Die Dienſte, die der Hund dem Menſchen leiſtet, ſind ihm von großer Wichtigkeit. Vornämlich durch ſeine Hülfe hat er andre Thiere bezwungen. Zu verſchiednen Geſchäften iſt ein Hund beſſer abzurichten und zu gebrauchen, als ein Menſch. Wie würde der Hirt eine zahlreiche und muthwillige Heerde in Ordnung erhalten ohne ihn? Und wie viel Menſchen macht hier der Dienſt Eines Hundes entbehrlich? — Der Eifer und die Pünktlichkeit, womit er ein aufgetragenes Geſchäft zu beſorgen pflegt, iſt in der That zu bewundern. Unermüdet läuft er an der Seite des Saatfeldes auf und ab, und hält die dicht daneben weidende Heerde in Reſpekt. Ein anvertrauetes Gut bedeckt er mit ſeinem Leibe, und vertheidigt es mit Gefahr ſeines Lebens. Seine Wachſamkeit und ſein leiſer Schlaf kommt ihm hierbei ſehr wohl zu ſtatten, denn wenn er auch feſt zu ſchlafen ſcheint und ſchnarcht, ſo erwacht er doch bei dem geringſten Geräuſch. Er iſt hierin nicht leicht zu täuſchen. An der Kette iſt er wüthender, als wenn er frei herum geht. Diebe beſitzen zuweilen das Kunſtſtück, ihn zum Schweigen zu bringen. Sie ſollen ſich unter andern dazu der Theile einer hitzigen Hündin bedienen. Der Geruch des Hundes iſt ſo fein und ſo ſcharf, daß er damit nicht nur fremde Menſchen und Thiere aufs genaueſte unterſcheidet, ſondern ſogar die Kleider und Sachen ſeines Herrn erkennt. Man erzählt von dieſer Spürkraft einige ſonderbare und merkwürdige Beiſpiele. Und wie außerordentlich fein iſt nicht der Geruch der eigentlichen Spürhunde, die man zur Jagd braucht? — Treue gegen ſeinen Herrn und Wohlthäter iſt eine nicht weniger lobenswerthe Eigenſchaft des Hundes. Er begleitet und vertheidigt ihn, und weicht ſelbſt von dem Leichnam deſſelben nur gezwungen zurück. Der allergrimmigſte Bärenbeißer ſchmiegt ſich doch zu den Füßen ſeines Herrn,

fürchtet ſeine drohende Hand, und duldet winſelnd die Peitſche. Nach Verhältniß ſeiner Größe beſitzt der Hund auch anſehnliche Kräfte. Dem großen Tatariſchen Hund wird ein wilder Ochs zur Beute, und zwei Bullenbeißer überwältigen einen Bären. Man hat daher die Engliſchen Doggen auch wol zuweilen im Kriege gebraucht. König Heinrich der Achte von England ſchickte dem Kaiſer Karl dem Fünften vierhundert Soldaten und eben ſo viel Doggen gegen Frankreich zu Hülfe. Auch die Spanier bedienten ſich ihrer in den Kriegen gegen die Wilden in Amerika. *) In großen Handelsſtädten laſſen Kaufleute dergleichen ſtatt der Nachtwächter in ihren Gewölben und Waarenlagern wachen. Von der Gelehrigkeit der Hunde und ihrer Abrichtung zu verſchiednen Künſten, gibt es überall Beiſpiele genug. Vorzüglich ſind die Budel ihrer Fähigkeit wegen berühmt.

In einigen Ländern braucht man die Hunde auch zum Ziehen, z. B. in Grönland und Kamtſchatka, auch in Brüſſel. Vier von der Größe unſrer Bauernhunde ziehen einen Schlitten mit drei Menſchen und ſechzig Pfund Bagage in Einem Tage zehn bis zwölf Meilen. Sie laufen weit leichter über den tiefen Schnee hinweg, als ein Pferd oder Rennthier. Jedoch ſind ſie auch ſchwer zu regieren, und man hat mancherlei Verdruß mit ihnen. In Afrika mäſtet

---

*) Zu bemerken iſt noch hierbei, daß der Spaniſche Hof dieſen Hunden eine ordentliche Löhnung, ſo wie den Soldaten, auszahlen ließ, welche Löhnung die Wärter derſelben in Empfang nehmen und ihnen dafür ihr beſtimmtes Futter reichen mußten. Die Zahlungsliſten ſind noch vorhanden, woraus man unter andern ſieht, daß die Dogge Becillo, wegen außerordentlicher Dienſte, monatlich zwei Realen beſonders empfing. — Auch Strabo (der zur Zeit des Cäſar Auguſtus lebte) führt den Umſtand an, daß man in Britannien die großen Hunde zum Kriege abrichte, und ſie in Schlachten gebrauche. Viel Ehre für den Soldatenſtand der damaligen Zeit!!

mäſtet man die Hunde, wie Hammel, ſchlachtet ſie und verkauft das Fleiſch auf öffentlichem Markte *). Auch andre Völker eſſen ihr Fleiſch, ſo wie ſelbſt einige Europäer, beſonders zur Zeit der Noth **). Es ſoll wie gutes Hammelfleiſch ſchmecken, und da der Hund weit reinlicher lebt als das Schwein, ſo gründet ſich unſer Abſcheu gegen dieſe Speiſe wol nur auf Gewohnheit und Vorurtheil. Die außerordentliche Fruchtbarkeit dieſer Thiere ſcheint ein Wink der Natur zu ſein, die uns damit ein leicht zu erhaltendes Nahrungsmittel anweiſet.

Von dem Gebrauche des Felles, der Haare und des Koths (weißer Enzian) findet man das Nöthige in der Technologie.

Zuweilen haben ſchmeichelnde Hunde, die bei ihrem kranken Herrn im Bette lagen, denſelben von der Krankheit befreit, wie z. B. vom Podagra, und ſind ſelbſt damit angeſteckt worden.

Bei

*) Desgleichen in China, wo man Hundefleiſch für eine Delikateſſe hält. Wann ſich ein Hundefleiſcher auf der Straße ſehen läßt, ſo laufen alle Hunde aus der Nachbarſchaft zuſammen, und verfolgen ihn, ſo weit ſie können.

**) Cook ward auf einer ſeiner Seereiſen tödtlich krank, weil er (aus Geiz) ſich mit gemeiner Matroſenkoſt zu begnügen, und daher vor ſeiner Abfahrt keinen hinlänglichen Vorrath von Federvieh u. dgl. einzukaufen pflegte. Der Genuß des harten Pöckelfleiſches zog ihm endlich eine hartnäckige Krankheit zu, und als der Arzt dieſelbe mit Mühe gehoben hatte, fehlte es zu ſeiner Stärkung an friſchen Nahrungsmitteln. Auf dem ganzen Schiffe war nur noch ein einziges lebendiges Thier, ein Otaheitiſcher Hund, welchen der Beſitzer, D. Forſter, dem Kapitain zu Liebe aufopferte. Durch die kräftigen Brühen und das friſche Fleiſch von dieſem Hunde wurde Cook völlig wieder hergeſtellt; auch reichte man damit gerade ſo lange aus, bis man ans Land kam, wo man ſich wieder mit Vieh verſehen konnte.

Bei allen den guten Eigenſchaften und Vorzügen des Hundes, die wir ihm nicht abſprechen können, iſt es doch nicht rathſam, ihn ohne Noth und blos zum Vergnügen zu halten. Denn nicht zu gedenken, daß dies ein unnöthiger Aufwand iſt, und daß an einem Orte, wo man viel ſolcher unnützer Thiere hält, das Brodt dürftigen Menſchen entzogen wird: ſo macht auch noch die große Gefahr der Tollheit, welcher die Hunde mehr, als andere Thiere, unterworfen ſind, dieſe Liebhaberei bedenklich. Die Urſachen dieſer fürchterlichen Krankheit ſind vornämlich: ſchnelle Abwechslung der Kälte und Hitze, vermodertes Fleiſch in heißen Jahrszeiten und Mangel an Getränk. Man hat drei verſchiedene Grade derſelben bemerkt. Zuerſt wird der Hund traurig, er ſucht die Einſamkeit, verkriecht ſich, frißt und ſäuft nicht, und läßt Schwanz und Ohren hängen. Er bellt nicht mehr, fällt aber doch fremde Menſchen und Thiere heimtückiſch an. Sein Biß iſt ſchon gefährlich.

Der zweite Grad iſt, wann ſie anfangen zu keuchen, die Zunge aus dem ſchäumenden Munde hervorſtrecken, ihren Herrn verkennen und nach ihm ſchnappen. Ihr Gang iſt taumelnd, bald langſam, bald ſchnell, die Augen ſind trübe, die Zunge iſt blaulicht. In dieſem Zuſtande leben ſie kaum noch vier und zwanzig Stunden. Alle andre geſunde Hunde fliehen ihn, und wenn man von einem verdächtigen Hunde gebiſſen wird, und gewiß wiſſen will, ob er ſchon toll war, darf man ihn nur tödten und ſein Fleiſch einem Hunde vorwerfen. War jener nicht wüthend, ſo verzehrt es dieſer mit Appetit; im entgegengeſetzten Falle rührt er es nicht an.

Kurz vor ihrem Tode werden jene Zufälle immer heftiger, und ihr Biß iſt dann am giftigſten. Menſchen und Thiere, die verwundet werden, bekommen eben dieſe ſchreckliche Krankheit. Zuweilen bricht ſie bei dieſen erſt nach mehrern Jahren aus. Mit einem wirklich toll gewordenen Hunde eine Kur anzuſtellen, iſt wol kaum zu

rathen.

rathen. Man ſchieße ihn todt, oder ſetze ihn wenigſtens ganz außer Stand, irgend einem lebendigen Geſchöpfe zu ſchaden. Iſt aber ein Rind, ein Pferd, oder ſonſt ein Thier gebiſſen worden, welches man nicht ohne großen Verluſt preis geben kann; ſo muß man freilich die beſten Mittel zur Heilung anwenden, doch ebenfalls mit der äußerſten Vorſicht. Das Ausbrennen oder Ausſchneiden der Wunde iſt bis jetzt noch das ſicherſte geweſen, dabei muß ſie aber eine Zeitlang in Eiterung erhalten werden. Auch wird daneben die Wurzel der Belladonna angerathen; dem größern Viehe gibt man einen Tag um den andern drei Quentchen davon, dem kleinern vierzig Gran. Auch Menſchen ſind noch am erſten durch das Ausbrennen, durch Ausziehen des vergifteten Bluts mit Schröpfköpfen, durch Spaniſchfliegenpflaſter und andre ſtarkziehende Mittel geheilt worden. Man hat auch eine Menge von Recepten und Geheimniſſen, die Einigen geholfen haben, Andern aber nicht. So rühmt man zerquetſchten Knoblauch mit zerſchnittner Klettenwurzel und Küchenſalz vermiſcht, welches eine Woche lang täglich friſch auf die Wunde gelegt wird. Der bekannten Maiwürmerlatwerge wird unter dem Artikel „Maiwurm“ erwähnt.

Daß das Ausſchneiden des ſogenannten Tollwurms unter der Zunge der Hunde dieſe Krankheit nicht verhüte, darf wol kaum noch erinnert werden. *)

---

*) Das, was man den Tollwurm der Hunde nennt, iſt ein, dieſer Thiergattung ausſchließlich eignes Zungenband, welches ſie bei ihrer beſondern Art zu ſaufen (durch ſchnelles Hin- und Herziehen der Zunge) ſehr nöthig haben. Nimmt man ihnen das Zungenband, ſo erſchwert man den armen Thieren das Saufen.

Die

Die Katze. Felis catus.

Dies iſt das einzige unter den Hausthieren, das wir um ſeiner Raubbegierde willen hegen. Sie gehört auch zu dem Geſchlechte des Löwen, des Tigers, des Panthers der furchtbarſten Raubthiere dieſer erſten Klaſſe.

Die wilde Katze trifft man in den meiſten Ländern von Europa und in dem nächſt angrenzenden Aſien an. Sie iſt größer als die zahme, grau von Farbe, und mehrentheils mit einigen ſchwarzen Streifen über dem Rücken und mit Ringen an dem Schwanze und an den Füßen gezeichnet. Im Alter werden die Lippen und Fußſohlen ſchwarz. Ihre Gedärme ſind um ein Drittheil kürzer, als bei der zahmen Katze. Sie halten ſich in hohlen Eichen und im Schilfe auf, belauern Haaſen, junge Rehe, Hamſter, Vögel u. ſ. w., und werden mit unter die ſchädlichſten Raubthiere gerechnet. Ihr Fell gibt ein ſehr gutes Pelzwerk.

Unter den zahmen Katzen findet man weit mehr Verſchiedenheit der Farben, als bei den wilden. Die ſpaniſche ſieht größtentheils röthlich aus, und man erhält von ihrer Vermiſchung mit andern Arten ſehr ſchöne Abänderungen. Die Angoriſche hat ein langes ſeidenartiges Haar, daher ſie größer als die wilde zu ſeyn ſcheint.

Noch ehe die Katze ein volles Jahr erreicht hat, iſt ſie ſchon zur Fortpflanzung aufgelegt und geſchickt. Gemeiniglich wird ſie des Jahrs zweimal hitzig, im Herbſte und im Frühjahre; zuweilen auch öfter. Wider die Gewohnheit der meiſten andern Thiere ladet die Katze den Kater ſelbſt zur Begattung ein. Sie trägt ungefähr zwei Monat, und wirft vier bis ſechs Junge. Dieſe verbirgt ſie ſorgfältig vor den Nachſtellungen des Katers; doch weiß man auch Beiſpiele, daß die zärtliche Mutter ſie gefreſſen hat. Die jungen Katzen ſind außerordentlich lebhaft und ſpieleriſch. Nach funfzehn bis achtzehn Monaten hören

ſie auf zu wachſen, und leben dann etwa noch neun Jahre.

Die zahmen Katzen behalten immer noch etwas von ihrer natürlichen Wildheit an ſich. *) Sie ſchweifen freier umher, als irgend ein andres Hausthier, lauern im Felde auf Geflügel, junge Haaſen und dergleichen. Oftmals laufen ſie in die Wälder, begatten ſich mit den wilden Katzen, und verwildern wol wieder ganz. Sie ſind zwar im Umgange ſchmeichelhaft, und laſſen ſich gern ſtreicheln, aber doch zeigen ſie ſich mitunter tückiſch und hämiſch. Wärme und Weichlichkeit lieben ſie ſehr, daher ſuchen ſie ſich immer die bequemſten Stellen zu ihrem Lager aus. Beſonders legen ſie ſich im Winter gern auf den warmen Feuerheerd, da ſie denn durch Verſchleppung glühender Kohlen großes Unglück anrichten können. Ihr Gang iſt leiſe und ſchleichend, und ihr Blick verräth Falſchheit. Selten wird ihnen auch durch die ſtrengſte Zucht die Näſchhaftigkeit ganz abgewöhnt. **) Die Bildung ihrer Augen, die auch im Finſtern leuchten, macht ſie geſchickter, des Nachts als am Tage zu ſehen. Sie kauen die Speiſen langſam und beſchwerlich, und nehmen nur im höch-

*) Auch gewöhnen ſie ſich mehr an ihr Haus, als an ihren Herrn, und ziehen nicht mit, wann dieſer wegzieht. Bei dem Hunde findet ſich gerade das Gegentheil. Doch iſt ein Beiſpiel von Anhänglichkeit einer Katze an den Menſchen merkwürdig, welches Götze erzählt. Der Rektor Zimmermann in Thorn hatte eine Katze, welche mit einem ſeiner Kinder erzogen war, und mit demſelben ſehr vertraut lebte. Das Kind ward krank, und die Katze wich nicht vom Bette. Es ſtarb, und ſie verließ die Leiche nicht, bis dieſe zur Erde beſtattet war. Dann kroch das Thier in einem Winkel, und ſtarb ebenfalls.

**) Und dennoch hat man Katzen (ſogar eine gezähmte wilde) ſo abgerichtet, daß ſie nicht nur Vögel, junge Hühner u. ſ. w., die frei im Hauſe herumgingen, nicht anfielen, ſondern ſie ſelbſt gegen andre Katzen ſchützten.

höchſten Nothfalle Nahrung aus dem Gewächsreiche. Fiſche freſſen ſie am liebſten, die ſie auch wol aus den Fiſchkaſten oder andern Gefäßen lebendig herausholen, wenn ſie dazu kommen können. Sie ſaufen oft, wie der Hund, und verbergen auch, wie dieſer, ihren Koth an einem beſondern Orte. Nach gewiſſen Pflanzen, z. B. der Katzenmünze, dem Baldrian, dem Katzen-Teucrium (teucrium marum, s. marum verum) u. ſ. w. ſind ſie außerordentlich lüſtern. Sie wälzen ſich darauf herum, und machen vor Freuden gar ſeltſame Geberden. Dagegen verabſcheuen ſie die Raute, und benaſchen nichts, was damit beſtrichen iſt. Näſſe und Unreinigkeit iſt ihnen zuwider, daher putzen und lecken ſie ſich oft. Das ſogenannte Waſchen ſehen Einige als eine Vorbedeutung von Veränderung des Wetters an, wie das Krächzen der Krähen. Ihr Haar iſt ſehr elektriſch, und man kann das ausgeſpannte Fell derſelben ſtatt eines Harzkuchens gebrauchen. Wenn ſie recht weich ruhen, wenn man ihnen liebkoſet, oder wenn ſie ſonſt einem Menſchen ſchmeicheln, ſo fangen ſie gewöhnlich an zu ſchnurren, welches vermittelſt zwei zarter geſpannter Häutchen in ihrem Kehlkopfe *) geſchieht. Dieſe ſonderbare Eigenſchaft findet man bei keinem andern Thiere.

Auch die Katzen ſind einer Art von Tollheit unterworfen, die eben ſo gefährlich iſt, wie die Hundswuth, und faſt von den nämlichen Urſachen herrührt. Schon der Biß einer zornigen Katze hat ſchlimme Folgen. Ueberhaupt iſt es bedenklich, eine Katze nahe um ſich, oder wol gar im Bette zu haben. Traurige Beiſpiele lehren uns, daß ſie ſchlafende Kinder und ſelbſt erwachsne Perſonen zu würgen im Stande ſind. So groß auch die Zuneigung einiger Leute zu dieſen Thieren iſt: ſo gibt es doch andre, die einen natürlichen Widerwillen gegen ſie haben, und

*) Kehlkopf (larynx) iſt der Theil der Kehle, in deſſen Mitte ſich die Stimmritze (glottis) befindet.

und die bei ihrem Anblicke ohnmächtig werden, ja, ſogar die Gegenwart derſelben durch üble Empfindungen verſpüren, ohne ſie ſelbſt zu ſehen. Vielleicht, daß die ſtarken elektriſchen Ausflüſſe dieſes Thiers bei Perſonen von ſehr empfindlichen Nerven dies bewirken.

Von dem Nutzen der Hauskatzen iſt kaum nöthig, noch etwas zu ſagen. Den Umſtand muß man noch bemerken, daß ſie eingeſperrt nicht leicht Mäuſe fangen. Ihr Fell kann man zu Pelzwerk, und die Därme zu Saiten gebrauchen.

Der Hirſch Ceruus elaphus.
Der Tannhirſch.

Wir gehen von den Hausthieren unſers Vaterlandes zu den wilden über, unter welchen von jeher der edle Hirſch mit Recht den erſten Platz behauptet hat.

Der nächſte Verwandte deſſelben iſt der Tannhirſch (Ceruus dama), der von ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte in Tannenwäldern dieſen Namen führt. Er iſt kleiner, als jener, die Hörner ſind etwas platt, und an der Spitze breitzackig. In der Farbe ändert er, denn man ſieht rothe, rothbraune, weiße und weißgefleckte. Von Natur iſt er nicht ſo wild, wie der große Hirſch, läßt ſich ſehr zähmen, und wird daher meiſtens in Thiergärten wie ein halbes Hausthier erzogen. Er lebt aber nur unter einem gemäßigten Klima. In Rußland und andern nördlichen Ländern wird er nicht angetroffen. England hegt in Europa die meiſten. In Thiergärten theilen ſie ſich gewöhnlich in zwei Haufen (Rudel), wovon jeder einen Anführer hat. Dieſe machen ſich einander die beſten Weideplätze ſtreitig, und kämpfen mit Ordnung und Muth. Sie nehmen ihren Stand-ort gern auf kleinen Hügeln. Ihr Alter erſtreckt ſich auf zwanzig Jahr, und vom zweiten bis ins funfzehnte

zehnte können ſie Junge zeugen. Das Weibchen (die Dammgeis) trägt acht Monat und etliche Tage. Das Fleiſch iſt zarter und ſchmackhafter, als von Hirſchen; auch die Haut iſt feiner und weicher. Sonſt haben ſie alles Uebrige, was ihre Lebensart und Benutzung betrifft, mi den Hirſchen gemein.

Von dem Tannhirſche unterſcheidet ſich der edle Hirſch nicht nur durch ſeine anſehnliche Größe, ſondern auch durch die runden äſtigen Geweihe, da ſie bei jenem mehr platt und ſchaufelförmig ſind. Die Farbe iſt dunkelbraun oder röthlich, höchſtſelten weiß, daher der Name Rothwild; am Bauche ſieht er weißlich aus. Die Hirſche ſind auf der Erde weit mehr ausgebreitet, als die Tannhirſche. Man ſieht ſie Heerdenweiſe in den Wäldern von Europa, Aſien und Amerika; nur in zu kalten Ländern nicht. Sie ſind ſanft und furchtſam, werden aber doch leicht der Menſchen gewohnt und zahm. Wann ſie den Sommer über ſich fett geweidet haben, ſo tritt im September die Brunſtzeit ein, welche ſechs Wochen dauert. In dieſer Zeit iſt das Männchen ganz außer ſich, frißt wenig, durchſtreicht laut-rufend die Wälder, und ſucht das Weibchen (das Thier), um es zu beſchlagen. Wüthend greift er dann jeden Nebenbuhler an, und wird ſelbſt Menſchen gefährlich. Das Thier (die Hirſchkuh oder Hindin) geht vierzig Wochen trächtig, und ſetzt im Anfange des Junius Ein Kalb, ſelten zwei; iſt es ein männliches, ſo heißt es Hirſchkalb, ein weibliches aber wird ein Wildkalb genannt. Sie ſäuget das Junge, bis ſie wieder brünſtig wird, alſo die drei Monate: Junius, Julius und Auguſt. Die jungen Hirſche bleiben aber dennoch wol zwei Jahr und drüber bei der Mutter, und gehen in Geſellſchaft oder in Rudeln. Nach ſechs Monaten heißt das Hirſchkalb ein Schmalthier. Im nächſten Frühjahre brechen die Geweihe hervor, wenn es ein Männchen iſt, denn bei den Weibchen findet man ſie ſelten. Dieſe ſind alsdann ſpieß-ähnlich und mit einer haa-

rigten Haut überzogen, daher nennt man es einen Spieß-hirſch oder Spießer. Im April des folgenden Jahres ſchlagen die jungen Hirſche ihr Geweihe zum erſtenmale ab, und im Auguſt haben ſie ſchon wieder ein neues, welches größer als das abgeworfene iſt. In den folgenden Jahren werfen ſie es im März, und wenn ſie alt werden, im Februar ab. Die Zahl der Enden richtet ſich nicht genau nach dem Alter. Im vierten Jahre iſt es ſechsendigt, nach dem achten iſt die Zahl der Enden unbeſtimmt. Die größten Geweihe ſind von vier bis ſechs und ſechzig Enden. Das Abwerfen und Wiederwachſen derſelben, welches nicht nur bei den Tannhirſchen, ſondern auch bei einigen andern Thieren Statt findet, iſt eine ſehr merkwürdige Einrichtung der Natur. Es hat einige Aehnlichkeit mit dem Mauſern der Vögel, mit der Häutung der Schlangen, dem Abfallen der Blätter von den Bäumen, u. ſ. w. Aber wie viel Kraft gehört dazu, ein ſo anſehnliches Gehörn in ſo kurzer Zeit wieder hervorzutreiben! Sonderbar iſt es zugleich, daß ein verſchnittnes Hirſchkalb kein Geweihe bekommt, und wenn man einen Hirſch verſchneidet, der es bereits angeſetzt hat, er daſſelbe nie abwirft; ein ſolcher verſchnittner heißt ein Kümmerer. — Nach achtzehn Monaten ſind die Hirſche zum Zeugen geſchickt. Sie leben überhaupt etwan dreißig Jahr. Ihre liebſte Nahrung iſt das junge Laub der Bäume, beſonders des Faulbaums; die Knoſpen und Sproſſen der Gebüſche; auch weiden ſie gern auf den Saatfeldern. Im Winter erhalten ſie ſich von Baumrinden und Moos. Kurz vor der Brunſtzeit ſind ſie zwar am fetteſten, aber man pflegt ſie doch alsdann nicht zu ſchießen, weil das Fleiſch unangenehm riecht und ſchmeckt, und noch mehr während der Brunſt ſelbſt. Vom achten oder zehnten Jahre an ſind ſie jagdbar. Wann ſie parforce gejagt werden — welches Schickſal vorzüglich nur dieſe Thiere trifft — ſo retten ſie ſich oft durch Schwimmen, denn ſie ſind geſchickte Schwimmer; auch

ſetzen ſie in der Angſt über ſechs Fuß hohe Planken weg. Können ſie nicht mehr fliehen, ſo ſetzen ſie ſich zur Wehre, und ſtrengen ihre letzten Kräfte an, bis ſie unter der Uebermacht erliegen.

Wir benutzen von dem Hirſche das Fleiſch, die Haut und die Geweihe. Wenn er noch nicht über drei Jahr alt iſt, ſo ſchmeckt das Fleiſch am beſten. Soll der Hirſch um des Fleiſches willen geſchoſſen werden, ſo geſchieht dies im Anfang des Auguſts, weil er gegen den September brunſtet, und nachher mager und elend iſt. Das Talg wird in den Apotheken zu Pflaſtern und Salben gebraucht. Von der Haut und dem Geweihe ſiehe die Technologie. Das letztere ſcheint dem äußern Anſehn nach eher holz- und pflanzenartig, als knochicht zu ſein; das innere Gewebe deſſelben iſt locker und ſchwammig. Die jungen, noch weichen Geweihe, welche man Hirſchkolben nennt, werden als außerordentliche Stärkungsmittel für entkräftete und alte Leute gerühmt. Man weicht ſie eine Nacht in Waſſer ein, kocht ſie dann mit Waſſer, bis ſie weich werden, zieht ihnen die Haut ab, ſchneidet ſie in Scheiben, und richtet ſie dann nach den Regeln der Kochkunſt zu. Sie ſchmecken ſehr angenehm, ſind aber doch etwas ſchwerverdaulich. Auch aus den alten abgeworfnen Geweihen, die in den Wäldern zuſammengeſucht werden, machen die Köche eine Gallerte (Hirſchhorngelee), welche ſtärkend und nahrhaft iſt. In den Apotheken findet man gebranntes Hirſchhorn, Hirſchhorngeiſt, Hirſchhorn-öl, Hirſchhornſalz und andre daraus verfertigte Medikamente. Mit gepülvertem gebrannten Hirſchhorn kann man Kaffee, Bier und andres Getränk klar machen.

Das

Das Reh. Ceruus capreolus.

Das Biſamhirſchchen.

Auch dieſes Thier gehört zum Geſchlecht des Hirſches. Es iſt aber kleiner, zierlicher und munterer; das Geweihe ebenfalls klein, gerundet, aufrecht ſtehend, und hat an der Spitze zwei Enden.

In Oſtindien und Guinea findet man das kleinſte Geſchöpf, welches die Geſtalt des Rehes hat, und deshalb Zwergreh, Moschus pygmaeus, heißt, aber zu einem andern Geſchlecht gehört. Es iſt ſehr niedlich gebauet, ſo groß wie eine Katze, die Beine ſind fingerslang, und etwas dicker als ein Pfeifenſtiel; dieſe werden von den dortigen Einwohnern mit Gold oder Silber beſchlagen, und zu Tabacksſtopfern gebraucht. In Europa, wohin man es zuweilen lebendig bringt, ſtirbt es bald. Eben dies Geſchlecht enthält noch eine andre, dem Reh ſehr ähnliche Thiergattung, welche jedoch keine Hörner hat, nämlich das Biſamhirſchchen oder Biſamthier, Moschus moschiferus. Es iſt braun, gelblich und weiß ſchattirt, und aus dem obern Kinnbacken ſteht auf jeder Seite ein kleiner Eckzahn hervor. An Größe kommt es einem halbjährigen Reh bei. In dem ſüdlichen Sibirien und China hält es ſich am häufigſten auf, wohnt in gebirgigten Gegenden in Felſen, und nährt ſich von Laub und Moos. Obgleich ſcheu und flüchtig, läßt ſichs dennoch leicht zähmen. Man ſtellt ihm vorzüglich wegen derjenigen koſtbaren Arzenei nach, die unter dem Namen Biſam oder Moſchus bekannt iſt. Dieſer findet ſich nur bei den Männchen in einem Beutel, von der Größe eines Hüner eies, hinter dem Nabel. Ein ſolcher Beutel gibt etwan ein halb Loth. Es ſind kleine ſchwarzbraune Körnchen, wie geronnen Blut, von bitterm Geſchmack und einem ſo heftigen Geruch, daß, noch friſch und unverfälſcht, es augenblicklich Kopfſchmer-

zen und Naſenbluten erregt, wenn man daran riecht. Der ächte Biſam wird in China ſelbſt mit Silber aufgewogen; der Sibiriſche iſt aber ſchlechter. Bei uns gilt die Unze vier bis acht Gulden. Ob er gleich faſt immer verfälſcht zu uns kommt, beſonders der, welcher nicht in Beuteln gebracht wird, ſo hat er doch noch Stärke genug, und ſein Geruch hält ſich ſogar an dem Ort, wo er nur gelegen hat, mehrere Jahre lang. Man braucht ihn in der Medicin als ein nervenſtärkendes Mittel, und außerdem noch zum Parfümiren. Neuere Beobachter erklären es für eine Fabel, daß das Thier ſich ſeinen Beutel an einem Stein aufreibe, wann die Materie zu ſehr angehäuft ſei.

Unſer gemeines Reh lebt in den gemäßigten und wärmern Erdſtrichen von Europa und Aſien, und zwar mehr in niedern Gebüſchen, als in hohen Waldungen, wie der Hirſch. Im Sommer iſt es mehr bräunlich oder roſtfarbig; im Herbſt aber wird es grau. Es wirft ſein Geweihe im Herbſt ab, und im Winter wächſt es wieder. Die Brunſt fällt im November und December. Das weibliche Reh die Rehgeiß oder Rieke) trägt etwas über fünf Monat, und wirft gemeiniglich zwei Junge, (Küzchen), die, wenn ſie im April fallen, oft noch vor Kälte umkommen. Nach einem halben Jahre bekommt das Bockkalb ſein Geweihe, und heißt Rehſpießer; das Weibchen hat kein Geweihe, und wird im erſten Jahre Schmalreh genannt. Sie gehen nicht, wie die Hirſche, in Rudeln, ſondern halten ſich nur in einzelnen Familien zuſammen, nämlich Vater, Mutter und Junge, ſo lange, bis ſie wieder eine neue Familie errichten. Sie lieben vor anderm Futter Berberisſtauden und Brombeerſträuche. Zu ihrem Wohlbefinden brauchen ſie viel Bewegung, freie Luft und Raum; eingeſperrt ſterben ſie vor der Zeit. Jung eingefangen laſſen ſie ſich leicht mit Ziegenmilch aufziehen, und ſo zähmen, daß ſie dem Menſchen ſelbſt in den Wald nachfolgen und von da wieder mit ihm zurückkehren.

Das

Das Fleiſch der Rehe iſt weit vorzüglicher, als von den Hirſchen. Am beſten ſchmeckt es, wann ſie ohngefähr anderthalb Jahr alt ſind. Im übrigen werden jene eben ſo, wie dieſe, benutzt.

Der Haaſe. Lepus timidus.

Man findet den Haaſen überall auf dem Erdboden verbreitet, nur in einem gar zu heißen Klima lebt er nicht. Seine Ohren ſind länger als der Kopf, und an der Spitze ſchwarz; die Hinterfüße halb ſo lang wie der ganze Körper. Unter den Fußſohlen und zum Theil im Maule iſt er behaart. Die Naſenlöcher haben das Anſehen eines zweiten Mauls, und die Oberlippe iſt durch einen Kerb getheilt. Die Augen, welche er auch im Schlaf offen hält, ſtehen ſehr hervor. Er hat einen ziemlich ſtarken Knebelbart.

Nach der Beſchaffenheit ſeines gewöhnlichen Aufenthalts bekommt er verſchiedne Namen. So kennt man z. B. Berghaaſen, Sumpfhaaſen, Feldhaaſen, Holzhaaſen, Sandhaaſen. Der Berghaaſe, welcher die nördlichen Gebirge bewohnt, iſt die größte Art. Sein Fell wird im Winter ſchneeweiß. Auch hat man, wiewol höchſt ſelten, ſchwarze Haaſen geſehen. Mehr als zweifelhaft ſind die Beiſpiele von Haaſen mit Hörnern, welche Einige geſehen haben wollen. In Rußland gibt es Haaſen von der Größe einer Ratte, ohne Schwanz, mit kurzen runden Ohren. Sie leben unter der Erde, ſchlafen am Tage, und gehen des Nachts ihren Geſchäften nach.

Der Haaſe wird ſieben bis acht Jahr alt, und gehört zu den fruchtbarſten Thiergattungen. Er kann ſich ſchon im erſten Jahre fortpflanzen, und faſt alle fünf Wochen Junge zeugen. Das Männchen heißt der Rammler, und das Weibchen der Setzhaaſe. Jener hält die Ohren beiſammen, legt ſie über den Rücken hin, hat einen kürzern wollig-

wolligten Kopf und ſtärkern Bart; dieſes ſperrt die Ohren mehr auseinander, legt ſie an den Seiten hin, und iſt auch lichter von Farbe. Im März, zuweilen auch ſchon im Februar, fangen ſie an zu rammeln. Nach dreißig Tagen ſetzt die Häſin drei bis vier Junge, die mit offnen Augen zur Welt kommen, ſäugt ſie etwan zwanzig Tage, und läßt dann denn Rammler wieder zu. Bisweilen ſäugt ſie auch nicht einmal ſo lange, denn die jungen Häschen können ſchon nach etlichen Tagen ihr Futter ſelbſt ſuchen. Der erſte Satz, der am Ende des März, oder im Anfang des Aprils fällt, kommt oft vor Kälte um, ſo wie der zweite nicht ſelten durch Mückenſtiche. Der dritte, der im Herbſt geworfen wird, iſt den wenigſten Unfällen ausgeſetzt. Doch werden die Jungen auch wol vom Rammler todt gebiſſen, welche Grauſamkeit man dem hitzigen Begattungstriebe zuſchreibt. Da alſo der Haaſe des Jahrs gewöhnlich dreimal Junge bringt, und jedesmal drei bis vier, ſo iſt das Sprüchwort entſtanden: Er geht im Frühjahr ſelb ander ins Feld, und im Herbſt mit ſechzehn ins Holz. Die Vermehrung derſelben wird auch zuweilen wirklich läſtig, und man hat ſchon in einem Gehege auf einer einzigen Jagd an vier bis fünf hundert erlegt.

Die Nahrung des Haaſen aus dem Gewächsreich iſt bekannt. Saatfelder und Kohlgärten beſucht er gern. Sehr ſchädlich iſt er den jungen Bäumen und Pflanzungen, denen er im Winter, aus Mangel an andrer Nahrung, am meiſten nachſtellt. Man verwahrt die Bäume dagegen entweder mit Dornen, oder beſchmiert ſie mit einem Gemiſch von altem Fett und Schießpulver. Erlen und Linden benagt er nicht leicht. Peterſilie iſt eine Lockſpeiſe, womit man ihn ködern kann. Trinken mag er ſo wenig, wie das Kaninchen. Er iſt des Nachts muntrer und geſchäftiger, als am Tage. Beim Mondſchein ſieht man ſie mit einander ſpielen, ſich tummeln und jagen. Aber das geringſte Geräuſch zerſtreuet ſie in einem Augenblick.

Furchtſamkeit, Schnelligkeit und Liſt ſind die drei Haupteigenſchaften derſelben; die erſte, eine nothwendige Folge der Wehrloſigkeit, macht die beiden letztern zu einem wohlthätigen Geſchenk der Natur. Ihre großen Ohren und hervorragende Augen verſprechen ein feines Gehör und ſcharfes Geſicht, womit ſie jede Gefahr zeitig genug wahrnehmen können. Schwäche und Schüchternheit gibt ſie einer großen Anzahl von Feinden preis, und macht ſelbſt kleinere Thiere zum Angriff keck. Sie werden häufig von Raubvögeln verfolgt, ſogar zuweilen von Krähen, deren zwei einen alten Haaſen durch wiederholte Anfälle ermüden und tödten. Die meiſten werden jedoch wol von Menſchen theils zum Vergnügen, theils des Nutzens wegen gejagt und erlegt. Die Haaſenhetze iſt ein gewöhnlicher und beliebter Zeitvertreib der ländlichen Muße, wobei die Liſt des geängſtigten Thiers vorzüglich zu bewundern iſt. Der verfolgte Haaſe flüchtet unter die nächſte Heerde weidender Schaafe, oder jagt einen andern Haaſen aus ſeinem Lager auf, und ſetzt ſich ruhig hinein. Auch täuſcht er, durch ſeltſame Wendungen im Lauf und durch manche luſtige Sprünge, die nach ihm ſchnappenden Hunde. Sogar das Waſſer ſcheuet er auf der Flucht nicht. Wann er ergriffen wird, läßt er eine quäkende Stimme hören, da er ſonſt nie einen Laut von ſich gibt.

So furchtſam und ſcheu der Haaſe iſt, ſo kann man ihn doch ziemlich kirre machen; aber ein völliges Hausthier wird er nie. Auch jung unter Menſchen auferzogen, entwiſcht er bei erſter Gelegenheit wieder ins Freie. Merkwürdig iſt es, daß der Haſe bei aller ſeiner Furchtſamkeit ſich doch in der Gefangenſchaft zur Wehre ſetzt, wenn man ihn anfaßt. Er beißt auch ziemlich heftig, und macht tiefe Wunden.

Das Fleiſch der Haaſen, beſonders der Jungen, iſt zart, nahrhaft, und wird von uns für eine Delikateſſe gehalten. Allein die Mahomedaner eſſen es ſo wenig, wie

Schweinefleiſch. Auch die Ruſſen benutzen nur die Felle davon. Mit dieſen wird überall ein ſehr ausgebreiteter Handel getrieben, vorzüglich in England, Rußland, Holland und Deutſchland, z. B. auf der Leipziger Meſſe. Die weißen, welche aus den Nordiſchen Ländern kommen, ſtehen im größten Werth. Die Felle werden entweder mit den Haaren zu Pelzwerk zubereitet, oder man ſondert die Haare davon ab, und benutzt dann die enthaarten Felle ſowohl, als die Haare. Dieſe letztern ſind eine koſtbare Waare, wovon das Pfund jetzt mit 4 Thaler 12 Groſchen bezahlt wird. Die Hutmacher brauchen die meiſten. In Paris iſt aber eine Manufaktur, wo man die Haare ſpinnt, und zu Strümpfen, Handſchuhen u. ſ. w. verarbeitet, die an Güte und Anſehen den ſeidnen wenig nachgeben ſollen.

Das Kaninchen. Lepus cuniculus.

Das Kaninchen hat einen kurzen in die Höhe gekrümmten Schwanz, meiſtens kahle und kürzere Ohren, auch kürzere Hinterfüße, als der Haaſe. Die wilden ſind gewöhnlich grau von Farbe, die zahmen aber weiß, ſchwarz und bunt. Es lebt nur in gemäßigten und heißen Erdſtrichen, und kommt in den kalten gar nicht fort.

Von den ausländiſchen Raſſen kennt man ungeſchwänzte und langgeſchwänzte Kaninchen, desgleichen die Angoriſchen, die ſich von den gemeinen Kaninchen durch ihre anſehnlichere Größe und durch ihr längeres, ungemein weiches und feines Haar auszeichnen, und die deshalb auch den Namen Seidenhaaſen führen. In England hat man ſie ihrer Nutzbarkeit wegen ſchon längſt gezogen, und ſeit einiger Zeit fängt man auch in Deutſchland an, aufmerkſam auf dieſen Zweig der Oekonomie zu werden. Das hieſige Klima vertragen ſie ſehr gut, und man zieht ſie

beſonders in Franken, Schwaben und Thüringen häufig, um ihr nutzbares Haar zu gewinnen. In ihrer Lebensart kommen ſie mit den gemeinen Kaninchen überein, daher ſie auch eben die Behandlung erfordern. Sie werden am beſten in einem gepflaſterten und gegen Marder und andre Raubthiere wohl verwahrten Stall gehalten, wo man ihnen künſtliche Höhlen von Brettern macht, und ihnen eben das Futter gibt, wie den gemeinen Kaninchen. Einige behaupten, daß ihnen das Saufen ſchädlich, ja gar tödtlich ſei; dagegen verſichert Herr Riem *): „Meine angoriſchen Kaninchen ſaufen alle Tage vor meinen Augen zu ihrer Geſundheit, und es iſt daher eben ſo ein ſchädliches Mährchen, wie das iſt, daß man die Schaafe nicht täglich reines Waſſer ſolle trinken laſſen.“ Ebenderſelbe widerlegt die Meinung, daß der Seidenhaaſe ſich mit keinem gemeinen Kaninchen begatte, welche auch ſchon darum unrichtig iſt, weil derſelbe kein beſondres Geſchlecht macht. Er ſagt an dem unten angeführten Orte: „Auch habe ich ein weißes angoriſches Männchen mit einem grauen zahmen hierländiſchen Weibchen gepaart, und davon vier Junge von ſchwarzer Farbe erhalten, die von ihrem Vater und ihrer Mutter, da ſie täglich vor mir herumlaufen, in den erſten Wochen hindurch bis zum zweiten Wurfe, täglich geliebkoſet wurden, und in der Folge bei ihnen ſchön anwuchſen.“

Uebrigens hat man jetzt ſchon mehrere vollſtändige Anweiſungen zu der Zucht dieſer Kaninchen (unter andern von dem Hrn. Prediger Mayer), wo ein Liebhaber hinreichende Belehrung findet; hier nur noch Etwas über den Nutzen derſelben. Das Haar der Seidenhaaſen ſoll ſelbſt das Biberhaar an Weiche und Feinheit übertreffen. Man erhält

*) S. Arthur Youngs Annalen des Ackerbaues ꝛc., überſetzt von Hahnemann, mit Anmerk. herausg. von Riem, zweiter Band, S. 5. in der Anmerk.

erhält es von ihnen durch das Kämmen, welches wöchentlich, oder alle 14 Tage wiederholt wird. Ein gut gefutterter Seidenhaaſe gibt jährlich ungefähr zehn bis zwölf Loth Haare, wovon das Pfund mit fünf Rthlr. bezahlt wird. Auch aus ihren Neſtern kann eine Menge Haare geſammlet werden. Aus den kurzen und krauſen verfertigt man unvergleichlich ſchöne Hüte, und die längern werden geſponnen und zu allerlei Zeugen verarbeitet; man muß aber doch ein wenig Baumwolle oder Spaniſche Schaafwolle mit einmiſchen. Dieſe Zeuge ſind von einem glänzenden Anſehen, ſehr weich und ſo leicht, daß ein davon gemachter Mannsrock, mit Taft gefuttert, nicht mehr als anderhalb Pfund wog; auch halten ſie ungemein warm. Man verfertigt dergleichen hin und wieder fabrikmäßig, z. B. in Buttſtädt im Herzogthum Weimar. Die Elle von 1¼ Breite koſtet daſelbſt vier Rthlr. Eben ſo vortheilhaft können auch die Bälge zu Pelzwerk benutzt werden.

Der äußern Aehnlichkeit wegen kann auch hier noch das Halbkaninchen, Cauia cobaya s. porcellus, ſtehen, ob es gleich zu einem beſondern Geſchlecht gerechnet wird. Den Namen Meerſchweinchen, welchen es gleichfalls führt, hat es davon, weil es wie ein Ferkelchen grunzt, und übers Meer zu uns gekommen iſt, denn ſein eigentliches Vaterland iſt Braſilien in Amerika. Es ſieht röthlich-gelb oder ſchwarz und weiß gefleckt aus, iſt kaum halb ſo groß, wie das gemeine Kaninchen, ſehr zärtlich und gegen Kälte empfindlich, daher man es bei uns nur in warmen Zimmern erhalten kann. Seine Nahrung beſteht in allerlei Früchten und Getreide, dabei trinkt es wenig, und iſt in beſtändiger Bewegung. Faſt alle ſechs Wochen wirft es fünf bis ſieben Junge. Der Nutzen deſſelben iſt gering, es wird deshalb auch nicht gar häufig, und nur zum Vergnügen gehalten.

Das gemeine Kaninchen iſt noch fruchtbarer, als der Haaſe. Es bringt des Jahrs ſiebenmal und faſt immer

fünf,

fünf, ſechs bis acht Junge, die nach fünf Monaten ſchon wieder zeugen können. Die Mütter lieben die Jungen ſehr zärtlich, und rupfen ſich Haare aus, um ihnen ein weiches Lager zu machen. Aber der Rammler tödtet und frißt ſie oft. Da ſie den Gewächſen großen Schaden thun, ſo werden ſie bei ungeſtöhrter Freiheit gar bald zur Landplage. Mit dem Haaſen begatten ſie ſich nicht, weichen auch ſonſt in ihrer Lebensart verſchiedentlich von ihnen ab. Sie legen ſich einen Bau in der Erde an, da der Haaſe nur ein Lager auf der Erde hat. Sie führen auch mehr ein geſellſchaftliches Leben, wohnen in großen Kolonien beiſammen, und laſſen ſich zu Hausthieren machen. Gegen ihre Feinde können ſie ſich in den unterirdiſchen Höhlen weit eher ſchützen, als der Haaſe. Wann ſie Gefahr merken, ſchlagen ſie mit den Hinterfüßen heftig auf die Erde, und geben ſich dadurch ein Zeichen der Warnung. Aber vor dem Fuchs und dem Frettchen ſind ſie doch nicht darin ſicher. Des leztern bedient man ſich auch beſonders zur Kaninchenjagd. Denn ſie werden vom Menſchen verfolgt, weil ſie in der That mehr ſchädlich als nützlich ſind. Ein andres iſt es mit den zahmen, die man auf eine gewiſſe Anzahl einſchränken, und von Verwüſtung der Felder und Gärten abhalten kann. Dieſe mögen kaum ſo viel wie ein Taubenſchlag einbringen, wenn man auch alle Vortheile dabei in Acht nimmt. In Ställen und Wohngebäuden, wo ſie in die Erde eingraben können, ſoll man ſie nicht halten. Ihr Stall muß gepflaſtert und darüber etliche Fuß hoch feſtgeſtampfte Erde gelegt ſeyn, damit ſie nach ihrem natürlichen Triebe miniren können. Man gibt ihnen abwechſelnd trockne und friſches Futter, wobei ſie beſſer gedeihen, als wenn ſie beſtändig einerlei bekommen. Das trockne beſteht in Heu, Hafer und Spreu; das friſche in allerlei Grasarten, Kräutern und Wurzeln. Die Wacholderbeeren und Blätter freſſen ſie ſehr begierig, und ihr Fleiſch bekommt davon einen

nen angenehmen Geſchmack. Kälte iſt ihnen tödtlich, und in harten Wintern ſterben ſie Haufenweiſe, wenn ſie nicht recht verwahrt ſind. In unfruchtbaren ſandigen Gegenden ſoll man mit noch größerm Vortheil Kaninchenberge anlegen können. Hügel und Berge ſind ohnehin ihr natürlicher Aufenthalt, wo ſie am beſten fortkommen, und wo auch das Fleiſch derſelben einen beſſern Geſchmack erhält. Man muß ſie aber mit einer Mauer umgeben, theils zu ihrer Sicherheit gegen Füchſe und andre Feinde, theils damit ſie ſelbſt nicht ſchädliche Ausfälle in angebauete Felder thun. Ein Sachverſtändiger berechnete den jährlichen Gewinn von einem Morgen des dürreſten Sandlandes, zu einem Kaninchenberge benutzt, auf achthundert bis tauſend Thaler, welches aber doch ſehr übertrieben iſt.

Der Nutzen dieſer Thiere beſteht in dem Fleiſche, den Haaren und Fellen. Das Fleiſch iſt noch zarter und weichlicher, als Haaſenfleiſch. Man kann die Kaninchen auch verſchneiden, und das Fleiſch dadurch verbeſſern. Wenn man ſie ſchlachtet, muß man das Blut abzapfen, ſonſt ſchmeckt es nicht ſo gut. Man tödtet ſie durch einen Schlag ins Genick, und ſchneidet dann gleich die Gurgel ab. Bei der ungeheuren Vermehrung dieſer Thiere, indem ein Bock mit drei Weibchen jährlich an zweihundert Junge erzeugt, wäre die Benutzung des Fleiſches kein zu verachtender Vortheil, wenn es nur nicht allzu weichlich, und faſt widerlich ſchmeckte.

Die Haare werden eben ſo gebraucht, wie die Haaſenhaare, und ſie kommen, wie auch die Felle zu Pelzwerk, ſtark in den Handel. Die Hutmacher bezahlen das Pfund Kaninchenhaare mit drei Thalern und etlichen Groſchen.

Der Miſt iſt zum Düngen ſo gut, wie Ziegenmiſt.

Der

Der Biber. Castor fiber.

Dieſes merkwürdige Geſchöpf iſt von der Größe eines mittelmäßigen Hundes, und hat einen nach Verhältniß des Körpers kleinen Kopf, der dem Kopf einer Ratze gleicht, eine kurze dicke Schnauze, kleine Augen, ſcharfe und runde Ohren. Die Beine haben nur fünf Zoll in der Länge. Die fünf Finger an den Vorderfüßen ſind mit langen, ſcharfen Nägeln beſetzt, und, wie bei einer Menſchenhand, von einander abgeſondert; die Hinterfüße ſind mit einer Schwimmhaut, wie bei den Gänſen, zuſammengewachſen, und haben breite ſtumpfe Nägel. Sein Gang iſt ſchwerfällig, und er kann behender ſchwimmen als gehen. Er ſitzt gern, nach Art der Eichhörnchen, auf den Hinterfüßen, und bedient ſich zu ſeinen Verrichtungen der Vorderfüße als Hände. In dieſer aufrechten Stellung begattet er ſich auch. Der Schwanz iſt etwas über eine viertel Elle lang, einen Zoll dick, faſt wie ein breiter Karpfen geſtaltet, mit einer ſchuppenartigen Haut bedeckt, und das Fleiſch deſſelben hat einen Fiſchgeruch und Geſchmack; er trägt ihn meiſt horizontal ausgeſtreckt. Mit den Vögeln hat er dieſes gemein, daß er aus Einer Oeffnung Koth und Waſſer von ſich gibt, und zwar ſowohl das Männchen, als das Weibchen, daher beide Geſchlechter ſchwer von einander zu unterſcheiden ſind. Die Farbe der Haare iſt kaſtanienbraun und glänzend, ſelten ſchwarz und roſtfarbig, höchſt ſelten weiß. Das ganze Thier wiegt ſechzig bis ſiebenzig Pfund.

Die nördlichen Länder von Europa, Aſien und beſonders Amerika ſind das Vaterland des Bibers. In allzukaltem Klima dauert er nicht; noch weniger in heißem. Er flieht die Wohnungen und die Nachbarſchaft der Menſchen, und zieht ſich gern in ſtille unbewohnte Gegenden zurück. So ſehr er auch die Geſellſchaft von ſeines Gleichen liebt, und ſo gern er mit ihnen den gemeinſchaftlichen Bau unternimmt, wozu ihm ein beſondrer Kunſttrieb gegeben iſt:

ſo lebt er doch in den Ländern, die von Menſchen ſtark bevölkert ſind, einſam, und zeigt keine Spur von jenem bewundernswürdigen Kunſttriebe. Hier macht er ſich an Flüſſen unter der Erde eine Höhle zur Wohnung zurecht, und lebt da mit ſeiner kleinen Familie ganz in der Stille. Man nennt ihn deshalb den einſamen, auch Gruben- oder Erdbiber. Sein Fell und Haar wird bei weitem nicht ſo geſchätzt, wie das vom geſellſchaftlichen Biber, weil es durch den Aufenthalt in der Erde verdirbt. Nur ſolche Erdbiber trifft man jetzt noch in Europa an, und das ſchöne Schauſpiel, eine Biberkolonie in ihrem völligen Flor zu ſehen, muß man nun in Nord-amerika ſuchen. Höchſt ſelten hat man jedoch auch in Deutſchland noch Verſuche von einem Biberbaue über der Erde entdeckt.

Wann die Biber in ihren alten Wohnungen nicht mehr Raum haben, oder wann ſie ſonſt dieſelben zu verlaſſen genöthigt ſind: ſo verſammeln ſich mehrere, zuweilen etliche hundert, um einen neuen Bau anzulegen. Die eigentliche Arbeitszeit iſt bei ihnen die Nacht. Zuerſt ſuchen ſie einen bequemen Platz an einem Fluſſe oder See, in deſſen Nähe Baumaterialien und Lebensmittel zu finden ſind. Dann fällen ſie Holz, wozu ihnen ihre ſchief zugeſchärften Vorderzähne dienen. Einen Baum von einer Viertel Elle im Durchmeſſer fällt ein Biber in etlichen Stunden. Hierauf behauen ſie die Bäume, rollen oder flößen ſie fort, graben auch wol erſt Kanäle zu dieſem Zweck, bringen Erde und Lehm zuſammen, und fangen den Bau an. Nöthigenfalls legen ſie einen Damm im Waſſer an, zuweilen hundert Fuß lang und im Grunde zehn bis zwölf Fuß breit, der faſt nicht zu verwüſten iſt. Nachdem alle dieſe Voranſtalten vollendet ſind, woran die ganze Geſellſchaft gemeinſchaftlich arbeitet, ſo vertheilen ſie ſich in kleinere Haufen, um ihre Hütten zu bauen. Jede Hütte ruhet auf ſechs Pfählen, die ſie am Ufer des Fluſſes, jedoch im Waſſer, feſt einſchlagen. Sodann führen ſie zwei Fuß dicke

dicke Wände von künſtlich durchflochtnen Zweigen, die mit Lehm, Schlamm und Moos ausgefüllt werden, auf, ſo feſt und dicht, daß weder Luft noch Waſſer eindringen kann. Die Größe dieſer Hütten iſt verſchieden, je nachdem viele oder wenig Familien darin wohnen ſollen und daran arbeiten. Man findet ſie von vier bis zehn Fuß im Durchſchnitte, und gemeiniglich mit drei Stockwerken, wovon das unterſte unter dem Waſſer ſteht. Das Dach iſt gewölbt, und die ganze Hütte eiförmig. Sie laſſen auch mehrentheils zwei Zugänge zu jeder Wohnung, einen von der Landſeite und den andern von der Waſſerſeite. Alles iſt inwendig glatt und reinlich, und der Fußboden mit Moos geſchmückt. Hier wohnen nun, nach der verſchiedenen Größe der Hütte, vier bis zwanzig Biber, und ſitzen paarweiſe, Männchen und Weibchen, beiſammen, aber ſo, daß der Schwanz faſt immer im Waſſer hängt, welches Element ſeiner Fiſchnatur nothwendig zu ſeyn ſcheint. Solcher Wohnungen ſtehen zehn bis zwölf, auch wol zwanzig bis fünf und zwanzig, in Einer Reihe neben einander. Und zu allen dieſen eben ſo ſchweren als künſtlichen Arbeiten brauchen ſie keine andere Werkzeuge, als welche die Natur ihnen gab. Die Zähne dienen ſtatt der Aexte und Sägen; die Vorderpfoten ſtatt der Hände; die Hinterfüße als Ruder; die Schwänze als Schaufeln und Kellen *).

Ihre

*) Dieſe ſonſt ſo hochgerühmte Baukunſt der Biber wird durch die neuern Beobachtungen des Herrn Hearnes, der ſich lange Zeit in Nord-amerika aufhielt, ſehr herabgeſetzt. Er ſah nie mehr, als 12 bis 16 Biber in Einem Baue beiſammen. Daß ſie ſechs ſtarke Pfähle, zur Aufführung ihrer Hütten, in die Erde mit ihren Vorderfüßen einſchlagen, daß ſie verſchiedne Abtheilungen zu verſchiednen Zwecken darin machen, daß ſie zwei Zugänge zu jeder Wohnung laſſen, ſich des Schwanzes ſtatt einer Mauerkelle bedienen, u. dgl. m., erklärt er für Fabel. Nach

ſeiner

Ihre Nahrung iſt zartes Holz, friſche Rinde, Blätter, Knoſpen u. ſ. w., wovon ſie ſich einen hinlänglichen Wintervorrath einſammeln, und ihn in dem unterſten Stock, als in einem Magazine, verwahren, worin er zugleich friſch bleibt. Sie freſſen aber auch Fiſche und Krebſe. Den Herbſt und Winter bringen ſie ruhig in ihren Hütten zu. Gegen den Anfang des Frühlings werfen die Weibchen drei bis vier Junge, und dann gehen die Männchen ins Feld, um friſche Nahrung zu genießen, beſuchen aber doch die Weibchen von Zeit zu Zeit wieder. Nach etlichen Monaten machen ſich die Mütter mit ihren Jungen auch ins Freie. Im Julius und Auguſt beſſern ſie gemeinſchaftlich ihre alten Wohnungen aus, oder bauen ſich neue, und beziehen ſie dann im September.

Die Biber ſind aber nicht nur wegen ihrer Eigenſchaften und Triebe zu bewundern, ſondern auch ihres Nutzens wegen ſehr ſchätzbar. Zwar hat das Fleiſch derſelben einen ſchlechten Geſchmack, und wird nur von einigen wilden Völkern und in Klöſtern genoſſen; aber den Schwanz hält man doch für eine große Delikateſſe. Er wiegt ungefähr vier Pfund, und wird von Liebhabern mit einem Dukaten bezahlt. Man richtet ihn völlig wie Fiſch zu. Doch iſt dies der geringere Vortheil. Weit wichtiger iſt das Fell und das Haar des Bibers. Mit den Biberfellen, die unter die koſtbarſten Pelzwerke gehören, wird ein ſtarker Handel getrieben. Der Preis richtet ſich ſowohl

ſeiner Verſicherung thun ſie bei dem Bau einer Hütte nichts weiter, als daß ſie Pfähle waagerecht und kreuzweis über einander legen, und zugleich Steine, Erde, Schlamm u. ſ. w. ohne alle Ordnung mit aufhäufen. Doch läugnet er weder die regelmäßige ovale Form der Wohnung, noch die außerordentliche Feſtigkeit derſelben. Im Herbſte überziehen ſie die Decken mit Schlamm, der denn bald darauf gefriert, und ſo die Dauerhaftigkeit des Gebäudes vermehren hilft.

ſowohl nach der Farbe, als nach der innern Güte des Felles. Die glänzend ſchwarzen werden am meiſten geſucht. Sonſt theilt man ſie noch in friſche, trockne und fette ein. Friſche nennt man die, welche man von den im Winter gefangnen Bibern erhält. Die im Sommer erlegten Biber geben trockne oder magre Häute, wovon man nur die Haare zu Hüten und dergleichen gebrauchen kann. Fette Biberfelle heißen die, welche die Wilden eine Zeitlang auf dem bloßen Leibe getragen haben, und die alſo vom Schweiße derſelben gleichſam fett geworden ſind. Man hält ſie für die beſten zu Pelzwerken. Ein gutes Biberfell gilt neun bis zwölf Thaler. Das Haar auf den Fellen iſt von zweierlei Art. Die eine iſt lang, feſt und glänzend; die andre kurz, wolligt, weich und ſeiden-artig. Wenn man nun die Haare benutzen will, ſo ſondert man jene von dieſen ab. Die langen werden dann zu Strümpfen, Handſchuhen u. ſ. w. verarbeitet; die kurzen kaufen die Hutmacher. Ein erwachsner Biber hat nicht viel über anderthalb Pfund Haare, und man bezahlt das Pfund jetzt mit 16 bis 18 Thalern.

Noch ein merkwürdiges Produkt des Bibers iſt das ſogenannte Bibergeil, welches dieſen Namen der Unkunde in der Naturgeſchichte verdankt. Denn man glaubte ehemals, daß es in den Hoden oder Geilen des Thieres befindlich ſei. Allein man trifft es eben ſowohl bei dem Weibchen, als bei den Männchen an, und neuere Unterſuchungen haben die Unrichtigkeit jener Meinung vollkommen beſtätigt. Es befinden ſich nämlich in der Gegend des Afters zwei Säckchen von der Größe eines kleinen Hüner eies, worin eine zimmtfarbige, fette, mit vielen dünnen Häutchen durchwebte Materie enthalten iſt, die einen betäubenden Geruch und bittern Geſchmack hat. Bei dem Weibchen ſind die Säckchen weit kleiner. Wann ſie abgeſchnitten ſind, wäſcht man ſie, und hängt ſie im Rauch auf, damit die Materie trocken werde, und der Verderb-

niß länger widerſtehe. Sie hält ſich auch ſieben bis acht Jahr, ohne daß ſie von ihrer Güte merklich verliert. Ein männlicher Biber gibt etwa vier Unzen Bibergeil. Man kann nicht gewiß ſagen, wozu es dem Thiere ſelbſt nützt, vielleicht zur Benetzung des Haars, damit das Waſſer nicht hafte. Uns aber iſt es ein ſehr wirkſames Arzneimittel in verſchiednen Nervenkrankheiten, in der Hypochondrie, Epilepſie u. ſ. w. Ein Kennzeichen des guten ſind die dünnen Fäſerchen, die ſich darin befinden müſſen. Aus Amerika kommt das ſchlechteſte. Beſſer iſt das Polniſche, Preußiſche und Ruſſiſche, welches wir meiſt über Danzig erhalten.

Um dieſer beträchtlichen Vortheile willen ſollte man die Biber wol mehr ſchonen und hegen, als wirklich geſchieht. Denn die Abnahme derſelben wird auch ſchon in Amerika von Jahr zu Jahr merklicher, welches freilich nicht zu verwundern iſt, da jährlich ſechszehn bis achtzehn tauſend getödtet werden. In Preußen hatte man ehemals ſtrenge Befehle zu ihrer Begünſtigung und Schonung, ob ſie gleich an den Waldungen und Waſſerbauen viel Schaden thun. Sie laſſen ſich zwar leicht zähmen, aber deshalb noch nicht als nutzbare Hausthiere halten.

Die Biberratze, Castor zibethicus, (Ondatra) iſt zwar in Deutſchland nicht einheimiſch, ſie mag aber hier, der Verwandſchaft und Aehnlichkeit wegen, neben dem Biber ſtehen, dem ſie an Geſtalt, Farbe, Haar und Kunſttrieb unter allen Thieren am meiſten gleicht. Doch wird ſie kaum ſo groß wie ein Kaninchen, hat auch einen anders gebildeten, in der Mitte walzenförmigen und gegen das Ende ſenkrecht zweiſchneidigen Schwanz. Ihr Vaterland iſt hauptſächlich Nord-amerika, wo ſie an den Ufern der Flüſſe und Seen Familienweiſe wohnen, indem ſie ſich Hüttchen, wie kleine Bienenkörbe, aus Binſen flechten, und ſie dicht mit Lehm überziehen. Im Winter graben ſie ſich Höhlen in die Erde, deren Eingang unter dem

Waſſer

Waſſer iſt. Sie nähren ſich von Wurzeln und allerlei Würmern, beſonders von Blut-igeln. Dieſe Thiere haben unter dem Schwanze acht kleine Bläschen, worin eine nach Zibeth riechende Feuchtigkeit enthalten iſt. Ihr ebenfalls angenehm riechendes Fell wird zu Pelzwerk gebraucht. Es ſoll durch ſeinen Duft die Motten vertreiben. *).

Die Fiſch-otter. Lutra vulgaris.

Die Meer-otter.

Die Fiſch-otter iſt ſo groß wie ein Dachs, hat aber noch kürzere Füße, einen platten Kopf und eine breite Schnauze, woran dicke Barthaare ſtehen. Die Vorderfüße ſind unbehaart, und die Zehen eben ſo, wie an den Hinterfüßen, mit einer Schwimmhaut verbunden. Die Haare ſehen kaffeebraun aus, und ſind glatt und glänzend. Sie hat mit dem Biber einerlei Vaterland, auch in der Lebensart viel Aehnlichkeit mit ihm.

An Geſtalt und Sitten kommt ihr die **Meer-otter** (Lutra marina) und die **Sumpf-otter** (Lutra minor) am nächſten. Jene wohnt um Kamtſchatka und den kuriliſchen Inſeln. Männchen und Weibchen ſind ſich mit ausnehmender Zärtlichkeit zugethan, und eben ſo zärtlich lieben ſie ihre Jungen. Sie ſollen ſich öfters umarmen, und das Weibchen ſoll auf der Stelle, wo ihm ſeine Jungen genommen ſind, vor Hunger ſterben. Ihr ſchwarzes und ſilbergraues Fell ſteht in ſehr hohem Preiſe. Man be-

*) Dies Thier muß nicht verwechſelt werden mit der Biſamratte, Sorex moschatus, aus dem Geſchlechte der Mäuſe, welche in Erdhöhlen wohnt. Dieſe hat in zwei Drüſen am After eine biſam-artige Feuchtigkeit, die auch ſtatt des wirklichen Biſams dienen kann. Ihr Vaterland ſind die nördlichen Gegenden der alten Welt.

bezahlt das Stück zuweilen mit hundert und funfzig Thalern. Die Sumpf-otter iſt kleiner als die Fiſch-otter, an Geſtalt und Größe dem Hausmarder gleich, und findet ſich im nördlichen Europa und Amerika. Sie frißt nicht allein Fiſche, ſondern auch Hüner, Gänſe, Enten und dergleichen. Ihr Fell wird weniger geachtet, als das von der Fiſch- und Meer-otter.

Die Fiſch-otter nimmt ihren Aufenthalt gern in den Löchern unter den Wurzeln der Bäume an Flüſſen, ſo, daß ſie den Zugang unter dem Waſſer hat. Sie kann zwar ſehr gut auf und unter dem Waſſer ſchwimmen, aber doch nicht lange in demſelben aushalten. Im Februar wird ſie brünſtig, und dann pfeifen ſie ſich des Nachts einander ſo hell, wie ein Menſch pfeift. Neun Wochen nach der Begattung bringt das Weibchen drei bis vier Junge, die wegen ihres unförmlichen Kopfes ſehr häßlich ſind. Sie nähren ſich von Fiſchen, Fröſchen, Krebſen, Waſſerratten, auch von Baumrinde und Gras, wenn ſie jene nicht haben können. Deu Fiſchteichen ſind ſie ſehr ſchädlich, denn ſie tödten weit mehr Fiſche, als ſie verzehren können. Ihre Wohnung iſt unreinlich und voll Geſtank von den verfaulten Fiſchen. Von den Bibern werden ſie in der Nähe nicht geduldet. Die Hunde jagen ſie gern, haben aber einen harten Kampf mit ihnen, weil ſie gewaltig beißen; auch greifen ſie in der Wuth ſelbſt Menſchen an. Dennoch kann man ſie zähmen und zum Fiſchfange abrichten. Ein Fiſch-otterbalg koſtet fünf bis zehn Thaler. Die beſten kommen aus Kanada, und die ſchönſten heißen Spiegel-ottern. Das Fleiſch wird nicht viel geachtet. Doch eſſen es die Katholiken in der Faſtenzeit gern, beſonders die Karthäuſer, die es theuer bezahlen, weil ſie gar kein anderes Fleiſch als Fiſch eſſen dürfen. Man rechnete damals, als die Faſtengeſetze gegeben wurden, die Fiſch-otter zu den Fiſchen, und erlaubte den Genuß derſelben.

Der Wolf Canis Lupus. Goldwolf.

Dieſes grimmige Raubthier gehört zwar zu dem Geſchlechte der Hunde, lebt aber dennoch mit ihnen in der größten Feindſchaft. *) Er unterſcheidet ſich durch den beſtändig niederhängenden, dickhaarigten Schwanz und durch einen falſchen und tückiſchen Blick. Die Farbe der Haare iſt gewöhnlich gelbbraun mit Weiß und Grau gemiſcht; doch gibt es auch ganz weiße und ſchwarze. In der Größe übertrifft er den ſtärkſten Bauernhund, hat auch ein längeres und dichteres Haar, beſonders am Kopfe und Halſe. Seine Ausdünſtung iſt ſtark übelriechend. Man trifft ihn in allen vier Erdtheilen, obgleich mit einigen Abänderungen der Größe und Farbe, an. In den Europäiſchen Wildniſſen iſt er häufiger, als man wünſcht. Auch im Schwarzwalde und in Oeſterreichiſchen Waldungen hält er ſich noch auf.

In Aſien und zum Theil auch in Afrika findet ſich ein dem Wolfe ſehr ähnliches Thier, nur etwas kleiner, welches Schakal oder Goldwolf (canis aureus) heißt, weil es eine goldgelbe mit Grau vermiſchte Farbe hat. Dieſer iſt ebenfalls ſehr reiſſend, bricht in die Viehſtälle ein und ſcharrt todte Körper aus der Erde, wenn er nichts andres haben kann. Im Orient ziehen Schaaren dieſer Thiere umher, und rauben ſelbſt Kinder. Vermuthlich ſind es Schakals, deren im B. der Richter, Kap. XV, 4, gedacht wird.

*) Vor einiger Zeit ſoll aber in Frankreich eine Wölfin mit einem Hunde freiwillig ſich belaufen und Junge erzeugt haben. Von gezähmten Wölfen iſt es gewiß, daß ſie mit Hunden fruchtbare Baſtarde zeugen, welche als Schweißhunde abgerichtet werden können. In Perſien fängt man Wölfe jung ein, zähmt ſie — doch werden ſie nie recht zahm — und richtet ſie ab. Einen ſolchen abgerichteten Wolf bezahlt man zuweilen mit 500 Thlrn.

wird. Man glaubt, daß von ihm und dem Wolfe der Hund abſtamme.

Der Wolf wird funfzehn bis zwanzig Jahr alt. Im zweiten Jahre pflanzt er ſich fort. Die Wölfin trägt nicht völlig drei Monat, und wirft ſechs bis acht Junge an einem dicht bewachsnen Orte im Walde, den ſie wie einen Keſſel aushöhlt und mit Moos belegt; oder in leere Dachs- und Fuchslöcher. Nach etlichen Wochen bringt ſie ihren Jungen ſchon Haaſen, Repphüner und dergleichen, und gewöhnt ſie an den Genuß des Fleiſches. Nach zwei Monaten folgen ſie der Mutter, und gehen mit ihr auf Raub aus.

Wüthender Heißhunger iſt die allgemein bekannte Eigenſchaft des Wolfs. Er braucht zu ſeiner Sättigung ein Hirſchkalb oder zwei Schaafe, die er gemächlich verzehrt, wenn er Zeit dazu hat. Dann kann er aber auch wieder vier bis fünf Tage hungern, wenn es ihm nur nicht an Waſſer fehlt. Das öftere Saufen iſt ihm eben ſo unentbehrlich, wie dem Hunde. Wenn er kein Thier erhaſchen kann, ſo frißt er Aas, gräbt Leichen aus, und verſchont ſeine eigne Gattung nicht. Auch ſoll er vor Hunger Lehm verzehren, welcher ihm aber entſetzliche Qual in den Gedärmen verurſacht, daher er dann jämmerlich heulet, bis er ihn wieder von ſich gegeben hat.

Nach Verhältniß ſeiner Größe beſitzt er viel Stärke, vorzüglich in dem Vordertheile des Leibes und im Halſe. Ein Schaaf trägt er lebendig im Maule fort, wie eine Katze die Maus, und läuft damit ſo ſchnell, daß ihn ein Menſch nicht einholen kann. Er raubt lieber bei Nacht als am Tage, und zeigt ſich dabei zum Erſtaunen vorſichtig.

Bei allem dem iſt er doch ein furchtſames Thier. Sobald er Widerſtand findet, ergreift er die Flucht, wenn ihn nicht die Verzweiflung wüthend macht. Beſonders verliert er in der Gefangenſchaft allen Muth. Man hat ſchon

ſchon einen Wolf und einen Menſchen in Einer Grube (worein dieſer aus Verſehen gefallen war) beiſammen geſehen, ohne daß jener es gewagt hätte, ihn anzugreifen. Aber in Geſellſchaft mit mehrern ſeines Gleichen iſt er kühn und gefährlich, fällt Bären, Pferde und andre große Thiere, ja ſelbſt Menſchen an. Doch kann man ſie durch Feuer verjagen. Auch das Raſſeln der Ketten fürchten ſie. Daher Reiſende in Pohlen viel Ketten an die Wagen hängen. Eben ſo ſollen ſie vor dem Klange rauſchender Inſtrumente ſich ſcheuen. Man beſtätigt dies unter andern mit dem Beiſpiele eines Muſikus, der, von Wölfen angefallen, auf der Violine zu ſpielen anfing, und damit ſein Leben rettete.

Ein ſo ſchädliches Raubthier wird billig überall verfolgt. In Großbritannien und Irland ſollen ſie ganz ausgerottet ſeyn. Man fängt ſie in Fallen, Gruben und Garnen, oder man ſtellt eine Treibjagd an. Die Hunde machen ſich nicht gern an ihn, weil er fürchterlich um ſich beißt. Auch haben ſie einen natürlichen Abſcheu vor ihm. Ein Hund ſchaudert beim Anblick des Wolfs, und ſträubet das Haar, wie eine Katze, wenn ſie einen Hund plötzlich neben ſich ſieht. Kein Thier frißt das Fleiſch des Wolfs, als wieder ein Wolf, und doch gibt es arme Wilde, die es verzehren!

Man kann von dem Wolfe weiter nichts gebrauchen, als die Haut, welche ein gutes warmes Pelzwerk gibt. Dies hat noch den beſondern Vorzug, daß ſich kein Ungeziefer darin aufhält. Ein Wolfsbalg koſtet fünf bis ſechs Thaler, und davon macht man die bekannten Wildſchuten, welche mit der Haarſeite auswärts-gekehrt getragen werden.

Bisweilen benutzt man auch die Zähne des Wolfs zum Glätten, oder man beſchlägt ſie mit Silber, und läßt die zahnenden Kinder, zur Beförderung der durchbrechenden Zähne, darauf beißen.

Der Luchs. Felis lynx.

Eben ſo räuberiſch wie der Wolf, aber noch behender und den Wildbahnen nachtheiliger, iſt der Luchs, der zum Geſchlechte der Katzen gerechnet wird. Auch gleicht er dieſen an Geſtalt und Bildung am meiſten. Er iſt größer und viel ſtarkleibiger, als der Fuchs. Mit ſeinen großen funkelnden Augen ſieht er ſehr ſcharf; allein die Beſchreibungen einiger Alten von ſeiner Scharfſichtigkeit ſind übertrieben. Seine Miene iſt ſchalkhaft-freundlich. An der Spitze der langen zugeſpitzten Ohren ſteht ein Büſchel Haare in die Höhe. Das Fell iſt nach Tiger-art gefleckt, die Hauptfarbe oben rothbraun und unten gelblich; die Striche ſind weiß und braun und die Flecke ſchwarz. Der kurze dicke Schwanz hat eine ſchwarze Spitze.

Er hält ſich in großen Waldungen der nördlichen Erde auf. In Deutſchland iſt er ſelten, doch ſieht man ihn noch zuweilen im Thüringer Walde, in Oberſchleſien und in Oeſterreich. Des Abends und Morgens in der Dämmerung, geht er auf Raub aus, und lauert hinter einem Buſche oder auf einem Baume, bis er ein vorübergehendes Thier erhaſchen kann. Er macht Sprünge von zwölf bis vierzehn Schuh, hauet mit ſeinen ſcharfen Krallen dem Thiere in den Nacken oder Rücken, zerbeißt ihm die Flechſen am Halſe, daß es niederſtürzt, und ſaugt ihm das Blut aus. Vom Fleiſche frißt er wenig, das meiſte läßt er liegen; und wann er wieder hungrig iſt, ſucht er friſche Beute zu erhaſchen, daher er den Wildbahnen ſo ſchädlich wird. Sogar auf Hirſche ſpringt er vom Baume herab, und tödtet ſie. Er ſcheint auch das Rothwild dem übrigen vorzuziehen, denn wo er es haben kann, bekümmert er ſich nicht viel um andre Thiere. Sowohl aus dieſer Urſach, als auch, weil er eine dem Wolfe ähnliche heulende Stimme hat, nannte man ihn ſchon in alten Zeiten den Hirſchwolf. Er wohnt in Fuchs- und Dachshöhlen oder

in Felſenklüften. Die Begattungszeit fällt in das Ende des Januars, und nach zehn Wochen gebiert das Weibchen zwei bis drei Junge. Aus ſeiner Höhle pflegt man ihn mit Rauch zu vertreiben; ſonſt iſt er überhaupt ſchwer zu fangen und zu ſchießen. Sein Fell gehört zu dem beſten Pelzwerke. Man kauft das Stück für ſechs bis zehn Thaler. Aus Sibirien kommen die ſchönſten.

Der Fuchs. Canis vulpes.

Mit dem Wolfe und dem Hunde iſt der Fuchs nahe verwandt, doch iſt er ſchlanker von Leibe und kleiner, als der Wolf. Er hat ungefähr die Größe des ſogenannten Spitzhundes. Sein Schwanz iſt ſehr haarigt und lang. Er riecht widerlich, nur ein Fleckchen Haare über dem Schwanze hat einen angenehmen Violengeruch, wenn man ſie ausrupft. *) Die Stimme iſt bellend, aber traurig; bei Veränderung des Wetters ähnelt ſie dem Geſchrei des Pfauen. Zähmen läßt er ſich nie völlig.

In den nördlichen Ländern findet man Füchſe von allerlei Farben; ſchwarze, weiße, graublaue, ſilbergraue und dergleichen. Der ſchwarze Fuchsbalg wird nächſt dem Zobel für das koſtbarſte Pelzwerk gehalten. Das Stück koſtet vierzig bis funfzig Thaler, ja, man hat ein ausge-

ſuchtes

*) Dieſer Geruch rührt von einer dicklichen Feuchtigkeit her. welche ſich auf der Stelle in einer Drüſe befindet, und die eben des Geruchs wegen in der Jägerſprache Viole genannt wird. Die Beſtimmung derſelben weiß man nicht mit Gewißheit anzugeben. Man will bemerkt haben, daß der Fuchs, wenn er verwundet iſt, nach dieſer Drüſe beiße; vielleicht, daß ihm die Feuchtigkeit ſtatt eines Balſams oder Stärkungsmittels dient. Man findet aber dergleichen Behältniſſe zur Sammlung beſondrer Säfte bei mehrern Thieren; bei dem Biber z. B. in der Gegend des Afters und bei den Vögeln über dem Bürzel.

ſuchtes ſchon mit vierhundert Rubel bezahlen ſehen. Herrmann erzählt in ſeiner Reiſebeſchreibung, daß der Werth eines ſchwanzen Fuchsbalgs zuweilen bis auf tauſend Rubel ſteige. Dies Pelzwerk kommt vornehmlich aus Sibirien und Kamtſchatka. Der Kreuzfuchs hat einen ſchwarzen Streif über dem Rücken, und einen andern quer über die Schultern, welche alſo eine Art von Kreuz auf dem fuchsrothen Felle bilden. Dieſe Füchſe ſind aber keinesweges alle bloße Varietäten des gemeinen Fuchſes, ſondern zum Theil eigne Gattungen. Der ſchwarze Fuchs, canis lycaon, ſteht in Anſehung der Größe zwiſchen dem Wolfe und Fuchſe, und iſt ganz ſchwarz. Sein Pelzwerk wird von Einigen für noch koſtbarer gehalten, als das Zobelfell. Er bewohnt die kälteſten Gegenden von Europa, Aſien und Amerika.

Weiß im Winter, graublau im Sommer iſt der Steinfuchs, canis lagopus, oder Polarfuchs, welcher nahe am Pol lebt, und ein wohlſchmeckendes Fleiſch hat.

Silbergrau oder weißgrau iſt der Virginiſche Fuchs, canis virginianus, der in Nord-amerika in hohlen Bäumen wohnt.

Der Kreuzfuchs iſt eine Varietät des gemeinen Fuchſes, und wird in Deutſchland ſelten angetroffen.

Bei uns gibt es zweierlei Abarten: **Brandfüchſe** oder Rothfüchſe, und Birkfüchſe. Jene ſind auf dem Rücken grau, am Bauche ſchwarz; die Schwanzſpitze, Läufe und Ohren ebenfalls ſchwarz, als ob ſie verſengt wären. Dazu gehören auch die Braunfüchſe, die einen etwas röthern Rücken, weiße Bäuche und eine weiße Blume am Schwanze haben. Die Birkfüchſe ſind die gemeinſten, deren ganzes Fell roth- oder gelbbraun und nur die Schwanzſpitze weiß iſt.

Der Fuchs hat ſeinen Aufenthalt unter der Erde, in einem mit etlichen Ausgängen verſehenen Baue, deſſen Inneres mehrere Kammern, Röhren und Keſſel hat. Er

bemäch-

bemächtigt ſich gar gern der Dachshöhlen, um ſich die Mühe des Grabens zu erſparen. Den Eigenthümer vertreibt er dadurch, daß er ſeinen Koth in den Eingang der Höhle legt, deſſen Geruch dem Dachſe ſo zuwider iſt, daß er ſich lieber eine andre Wohnung macht. Im Februar iſt die Ranzzeit der Füchſe. Das Weibchen trägt neun Wochen, und wirft drei bis ſechs Junge, die in zwei Jahren völlig ausgewachſen ſind. Sie erreichen ein Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren. Ihre Nahrung nehmen ſie aus dem Thier- und Gewächsreiche. Rehe, Lämmer, Haaſen, Kaninchen, Geflügel, Ratten, Mäuſe, Maulwürfe, Fiſche, im Nothfalle auch Kröten, Eidexen und allerlei Inſekten werden von ihnen erhaſcht und gefreſſen. Sie trachten aber auch den Baumfrüchten, Weintrauben und Honigſtöcken nach.

Von den Eigenſchaften des Fuchſes iſt keine bekannter und berühmter, als die Liſt, womit er ſeine Nahrung zu erhalten und ſein Leben zu ſichern weiß. Er iſt das allgemeine Sinnbild der Verſchlagenheit. Gemeiniglich nimmt er ſeinen Aufenthalt an der Gränze eines Waldes, in der Nachbarſchaft von Dörfern, Vorwerken ꝛc. und horcht auf das Krähen der Hähne und auf das Gegacker der Hühner. Junge Haaſen jagt er auf Ebenen, alte überfällt er im Lager, Kaninchen gräbt er aus, ſucht die Neſter der Repphühner, Wachteln ꝛc. Zu ſeinen Diebſtählen und Räubereien wählt er gewöhnlich die Nacht. Sein ſcharfer Geruch und leiſes Gehör kommt ihm dabei gut zu ſtatten. Wenn er in einen Hünerſtall einbricht, ſo läßt er nicht eher ab, bis Alles erwürgt iſt. Dann ſchleppt er ſoviel, als er auf einmal fortbringen kann, an einen ſichern Ort, und kommt mehrmals zurück, das übrige nachzuholen, wenn er nicht in dieſem Geſchäfte unvermuthet geſtört wird. Den Vogelheerd beſucht er früher, als der Vogelſteller, und nimmt die Vögel aus. Mit ſeinem wolligten Schwanze ſoll er nach Krebſen an-

geln, die er, wenn ſie hineinkneipen, ſchleunig ans Land zieht. Wird er von Flöhen geplagt, ſo nimmt er, wie man ſagt, einen Büſchel Moos ins Maul, und geht langſam rückwärts ins Waſſer; die Flöhe retiriren ſich nach dem trocknen Theile des Körpers, und alſo immer näher nach dem Kopfe, endlich flüchten ſie in das Moos, das er dann plötzlich fallen läßt. Wann er von Hunden verfolgt wird, benetzt er den Schwanz mit Urin, und ſchlägt damit um ſich *). Auch wehrt er ſich mit ſeinem ſcharfen Gebiſſe entſetzlich. Wenn man vor ſeiner Höhle Fallen aufſtellt, ſo bleibt er drei bis vier Tage darin. Zwingt ihn endlich der Hunger, heraus zu gehen, und er fängt ſich, ſo beißt er das Bein ab, woran er gefangen iſt, und entflieht. Er läuft auch fort, wann ihm ein Bein abgeſchoſſen iſt, wie denn in hieſiger Gegend ein ſolcher lange Zeit nach dieſer Verſtümmelung erſt erlegt wurde. Hat ſich aber ein anderes Thier von ungefähr darin gefangen, ſo geht er ohne Bedenken darüber. Er wird auch, wie die Haaſen, mit Hunden gejagt, oder mit Netzen gefangen u. ſ. w. **). Große Herren machen ſich zuweilen das grauſame Vergnügen, lebendig gefangene Füchſe zu prellen, indem ſie dieſelben auf ein an Stricken befeſtigtes Brett oder auf ein Netz legen, es mit einem male ſtraff anziehen, und ſie ſo in die Luft ſchnellen. Dies wird ſo oft wiederholt, bis ſie todt herunterfallen.

Man braucht von dem Fuchs hauptſächlich den Balg. Von einem jungen oder im Sommer gefangnen taugt er nichts.

---

*) Dieſe Art, Krebſe zu fangen, ſich der Flöhe zu entledigen und Hunde abzuhalten, iſt wol nur Jäger-Sage.

**) Alle Hunde jagen den Fuchs gern, obgleich ſie mit einander ſo nahe verwandt ſind, daß Hunde und Füchſe ſich begatten und Junge zeugen, wovon Herr Zimmermann ein Beiſpiel anführt. Der Hund verläßt ſogar Hirſche und Rehe auf der Jagd, und verfolgt den Fuchs, den er zu Geſichte bekommt.

nichts. Er wird nach der verſchiednen Güte mit einem, oder etlichen Thalern bezahlt. Der Fuchsſchwanz dient im Winter auf Reiſen zu Halsbinden, auch ſtatt eines Flederwiſches, um ſchöne Möbeln zu reinigen. Das Fleiſch hat einen ſo widrigen Geſchmack, daß es nicht einmal die Jagdhunde freſſen mögen. Doch ſoll es in ſüdlichen Gegenden, wo die Füchſe ſich meiſtens von Weintrauben nähren, beſſer ſchmecken.

Der Dachs. Ursus meles, s. Meles taxus.

Honigdachs.

Die Länge des Dachſes beträgt etwas über zwei Fuß, die Beine ſind aber ſo kurz, und die Haare ſo zottig, daß der Bauch die Erde zu berühren ſcheint. Der Kopf iſt bei einigen hundsartig, bei andern ſchweinsartig, daher nennt man jene Hunds- und dieſe Schweinsdachſe. Im übrigen iſt zwiſchen dieſen kein merklicher Unterſchied. Er hat ſehr ſtarke Pfoten mit ſcharfen Klauen bewaffnet und ein gewaltiges Gebiß. Die Farbe der dicken und langen Haare iſt weiß, grau und ſchwarz gemiſcht; der obere Theil des Leibes faſt ganz weiß, der untere, nämlich Kehle, Bruſt, Bauch, Beine, ganz ſchwarz. Er grunzt beinahe wie ein Schwein. Sein Vaterland iſt Europa und Aſien. Die Gattung iſt nicht ſehr zahlreich.

In Afrika findet man eine merkwürdige Gattung dieſes Geſchlechts, den Honigdachs (Meles mellivorus), welcher vom Honig der wilden Bienen lebt. Gegen die Stiche der Bienen, wann er ihre Zellen plündert, verwahrte ihn die Natur ſehr gut, denn er hat unter dem äußern zottigten Felle noch eine ſtarke Haut, die ganz locker und wie ein Sack das Fleiſch umgibt, und ſich hin- und herſchieben läßt. Nicht nur die Bienen, ſondern auch Hunde, die einen Löwen zerreiſſen, können ihm deshalb wenig

wenig anhaben. Vom Honigkukuk, der ihm die Bienenneſter verräth, ſiehe in die Naturgeſchichte der Vögel.

Der gemeine Dachs wohnet in den dunkelſten Wäldern, wo er ſich einen Bau in der Erde macht, den er ſehr reinlich hält. Im November und Dezember wird er hitzig, und im Februar bringt das Weibchen drei bis fünf Junge, welche ſich leicht zähmen laſſen; die Alten aber werden nie zahm. Sie ſind träge und mistrauiſch, leben einſam, und gehen nur des Nachts, und nicht einmal gern bei Mondſchein, der Nahrung nach. Sie freſſen junge Haaſen, Kaninchen, Geflügel, Mäuſe, Schlangen, Würmer, Inſekten, auch Obſt, Wurzeln, Rüben, Eicheln, Buchecken und dergleichen. Bei ihrer trägen Lebensart ſetzen ſie viel Fett an, und um Martini ſind ſie am fetteſten. Sobald es friert, verlaſſen ſie ihre Höhlen nicht mehr, denn ſie ſind ungeachtet ihres dicken Pelzes ſehr froſtige Thiere. Den Winter über ſchlafen ſie faſt beſtändig. Sie rollen ſich zuſammen, und ſtecken die Schnauze in eine Oeffnung, welche ſich zwiſchen dem Schwanz und dem After befindet. Dies Saugeloch hat keine Gemeinſchaft mit den Eingeweiden, denn es iſt nur einen Zoll tief, und gerade ſo groß, daß die Schnautze hinein paßt. Aus dieſer Oeffnung ſchwitzt eine klebrige, übelriechende Feuchtigkeit heraus, wovon ſie ſich die Zeit über nähren. Bisweilen, vornämlich bei Thauwetter, kommen ſie ſelbſt im Winter aus ihren Löchern hervor, um zu ſaufen. Wenn man bedenkt, daß ſie auch im Sommer nur des Nachts aus ihren Höhlen gehen, ſo bringen ſie zum wenigſten drei Viertel ihres Lebens unter der Erde zu. Sie werden ungefähr zwölf Jahr alt.

Man fängt ſie entweder mit Fang-eiſen, die man vor ihren Höhlen aufſtellt, oder mit beſonders dazu abgerichteten Dachshunden, die in den Bau hineinkriechen, und ſie heraustreiben. An dem Ausgang der Höhle erwarten dann andre Hunde den Dachs, die aber ohne Hülfe des Jägers nicht leicht mit ihm fertig werden. Er wirft ſich auf den

Rücken,

Rücken, und hauet und beißt mit ſeinen ſcharfen Klauen und Zähnen um ſich, daß ſie ihm nicht wohl beikommen können. Zudem ſchützt ihn auch ſein dickes zottiges Fell. Junge Dachſe laſſen ſich leicht aufziehen und zähmen.

Das Dachsfleiſch wird an mehrern Orten, z. B. in der Schweiz und in Frankreich, gegeſſen; es iſt ſehr weichlich und ſüßlich, und muß daher ſcharf geſalzen und gewürzt werden. Dem Schweinefleiſche kommt es im Geſchmack am nächſten. Das Fett wird in den Apotheken gebraucht. Auch wird folgender Nutzen davon für ſicher angegeben: Wenn man den Pferden die Haare ausrauft, und dann den unbehaarten Theil mit Dachsfett, welches mit halbgeläutertem Honig vermiſcht iſt, beſchmiert, ſo wachſen weiße Haare an dieſen Stellen. So kann man beliebig Schecken machen. Von den Haaren macht man Pinſel. Die Felle gehören zwar zu dem gemeinen Pelzwerk, ſie ſind aber ſo dicht, daß kein Regen durchdringt, und ſchicken ſich daher ſehr gut zum Beſchlagen der Reiſekoffer, zu Ranzen, Jägertaſchen, Fußſäcken, Pferdekumpten und dergleichen.

Der Marder. Mustela. Der Zobel.

Von dieſem Thiergeſchlechte gibt es mehrere Gattungen und Arten. Sie haben einen geſtreckten Leib und Hals, einen platten und kleinen Kopf und kurze Beine.

Das ſchönſte und berühmteſte dieſes Geſchlechts iſt der Zobel, Mustela zibellina, der in Sibirien und dem nördlichen China wohnt. Er iſt kleiner als der gemeine Marder, nährt ſich ſowohl von Thieren, als Gewächſen, hält ſich auf Bäumen auf, und iſt ſehr geſchwind und liſtig. Des Nachts geht er ſeinen Geſchäften nach, und am Tage ſchläft er. Im Sommer fängt er junge Haaſen, Kaninchen, Wieſel; im Winter allerlei Geflügel: auch frißt er verſchiedene Beeren. Zu ſeinem Fange vereinigen ſich in

Sibirien Geſellſchaften von 20 bis 30 Perſonen, welche ſich auf mehrere Wochen mit Nahrungsmitteln verſehen, dann in die ungeheuern Einöden ziehen, daſelbſt Hütten bauen, ſich in kleinere Geſellſchaften vertheilen, und ſo den Thieren nachſtellen. Ihre gewöhnliche Farbe iſt ſchwarzbraun, es gibt aber auch ganz ſchwarze, desgleichen graue und rothbraune, höchſt ſelten aber ganz weiße. Der Werth der Felle iſt nach der Güte verſchieden. Er ſteigt in Rußland von zwei bis hundert ſiebenzig Rubel und drüber für das Paar. Ein ſchwarzes Fell, wenn die ſchwarze Farbe auch nur vier Finger breit geht, gilt zuweilen ſechzig Thlr. Sie werden jetzt immer ſeltner. Man ſchießt ſie mit ſtumpfen Bolzen, oder fängt ſie in Fallen. Noch koſtbarer ſoll das rothgelbe Fell des Goldmarders ſein, den man in Canada antrifft.

Die gemeinen Marder theilt man ein in Steinmarder (Hausmarder, Mustela foina) und Baummarder (Feldmarder, Mustela martes). Bei jenen iſt die Kehle und der Hals unten weiß, der Kopf kaſtanienbraun, der übrige Theil des Leibes ſchwarzbraun. Er hat einen langen Schwanz mit zottigten Haaren. Man trifft ihn in gemäßigten Gegenden von Europa und Aſien an. Steinhaufen, alte Gemäuer und Gebäude ſind ſein gewöhnlicher Aufenthalt. Er hüpft und ſpringt mehr als er geht, kann geſchickt klettern, und durch ſehr enge Löcher ſchlüpfen. Nur in der Dunkelheit ſchleicht er ſeinem Raube nach. Er frißt nicht nur Federvieh, ſondern fängt auch Mäuſe, Ratten und Maulwürfe. In Taubenſchlägen und Hühnerſtällen würgt er alles, wenn er nicht geſtöhrt wird. Mit Hanfſaamen kann man ihn locken; auch naſcht er gern ſüße Kirſchen, daher man oft des Morgens einen Baum geplündert ſieht, der des Abends noch ganz voll hing. Vorzüglich trifft dies die in der Nähe eines Stalles befindlichen Bäume. In die Eier weiß er ſehr geſchickt ein Loch zu beißen und ſie dann auszuſaufen. Er begattet ſich im

Janu-

Januar, und macht alsdann ein ſtarkes Geſchrei, wie die Katzen. Nach neun Wochen bringt das Weibchen 3 bis 5 blinde Junge.

Der Baummarder unterſcheidet ſich von jenem durch eine rothgelbe, feuerfarbne Kehle und etwas längere Beine. Er wohnt in hohlen Bäumen und dicken Wäldern, und überfällt des Nachts Eichhörner, Vögel u. ſ. w. Im Winter nähert er ſich bewohnten Oertern, und dringt in Hüner- und Taubenhäuſer. Das Weibchen bringt im April ſechs bis acht Junge. Man findet ihn in nördlichen Ländern in erſtaunlicher Menge. In Nordamerika verkaufte man ſchon in einem Jahre über zwölftauſend Felle.

Man fängt die Marder gemeiniglich in Fallen, um das Fell zu ſchonen. Wenn nun ein Marder eine ſolche Falle findet, ſo legt er ſeine Loſung (Koth) dabei, und ſieht den andern Tag wieder zu, ob ſie noch unverrückt da liegt. Alsdann erſt wagt er es, die Lockſpeiſe zu koſten.

Die Marderfelle rechnet man mit zu dem edlern Pelzwerk. Das vom Baummarder iſt ungleich ſchöner, als vom Hausmarder. Sie werden zuweilen gefärbt. Den nach Biſam riechenden Koth dieſer Thiere gebraucht man theils zur Verfälſchung des ächten Biſams, theils zum Räuchern. Die elektriſche Materie hat auf den Marder einen ſo ſtarken Einfluß, daß er bei Gewittern wie raſend herumſpringt und ſchreiet.

Das Frettchen, Mustela furo, ſieht weißgelblich aus, und der Stern im Auge iſt blutroth. Urſprünglich ſtammt es aus Afrika, wo es die Spanier zur Vertilgung der Kaninchen herholten, gegen welche es einen natürlichen Haß hat. Die Kaninchen werden beim Anblick des Frettchens von einer Todesangſt befallen, ſo daß ſie blind in die Netze laufen. Da das Frettchen keine Kälte verträgt, ſo wird es nur in Häuſern zur Kaninchenjagd erzogen und abgerichtet. Man hält es in Kiſten, wo man ihm eine Lage von Werg bereitet. Es frißt Kleie, Brodt, Milch

und dergleichen. Das Weibchen iſt etwas kleiner als das Männchen, und wirft des Jahrs zweimal, jedesmal fünf bis acht Junge. Den Tag über ſchläft es meiſtens. Man kann es auch zur Zerſtöhrung der Vogelneſter in hohlen Bäumen gebrauchen. Es hat einen biſamartigen Geruch.

Das große Wieſel, (Hermelin, Muſtela erminea) führt dieſen Namen nur im Gegenſatz des gemeinen Wieſels (Muſtela vulgaris), denn es iſt etwas kleiner als das Frettchen, und ungefähr zehn Zoll lang. Im Sommer hat es eine braune, in kalten Gegenden dunklere Farbe; im Winter wird es weiß, aber die Schwanzſpitze, die vorher nur dunkel war, wird dann pechſchwarz. Wenn es dieſe Farbe hat, ſo nennt man es eigentlich Hermelin. Es findet ſich in den nördlichen Ländern, hauptſächlich in Rußland, Norwegen und Lappland, nährt ſich von Vögeln, Mäuſen, u. ſ. w., iſt außerordentlich wild, und läßt ſich gar nicht zähmen. Die Lappländer fangen es in einer Art von Mauſefalle. Das Fell wurde ehemals weit höher geachtet, als jetzt. Am koſtbarſten ſind die Pelze, welche aus lauter Hermelinſchwänzen zuſammengeſetzt ſind. Die Kürſchner wiſſen ſie aus Kaninchen= und andern Fellen ſehr gut nachzumachen.

Das gemeine Wieſel wird nur ſechs bis ſieben Zoll lang, iſt oben rothgelblich, unten weiß, und ändert die Farbe im Winter, manchmal auch bei uns, indem es ganz weiß wird. Es gibt aber auch ſolche, die beſtändig weiß bleiben. Man hält ſeinen Biß für giftig, welches jedoch falſch iſt. In gemäßigten Ländern wird es ſehr häufig angetroffen. Es frißt junge Hüner, Eier, Tauben, Sperlinge; auch Ratten und Mäuſe vertilgt es, noch beſſer als eine Katze. Zu dem Ende hält es ſich gewöhnlich im Winter auf Kornböden, in Ställen und Scheunen auf. Im Sommer wohnt es in Löchern unter der Erde, unter Steinhaufen, in hohlen Bäumen ꝛc. Man fängt es

in Fallen und mit vergifteten Eiern. Das Fell gibt nur gemeines Pelzwerk. Die hieſigen weißen Felle mögen vielleicht nicht viel ſchlechter ſein, als die Ruſſiſchen, aber ſie ſind ſelten, und der Landmann behält ſie auch gern für ſich ſelbſt, weil er glaubt, daß er durch Beſtreichen mit denſelben gewiſſe Geſchwülſte der Kuh-euter heilen könne.

In Anſehung der Geſtalt und Lebensart gleicht der Iltis, Mustela putorius, dem Marder am meiſten, doch hat er einen dickern Kopf und eine ſpitzigere Schnauze, iſt auch etwas kleiner. Das Fell iſt dunkelbraun, der Mund und der Rand der Ohren weiß. Er gibt einen unangenehmen Geruch von ſich, und heißt deshalb auch Stänkerratz oder Teufelskind. Wann er böſe wird, iſt dieſer Geruch am ärgſten. Das Weibchen wirft im April ſechs bis acht Junge. Im Sommer halten ſie ſich in Kaninchenhöhlen und Baumſtämmen auf, und ſtellen den Repphünern, Faſanen und Wachteln u. ſ. w. nach. Ein paar Iltiſſe können eine ganze Heerde Kaninchen in kurzer Zeit ausrotten. Im Winter verbergen ſie ſich auf Höfen unter Holzſtößen und Steinhaufen, wo ſie dem Federvieh faſt eben ſo gefährlich werden, wie die Marder; nur daß ſie nicht, wie dieſe, mehr würgen, als ſie wegſchleppen können. Auch nützen ſie durch Wegfangung der Ratten und Mäuſe. Honig iſt ein Leckerbiſſen für ſie. Man körnt ſie mit den Eingeweiden von Hünern, und fängt ſie mit Fuchsfallen. Man will bemerkt haben, daß ſie das Wetzen mit Meſſern auf einem Sandſteine nicht leiden können, ſondern wüthend aus ihren Schlupfwinkeln hervorſpringen, da man ſie dann ſchießen kann. Ihr Fell wird des Geſtanks wegen nicht ſehr gebraucht. *)

*) In Gebäuden wirft der Iltis bisweilen Erdhaufen auf, und dies ſchreibt man dann gemeiniglich den ſogenannten Hausunken zu.

Einige in der Lebensart dem Mardergeſchlechte verwandte ausländiſche Thiere.

Mit dem Mardergeſchlechte hat das Geſchlecht der Viverren viel Aehnlichkeit; in der Bildung aber, vornämlich des Schwanzes, nähern ſie ſich mehr den Katzen.

Dem Iltis ähnelt das Nord-amerikaniſche Stinkthier, Viuerra putorius, über deſſen ſchwarzbraunen R[illegible]en fünf weiße Streifen der Länge nach gezogen ſind, welches ihm ein ausgezeichnetes Anſehen gibt. In einer Blaſe am Hintern hat es einen entſetzlich ſtinkenden Saft, den es ſeinen Feinden, wann es verfolgt wird, drei Klaftern weit entgegenſprützen kann. Er verpeſtet die Luft hundert Schritte weit, und verſetzt den Odem. Kein Hund verfolgt das Thier weiter, wenn es dieſen Saft von ſich gelaſſen hat. Dennoch wird ſein Fleiſch gegeſſen, man muß aber das Thier durch einen plötzlichen Schuß tödten, und ihm gleich den Stinkbeutel abſchneiden.

Aus demſelben Geſchlechte ſind noch die Zibethkatze, Viuerra zibetha, und die Pharaonsratze, Viuerra ichneumon, zu bemerken. Jene iſt etwas größer, als der Iltis, hat einen langen ſchwarzgeringelten Katzenſchwanz, einen grauen Rücken mit ſchwarzen Streifen, und einen Kopf, der dem Fuchskopfe ähnelt. Sie iſt in Aſien und Afrika zu Hauſe. Bei dieſem Thiere befindet ſich zwiſchen dem After und den Geburtstheilen, ſowohl bei dem Männchen als Weibchen, eine Oeffnung, welche ſich in zwei Säckchen endigt, und hierin ſammlet ſich eine ſtarkriechende Materie, die wöchentlich einigemal von ſelbſt herausfließt, wenn man ſie ihm nicht nimmt. Nicht nur des balſamiſchen Geruchs, ſondern auch der medeziniſchen Kräfte wegen, die ihm Einige zuſchreiben, iſt der Zibeth (ſo nennt man dieſe Materie) ein Gegenſtand des Handels geworden.

Man hat daher ſchon längſt dieſe Thiere gezähmt und mit vielen Koſten unterhalten. Doch wird der Zibeth in Europa jetzt lange nicht mehr ſo geſucht, wie ehemals. Den ſtärkſten Handel treibt man noch damit in Indien und in der Levante. Holland hielt ſonſt auch Zibetthiere, und lieferte den beſten und reinſten Zibeth; jetzt geſchieht dies aber nur noch in der Levante. Man füttert ſie mit Milch, Fleiſch, Eiern, Mehlſpeiſen, Reiß u. dgl. Je beſſer und reichlicher das Futter, deſto mehr und beſſern Zibeth bekommt man. Alle zwei oder drei Tage nimmt man ihnen den Zibeth. Man ſperrt alsdann jedes Thier einzeln in einen engen Käfig, wo es ſich nicht umdrehen kann, öffnet den Käfig von hinten, packt das Thier beim Schwanze feſt, und holt den Zibeth mit einem kleinen hölzernen Löffel aus der oben genannten Oeffnung heraus. Man bekommt jedesmal kaum ein halb Loth. Der gute ächte Zibeth ſieht weiß aus, wie Schmeer; wenn er lange liegt oder verfälſcht iſt, wird er gelblich und dann immer dunkler. Er iſt ſchmierig, wie Butter. Man braucht ihn zum Parfümiren, zur Zuſammenſetzung verſchiedener Balſame und ſonſt in der Arznei.

Die Pharaonsratze iſt in ihrem ganzen äußern Weſen dem Iltis überaus ähnlich: an Farbe aber weißlich und ſchwarzgrau gefleckt; die Haare ſind ſteif und faſt borſtenförmig. Dieſe Thiere leben in Oſtindien, doch vorzüglich in Aegypten. Sie freſſen Mäuſe, Vögel, Eier, Schlangen und dergleichen. Eben wegen ihrer Begierde nach Eiern überhaupt, ſuchen ſie auch die Krokodil-eier im Sande auf und verzehren ſie. An die Krokodile ſelbſt wagen ſie ſich nicht, es müßten etwa ganz junge ſeyn. Die Erzählung, daß ſie den alten Krokodilen in den offnen Rachen kröchen, und von da weiter in den Bauch, wo ſie die Eingeweide zerfräßen u. ſ. w., iſt ganz ungegründet. Auch werden ſie in Aegypten nicht als Hausthiere gehalten, weil ſie dem Federvieh und andern kleinen

Thieren eben ſo gefährlich ſind, wie die Iltiſſe. Indeſſen ſind ſie doch von den alten Aegyptern ſehr verehrt und für heilig gehalten worden, da ſie auch ſo viele ſchädliche Thiere vertilgen.

Das Eichhörnchen. Sciurus vulgaris.

Man zählt über dreißig Gattungen dieſes Geſchlechts. Alle haben einen langen haarigten Schwanz, den ſie auf den Rücken legen, und der in dieſer Lage von fern faſt wie der Schwanz eines Haushahns ausſieht. Auch halten ſie ſich die meiſte Zeit auf Bäumen auf, und kommen ſelten auf die Erde herab, denn ſie können von einem Baume zum andern ziemlich weit ſpringen. Von ihrem gewöhnlichen Aufenthalte auf den Eichen und von den ſteifen Ohren, die in der Ferne wie Hörner ausſehen, iſt vermuthlich der Name entſtanden.

Einige Gattungen in Rußland und Nord-amerika haben ein ſchlappes Fell (eine Flughaut) von den Vorderfüßen nach den Hinterfüßen zu, welches ihr Springen von einem Baume zum andern ſehr erleichtert. Man nennt ſie daher fliegende Eichhörner, ob ſie gleich nicht wie die Vögel, oder wie die Fledermäuſe, in der Luft umher zu fliegen im Stande ſind. Denn ſie können nie aufwärts, nicht einmal recht horizontal, ſondern nur ſchiefunterwärts, mit Hülfe dieſer Haut, ſetzen, jedoch weiter, als andre, welche dieſe Haut nicht haben.

Das gemeine Eichhorn iſt fuchsroth, und hat an den Spitzen der Ohren einen Haarbüſchel. Es wird in Europa, Aſien und dem nördlichen Amerika angetroffen. Auch findet man in nördlichen Ländern und in einigen Gegenden Deutſchlands ſchwarze, weiße — wiewol ſeltner — und ſolche, die im Sommer die gewöhnliche rothe Farbe haben, im Winter aber grau werden. Von dieſen letztern heißen die

die Felle Grauwerk, und der Bauch insbeſondere wird Behwam genannt.

Dieſe Thierchen ſind insgeſammt wohlgebildet, lebhaft, flink, poſſirlich, haben ſchöne muntre Augen, lieben die Reinlichkeit, und laſſen ſich zähmen und zu verſchiednen Künſten abrichten, ob ſie gleich von Natur ſcheu und wild ſind; dennoch bleiben ſie aber boshaft und beißig, und ihr Biß iſt zuweilen äußerſt gefährlich. *) Ihre Nahrung beſteht in Knospen, Kernfrüchten und Saamen der Bäume, z. B. Tannzapfen, wovon ſie ſich einen Vorrath auf den Winter in die Erde verſcharren. Wo ſie in großer Menge ſind, da iſt der Schade beträchtlich, den ſie hiedurch in den Forſten anrichten; ſie werden daher vorzüglich in Fichten = und Tannenwäldern nicht gern gelitten. Obgleich Nüſſe und Kernfrüchte ihre Lieblingsſpeiſen ſind: ſo vertragen ſie doch Pfirſichen und Aprikoſen nicht, ſondern ſterben von dem Genuſſe derſelben. Ihr Neſt machen ſie, wie die Vögel, auf Bäumen, meiſtens auf Tannen und Eichen, von Reiſern, Laub und Moos, mit einer ſchmalen Oeffnung, oben drüber ein kegelförmiges Dach. Sie ſollen ein Vorgefühl von der Veränderung des Wetters haben, und ſich bei bevorſtehendem Sturm und Ungewitter in ihr Neſt begeben, und die Oeffnung verſtopfen, wo der Sturm herkommt, auf der entgegenſtehenden Seite aber ein Luftloch machen. Im Winter legen ſie ihr Neſt unten neben dem Stamme in den Tannen=

*) Der Naturforſcher Barrington erzog Eichhörnchen, und ſtudirte ihr Naturell. Er fand, daß ſie die Muſik ſehr liebten, und darnach im Käfig nach einem ordentlichen Takte tanzten. — Ebenderſelbe beſtätigt die ſchon bekannte Bemerkung, daß ſich unter dem Vorrathe von Nüſſen, welche die Eichhörnchen zuſammen tragen, nie eine faule Nuß finde. Sie nahmen auch nie eine ſolche von ihm an, und es ſchien, daß ſie die Güte der Nüſſe am Gewicht erkannten.

nen- und Fichtenflechten an. Das Weibchen bringt im April drei bis fünf Junge zur Welt. Sie leben höchſtens zehn Jahr.

Das Fleiſch der Eichhörnchen kann gegeſſen werden, ihr Fell benutzt man zu Pelzwerk, und die Haare zu Pinſeln.

Der Hamſter. Mus cricetus.

Der Hamſter iſt ſo groß, wie eine Ratte, hat aber einen größern Kopf, und einen viel kürzern und halb kahlen Schwanz. Die Hauptfarbe des Körpers iſt rothgelb, aber der Bauch iſt allezeit ſchwarz. Auch ſieht man zuweilen ganz ſchwarze Hamſter, vornämlich in Rußland. An jeder Seite des Unterkinnbackens hat der Hamſter einen Beutel, deſſen Oeffnung ſich im Munde befindet, und in welchen er das Futter einnimmt, das er verwahren und wegtragen will. Jeder Beutel kann drei bis vier Loth Getraide faſſen. Er iſt das einzige Thier in Europa, das dergleichen Backentaſchen hat.

Zu ſeinem Aufenthalte wählt er gern einen leichten, aber doch fruchtbaren Boden, wo er ohne viele Mühe einen feſten Bau anlegen, und Ueberfluß an Lebensmitteln erwarten kann. Weder zu warme noch zu kalte Länder ſind ſeiner Natur angemeſſen. Man findet ihn an mehrern Orten in Deutſchland, am häufigſten in Thüringen, ferner in Polen, im ſüdlichen Sibirien und in der Ukraine.

Jeder Hamſter macht ſich ſeine eigne Wohnung, drei bis vier Fuß tief unter der Erde. Sie beſteht aus mehrern Abtheilungen, davon eine zum eigentlichen Aufenthalte, die andre zur Vorrathskammer u. ſ. w. beſtimmt iſt. Dieſe einſame Lebensart iſt eine Folge ihres zänkiſchen Charakters und wüthenden Zorns. Denn ſelbſt Männchen und Weibchen vertragen ſich nur die kurze Zeit, da ihre Brunſt dauert. Wenn ſie nachher zuſammenkommen,

beißen ſie ſich grimmig herum; eins tödtet oft das andre, und frißt es auf. Im April paaren ſie ſich das erſtemal, das Männchen geht in die Höhle des Weibchens, und bleibt etliche Tage darin. Das Weibchen trägt vier Wochen, wirft niemals unter ſechs, zuweilen ſechzehn bis achtzehn Junge, welche ſie ſo wenig liebt, daß ſie ſich in Gefahren rettet, ohne auf dieſelben zu achten. Nach drei Wochen trennen ſich dieſe von der Mutter, und fangen ihre eigne Oekonomie an, werden auch bald ſelbſt fruchtbar. Jedes Weibchen wirft des Jahrs zwei bis dreimal. Sie erreichen überhaupt etwa ein Alter von drei bis vier Jahren. Man kann alſo auf die ungeheure Vermehrung ſchließen. Im Gothaiſchen wurden auch ſchon in Einem Jahre ſieben und zwanzig tauſend Stück gefangen.

Sie nähren ſich von allerlei Kräutern, Wurzeln, Getraidearten, Bohnen, Erbſen; auch kleinere Thiere, die ſie bezwingen können, freſſen ſie. In ihren Vorrathskammern findet man zuweilen ſechzig bis hundert Pfund Getraide, wovon ſie im Herbſt und Frühjahr zehren, denn im Winter erſtarren ſie. Mit Anfang des Herbſts machen ſie ihre Höhlen zu.

So klein die Hamſter ſind, ſo kühn macht ſie doch ihre Wuth. Sie wehren ſich gegen Hunde, die nicht ſelten den Kürzern ziehen, ja ſie fallen in der Hitze ſogar Menſchen und Pferde an. Die gewöhnlichſte Art, ſie zu fangen, iſt das Aufgraben, da man zugleich einen nicht unbeträchtlichen Vorrath von Getraide findet.

Man benutzt von ihnen hauptſächlich nur das Fell, welches ein ganz gutes Pelzwerk gibt, aber doch in geringem Preiſe ſteht. Man verkauft das Stück höchſtens zu drei bis vier Pfenningen.

Die

Die Ratte. Mus rattus.

Dies unter uns genugſam bekannte Thier ſieht an dem obern Theile des Leibes ſchwarzgrau, am Bauche hellgrau aus, und hat einen faſt ganz kahlen, in ſchuppigte Ringe getheilten Schwanz, der länger iſt, als der ganze Leib. Es findet ſich überall in Europa, die ſehr kalten Länder ausgenommen, und durch die Schiffe iſt es nunmehr auch in die übrigen Erdtheile verbreitet worden.

Es gibt auch Waſſerratten, (Mures amphibii) die an Flüſſen, Bächen und Teichen leben, und ſich von kleinen Fiſchen, Fiſchlaich, Fröſchen, Waſſer-inſekten ꝛc. nähren. Der Schwanz iſt behaart, nur halb ſo lang, wie der Leib, und die Ohren ſind kaum zu ſehen. Sie wohnen in der Erde.

Die Ratten machen ihre Neſter gern in Scheunen, Ställen, auf Korn- und Obſtböden, wo ſie ihre Nahrung in der Nähe haben, und zugleich gegen Kälte geſichert ſind. Sie können gut klettern, hoch ſpringen, und auf den Hinterbeinen ſitzen, wie die Eichhörnchen.

Sie hecken im Jahre mehr als einmal, und bringen in jeder Hecke fünf bis ſechs Junge. Außer dem Getraide und andern Lebensmitteln, welche die Menſchen für ſich ſelbſt geſammlet haben, freſſen ſie auch kleine Vögel, junge Kaninchen und dergleichen. Sie zernagen Kleider und Hausgeräth, und durchlöchern Holz und Mauern. Auch den Gartenfrüchten, beſonders den Weintrauben, ſtellen ſie nach. Ihr eignes Geſchlecht iſt vor ihrer Gefräßigkeit nicht ſicher, denn wenn ihre Anzahl ſo überhand genommen hat, daß es ihnen an Nahrung fehlt, ſo freſſen ſie ſich einander ſelbſt. Dieſes Mittel zur Verminderung ſchädlicher Thiere, welches die Vorſehung ſelbſt veranſtaltet, hilft ſchleuniger, als alle menſchliche Anſtalten. Eben dieſes thun auch noch andre Gattungen des Mäuſegeſchlechts.

Weil

Weil ſie nirgends gegen Mangel beſſer geſchützt ſind, als in der Nachbarſchaft von Menſchen, ſo ziehen ſie dieſen überall nach. Sie gehen mit zu Schiffe, wann die Ladung hineingebracht iſt; landet das Schiff und ladet aus, ſo verlaſſen ſie es; ſie kehren aber wieder dahin zurück, ſobald es nur Fracht eingenommen hat. Den Bergleuten folgen ſie ſogar in die Schachten nach. In bewohnte Zimmer kommen ſie jedoch ſeltner, als die Mäuſe. Zuweilen treibt ſie der Durſt dahin, denn ſie ſaufen viel, und machen allerlei luſtige Sprünge, wenn ſie ein Gefäß mit Waſſer finden. Durch das Geräuſch, welches größer iſt, als man von einem ſolchen Thiere vermuthen ſollte, durch ihr Schnarchen und Pruhſten haben ſie ſchon mehrmals gräßliche Erzählungen von Geſpenſter-erſcheinungen veranlaßt. Zur Nachtzeit gleicht ihr Gang und Tritt dem Tritte eines Menſchen, der auf Socken geht, und ſtark auftritt. Dabei beſitzen ſie die Geſchicklichkeit, ſich ſo zuſammen zu wickeln und zu verſtecken, daß man oft am Tage vergeblich nach dem wahren Urheber des nächtlichen Gepolters ſucht. Man weiß auch Beiſpiele, daß ſie ſchlafende Menſchen benagt haben.

Gegen ihre Jungen beweiſen die Mütter viel Zärtlichkeit, und vertheidigen ſie mit Gefahr ihres eignen Lebens. Man hat aber auch geſehen, daß die jüngern Ratten den alten und unvermögenden Futter zutragen. Wider einen Angriff vertheidigen ſie ſich herzhaft. Nur großen und geübten Katzen müſſen ſie unterliegen. Aber vom Wieſel werden ſie leicht bezwungen und getödtet.

Oftmals verwickeln ſich acht, zehn oder mehrere Ratten mit ihren langen Schwänzen dergeſtalt in einander, daß ſie nicht wieder loskommen können; es ſei nun, daß dies bei einem Kampfe, oder bei einer andern Gelegenheit geſchieht. Einen ſolchen Haufen verwickelter Ratten nennt die gemeine Sprache einen Rattenkönig, und der Aberglaube träumt von der Entſtehung und den Abſichten deſ-

ſelben gar wunderliche Dinge. Einige halten die Erzählung vom Rattenkönige für eine bloße Fabel. *).

Zur Vertilgung dieſer beſchwerlichen Gäſte gibt man verſchiedene Mittel an. Man nimmt z. B. zerſtoßne Krähen-augen, macht ſie mit Butter oder Schmalz zu einem Teig, wickelt davon einer Haſelnuß groß in ein Stückchen Papier, und legt es an den Ort, wo nur die Ratten und nicht leicht andere Thiere hinkommen. Oder man fängt etliche lebendig, taucht ſie bis an den Hals in ſehr dünnen mit Fiſchthran vermiſchten Wagentheer, und läßt ſie dann ſo laufen. Dieſer Geruch iſt ihnen unausſtehlich, ſie laufen nicht nur ſelbſt voll Angſt und Verzweiflung in allen ihren Löchern umher, ſondern vertreiben auch damit ihre Kameraden, indem ſie den Geruch überall verbreiten. Noch eine ſonderbare Methode, Ratten und Mäuſe zu vertilgen, hat ein Landwirth durch eigne Erfahrung bewährt gefunden. Man fängt eine lebendige Ratte, ſetzt ſie in einen wohlverwahrten Käfig, läßt ſie eine Zeitlang hungern, und wirft ihr dann lebendige Mäuſe und Ratten zum Fraß vor. Der wüthende Hunger zwingt jene, ſich dieſer bald zu bemächtigen. Wann man dies einige Zeit fortgeſetzt hat, ſo thut ſie endlich aus Appetit, was ſie Anfangs nur aus Noth that, und wird alſo ein vollkommenes Raubthier. Sobald man dies bemerkt, gibt man ihr die Freiheit wieder, da ſie dann ihre gewohnte Beute in allen Schlupfwinkeln aufſucht und tödtet.

Nutzen haben wir zunächſt von dieſen Thieren nicht. Nur in der größten Hungersnoth, beſonders auf langen Seereiſen, ißt man ihr Fleiſch. Jedoch eſſen es die Kal-mucken

*) Man findet jedoch dieſe Seltenheit in dem Naturalienkabinette zu Sondershauſen. Die wahrſcheinliche Urſache ihrer Verwickelung iſt wol die, daß ſie im Alter, um ſich zu erwärmen, dicht zuſammenrücken, und auf dieſe Art ihre Schwänze leicht verwickeln.

mucken und Jakuten, und in Siam und Tunkin macht man aus Ratten, Mäuſen, Schlangen und Eidechſen ein leckeres Ragout. — Das Fell wird nicht geachtet.

Noch eine merkwürdige Gattung iſt die Wanderratte (Sûrmûlot, Mus decumanus), welche hier angezeigt zu werden verdient. Sie iſt größer als die gemeine ſchwarze Ratte, und ſieht auf dem Rücken fuchsbraun aus, unter dem Bauche weißgrau. Erſt in dieſem Jahrhunderte ſoll ſie in Europa bekannt und durch oſtindiſche Schiffe hieher gebracht worden ſeyn. Ihre Höhlen macht ſie in der Erde, aber gern am Ufer des Waſſers; ſie kann auch ſchwimmen, wie die Waſſermaus, und zieht, vornämlich des Nachts, von einem Orte zum andern (daher der Name Wanderratte), der Erfahrung nach, vom Abend gegen Morgen. Sie vermehrt ſich erſtaunlich, denn ſie wirft des Jahrs dreimal, und jedesmal 13 bis 21 Junge. Die Kühnheit dieſer Thiere iſt ſo groß, daß ſie ſich gegen Hunde und Menſchen wehren. Katzen wagen ſich gar nicht an ſie; auch vertreiben ſie alle Hausratten, welche weichen, wo jene hinkommen. Ihre Nahrung beſteht in Wurzeln, Getraide und allen Viktualien; ſie tödten das junge Federvieh, und richten in den Häuſern große Verwüſtungen an, indem ſie Wände durchwühlen, Kleider zerfreſſen ꝛc. Doch kommen ſie nie in die obern Zimmer und auf die Kornböden. Sie laſſen ſich ſchwer fangen, weil ſie die Witterung von Menſchen haben, und die mit bloßen Händen aufgeſtellten Fallen meiden. Wenn man aber Handſchuh anzieht, oder die Hände mit Zwiebeln reibt, ehe man die Fallen betaſtet, ſo gehen ſie hinein. Abgeſchälte Zuckerwurzeln, gebratne Zwiebeln und Speck ſind die beſte Lockſpeiſe für ſie. Sie haben ſich jetzt in ganz Deutſchland ausgebreitet, und finden ſich beſonders auf dem Harze ſehr häufig. In Petersburg ſollen faſt alle Häuſer von ihnen untergraben ſeyn.

Die

Die Maus. Mus. Rellmaus.

Groſse Haſelmaus.

In der äußern Bildung hat die gemeine Maus mit der Ratte viel Aehnlichkeit, ſie iſt aber weit kleiner, als dieſe, und ſieht gewöhnlich oben fahl und am Bauche weißlich aus. Von den mehr als vierzig Gattungen derſelben bemerken wir nur folgende:

Die Rellmaus, (Mus glis, s. glis esculentus) iſt dicker als eine Ratte, hat auch einen ſtärkern und zottichten Schwanz. Man findet dies Thier in dem ſüdlichen Europa, in Spanien, Frankreich und Italien am häufigſten, in Deutſchland ſeltner. Es wohnt auf Anhöhen im Walde, wo es ſich ſein Lager in hohlen Bäumen oder auch in der Erde macht, und ſich von Bucheln, Eicheln, Kaſtanien, Haſelnüſſen u. ſ. w. nährt. Ueberhaupt kommt es in der Lebensart mit dem Eichhörnchen überein. Den Winter bringt es in einer Erſtarrung zu, und weil man ehemals glaubte, daß es gerade ſieben Monat hinter einander ſchlafe, ſo gab man ihm den bekannten Namen Siebenſchläfer. Allein dies Wort bedeutet auch überhaupt nur einen Langeſchläfer, nach einer Anſpielung auf die berufne Fabel von den Siebenſchläfern, deren Andenken durch die Kalender noch immer erhalten wird. In Italien wird ihr Fleiſch gegeſſen. Man macht daſelbſt in der Gegend, wo ſich Rellmäuſe aufhalten, Gruben in der Erde, ſtreuet Moos und Buchnüſſe hinein, und ſo kann man im Winter eine Menge erſtarreter (die hier im Herbſte der Nahrung wegen ſich verſammelten und einſchliefen) wegnehmen.

Die groſse Haſelmaus (Mus avellanarum maior, s. Mus quercinus), etwas kleiner als die vorige, hat keinen ſo langhaarigten Schwanz und einen rothfahlen Rücken. Sie lebt mehrentheils in Gärten, niſtet in den Löchern der

Mauern,

Mauern, und thut den Gartenfrüchten, beſonders den Aprikoſen, Pfirſchen, Mandeln u. ſ. w. großen Schaden, klettert an die Geländer oder auf die Bäume ſelbſt hinauf, und trägt ſich einen Vorrath in ihre Wohnung ein; auch in hohlen Baumſtämmen hält ſie ſich auf. Im Winter erſtarret ſie, wie der Siebenſchläfer.

Die kleine Haſelmaus (Mus auellanarum minor, s. Mus auellanarius), von der Größe der gemeinen Hausmaus, doch etwas dicker, hat große lebhafte Augen und einen ziemlich haarigten Schwanz. Sie hält ſich nur in Wäldern auf, nährt ſich von Haſelnüſſen u. ſ. w., und macht ihr Neſt zwiſchen den Zweigen einer Haſelſtaude oder eines Dornbuſches von Blättern, Moos und Kräutern. Sie frißt ſitzend, wie ein Eichhörnchen, und beträgt ſich auch eben ſo poſſirlich und luſtig. Außer der Heckezeit wohnt ſie gewöhnlich in hohlen Bäumen. Den Winterſchlaf hat ſie mit den vorigen gemein. Sie bereitet ſich dazu eine runde Hülſe von Tangelnadeln und dergleichen, wo ſie ſich hineinlegt.

Die Feldmaus (Mus arualis), davon es wiederum verſchiedne Arten gibt, große und kleine und andere Abänderungen, vermehrt ſich fürchterlich, und wird öfters zur Landplage. Die große ſchadet beſonders der Holzſaat und den jungen Pflanzungen. Getraide und Feldfrüchte ſind ihre vornehmſte Nahrung.

Die Spitzmaus (Sorex araneus), zu einem eignen Geſchlechte gehörig, iſt nicht ſo groß, wie die gemeine Maus, und hat einen geſtreckten Kopf und eine rüſſelförmige Schnauze. Die Augen ſind ſehr klein. Sie wohnt unter der Erde und frißt Inſekten und Gewürme. Ihr Geruch iſt widrig, deshalb freſſen ſie die Katzen nicht, ob ſie gleich dieſelben tödten. Unwiſſende glauben, daß ſie giftig ſei, und den Pferden gern in den Leib krieche; beides iſt falſch. In Sibirien gibt es eine Gattung Spitzmäuſe (sorex exilis), welche die kleinſten

welcher immer wieder aufgewühlt wird, iſt ein Hauptgang. In dieſem kann man in kurzer Zeit alle Maulwürfe aus dem Bezirke wegfangen.

Ihre Felle werden zwar zu Pelzwerk gebraucht, aber doch nicht ſonderlich geachtet. Von Johannis bis in den Winter ſind ſie am beſten. Für den gemeinen Mann werden ſie an einigen Orten zu Tobacksbeuteln verarbeitet.

Säu-

Säugethiere. Zweite Ordnung.

Hausthiere und Landthiere.

Das Kameel.
- Das Schaafkameel.
- Die Kameelziege.

Das Rennthier.
Das Elent.
Der Elephant.
Das Flußpferd.
Das Nashorn.
Der Tapir.

Reißende Thiere.

Der Löwe.
Der Tiger.
Das Pantherthier.
Der Leopard.
Die Unze.
Die Hyäne.
Der Vielfraß.
Der Bär.
- Der Eisbär.

Säugethiere, die im Waſſer und auf dem Lande leben.

Der Seehund.
Der Seelöwe.
Der Seebär.
Das Seepferd (Wallroß).
Die Seekuh.

Säugethiere, die blos im Waſſer leben.

Der Wallfiſch.
Der Nordkaper.
Der Finnfiſch.
Der Maſtfiſch.
Der Pottfiſch.
Der Narwall.
Das Meerſchwein.

Der Maulwurf. Talpa europaea.

Dieſes Thier, welches ſeinen Namen von ſeiner gewöhnlichen Verrichtung führt, kommt freiwillig nicht leicht an das Tageslicht, ſondern verlebt die meiſte Zeit unter der Erde. *) Des Nachts geht er aber manchmal hervor; auch verfolgen ſich bisweilen die Männchen zur Begattungszeit bis über die Erde. Er hat ein ſchönes, meiſt glänzend ſchwarzes, ſammt-artiges Fell, keine äußere Ohren, und ſo kleine Augen, daß man ihn ehemals für blind hielt. In Holland gibt es auch weißmarmorirte, in Amerika fuchsrothe und in Afrika goldgelbe; dieſe letztern heißen daher Goldmaulwürfe. Sonſt findet man auch andre Arten, wol ganz weiße und gefleckte. Der Schwanz des Maulwurfs iſt kurz, die Vorderfüße ſind ſtark, wie Hände geſtaltet, und zum Graben geſchickt; der ſpitzige Kopf endigt ſich in einen beweglichen Rüſſel. Sein Geruch und Gehör iſt ſcharf. In dürren Wüſten und in kalten Ländern hält er ſich nicht. Er nährt ſich von allerlei Gewürmen, und gräbt und wühlt deshalb beſtändig in der Erde. Hiedurch wird er zufälligerweiſe oft ſchädlich, indem er Dämme durchlöchert, Gewächſe mit den Wurzeln heraushebt, Hügel über der Erde aufwirft, welche beſonders auf Wieſen ſehr nachtheilig ſind, und dergleichen mehr. Nützlich wird er uns auch wiederum durch Vertilgung vieler ſchädlichen Inſekten.

Die Maulwürfe machen ſich einen eben ſo feſten, als künſtlichen Bau, den ſie nicht ohne Noth verlaſſen, und wohin

---

*) Nach Adelung kommt der Name her von Mull oder Moll (d. i. weich), weil das Thier die Erde auflockert und weich macht.

Wenn der Maulwurf ſich außer ſeinen Gängen befindet, ſo kann man ihn leicht fangen, doch muß man ſich vor ſeinem Biß hüten, der äußerſt ſchmerzhaft iſt.

wohin ſie jedesmal nach ihren Streifereien, die ſie der Nahrung wegen in der Nachbarſchaft herum thun, wieder zurückkehren. In einem ſolchen Baue wohnt Männchen und Weibchen beiſammen, die ſich ſehr mit Liebe zugethan ſind; alle andre Geſellſchaft fliehen ſie. Am Schluſſe des Winters, den ſie größtentheils erſtarrt und unthätig zubringen) paaren ſie ſich, und im Mai wirft das Weibchen auf ein Lager von Moos und Blättern vier bis fünf Junge. Dies ſind gar drollige Dinger, die nach etlichen Tagen wie die jungen Katzen mit einander ſpielen. Gegen den Herbſt ziehen ſie ſich gern nach Gebäuden hin, wenn dergleichen in der Nähe ſind, und wühlen unter dem Fundamente der Mauern und Wände Gänge.

Ihre Feinde ſind die Schlangen, Wieſel, Igel; auch werden ſie von manchen Katzen und Hunden belauert, wann ſie aufſtoßen. Aber ihr gefährlichſter Feind iſt das Waſſer. Bei Ueberſchwemmungen ſuchen ſie ſich durch die Flucht zu retten; einige ſchwimmen nach Anhöhen zu, andere klettern auf die Bäume, die meiſten aber kommen um.

Die Mittel, deren ſich die Menſchen zu ihrer Vertilgung bedienen, ſind mancherlei. Man gräbt ſie aus mit ihrem ganzen Neſte, oder ſtreuet ihnen Giftkugeln, oder legt Schlingen u. ſ. w. Am leichteſten fängt man ſie in Töpfen, die man drei bis vier Zoll tief unter die Oberfläche der Erde gräbt. Sie müſſen ziemlich hoch, inwendig glaſirt, oben etwas enge und in der Mitte weit ſeyn. In dieſelben wirft man etliche lebendige Krebſe oder Würmer, und deckt dann etwas Raſen darüber. Wenn erſt einer gefangen iſt, ſo lockt er durch ſein Geſchrei mehrere herbei, die dann in dieſelbe Falle gerathen. Die Schlinge oder den Topf zum Fange der Maulwürfe muß man in Hauptgängen (d. i. in ſolchen, wodurch ſie immer ihren Lauf nehmen) aufſtellen. Man findet den Hauptgang, wenn man die verſchiednen Gänge öfters zutritt; derjenige,

vierfüßigen Thiere ſind, die man bis jetzt kennt. Eine völlig ausgewachſene wiegt nur ein halbes Quentchen.

Die Blindmaus (Mus typhlus) in Pohlen und Rußland, ſoll keine Augen-öffnung haben, auch ſieht man kein äußeres Ohr und keinen Schwanz. Doch findet man an der Stelle, wo die Augen ſein ſollten, unter der Haut kleine Aug-äpfel. Sie wird ſo groß wie eine Ratte, und lebt in Löchern unter der Erde.

Der Springer (Erdhaaſe, Mus jaculus), in Aſien und Nord-afrika einheimiſch, lebt ebenfalls unter der Erde, und kommt nur des Nachts zum Vorſchein. Er iſt ungefähr ſo groß wie eine Ratte, hat kurze Vorderbeine und ſehr lange Hinterbeine, und ſpringt, wie eine Heuſchrecke, ſieben bis acht Fuß weit, und ſo ſchnell, daß ihn kaum ein Pferd einholen kann. Es gibt auch noch eine Gattung von der Größe eines Kaninchens, welche dieſe Geſtalt und Eigenſchaften hat. *)

Der Lemming (Mus lemmus) im nördlichen Europa, vorzüglich in Schweden und Norwegen, berühmt durch ſeine Wandrungen, die er alle zehn bis zwanzig Jahr anſtellt. Er erreicht ebenfalls die Größe einer Ratte, iſt ſchwarz, weiß und gelblich gefleckt, hat eine bellende Stimme, und richtet entſetzliche Verwüſtungen in den Getraidefeldern an. Bei einem bevorſtehenden ſtrengen Winter, oder wenn ihre Anzahl ſich zu ſtark angehäuft hat, verſammlen ſie ſich zu vielen tauſenden, und ziehen in andre Gegenden. Auf dieſem Zuge gehen ſie überall gerade durch; kommen ſie an ein Waſſer, ſo ſchwimmen ſie

*) Blumenbach macht den Springer und das Känguruh zu einem eignen Geſchlechte, welches er Jaculus nennt. Sonſt iſt der Springer auch unter dem Namen Jerboa bekannt. Er nährt ſich von Wurzeln, Getraide ꝛc. Seine kurzen Vorderfüße berühren die Erde niemals, ſondern dienen ihm ſtatt der Hände, die Nahrung zum Munde zu führen. Er gibt ein eßbares Fleiſch.

ſie hinüber; begegnet ihnen ein Fahrzeug, ſo klettern ſie auf der einen Seite hinan, und auf der andern ſteigen ſie wieder hinunter. Hohe Felſen umgehen ſie, aber doch ſo, daß ſie auf der entgegenſtehenden Seite in gerader Linie wieder fortwandern. Sie ſind ſehr zornig, und widerſetzen ſich mit vieler Wuth, wenn ſie angegriffen werden. Sie haben aber auch an Raubvögeln und andern Thieren mächtige Feinde, und freſſen einander ſelbſt auf.

Die unter uns bekannteſte und gewöhnlichſte iſt die Hausmaus (Mus musculus), ein muntres, furchtſames, ſchlaues Thierchen. Der obere Theil des Leibes iſt aſchgrau, der Bauch weißlich; ganz weiße ſieht man ſelten. Sie vermehrt ſich noch ſtärker, als die Ratte, heckt faſt alle Monat, ſogar im Winter, und bringt jedesmal fünf bis ſechs Junge, die in vierzehn Tagen ſchon ihre Nahrung ſelbſt ſuchen. Wie beſchwerlich ſie ſind, beſonders wo ſie überhand genommen haben, iſt bekannt genug. Es fehlt aber auch nicht an Mitteln, ſie zu vertilgen, oder wenigſtens ſie zu vermindern und einzuſchränken. Man fängt ſie in Fallen, oder ſetzt ihnen Gift, womit man jedoch vorſichtig ſein muß, denn eine vergiftete Maus geräth zuweilen noch über Eßwaaren oder Getränke, deren Genuß nachher Menſchen oder anderm Viehe gefährlich werden kann. Weniger hat man zu befürchten, wenn man Kügelchen von Sauerteig und Eiſenfeil, zu gleichen Theilen vermiſcht, in ihre Löcher wirft, wovon ſie ebenfalls ſterben ſollen. Katzen, Eulen u. ſ. w. ſind ihre natürlichen Feinde. Die Rattenfänger körnen ſie entweder durch ſolche Dinge, deren Geruch ſie von weitem herbeizieht, und tödten ſie dann, oder ſie vertreiben dieſelben mit widrig-riechenden Kräutern, Pulvern und Salben. So ſoll z. B. die Königskerze (Verbascum thapſus) und das Bilſenkraut den Mäuſen unleidlich ſeyn.

Das Kameel. Camelus.

Die Natur, oder vielmehr die Vorſehung, vertheilte ihre Geſchenke auf der Erde mit unpartheiiſcher Hand. Auch für die dürren Sandwüſten Arabiens, ſo wie für die vor Kälte ſtarrenden Fluren des Nordpols, ſchuf ſie ein Thier, in welchem die nutzbaren Eigenſchaften aller unſrer Hausthiere beiſammen anzutreffen ſind. Das einzige Kameel iſt dem Araber das, was uns unſer Schaaf, unſer Rind und unſer Pferd iſt.

Unter den Thieren finden wir ſo wenig, wie unter den Menſchen, Brauchbarkeit immer mit einer ſchönen Geſtalt gepaart. Das Kameel hat zwar eine beträchtliche Größe, woran ihm auch keins unſrer einheimiſchen Thiere gleichkommt: aber zugleich ein weniger zierliches und gefälliges Anſehen. Daß aber das Pferd deshalb einen natürlichen Abſcheu vor dem Kameele habe, iſt längſt für eine Fabel erkannt worden. Es wird ſieben bis acht Fuß hoch, alſo höher, als das größte Pferd; der Hals und die Füße ſind lang und unförmlich, die Hinterbeine haben drei Gelenke, der Rücken iſt höckrig, das Haar kurz und ſchmuzzig-weißgrau oder roſtfarbig, nur am Halſe und Kopfe ſind ſie etwas länger. An der Bruſt hat es eine große Schwiele, vier kleinere an den Vorderfüßen und zwei an den Hinterfüßen, welche Schwielen ihm zum Aufſtemmen dienen, wann es ſich niederlegt und aufſteht. Man ſieht ſie ſchon bei ungebornen Jungen. Unter den Fußſohlen befindet ſich ein mit einer dicken Haut überzogner Ballen Fleiſch, der wie ein Kiſſen den beſchwerlichen Gang im heißen Sande erleichtert. Der ganze Bau des Körpers, ſo wie auch die Eigenſchaften dieſes Geſchöpfs, ſind ſeiner Beſtimmung, ein nützliches Hausthier zu ſeyn, aufs vollkommenſte angemeſſen.

Es gibt eigentlich zwei Gattungen, davon die eine Einen Buckel, die andre aber zwei, faſt in Geſtalt eines

Sat-

tels, hat. Das Kameel mit Einem Buckel heißt Dromedar (Camelus dromedarius), das mit zwei Buckeln, Trampelthier (Camelus bactrianus), wiewol einige Schriftſteller dieſe Namen verwechſeln. Das erſtere iſt etwas kleiner und ſchwächer, als das leztere. Beide aber paaren ſich, und zeugen fruchtbare Junge, die man für die ſtärkſten und beſten hält. In den Wüſten Aſiens findet man noch hin und wieder wilde, und dieſe ſind muthiger, größer und ſtärker, als die zahmen, welche überhaupt im ganzen Orient gezogen werden.

Außer dieſen beiden Gattungen, die übrigens in Anſehung ihrer Natur und ihrer Lebensart völlig übereinkommen, trifft man auch noch in Amerika zwei dem Kameele ähnliche Thiergattungen an. Die eine iſt das Schaafkameel (Camelus pacos) [Vicunna oder Vigogne], beinahe von der Größe und Geſtalt der Ziege, aber wegen des langen Halſes und der langen Beine dem Kameele ähnlich, doch hat es keinen Höcker. Man hat es Schaafkameel genannt, weil es Wolle trägt, die ſchönſte und feinſte, die man kennt. Sie hat die Farbe einer vertrockneten Roſe, nimmt aber auch jede andre künſtliche Farbe an. Das Pfund derſelben koſtet in Hamburg drei bis vier Thaler, und die Elle Tuch von ſolcher Wolle wird wol mit 20 Thlr. bezahlt. Dieſe Thiere leben auf den höchſten Gebirgen in Peru, wo eine reine und kalte Luft herrſcht. Man glaubt daher, daß ſie auf den Pyrenäen ebenfalls fortkommen würden. Sie laſſen ſich ſchwer zähmen, auch ſind ſie zum Laſttragen und Reiten nicht wohl zu gebrauchen. Man ſchießt ſie, wie Wild, wodurch ihre Anzahl immer mehr und mehr vermindert wird. In ihrem Magen findet man auch zuweilen Bezoar.

Die andre Gattung iſt die Kameelziege, Camelus lacma (Lama), welche in der Bildung dem Schaafkameele, und alſo auch der Ziege und dem Kameele, gleicht,

der geringſten Bewegung der Beine hört. Wann ſie ſtill ſtehen, und nur ein wenig zittern oder ſchaudern, ſo bemerkt man ihn ſchon, ob ſie gleich die Füße nicht aufheben; laufen ſie aber ihren gewöhnlichen Trab, ſo ſchallt er wol hundert Schritte weit. Die Urſach und die Abſicht von dieſem Geklapper hat man noch nicht mit völliger Gewißheit angeben können. Einige wollen in einer kleinen Höhlung des Hufs ein Steinchen, von der Größe der ſogenannten Krebsſteine, gefunden haben; Andre verſichern, der eigentliche Sitz dieſes Tons ſei mehr oberwärts in den Kniegelenken; wieder Andre glauben, es rühre davon her, daß die falſchen Hufe an den Füßen nur loſe zuſammen hängen, und daher bei der geringſten Bewegung gerüttelt werden. Noch unſichrer iſt die Erklärung des Zwecks deſſelben, wenn man meint, er diene dazu, daß ſich die Heerden bei trübem Wetter nicht zu weit von einander zerſtreuen, da ihr geſellſchaftliches Beiſammenbleiben zur Vertheidigung gegen reißende Thiere nothwendig ſei.

Nur im kalten Klima befindet ſich das Rennthier wohl. Die Verſuche, daſſelbe in Preußen und im nördlichen Deutſchlande zu erziehen, ſind alle mißlungen. Doch erhielt man einmal in Schwedt eins etliche Jahre am Leben. Im Sommer mußte es täglich mehrmals mit eiskaltem Waſſer begoſſen werden, um ihm die Hitze erträglich zu machen. — Sogar in ſeinem Vaterlande iſt es im Winter viel fetter, anſehnlicher und muthiger, als im Sommer, ob es gleich in dieſer Jahrszeit mehr Weide findet. Es nährt ſich von allerlei Waldkräutern, Blättern und Mooſen, die es ſich auch als Hausthier ſelbſt zuſammen ſuchen muß. Das Rennthiermoos liebt es vorzüglich, lebt auch im Winter allein davon, und ſcharrt es ſich etliche Fuß tief unter der Erde hervor. Sein ſcharfer Geruch leitet es ſo ſicher, daß es allemal ſolche Stellen trifft, wo dies Moos ſteht. Auch Schwämme frißt es ſehr begierig, ſelbſt

den giftigen Fliegenſchwamm, wovon es weiter keinen Schaden hat, als daß es taumelt und niederfällt, und dieſer Zuſtand dauert ſo lange, bis der Schwamm wieder von ihm gegangen iſt, welches unverdaut geſchieht. Schlachtet man es während dieſer Trunkenheit, und genießt ſein Fleiſch, ſo bringt daſſelbe in dem menſchlichen Körper eben die Wirkung hervor. Nach der Zeit iſt es aber ganz unſchädlich. Einen beſondern Appetit hat es auch nach dem Urine der Menſchen, vermuthlich wegen ſeines ſalzigen Geſchmacks. Wann es Jemanden harnen ſieht, kommt es gleich herbeigelaufen, daher die Hirten immer Gefäße bei ſich führen und den Harn ſammeln, um ihre Heerde damit an ſich zu gewöhnen, und recht kirre zu machen.

Bei den nördlichen Völkern iſt die Rennthierzucht der vornehmſte Gegenſtand ihrer Beſchäftigung und ihre reichſte Nahrungsquelle. Da das Klima ihnen andre Gewerbe und die Erziehung anderer Thiere theils unmöglich macht, theils ſehr erſchwert: ſo hat die Noth ſie erfinderiſch gemacht. Alle Bedürfniſſe wiſſen ſie durch das einzige Rennthier zu befriedigen. Der Aermſte wird unabhängig und ſein eigner Herr, ſobald er ſich ein Eigenthum von etlichen Rennthieren erworben hat. Reiche beſitzen Heerden von achtzehn bis zwanzig tauſend. Da ſie ſo leicht zu unterhalten ſind, ſo ſchränkt man ſie auch nicht auf eine beſtimmte Anzahl ein. Sie werden zu keiner Jahrszeit in Ställen gefüttert, ſondern man treibt ſie in die unermeßlichen Waldungen und Gebirge, die zu dem Ende Jedermann gemein ſind. Aufſicht und Beſchützung iſt die einzige Mühe, die dieſe Thiere ihren Beſitzern machen. Einige wiſſen zu dieſem Geſchäfte mit vieler Geſchicklichkeit Hunde abzurichten. Dieſe ſind alsdann die Zuchtmeiſter, Wächter, Beſchützer und Führer der Heerden. Abends werden ſie gemeiniglich, zu deſto größerer Si-

cherheit

dritten Jahre werden ſie zur Zeugung geſchickt; das Weibchen trägt ein volles Jahr, wirft nur ein Junges, und ſäuget es beinahe zwei Jahr. Im Frühling verliert es das Haar, und wird ſo kahl, wie ein abgebrühetes Schwein. Alsdann beſchmiert man es mit Fett oder Theer gegen den Stich der Inſekten. Das höchſte Alter deſſelben ſteht zwiſchen vierzig und funfzig Jahr. Man hat auch ſchon Verſuche gemacht, dieſe nützliche Thiergattung in Deutſchland zu erziehen. Die Erzeugung der Jungen glückte zwar; aber ſie ſtarben doch mit den Alten nach einiger Zeit. Indeſſen behaupten Sachverſtändige, daß es ſehr wohl möglich ſei, ihre Zucht mit großem Vortheile hier einzuführen. *)

Man gebraucht von dem Kameel auch die Milch, welche ſehr fett iſt, und von verſchiednen Völkern als ein gewöhnliches Getränk, mit Waſſer vermiſcht, genoſſen wird. Auch macht man Brantwein davon. Die Haare, welche freilich ſchlechter ſind, als die Kameelhaare von den Angoriſchen Ziegen, werden doch auch zu feinen Hüten und zur Verfertigung einiger kameel-artigen Zeuge benutzt. Das Pfund koſtet in Deutſchland etwa einen Thaler und acht Groſchen. Von jungen Kameelen ißt man auch das Fleiſch; von alten nur im Nothfalle. Die Haut wird zu Leder und Schagrin verarbeitet. Der Miſt dient unter andern mit zur Verfertigung des Aegyptiſchen Salmiaks.

*) Zu Piſa, in Italien, hat man ein Kameelgeſtüte angelegt, welches im guten Stande ſeyn ſoll.

Es ſcheint jedoch, daß die Kameele nur in ſandigen Gegenden recht brauchbar ſind, denn wegen der Ballen unter den Fußſohlen haben ſie auf einem feſten, vornämlich glatten und ſchlüpfrigen Boden, keinen ſichern Gang. Die Karavanen, welche nach Konſtantinopel kommen, führen grobe wollne Decken mit ſich, die ſie im Nothfalle, wann es etwa ſtark regnet, an ſchlüpfrigen Stellen vor den Kameelen ausbreiten, damit dieſe nicht ausgleiten und unter ihrer Laſt fallen.

Das Rennthier. Ceruus tarandus.

In dem nördlichen Aſien und Europa lebt das zweite ausländiſche Hausthier, welches den Bewohnern dieſer Länder eben ſo ſchätzbar und wichtig iſt, wie das Kameel dem Orient.

Das Rennthier gehört zum Hirſchgeſchlechte, hat auch in der Bildung, in der Größe und in der Lebensart die meiſte Aehnlichkeit mit den Hirſchen; den Kopf trägt es aber nicht ſo hoch, wie der Hirſch, ſondern mehr vorwärts geſtreckt, wie das Rind; auch iſt der Hals mit einer Mähne verſehen. Die deutſche Benennung iſt von d.m Schwediſchen Namen Rhen entſtanden, daher jetzt auch Einige Rhenthier oder Rhenhirſch ſchreiben. In der Höhe gleicht es unſerm Tannhirſche, doch iſt es etwas ſtärker und dicker. Die wilden ſind noch um ein Drittel größer, als die zahmen, auch fetter und muthiger. Im Sommer ſind dieſe alle grau, im Winter weiß. Hingegen ändern die zahmen die Farbe mehr; es gibt braune, ſchwarzbraune, weiße, bunte u. ſ. w. Unter den zum Hirſchgeſchlechte gehörigen Thieren haben ſie das größte Geweihe. Man findet einige mit achtzig Enden. Sie ſind rückwärts gekrümmt, rund, und an der Spitze breitzackig. Die Rennthiere werfen es, wie die Hirſche, jährlich ab. Merkwürdig iſt es, daß alle weiblichen Rennthiere ebenfalls, wiewol etwas kleinere, Geweihe haben, welches doch bei den Hirſchen u. ſ. w. ſehr ſelten iſt. Auch ſelbſt den verſchnittnen wachſen ſie nach dem Abwerfen wieder. Die Abſicht des weiſen Urhebers der Natur iſt hiebei nicht zu verkennen. Dieſe Thiere brauchen ihr breitzackiges Geweihe wie Schaufeln, um den Schnee wegzuſchippen, der im Winter ihre Nahrung bedeckt. Es iſt ihnen alſo zur Erhaltung ihres Lebens unentbehrlich. Eine andre Merkwürdigkeit in den körperlichen Eigenſchaften des Rennthiers iſt ein gewiſſer knarrender Ton, den man bei

aber keine Wolle, ſondern ein braunes Haar hat, und viel größer iſt. Sie erreicht die Höhe eines mittelmäßigen Eſels, und dient auch, eben ſo wie dieſer, zum Laſttragen, indem man ſie ſchon ſeit Jahrhunderten zum Hausthiere gemacht hat. In den reichen Minen zu Potoſi werden beſtändig etliche hundert tauſend zum Tragen unterhalten. Eine trägt höchſtens hundert und funfzig Pfund. Wenn man ſie überladet, legt ſie ſich nieder, und iſt auch durch die härteſten Schläge nicht wieder zum Aufſtehen zu bringen. Man muß ſie gleich auf der Stelle ſchlachten. Ihr Fleiſch wird gegeſſen. Sie ſind geduldig, leicht zu regieren und ſanft. Werden ſie ja durch wiederholte Mißhandlungen aufgebracht, ſo ſprützen ſie auf ihren Feind einen ſcharfen ätzenden Saft, welcher einen Ausſchlag auf der Haut verurſacht.

Das eigentliche Kameel iſt ſeit undenklichen Zeiten das wichtigſte Hausthier im ganzen Orient. Des Arabers Reichthum beſteht hauptſächlich in der Zahl ſeiner Kameele; auch iſt der Preis deſſelben anſehnlich genug, denn eins der beſten wird nicht unter hundert Thalern verkauft. Es dient ſowol zum Tragen als zum Reiten, zum Theil auch zum Ziehen. Eine Laſt von zwölf bis dreizehnhundert Pfund iſt einem völlig ausgewachsnen nicht zu ſchwer. Es geht dabei in einem ſanften Trabe täglich zwölf Meilen. Der Dromedar iſt noch ſchneller, als das Trampelthier, und wird daher hauptſächlich zum Reiten gebraucht. Er geht einen ſo raſchen Trab, daß ein Pferd ihm nicht anders, als im vollen Galopp folgen kann. In einem Tage legt er zwölf bis funfzehn Meilen zurück. Die Kameeltreiber gewöhnen ihre Thiere, daß ſie auf ein gegebnes Zeichen ſich niederlegen, um die Laſt ſich aufladen zu laſſen, und auf ein anderes Zeichen wieder aufſtehen. Auch lehrt man ſie nach gewiſſen Tönen in einer Art von Takt zu ſchreiten, da ſie dann, nach Verſchiedenheit dieſer Töne, bald langſamer, bald ſchneller laufen. Ueberhaupt ſcheinen ſie ſich an der

Muſik

Muſik ſehr zu vergnügen. Durch Peitſche und Sporn iſt nichts auszurichten, wenn ſie nicht mehr fort wollen, aber Muſik ermuntert ſie, ihre letzten Kräfte anzuſtrengen. Man bedient ſich gewöhnlich der Flöten dazu.

In der Nahrung iſt das Kameel ſehr genügſam. Es frißt gern Diſteln, wie der Eſel, und allerlei ſtachlichte Gewächſe, daher die Natur es mit knorplichten Lippen und hartem Zahnfleiſche verſehen hat. In Einer Stunde nimmt es ſoviel zu ſich, daß es darnach vier und zwanzig Stunden hungern kann. Sonderbar iſt es, daß das Kameel den Buchsbaum liebt, der ihm doch tödlich iſt. Da man in den Wüſteneien des Orients oft mehrere Tagereiſen macht, ohne einen Tropfen Waſſer zu finden, ſo iſt es eine beſonders weiſe Einrichtung des Schöpfers, daß dies Thier acht Tage, ja einige Wochen, durſten kann. Es hat zu dem Ende, außer den gewöhnlichen vier Abtheilungen des Magens, welche man bei allen wiederkäuenden Thieren antrifft, noch ein fünftes, ſehr großes Behältniß, worin es einen hinlänglichen Vorrath von Waſſer aufbewahren kann. Es ſäuft daher mit Einemmale, wenn es Gelegenheit dazu hat, eine ungeheure Menge. Hievon nimmt es täglich nur immer ſo viel, als es zu ſeinem Bedürfniſſe braucht, indem es, durch Zuſammenziehung der Muskeln in ſeinem Wanſt, das Waſſer wieder in den Schlund hinaufſteigen läßt, und ſo ſeinen Durſt löſcht. Dabei iſt merkwürdig, daß das Waſſer in dem Behältniſſe ganz klar und friſch bleibt, und faſt gar keinen Nebengeſchmack annimmt. Daher auch die Reiſenden, wann ſie Mangel an Waſſer leiden, und kein andres Mittel wiſſen, ihr Leben zu erhalten, eins ihrer Kameele niederwerfen und aufſchneiden, um ſich mit dem im Behältniß befindlichen Waſſer zu erfriſchen.

So ſanftmüthig das Kameel auch iſt, und ſo leicht es ſich regieren läßt: ſo wird es doch in der Brunſt ſelbſt ſeinem Herrn gefährlich. Man pflegt daher die meiſten zu verſchneiden. Ihre Vermehrung iſt nicht ſehr ſtark. Im

dritten

cherheit, in Ställe oder Horden getrieben. *) Im September iſt die Brunſtzeit, und im Mai wirft die Rennthierkuh zwei Junge. Dieſe bleiben zwei bis drei Jahre bei der Mutter, und im vierten werden ſie zu Arbeiten abgerichtet. Sie leben vierzehn bis funfzehn Jahre; die wilden etwas länger.

Bei alle dem leiden die Rennthiere doch auch von mancherlei Plagen, wogegen menſchliche Obhut ſie wenig ſchützt oder ſchützen kann. Wann in ſtrengen Wintern die Erde mit einer Eisrinde überzogen wird, welche ſie nicht zu durchbrechen im Stande ſind, um ihre gewohnte Nahrung zu nehmen, ſo fallen ſie zu Hunderten um. **) Späte Frühlinge tödten die zarten Jungen. Aber das größte und gemeinſte Uebel verurſacht ihnen ein Inſekt, ungefähr ſo groß wie eine Weſpe und rauh wie eine Hummel, das daher den Namen Rennthierbremſe führt. Dieſe Bremſe iſt von der Natur an das Rennthier gewieſen, daß ſie ihre Eier in dem Körper deſſelben ausbrüten laſſen ſoll. Sie folgt dieſem Triebe, und wird dadurch eine Geißel des geängſtigten Thiers. Eigentlich gibt es zwei Gattungen jener Bremſen, davon die eine ihr Ei in der Naſe, die andre in die Haut auf dem Rücken anzubringen ſucht. Es iſt ein intereſſantes Schauſpiel für den denkenden Beobachter, zu ſehen, wie eifrig die Bremſe dem geliebten Rennthiere folgt, und mit welcher Bangigkeit dieſes den kommenden Feind

*) So ganz leicht iſt doch das Geſchäft nicht, die Rennthiere zu hüten. Sie laufen der Nahrung wegen weit umher, und ſchließen ſich auch gern wieder an die wilden an. Dadurch, daß man einige von der Heerde anbindet, hält man ſie noch am erſten zuſammen, denn von den angebundenen pflegen ſie ſich nie weit zu entfernen.

**) Gemeiniglich ſucht der Nordländer dies Uebel dadurch zu verhüten, daß er eine Menge Bäume umhauet, von deren Knoſpen und den daran wachſenden Schorfmooſe die Rennthiere ſich dann kümmerlich erhalten.

Feind flieht. Die Bremſe ſchwebt ſummend über dem Thier, und erſieht den günſtigen Zeitpunkt, wo ſie das Ei fallen laſſen kann. Die nachher aus dem Ei gekrochene Made (Larve) frißt ſich in die Haut ein, und erregt ein ſchmerzhaftes Geſchwür. Nach neun bis zehn Monaten kriecht ſie heraus, fällt auf die Erde herab, bohrt ſich da hinein, und erwartet ihre Entwickelung zum vollkommnen Inſekt. Von dieſen Geſchwüren werden die Rennthiere außerordentlich entkräftet, und viele ſterben daran, zuweilen der vierte Theil der Heerde. Deshalb verlaſſen die Lappländer in den Sommermonaten ihre Wohnplätze, und ziehen in die kältern Gebirge, wo die Bremſe nicht hinkommt. Man hat auf die Erfindung eines allgemeinen, im Großen leicht anwendbaren Mittels gegen dies Uebel Preiſe geſetzt.

Das Rennthier läuft ſchneller als ein Pferd. Es ſoll bei gutem Wege zwanzig bis dreißig Meilen in Einem Tage machen. Man braucht es daher am häufigſten zum Ziehen der Schlitten. Einige richten es auch zum Reiten und zum Laſttragen ab.

Von den Rennthierkühen erhält man eine gute, fette Milch, die mit dreimal ſo viel Waſſer vermiſcht, doch noch ſo fett wie Kuhmilch ſein ſoll. Sie verwandelt ſich durch bloßes Schütteln in Butter. Eine gibt täglich etwan ein Maaß, wovon man Butter und Käſe macht. Die Butter iſt ſchneeweiß und vom Geſchmack wie Schaafbutter, der Käſe aber deſto beſſer.

Das Fleiſch ſchmeckt angenehm, und hat weit mehr Fett, als das Fleiſch der Hirſche. Aus dem Blute werden Suppen und Würſte gemacht.

Von der Haut verfertigt man Kleider, Schuh, Bettdecken, Zelter und dergleichen. Auch benutzt man die Haare zu Stuhlkiſſen, Polſter, Decken. Die Knochen zu Nadeln, Meſſern, Löffeln; die Sehnen zu Fäden zum Nähen, zu Stricken; die Klauen zu Trinkgefäßen. Kurz, es iſt kein

Theil ſo gering, dem man nicht durch beſondre Zurichtung und Bearbeitung einen Werth zu geben wüßte.

Das Elent, Ceruus alces.

Einige ſchreiben den Namen dieſes Thiers Elen, Andre Elent, und noch Andre Elend. Die letztere Schreibart gründet ſich vermuthlich auf die fabelhafte Sage, daß es oft die fallende Sucht (das Elend) bekomme, und ſich durch das Kratzen mit der Klaue hinter dem Kopfe davon befreie. Elent bedeutet in der altdeutſchen Sprache ſo viel als ſtark, und dies Wort ſcheint daher beſſer zu der Natur des damit bezeichneten Thiers zu paſſen.

Das Vaterland deſſelben iſt das nördliche Europa, Aſien und Amerika, doch nicht die ganz kalten Zonen. In Amerika iſt es unter dem Namen Orignal bekannt; wenigſtens rechnet man dieſes mit unſerm Elent zu Einer Thiergattung, wiewol es weit größer iſt, und das Geweihe allein etliche Zentner wiegen ſoll. — In unſrer Nachbarſchaft findet man das Elent in Preußen und Pohlen, wo es in finſtern dichten Wäldern wohnt. Da es zum Geſchlecht der Hirſche gehört, ſo läßt ſich ſeine Geſtalt aus der Vergleichung mit dieſen am beſten erkennen. Das Elent iſt größer, dicker und höher von Beinen, als der Hirſch, hat aber einen kürzern Hals, ein breiteres und ſtärkeres Geweihe, auch längere Ohren. Die Farbe iſt aſchgrau, zuweilen ſchwärzlich. Die Hörner und Hufe ausgenommen, hat es mit einem Maul-eſel viel Aehnlichkeit. Es iſt ſehr ſtark und feſt gebauet. Die Naſenlöcher ſind ſo weit, daß man die volle Hand hineinſtecken kann, daher es auch außerordentlich ſchnell, und wie man ſagt, in einem Tage über dreißig Meilen laufen kann.

Was die Lebensart dieſer Thiere betrifft, ſo kommen ſie im Allgemeinen darin ſehr mit den Rennthieren überein; jedoch lieben ſie dunkle, niedrige und bruchige Wälder, da

dieſe mehr die Anhöhen vorziehen. Die Elentthiere nähren ſich am meiſten von Baumblättern, jungen Sproſſen und der zarten Rinde der Bäume, beſonders freſſen ſie von den Pappeln und Eberäſchen gern. Sie ſind daher der jungen Holzſaat eben ſo gefährlich, wie die Ziegen. Auch auf den Getraidefeldern richten ſie große Verwüſtung an. Sie gehen Heerdenweiſe, wie die andern zu dieſem Geſchlecht gehörigen Thiere, werfen auch jährlich im Dezember und Januar ihre Geweihe ab. Im Auguſt fällt ihre Brunſtzeit, die ſich durch eine unbändige Wuth und Kühnheit äußert. Das Weibchen trägt neun Monat und bringt Ein Junges, ſelten zwei, welche der Mutter etliche Jahre folgen. Ihr Alter ſetzt man überhaupt auf dreißig bis vierzig Jahre.

Dieſe ſtarken und mächtigen Thiere ſind dennoch ſo furchtſam, daß ſie vor einem weit ſchwächern Feinde die Flucht ergreifen. Selbſt die Stimme, die ſie zwar ſelten hören laſſen, iſt ſchwach, klagend, und eher blökend als ſchreiend. Wenn ſie aber nicht unvermuthet überfallen werden, ſo entkommen ſie auch ſicher, denn das ſchnellſte Jagdpferd hat Mühe ihnen zu folgen. Können ſie nicht weiter fliehen, ſo wehren ſie ſich mit ihren Vorderhufen, worin ſie eine ſolche Stärke beſitzen, daß ſie einen Wolf mit Einem Schlage tödten. Auch dem Menſchen widerſetzen ſie ſich in der Verzweiflung, beſonders zur Zeit der Brunſt. Zuweilen fallen ſie plötzlich auf der Flucht nieder, als ob ſie geſchoſſen wären, vermuthlich aus Mattigkeit und Furcht, liegen ganz ſtill, und laſſen Hunde und Jäger an ſich kommen, ohne aufzuſtehen. Dieſer Umſtand hat zu der Fabel von der fallenden Sucht Anlaß gegeben. Man bemerkt aber nicht das geringſte weiter an dem niedergefallenen Thier, woraus man auf das Daſein jener Krankheit ſchließen könnte. — Wenn man eine Mutter, die noch von ihren Jungen begleitet wird, ſchießt, ſo bleiben dieſe ſtehen und laſſen ſich fangen. Man kann die Jungen leicht zähmen, und wie Ziegen auf die Weide treiben.

Das Fleiſch der Elenthiere wird gegeſſen, ihre Knochen verarbeitet man zu allerlei Kunſt- und Spielſachen, daß ſie dem Elfenbein in der Güte nahe kommen, und noch den Vorzug haben, daß ſie nie gelb werden. Auf ähnliche Art benutzt man die Klauen, welche ehemals als ein abergläubiſches Mittel gegen die fallende Sucht gebraucht, und für reiche Leute zu dieſem Zweck ſogar in Gold eingefaßt wurden. Der vornehmſte Nutzen iſt aber die Haut, die bei dem lebenden Thiere ſo dick iſt, daß kaum eine Flintenkugel durchgeht. Sie wird meiſtens ſämiſch zubereitet, iſt ſo weich wie Sammt, und dient vortrefflich zu Koletten, Degengehenken, Küraſſen u. ſ. w. Auch nach der Näſſe wird ſie nicht hart und brüchig. Vorzüglich rühmt man dies von ſolchen Häuten, die etliche Tage durchgeräuchert ſind, wodurch ſie aber natürlich ein ſchlechteres Anſehen bekommen. Die Haut ſoll auch noch die beſondere Eigenſchaft haben, daß ſie die Flöhe vertreibt, welche den Geruch davon nicht leiden können.

Der Elephant. Elephas maximus.

Obgleich der Elephant gezähmt und zu allerlei Dienſten abgerichtet wird, ſo iſt er doch kein vollkommenes Hausthier zu nennen, weil er nach dem Verluſt ſeiner Freiheit ſich nicht mehr fortpflanzt. Er ſteht alſo in dieſem Betracht zwiſchen den eigentlichen Hausthieren und den wilden in der Mitte. Sein wunderbarer Körperbau, ſeine Stärke, ſeine Gelehrigkeit, Klugheit, und, wenn man ſo ſagen darf, ſeine Tugenden, machen ihn zu einem der merkwürdigſten Geſchöpfe der Erde. Die Bibel gedenkt ſeiner unter dem Namen Behemoth.

Das Vaterland der Elephanten iſt das mittlere Afrika und das ſüdliche Aſien. Bei den Afrikaniſchen ſind die Leiſten auf den Kronen der Backzähne rautenförmig; bei den Aſiatiſchen hingegen ſind die Leiſten geſchlängelt, un

bild-

bilden an beiden Enden paarweis zuſammenlaufende Linien. Es ſind folglich zwei verſchiedne Gattungen. Auf der Inſel Ceylon werden die ſchönſten gefunden.

In Anſehung der Größe kommt dem Elephanten kein andres Landthier bei. Seine Höhe iſt zwiſchen zwölf und vierzehn Fuß, alſo wenigſtens zweimal ſo hoch, wie ein großes Pferd; die Länge beträgt funfzehn bis ſiebenzehn Fuß. *) Dieſe ungeheure Körpermaſſe ruhet auf vier ſtarken, oben und unten faſt gleich dicken Beinen, wie auf Säulen, welche fünf bis ſechs Fuß hoch ſind, und funfzehn bis achtzehn Zoll im Durchſchnitt haben. Die ganze Stellung des Leibes ſcheint Plumpheit und Unbehülflichkeit zu verrathen, und dennoch bewegt er ſich leicht. Grau iſt ſeine gewöhnliche Farbe, ſelten weißlich oder röthlich. Die weißlichen werden an einigen Orten in Indien faſt göttlich verehrt, und über ihren Beſitz entſtehen unter den dortigen Königen bisweilen blutige Kriege. In Siam bewohnt ein weißlicher Elephant einen prächtigen Pallaſt mit vergoldeten Zimmern; er bekommt ſeine Nahrung in goldenen und ſilbernen Gefäßen, und wenn er ſpatzieren geführt wird, halten Bediente einen Baldachin über ihn. Dieſe Verehrung gründet ſich auf die alte Lehre von der Seelenwanderung, indem man glaubt, daß die Seelen verſtorbner Könige in weißliche Elephanten übergehen. — Bei alten Elephanten ſieht die Haut runzlicht aus, und iſt nur ſparſam hie und da mit kurzen Haaren oder Borſten beſetzt. Ungeachtet ſie ſtark und auf dem Rücken Daumensdick iſt, ſo empfindet das Thier doch den Stich der Inſekten und andere leichte Berührungen.

*) Nach dem Berichte aller Reiſenden ſind die Afrikaniſchen Elephanten von der hier angegebenen Höhe. Allein die Oſtindiſchen werden ſowol von den Alten, die ſie im Kriege brauchten, als auch von Neuern noch höher beſchrieben. Von zwölf Elephanten, welche der Perſiſche Schach Nadir der Ruſſiſchen Kaiſerin nach Petersburg ſchickte, waren zwei ſiebenzehn Fuß hoch!

gen. Die Sprödigkeit der nackten Haut, die den Wirkungen der Sonne, der Luft und des Staubes ausgeſetzt iſt, verurſacht oft eine Art von trocknem Ausſatz (Elephantiaſis), welcher auch Menſchen in den heißen Erdſtrichen befällt. Man pflegt daher die Elephanten fleißig mit Oel zu reiben und zu baden. Der Schwanz iſt zwei bis drei Fuß lang und nach Verhältniß des Körpers ziemlich dünn, am Ende zugeſpitzt und mit einem Büſchel von ſchwarzen glänzenden Haaren beſetzt, die ſo dick ſind, wie mittelmäßiger Bindfaden. Kein Menſch iſt vermögend, ſie mit den Händen zu zerreißen, ob ſie gleich biegſam ſind. Außerdem ſtehen auf dem ganzen Schwanz Borſten, dicker und härter als von einem wilden Eber. Man bezahlt dieſen Schwanz an einigen Orten in Indien ſehr theuer, indem er von den vornehmen Frauenzimmern zum Zierrath getragen, auch wol zu abergläubiſchen Dingen gemisbraucht wird; zuweilen wagt man ihn mit Golde auf. Verwegne Leute ſtellen daher den wilden Elephanten mit Lebensgefahr nach, und hauen ihnen die Schwänze ab. — Die Ohren ſind faſt rund, und ähneln einer ſehr großen flachen Schüſſel; er bewegt ſie nach Gefallen mit vieler Leichtigkeit, fächelt ſich damit, klatſcht die Inſekten damit weg, u. ſ. w. Die Augen ſind klein, ſein Blick iſt ſanft und geiſtvoll; an den Augenliedern ſtehen Borſten über einen halben Fuß lang.

Vorderzähne hat er nicht; allein es ragen zwei Eckzähne — auf jeder Seite Einer — aus der obern Kinnlade hervor, die ſieben bis acht Fuß lang, und zuweilen hundert und ſechzig Pfund ſchwer ſind. *) Das bewundernswürdigſte Glied iſt jedoch der Rüſſel, oder die verlängerte Naſe. Bei den größten Elephanten beträgt die Länge des Rüſſels ſechs bis acht Fuß, ſein Umfang am Maule iſt drei bis vier Fuß

*) Levaillant will in Afrika ausgewachsne Elephanten geſchoſſen haben, denen die Eckzähne fehlten, und bei denen ſich auch nicht einmal eine Spur zeigte, daß ſie je dergleichen Zähne gehabt hätten.

Fuß und am Ende über einen halben Fuß, die äußerſte Spitze ſchließt ſich mit einem Rande, der ſich oberwärts in der Geſtalt einer Fingerſpitze verlängert. Auch befinden ſich hier am Ende die Naſenlöcher. Inwendig iſt er durch eine Scheidewand, wie unſre Naſe, in zwei Höhlen getheilt. Der Elephant kann dieſen Rüſſel, der ganz Nerv zu ſein ſcheint, nach Gefallen ausſtrecken, und bis auf eine Elle lang einziehen. Er dient ihm vollkommen ſtatt eines Arms und noch beſſer. Eine unglaubliche Stärke iſt mit dem feinſten Gefühl darin vereinigt. Ohne ſonderliche Anſtrengung hebt er damit einen erwachſenen Mann in die Höhe, und ſchleudert ihn von ſich. Hingegen kann er aber auch mit der Spitze des Rüſſels Blumen pflücken, Knoten aufknüpfen, Schlüſſel im Schloß umdrehen und aufſchließſen, die kleinſten Stücke Geld von der Erde aufheben, einen Pfropf aus der Bouteille ziehen, mit einer Feder ſchreiben und dergleichen. Eigentlich aber gebraucht er ihn, die Nahrungsmittel damit zu faſſen und ins Maul zu ſtecken, welches faſt ganz durch die Stoßzähne und den Untertheil des Rüſſels verborgen iſt; desgleichen zum Waſſerſchöpfen (denn wenn er trinken will, läßt er das mit dem Rüſſel eingeſogene Waſſer ins Maul laufen), zum Athemholen, zum Riechen.

Sein Geſchrei kommt zwar nicht dem Donner der Löwenſtimme gleich, tönt aber doch fürchterlich genug, und klingt ſehr widrig.

Man kann, wie geſagt, keine Elephanten ſelbſt zuziehen, denn ſie begatten ſich nur in dem Stande einer völligen Freiheit, ob ſich gleich auch bei den zahmen zu einer beſtimmten Zeit die Zeichen der Brunſt äußern, wo ſie auſſerordentlich wüthend und gefährlich ſind. *) Und ſelbſt die

*) Im Archive der Zeit (März, 1798) gibt ein Ungenannter Nachricht von den Merkwürdigkeiten in der Kunſt- und Naturalienkammer zu Petersburg, wo er unter andern auch das Gerippe eines der vorhin erwähnten, von Schach Nadir

die wilden verrichten dieſes Geſchäft ſo geheim und im Verborgnen, daß es ein äußerſt ſeltner Fall iſt, ſie dabei beobachten zu können. Das Weibchen trägt anderthalb Jahr (obwol die Nachrichten hiervon ſehr verſchieden ſind) und wirft nur Ein Junges, welches ſo groß iſt wie ein wildes Schwein. Die Brüſte der Weibchen ſitzen zwiſchen den Vorderbeinen. Wenn nun das Junge ſaugen will, legt es den Rüſſel auf die Schulter der Mutter, und faßt die Warzen mit dem Maule. Im vierten Jahre kommen bei beiden Geſchlechtern die zwei Eckzähne hervor *), im dreißigſten iſt es ausgewachſen, und die ganze Lebensdauer ſetzt man über hundert Jahr. Ihre ſparſame Vermehrung ſcheint zwar keine große Anzahl dieſer Thiere zu verſprechen; aber man ſieht dennoch Heerden von mehrern hunderten beiſammen. Ihr hohes Alter und die Stärke, die ſie gegen Raubthiere ſichert, ſind wol die vornehmſten Urſachen davon, daß ihrer ſo viele ſind.

Sie gehen gern Truppweiſe, und dann greifen ſie keinen Menſchen an, wenn ſie nicht gereizt werden; einzelne aber ſind gefährlich. Sie lieben kühle Waldungen, ſumpfigte Gegenden und Waſſer, können auch mit aufgehobenen

---

Nadir geſchenkten, großen Elephanten ſahe. Der ehemalige Wärter dieſer Thiere verſicherte ihn, er ſei oft Zeuge von der Begattung derſelben geweſen; ſie hätten ſich eben ſo, wie andre große Säugethiere, begattet. Auch in dem Aufſatze eines Indiſchen Geſchichtſchreibers wird die Begattung der zahmen Elephanten — der ſonſt allgemein angenommenen Meinung entgegen — behauptet. S. neue Beiträge zur Völker- und Länderkunde, herausgegeben von Sprengel und Forſter. Sechſt. Th. S. 135. ꝛc.

*) Beckmann ſagt: die Eckzähne brechen bald nach der Geburt durch, und ſollen nach einem halben Jahre ſchon etliche Zoll lang ſein; bei völlig geſunden Thieren ſollen ſie bis ins höchſte Alter fortwachſen. Die Weibchen haben dieſe Waffen entweder gar nicht, oder doch nur ſehr kurz. Selbſt bei den Männchen ſind ſehr große Zähne — von 7 bis 8 Fuß Länge — eine Seltenheit.

nem Rüſſel gut ſchwimmen. Es iſt falſch, daß ſie nur ſtehend ausruhen und ſich nicht wieder erheben können, wann ſie liegen; denn ſie legen ſich auf den Bauch, und ſtrecken die Hinterfüße hinten hinaus. Ihre Nahrung beſteht blos in Gewächſen; Fleiſch freſſen ſie gar nicht. Baumblätter, beſonders vom Piſang- und vom Kokosbaum, Datteln, Gras, iſt das gewöhnliche Futter; Reis aber ein Leckerbiſſen für ſie, daher thun ſie auch den Reisfeldern gewaltigen Schaden. Taback lieben ſie ebenfalls. Wenn ſie auf Tabackspflanzungen gerathen, ſo freſſen ſie ſo viel, daß ſie von der betäubenden Kraft dieſes Gewächſes gleichſam berauſcht werden, feſt einſchlafen, und ſich dann leicht überwältigen laſſen. Nach hitzigen Getränken ſind ſie ſehr begierig. Auch ſind ſie, ſo viel man weiß, die einzigen Thiere, die gern Blumen riechen, und an andern Wohlgerüchen Gefallen finden. In Afrika zähmt man ſie nicht, ſondern ſchießt ſie um der Zähne willen. Zwei Jäger ſind genug, einen zu erlegen. Er fällt aber oft nicht eher, als nach dem dritten oder vierten Schuß. Auch müſſen die Feuergewehre und die Kugeln zu dieſer Jagd beſonders gemacht werden. Die gewöhnlichen Bleikugeln ſind zu weich, und gehen nicht leicht durch die Haut. Die Zähne werden nach dem Gewicht verkauft, und das Pfund auf der Stelle mit einem Gulden bezahlt.

Mit dem Fang derſelben beſchäftigen ſich in Indien eigne Leute, die ſich darin geübt haben, und ſich davon nähren. Einzelne fängt man in Schlingen von ſtarken ungegerbtem Hirſchleder, welche dem Elephanten unvermerkt um ein Hinterbein geworfen und mit dem andern Ende ſogleich an einen großen Baum befeſtigt werden, unterdeß ein paar andere Leute ihn von vorne necken, damit er die Anſtalten hinter ſich nicht merke. Zuweilen ſtellt man eine Art von Treibjagen an, wo man mehrere mit einemmale bekommt. Sind ſie einmal gefangen, ſo laſſen ſie ſich auch leicht zähmen und abrichten. Man bedient ſich mit be-

ſonderm Vortheile der Hülfe der zahmen Elephanten dazu, die ihn mit ihren Rüſſeln ſtrafen, wenn er widerſpenſtig iſt.

Nach der Größe und ſonſtigen Güte des Elephanten richtet ſich auch der Preis. Man zahlt für Einen hundert bis tauſend Thaler und drüber. Auch iſt ihr Unterhalt koſtbar, denn man rechnet auf einen jeden täglich hundert Pfund Reis, ohne die Baumblätter, oder hundert und funfzig Pfund Gras. Nach einer andern Berechnung koſtet die Verpflegung deſſelben ſo viel, daß dreißig Menſchen davon leben könnten. Es iſt alſo leicht zu ſchließen, daß nur ſehr reiche Leute ſich Elephanten zu halten im Stande ſind. Und ob ſie gleich durch ihre Stärke und Gelehrigkeit wirklich nutzbar werden, ſo unterhält man ſie doch mehr zum Staat, als des Vortheils wegen. Man braucht ſie zum Tragen, zum Ziehen, zum Reiten, und da ſoll Einer eben ſo gute Dienſte thun, wie ſechs Pferde. Ein Elephant trägt eine Laſt von zwei bis dreitauſend Pfund. Mit dem Rüſſel allein hebt er zweihundert Pfund. Sein gewöhnlicher Gang gleicht einem kurzen Trabe, und hierin macht er täglich zehn bis funfzehn Meilen. Ehemals brauchte man ſie im Kriege, wozu ſie jetzt wegen ihrer Furcht vor dem Feuer nicht wohl mehr taugen. Sie werden von einem Führer regiert, der ihnen auf dem Nacken ſitzt, und mit einem eiſernen Stabe, deſſen Spitze ſich in einen Haken endigt, ſie antreibt und lenkt. Aber auch ſeinen bloßen Zuruf und ſeine Worte verſtehen ſie. Wann er ſie zu einer beſchwerlichen Arbeit ermuntern will, hält er ihnen eine Flaſche Wein oder Branntwein vor, erklärt ihnen ſein Vorhaben, und verſpricht nach vollendeter Arbeit ihnen dies Getränk zu geben. Sie hören aufmerkſam zu, und verrichten das Geſchäft mit vieler Bereitwilligkeit. Hält er aber ſein Verſprechen nicht, ſo mißhandeln und tödten ſie ihn. Aehnliche Erzählungen von ſeinem Nachdenken, ſeiner Klugheit, ſeiner Sanftmuth und andern Eigenſchaften findet man in Menge aufgezeichnet.

Die

Die Benutzung des todten Elephanten ſchränkt ſich hauptſächlich nur auf ſeine Haut und die Eckzähne ein, welche letztere unter dem Namen Elfenbein zu uns gebracht werden. S. die Technologie. Indeß wird doch auch das Fleiſch von einigen Völkern gegeſſen. Es ſoll faſt wie Büffelfleiſch ſchmecken. Den Rüſſel hält man für einen Leckerbiſſen, und Levaillant nennt die gebratenen Elephantenbeine ein königliches Eſſen.

Das Flußpferd, Hippopotamus amphibius.

Ebenfalls ein Thier von ungeheurer Größe, welches mehr als halb ſo hoch wie der Elephant, aber eben ſo lang, und überhaupt nach ihm das größte Landthier iſt. Es hält ſich an und in den größern Flüſſen von Afrika, vornämlich im Nil, auf, daher es auch Nilpferd heißt. Mit dem Pferde hat es nicht die geringſte Aehnlichkeit weiter, als eine beinahe wiehernde Stimme. Der Kopf iſt unförmlich groß, und gleicht einigermaßen einem Ochſenkopf; das Maul iſt mit ſteifen Haaren beſetzt, der Rachen ungeheuer weit; die Zähne ſind fürchterlich, über eine Elle lang, und ſechs bis ſieben Pfund ſchwer. Nach andern Nachrichten ſind ſie zuweilen über zwölf Pfund ſchwer und ſo hart, daß ſie am Stahl Funken geben. Die dicke, mit wenigen Haaren bedeckte Haut ſieht ſchwärzlich aus. Die ganze Maſſe des Thiers wiegt an viertehalb tauſend Pfund.

Es kann eben ſowohl unter dem Waſſer, als auf dem Lande leben, liegt am Tage gewöhnlich im Schilf, und geht des Nachts dem Reis, Zucker und andern Gewächſen nach, frißt aber auch Fiſche. Selbſt im tiefen Waſſer geht es unten auf dem Boden gemächlich fort, ſo wie es auf der Oberfläche des Waſſers mit Leichtigkeit ſchwimmt. Es iſt daher ſchwer zu fangen, weil es ſich, wann man es auf dem Lande antrifft, gleich nach dem Waſſer flüchtet, untertaucht, und eine weite Strecke unter demſelben fortſchwimmt, ehe

es ſich wieder an der Oberfläche ſehen läßt. Ueberdies prallen auch die Kugeln oft von der dicken Haut ab.

Jetzt wird es immer ſeltner, und am Nil ſieht man es faſt gar nicht mehr, weil es eine große Furcht vor dem Feuergewehr hat, durch deſſen öftern Gebrauch es dort vertrieben iſt. Es iſt überhaupt furchtſam und ſanft, wenn es nicht angegriffen wird.

Das Fleiſch ſoll einen guten Geſchmack haben, beſonders hält man die geräucherte Zunge für eine Delikateſſe. Aus dem Speck, wovon eins tauſend Pfund gibt, bereitet man Thran, und die Zähne werden höher als Elephantenzähne geſchätzt. Die ſtarke Haut benutzt man, wie die vom Nashorn.

Das Nashorn, Rhinoceros.

Von dem Elephanten an gerechnet, ſoll das Nashorn oder Rhinoceros der Größe nach das dritte in der Ordnung ſein, doch wird es wegen der Kürze der Beine nur etwa halb ſo hoch. Der Elephant iſt faſt ſo hoch als er lang iſt; das Nashorn aber beinahe noch einmal ſo lang als hoch. Es gibt zwei Gattungen, wovon die eine in Aſien, die andre in dem ſüdlichen Theile von Afrika lebt. Das Aſiatiſche Nashorn hat nur Ein Horn; das Afrikaniſche zwei; jenes hat vorn Schneidezähne; dieſes nicht. Die Haut des Aſiatiſchen iſt in viele Falten gelegt, wovon beſonders große an dem kurzen dicken Halſe herabhängen; die Haut des Afrikaniſchen iſt ohne Runzeln und Falten.

Die Hörner befinden ſich über der Naſe, ſind aber nicht mit dem Naſenknochen verwachſen, ſondern ſitzen nur in der Haut, und ſind unten hohl. Die beiden Hörner des Afrikaniſchen ſtehen nicht neben, ſondern hinter einander, und das vordere iſt ſo beweglich, daß es klappert. Sie ſind rückwärts gekrümmt. Die Länge des Horns bei

dem

dem Aſiatiſchen beträgt anderthalb bis zwei Fuß; dieſelbe Länge hat das vordere Horn des Afrikaniſchen, das hintere iſt etwan 12 — 16 Zoll.

An der Oberlippe hat das Nashorn eine Art von ganz kleinem Rüſſel, womit es leichte Sachen, z. B. Gras, faſſen und aufheben kann. Die Haut iſt aſchgrau, zuweilen dunkler, über anderthalb Zoll dick, rauh, wie beim Elephanten, größtentheils unbehaart; ungeachtet ihrer Dikke wird ſie doch von einer etwas ſtarken Flintenkugel durchdrungen, wenigſtens am Bauche und am Kopfe. Das Thier liebt wäſſrige, ſumpfige Gegenden, wälzt ſich gern im Schlamm, wie das Schwein, dem es auch in der Stimme ähnelt, und iſt dumm und träge; es hat jedoch einen feinen Geruch und ein gutes Gehör. Sein Lauf iſt ſo ſchnell, daß ein Pferd nicht im Stande iſt, es einzuholen. Alle zwei bis drei Jahr bringt das Weibchen Ein Junges. Man vermuthet, daß es etwa ſiebenzig bis achtzig Jahre lebe. Seine Nahrung beſteht in harten ſtachlichten Gewächſen, die es lieber frißt als weiches Gras; doch thut es auch den Reisfeldern und Zuckerpflanzungen Schaden. Ungereizt greift es Niemanden an. Aber ſonſt iſt ſeine Wuth und Stärke fürchterlich. Vor dem Elephanten flieht es, und lebt nicht, wie man ſonſt wol glaubte, mit demſelben im ewigen Streit. Jung läßt es ſich etwas zähmen. Man fängt es in Gruben, worein ſpitzige Pfähle gegraben ſind, weil es unter dem Bauche am leichteſten zu verletzen iſt. Das Fleiſch wird gegeſſen, und aus der gegerbten Haut, die an Dicke kaum ihres Gleichen hat, macht man Spatzierſtöcke, Spießruthen, Panzer und Schilde. Auch das Horn wird zu Kunſtwerken benutzt.

Man findet in mehrern Europäiſchen Ländern, auch in Deutſchland, von dieſem Thiere einzelne Knochen, Zähne rc.; aber ſelten ganze Gerippe.

Der Tapir, Tapir.

Ein ſtilles, die Einſamkeit liebendes Geſchöpf, welches nur in Südamerika wohnt, und daſelbſt das größte Landthier iſt. Es heißt auch Anta. An Größe gleicht es einem Ochſen, an Geſtalt einem Schweine, denn es hat einen bogenförmigen Leib und einen dicken langen Kopf mit einem Rüſſel, der zwar nur kurz, aber doch dem Elephantenrüſſel ähnlich iſt. Es braucht ihn auch zum Anfaſſen, Abreißen des Graſes u. ſ. w. Der Schwanz iſt, wie beim Schwein, ſehr kurz und kahl, auch die Beine ſind kurz und plump, die Farbe des Leibes fällt ins Braunrothe. Es nährt ſich von Pflanzen und Wurzeln, die es des Nachts aufſucht, denn am Tage ruhet es in Sümpfen und ſchlammigtem Gebüſch. Wann es verfolgt wird, ſucht es ſich mit Schwimmen zu retten, oder taucht unter das Waſſer, und bleibt eine lange Weile darunter. Von Natur iſt es ſanft und ſehr leicht zu zähmen; es thut auch weiter keinen ſonderlichen Schaden, als daß es die Zuckerplantagen zuweilen beſucht. Es geht nicht in Geſellſchaft mit ſeines Gleichen, und man ſieht überhaupt nicht leicht zwei bei einander, als zur Zeit der Paarung. Fleiſch und Haut werden wie gewöhnlich benutzt. Die Amerikaner eſſen das Fleiſch gern, aber die Europäer rühmen es nicht.

Der Löwe, Felis leo.

Das eigentliche Vaterland des Löwen iſt Afrika und Aſien. Einem ihm ähnlichen Thiere in Amerika hat man auch denſelben Namen gegeben. *).

Die

*) Dieſer ſogenannte amerikaniſche Löwe (felis concolor) hat außer den allgemeinen Geſchlechtskennzeichen faſt keine Aehnlichkeit weiter mit dem Löwen der alten Welt, als ein

Die Höhe eines Löwen von der größten Art beträgt etwas über vier Fuß — alſo ungefähr die eines mittelmäßigen Pferdes — die Länge aber acht bis neun Fuß. Er hat eine mächtige Bruſt, einen ſtarken Hals und großen Kopf; daß Geſicht iſt faſt viereckig; ſeine breite Zunge läuft vorn rund zu, und iſt mit Stacheln beſetzt, die gegen anderthalb Zoll lang mitten auf dem Vordertheil liegen, und ihre Spitzen hinterwärts richten, daher kann er durch bloßes Lecken verwunden. Von dem Halſe hängt eine lange Mähne herab, die aber der Löwin fehlt, welche auch um ein Viertel kleiner iſt, als der Löwe. Der lange Schwanz endiget ſich in einen dicken Haarbüſchel. Die Farbe der Haare iſt ein Gemiſch von Graugelblich und Braun. Sein Anſehen iſt majeſtätiſch, ſeine Stimme furchtbar und keiner andern zu vergleichen. Wann er des Nachts nach Raub brüllt, hält er den Kopf zur Erde, und dieſe ertönt davon in einem Umkreis von einer halben Meile, ſo, daß man nicht eigentlich hört, wo der Ton herkommt. Einige Thiere fliehen dann erſchrocken von einer Seite zur andern, und werden dadurch am erſten ſeine Beute; andre ſtöhnen vor Bangigkeit tief, empfinden Todesangſt und vergeſſen der Flucht. Dieſes allgemeine Schrecken, welches die Gegenwart des Löwen um ſich her verbreitet, und jene Hoheit, die man in ſeinem ganzen Anſtande zu bemerken glaubt, verbunden mit einer gewiſſen Art von Großmuth und edlem Stolze in ſeinem Betragen, erwarben ihm ſchon vor Alters den Titel eines Königs der Thiere *). Denn

ein fahlgelbes ungeflecktes Fell. Er wird nur in Amerika gefunden, und iſt ebenfalls ſehr räuberiſch, obgleich bei weitem nicht ſo ſtark, wie jener.

*) Nach den Beobachtungen neuerer Reiſenden ſoll die Großmuth des Löwen eben nicht ſonderlich ſein; er verläugne vielmehr den Charakter ſeines Geſchlechts nicht, und ſei hinterliſtig und tückiſch.

Denn weder an Stärke, noch an körperlicher Größe, noch an Kühnheit, iſt er allen andern überlegen, ob er gleich auch dieſe Eigenſchaften in einem hohen Grade beſitzt.

Die Geſchlechtskennzeichen hat er mit den Katzen gemein. Auch die Art, ſich ſeiner Beute zu bemächtigen, iſt dem Fang der Katze ähnlich, wann ſie eine Maus erhaſcht. Er lauret im Hinterhalte, ſpringt in zwölf bis funfzehn Fuß weiten Sätzen plötzlich hervor, und ſchlägt ſeine Klauen tief ein. In der Dunkelheit ſieht er, wie jene, faſt ſchärfer als am Tage. Kleine Thiere verachtet er, und fällt nur die größern an, die ſeinen Hunger ſtillen können. Aber an den Elephanten, das Nashorn, Flußpferd und den Tiger wagt er ſich nicht leicht, wenn er nicht beſonders dazu gereizt wird, und der Sieg hängt dann, wie zwiſchen zwei gleichmächtigen Heeren, vom Glücke ab. Selbſt der afrikaniſche Büffel treibt den Löwen oftmals in die Flucht, er müßte denn unvermuthet von hinten überfallen werden. Vor dem Bären ſoll er eine natürliche Furcht haben. Ueberhaupt hat man bemerkt, daß unerwarteter Widerſtand den Löwen leicht vom Angriff abſchreckt; daß, wenn nicht wüthender Hunger oder Rache ihn anſpornt, er Menſchen nicht angreift, ja, daß er zuweilen vor einem einzigen Jäger die Flucht nimmt.

Bei dem allen aber iſt er doch immer ein furchtbares Geſchöpf. Wenn er dem Elephanten an Größe und Stärke weicht, ſo übertrifft er ihn an Schnelligkeit und Behendigkeit des Körpers. Man pflegt daher in Thiergefechten, die zum Vergnügen angeſtellt werden, den Rüſſel des Elephanten mit einem Panzer zu verſehen, um den Kampf zwiſchen ihm und dem Löwen zu verlängern. In einem ſolchen Kampfe, wo er für ſein Leben und gleichſam für ſeine Ehre ſtreitet, zeigt er ſich in ſeiner furchtbarſten Größe. Bei dem Anblick ſeines Gegners fängt er voll Unmuth an, in ſchrecklichen Tönen kurz und abgebrochen

zu murren, erhebt den Schweif, ſchwingt ihn in ſchnellen Kreiſen umher, und peitſcht damit die Erde mit einer Gewalt, die den ſtärkſten Menſchen, den er träfe, zu Boden ſchlagen würde. Die lange Mähne richtet ſich empor, und fliegt von einer Seite zur andern, die Stirn runzelt ſich, und aus ſeinen Augen blitzet Tod und Verderben. Kein Thier hat im Geſicht ſo viel Ausdruck wie der Löwe, und bei keinem ſind die Züge des Grimms ſo ſtark gezeichnet. Wann er einige Minuten mit dieſen Vorbereitungen ſich ſelbſt zu dem höchſten Grade der Wuth geſtimmt hat, dann fährt er in entſetzlichen Sprüngen auf ihn los, und ſucht ſeine Klauen an dem empfindlichſten Theil des Leibes einzuſchlagen. Gelingt es ihm nicht, ſo erhebt er ſich auf die Hinterfüße, um den Kampf deſto nachdrücklicher fortzuſetzen, und dieſer Anblick iſt fähig, auch dem unerſchrockenſten Zuſchauer, der ſich auf ſeinem Standorte noch ſo ſicher weiß, ein Grauſen abzunöthigen. Die Stärke in dem Vordertheil ſeines Leibes iſt ſehr groß. Er zerſchmettert mit Einem Schlage ſeiner Tatze den Rückgrat eines Ochſen oder Pferdes. Man hat ihn auch ſchon ein getödtetes Rind ohne ſichtbare Anſtrengung im Rachen forttragen ſehen.

Die Anzahl dieſer Thiergattung nimmt jetzt immer mehr und mehr ab, wozu der Gebrauch des Schießgewehrs das meiſte beiträgt. Wenigſtens ziehen ſich dieſe und andre reißende Thiere aus Furcht vor dem ſich immer mehr verbreitenden Feuergewehre, aus der Nähe menſchlicher Wohnungen in Wüſteneien zurück. Mit Feuer hält man ſie leicht ab. Sie werden auch mit Jagdhunden gehetzt. Zwölf bis funfzehn ſtarke und geübte Hunde fangen und zerreißen einen erwachſenen Löwen. Auch iſt ihre Vermehrung, wie bei allen großen Thieren, nicht ſehr ſtark. Die Löwin wirft zwar jährlich drei bis vier Junge, wovon aber ſelten mehr als eins am Leben bleibt; die übrigen ſollen am ſchweren Zahnen ſterben. Jung laſſen ſie

ſich zähmen und zur Jagd und zu mancherlei Geſchäften abrichten, z. B. zum Ziehen eines Wagens. Sie haben auch merkwürdige Proben von Dankbarkeit und Großmuth gegeben. Zu ſeinem Unterhalte braucht ein Löwe täglich etwa funfzehn Pfund Fleiſch. In Europa leben ſie zwar mehrere Jahre, pflanzen ſich aber nicht fort. Doch gibt es Ausnahmen, denn noch vor Kurzem warf eine Löwin in der Menagerie zu Paris zwei todte Jungen. — Ihr Alter ſollen ſie auf zwanzig bis dreißig Jahre bringen.

Das Fleiſch des Löwen wird von einigen Völkern genoſſen, und ſeine Haut zu Kleidung und Decken gebraucht.

Der Tiger. Felis tigris.

Etwas größer, als der Löwe, und weit grauſamer und blutdürſtiger iſt der Tiger. Er gehört ebenfalls zum Katzengeſchlechte, welches auch ſeine Geſtalt verräth. Das Fell iſt prächtig gezeichnet. Die Grundfarbe iſt gelblichbraun, am Bauche weiß; vom Rücken laufen ſchwarzbraune Querſtreifen über den ganzen Leib ſchief herunter; der Schwanz iſt damit geringelt.

Das Vaterland deſſelben iſt das heiße Aſien, wo er beſonders gern an Flüſſen wohnt. *) Zum Glück ſind ihrer auch nicht viele. Sie reiben ſich unter einander ſelbſt auf; denn ſie fallen nicht nur Menſchen, Elephanten und Löwen an, ſondern auch ihre eigne Gattung. Andre Thiere tödten ſie, wann ſie auch ſchon geſättigt ſind, aus bloßer Mord-

*) Die Tiger in Bengalen ſind vor andern berühmt. In Afrika ſcheint der wahre königliche Tiger nicht gefunden zu werden, und wenn auch Reiſende vom Tiger daſelbſt ſprechen, ſo iſt wol nur ein ähnliches Thier, etwa der Panther, darunter zu verſtehn. Der Amerikaniſche ſogenannte Tiger iſt der Jaguar (Felis onca), welcher dem Aſiatiſchen weder an Größe noch an Stärke gleicht.

Mordluſt; oder vielmehr, weil ihre hitzige Natur ſie beſtändig zum Saufen treibt, und ſie ihren Durſt am liebſten mit Blut ſtillen. Die blutrothe Zunge hängt ihnen faſt immer zum Halſe heraus. Sie nähren ſich mehr von dem Blute, als von dem Fleiſche des Raubes. Ihre Stärke entſpricht ihrer grimmigen Wuth. Im plötzlichen Ueberfalle beſiegen ſie Elephanten und Löwen. Sie fürchten ſich auch nicht vor einem Haufen mehrerer Menſchen, die beiſammen ſind, und ſuchen einen davon zu erhaſchen. Dennoch weiß man ein Beiſpiel von einem gezähmten, deſſen Wärter mit ihm, wie mit einem zahmen Hunde, ſpielen konnte.

Die Tigerfelle werden ſehr hoch geſchätzt, und vornämlich zu Pferdedecken gebraucht. Man bezahlt eins mit funfzehn bis zwanzig Thalern. Das Fleiſch hat einen widerlichen Geruch. Deſſen ungeachtet wird es in Oſtindien und China gegeſſen.

Der Panther. Felis pardus.

Wohnt in Afrika und Aſien, und wird ſo groß wie eine engliſche Dogge. Oben ſieht der Leib bräunlichgelb, unten weiß aus. Auf dem Rücken und an den Seiten iſt es mit unregelmäßigen ſchwarzen Ringen gezeichnet. Er iſt ſehr räuberiſch, doch furchtſamer als der Tiger. Des Nachts ſchleicht er ſich in die Häuſer, und fängt die Katzen, auch Schaafe und andere Hausthiere. In den Wäldern belauert er Affen, Wieſel, Ratten und Mäuſe. Er iſt aber auch ſo ſtark, daß er Rinder tödtet und Kälber wegträgt. Seine liebſte Nahrung ſind Antilopen. Man richtet ihn auch, wiewol mit Mühe, zur Jagd ab. Er wird vom Jäger in einen Kaſten geſperrt, und losgelaſſen, ſobald ſich ein Thier zeigt. Der Panther thut einige Sprünge, und faßt dann gemeiniglich ſeine Beute, und würgt ſie. Verfehlt er ſie aber, ſo ſetzt er ihr nicht weiter nach, ſon-

dern kehrt ſich wüthend gegen ſeinen Herrn, der auf dieſen Fall irgend ein andres lebendiges Thier in Bereitſchaft hält, welches er ihm vorwirft, um ihn zu beſänftigen. Sein Fell wird benutzt, aber nicht ſonderlich geachtet.

Der Leopard. Felis leopardus.

Man findet dies reißende Thier in Afrika. In Anſehung der Lebensart iſt er dem Tiger ähnlich, doch nicht ganz ſo grauſam, läßt ſich auch leichter zähmen. Er erreicht die Größe eines ziemlichen Fleiſcherhundes. Mit Leichtigkeit klettert er auf die Bäume, und fängt Affen. Sein Fell iſt noch ſchöner, als das Tigerfell; der Grund iſt goldgelb, und mit kleinen ſchwarzen Flecken ſehr regelmäßig beſtreuet. Es wird für vierzig bis funfzig Thaler verkauft, und dient vornämlich zu Decken für Kutſchpferde. Der Schwanz iſt faſt ſo lang wie der ganze Körper.

Die Unze. Felis vncia.

Iſt in Afrika und Aſien einheimiſch, von der Geſtalt einer Katze, und von der Größe eines Bauernhundes. Das Fell iſt langhaarig, die Grundfarbe weißlichgelb, mit ſchwarzen Flecken beſetzt. Unter den reißenden Thieren hält man die Unze für das ſanfteſte und biegſamſte. Man kann ſie ſo zähmen, daß ſie ſich traulich ſtreicheln und liebkoſen läßt. Sie wurde daher im Orient ſchon ſeit langer Zeit zur Jagd, vornämlich der Gazellen, abgerichtet, die ſie mit bewundernswürdiger Behendigkeit fängt. Der Jäger hat ſie hinter ſich auf dem Rücken.

Die Hyäne. Canis hyaena.

Den Kennzeichen nach gehört dies Thier zu dem Geſchlechte der Hunde. Es heißt auch Grabthier oder Abend-

wolf,

wolf, und iſt ſehr räuberiſch, boshaft und von fürchterlichem Anſehen. Das Vaterland deſſelben iſt Aſien und Afrika. In der Größe kommt die Hyäne dem Wolfe bei; die ſtarken borſten-artigen Haare ſind weißgrau mit ſchwärzlichbraunen Querſtreifen. Sie iſt jedoch hochbeinigter als der Wolf; die Vorderbeine ſind höher, als die hintern, und zum Graben mit ſehr ſcharfen Klauen verſehen. Im Zorne wölbt ſie den Rücken, ſträubt die Mähne, und weiſet das furchtbare Gebiß.

Sparrmann macht die ganz gegründete Bemerkung, daß die gefräßige Hyäne, weil ſie dem Aaſe nachgeht und es verzehrt, in ihrem Vaterlande ein wohlthätiges Geſchöpf ſei, denn ſonſt würde die Luft von den ſich anhäufenden Aeſern — welche man dort nicht, wie in Europa, durch gute Polizeianſtalten wegſchafft — bald verpeſtet werden.

Die Hyäne iſt ſo ſtark und verwegen, daß ſie ſich ſelbſt gegen Löwen vertheidigt. Was ſie einmal gefaßt hat, läßt ſie nicht los; daher fängt man ſie mit einem Sacke, in welchen man ſie beißen läßt, und ſie dann ſo mit fortzieht. Sie wohnt in Höhlen unter der Erde, geht des Nachts ihrem Raube nach, und ſcharrt auch wol die todten Leichname aus den Gräbern. Weil ſie hinten, am After, eine Oeffnung hat, wie der Dachs, worin ſich ein ſchmierigtes Weſen ſammlet: ſo hielten die Alten, welche die eigentliche Beſchaffenheit davon nicht wußten, alle Hyänen für Zwitter. Auch iſt es übertrieben, daß ſie mit ihrer Stimme die Töne anderer Thiere, und ſelbſt die menſchliche Stimme nachahme, ſie damit täuſche und dann unvermuthet überfalle. Das Wahre davon iſt, daß ſie des Nachts ein ſonderbares, mit verſchiedenen Tönen abwechſelndes Geheul macht.

Der Vielfraß. Vrsus gulo.

Der Vielfraß lebt in dem nördlichen Europa und Aſien, wird ſo groß, wie ein ſtarker Dachshund, hat viel Aehnliches in der Geſtalt und Lebensart mit dem Dachs, und wird auch von Einigen zum Geſchlechte deſſelben gezählt. Doch ſchläft er nicht, wie der Dachs, im Winter, ſondern geht ſeinem Raube nach, und andre Naturforſcher rechnen ihn zum Geſchlechte der Bären. Die Farbe iſt meiſtentheils ſchwarzbraun. Der deutſche Name ſcheint aus einem Mißverſtändniſſe des nordiſchen Fialfras entſtanden zu ſein, wie ihn die Lappländer nennen. Fiäl heißt bei ihnen ein Felſengebirge, und Fras ein Beſucher, welche Benennung ſich auf ſeine Lebensart bezieht. Er frißt, wie alle Raubthiere, viel und gierig, aber nicht ſo außerordentlich, daß er jenen ausgezeichneten Namen verdiente. *). Lächerlich iſt die Fabel, daß er ſeinen Leib zwiſchen zwei Bäume klemme, wenn er zuviel gefreſſen habe, und ſich damit Erleichterung verſchaffe. Durch ſeine Liſt bezwingt er Rennthiere, Pferde und andre große Thiere, ſelbſt Bären und Wölfe, indem er von den Bäumen plötzlich auf ſie herabſpringt, und ſie zu Tode quält. Man hat ihn auch ſchon in Deutſchland gefunden, wohin er ſich bisweilen verirrt; denn er kann ein mäßiges und ſelbſt ein warmes Klima recht gut vertragen. Jung läßt er ſich zähmen, und iſt dann ſehr poſſirlich. Sein Fell wurde vor Zeiten höher geſchätzt, als jetzt; doch ſteht es in einigen nördlichen Ländern noch in hohem Werthe. Man kauft es für drei bis vier Thaler.

---

*) Wenn es aber wahr iſt, was ich neuerlich las, daß ein Vielfraß, den man vor mehrern Jahren unter andern in Dresden ſehen ließ, täglich dreißig Pfund Fleiſch zu ſeinem Unterhalte gebraucht habe, ſo möchte er den deutſchen Namen doch mit Recht verdienen. Ein erwachsner Löwe braucht nur etwa halb ſo viel.

Der Bär. Vrsus arctos.

Man theilt die eigentlichen Bären überhaupt in Land- und Eisbären. Einige Thiere führen blos den Namen, ohne wirklich zur Gattung der Bären zu gehören, z. B. der Ameiſenbär und der Waſchbär.

Der Eisbär (Vrsus maritimus) oder Polarbär iſt weit größer und grimmiger als der Landbär. Er wird über vier Fuß hoch und zehn bis zwölf Fuß lang. Auch ſind Kopf und Hals geſtreckter, die Augen klein, die Schnauze iſt faſt rüſſelförmig, die Stimme mehr ein Gebrülle als Brummen. Die langen zottigten Haare ſehen ſchneeweiß aus. Er hält ſich am Nordpol auf, lebt von Fiſchen und andern Seethieren, denen er auf dem Eiſe nachſtellt, und greift auch ungereizt Menſchen an, wenigſtens im Winter und im Frühjahre, wo er ſeine gewöhnliche Nahrung — todte Seehunde und todte Wallfiſche, die das Meer auswirft — nicht findet, und der Hunger ihn wüthend macht. Wann man ihm irgend etwas, z. B. einen Handſchuh, hinwirft, ſo bleibt er ſtehen und unterſucht es ganz genau, unterdeß gewinnt man Zeit, zu entwiſchen. Er kann ſehr gut ſchwimmen und untertauchen, aber nicht lange unter dem Waſſer ausdauern, daher man ihn auf dem Meere leicht tödten kann. Oft ſchwimmt er eine Meile weit ins Meer hinein. Wann im Frühjahre das Eis bricht, werden ſie zuweilen vom Winde auf Schollen landabwärts getrieben, und machen große Reiſen. Viele erſaufen, viele kommen auch glücklich auf den Norwegiſchen oder Isländiſchen Küſten an, ſind aber dann vor Hunger ſo grimmig, daß ſie Alles anfallen, was ihnen aufſtößt. — Die Weibchen begeben ſich im Winter in Schneegruben und Löcher, und gebären daſelbſt zwei Junge, indeß die Männchen ſich auf dem Eiſe herum treiben. Fleiſch, Fett und Fell benutzt man; aber die Leber ſoll giftig ſeyn.

Von den Landbären kennt man braune, ſchwarze und weiße. Alle haben ein ſtarkes zottiges Haar, einen dicken Kopf, eine abgeſtumpfte Schnauze und einen kurzen Schwanz. Sie treten auf den ganzen Fuß bis an die Ferſe auf, und haben einen latſchenden Gang. Nach ihrer verſchiedenen Nahrung heißen ſie auch wol Grasbären, Pferdebären, Zieſel-, Zeidel- oder Honigbären; Silberbären ſind die mit glänzendweißen Haarſpitzen.

Der braune iſt unter den Landbären der größte. Der weiße iſt nur eine Ausartung von dem ſchwarzen, und beide wohnen in den mitternächtlichen Ländern. Der braune lebt zwar ebenfalls in den großen Wäldern der nördlichen Erde, allein er verträgt auch das wärmere Klima in Europa, Aſien und Afrika, wo man ihn hin und wieder findet.

Der Bär iſt, dem Anſehen nach, ein träges phlegmatiſches Thier. Jedoch zeigen ſich wol nur die gezähmten und ſo ſehr gemishandelten Tanzbären wirklich ſo; die wilden ſind, aller ihrer anſcheinenden Plumpheit ungeachtet, doch ziemlich behende und munter. Er brummt faſt immer vor ſich hin, gleichſam zum Zeitvertreibe, und ſcheint grimmiger, als er wirklich iſt. Wenn er nicht zuerſt beleidigt und gereizt wird, fällt er keinen Menſchen an, oder der wüthendſte Hunger müßte ihn plagen. In der Gefangenſchaft werden ſie oft durch ſchlechte Behandlung tückiſcher und boshafter, als ſie von Natur ſind. Ob ſie gleich einen trägen Gang haben, ſo können ſie doch ziemlich hurtig laufen; ſie klettern auch geſchickt, und gehen mit vieler Leichtigkeit auf den Hinterfüßen. In dieſer Stellung greifen ſie gewöhnlich an, und wehren ſich. Ihre größte Stärke haben ſie in den Vordertatzen. Hiemit ſchlagen ſie derb um ſich, oder ſie umarmen ihren Feind und erdrücken ihn. Der Zähne bedienen ſie ſich ſelten als Waffen. Der braune Bär ſtreckt mit Einem Schlage ein Pferd oder Rind zu Boden und ſchleppt es fort, wohin er will. Dieſe und andre große Thiere, z. B. Hirſche

und Rehe, ſind ſeine liebſte Nahrung, und er weiß ſie ſehr geſchickt zu beſchleichen. Im Nothfall begnügt er ſich auch mit Wurzeln und allerlei Baumfrüchten. Die ſchwarzen Bären freſſen ſelten Fleiſch; für beide aber iſt Honig ein Leckerbiſſen, womit man ſie auch ſehr gut in die Falle locken kann.

Das finſtre Temperament des Bären macht ihm die Einſamkeit angenehm. Man findet ihn nie in Geſellſchaft mit ſeines Gleichen, außer daß Männchen und Weibchen, doch vorzüglich nur zur Paarungszeit, ſich näher zuſammenhalten. Gegen den Herbſt ſind ſie ſehr fett, und dann machen ſie ſich ein Winterlager. Sie ſuchen dazu entweder natürliche Höhlen, oder graben ſich ſelbſt Löcher an den Wurzeln der Bäume. Dieſe belegen ſie mit Moos, welches ſie zwiſchen den Vorder-armen aufgerichtet herbei tragen. Hier liegen ſie, doch ohne zu erſtarren, ungefähr vom Oktober bis zum April, ohne Nahrung und ohne Ausleerung, und ſaugen vor Langerweile an den Tatzen. Gegen das Frühjahr ſchälen ſich die Fußſohlen ab, und dann iſt es ihnen ſehr empfindlich, darauf zu treten, daher ſie um die Zeit leicht zu jagen ſind. Im Januar wirft die Bärin ein bis drei Junge, die blind, aber nicht, wie man ſonſt glaubte, unförmlich zur Welt kommen, ſondern ſehr artig ausſehen. Ohne Beiſpiel iſt es jedoch, daß ein ſo großes Thier ſo außerordentlich kleine Junge bringt; ſie ſind nicht größer als eine Ratze. Der Bau des weiblichen Körpers ſoll hieran Schuld ſein. Weder der Farbe, noch der Geſtalt nach ſollte man ſie für Bären halten. Sie wachſen aber ſehr ſchnell, und ihr Wachsthum dauert beinahe bis ins zwanzigſte Jahr. Das höchſte Ziel des Lebens ſetzt man ins dreißigſte Jahr.

Bekanntlich werden die Bären zum Tanzen und zu allerlei Künſten abgerichtet. Hiezu nimmt man die Jungen, die dann ſehr poſſirlich ſind. Man muß ſie aber nicht mit Fleiſch füttern, ſonſt werden ſie zu wild und

unbändig, ſondern lieber mit Brodt und ähnlichen Nahrungsmitteln. An einigen Orten, z. B. in Pohlen, braucht man ſie ſtatt der Hunde, zum Bewahren großer Höfe.

Man fängt und ſchießt ſie nicht nur, weil ſie dem wilden und zahmen Viehe, den Waldbienen u. ſ. w. viel Schaden thun, ſondern auch des Nutzens wegen, den man von ihnen hat. Die Bärenjagd iſt eine der einträglichſten Jagden. Wenn man ihm Branntwein mit Honig hinſetzt, berauſcht er ſich, und iſt dann ſehr leicht zu fangen und zu ſchießen.

An vielen Orten wird das Fleiſch des Bären gegeſſen. Es ſoll faſt wie Schweinefleiſch ſchmecken, und man pflegt es auch zu räuchern. Das Fett, welches man in großer Menge von ihnen erhält, wird völlig wie Schweinefett gebraucht. Am ſchätzbarſten iſt aber das Fell, das zu Matratzen, Muffen, Pelzen, Pferdedecken und dergleichen dient. Ein ſchwarzes koſtet fünf bis zehn Thaler, ein weißes von dem Eisbären, funfzehn bis zwanzig; die grauen ſind in geringerm Werthe.

Unſere Vorfahren bedienten ſich der Bärenhäute ſtatt der Betten, daher vermuthlich der Name Bärenhäuter entſtanden iſt, welches jetzt einen faulen unnützen Menſchen bedeutet.

Der Seehund. Phoca.

Zwiſchen den eigentlichen Land- und Seethieren, wovon jene immer auf dem Lande, und dieſe immer im Waſſer leben, ſtehen diejenigen Thiere in der Mitte, welche ſich ſowohl auf dem Lande, als im Waſſer aufhalten. Dieſe ſind alſo wahre Amphibien, die man aber dennoch in die Klaſſe der ſäugenden Landthiere aufgenommen hat, weil ſie die Hauptkennzeichen mit dieſen gemein haben. Selbſt dem äußern Anſehen nach gleichen ſie halb den Fiſchen und halb den Landthieren. Der Körper iſt lang geſtreckt, wird

nach dem Hintertheile immer dünner, und endigt ſich in einen Fiſchſchwanz, der aber, wie der Schwanz des Bibers, mit der Breite auf der Fläche des Waſſers oder der Erde liegt. Der Kopf und die Bruſt ähneln eben dieſen Theilen der Landthiere. Die Vorderfüße ſind kurz, unförmlich, ſehen wie Floſſen aus, und ſind mehr zum Schwimmen als zum Gehen eingerichtet. Man unterſcheidet zwar Finger oder Zehen daran, ſie ſind aber durch die darüber ausgeſpannte Schwimmhaut nur wenig zu erkennen. Die kurzen Hinterfüße liegen bei einigen platt an dem Schwanze, bei andern ſind ſie gar mit in den Schwanz verwachſen. Ihr Gang iſt ſchleppend, aber dennoch hurtig genug.

Nach der Aehnlichkeit, die dieſe Thiere in Anſehung des Vordertheils ihres Leibes, oder auch wol in der Stimme, mit den Landthieren haben, ſind ihnen auch Namen von dieſen beigelegt worden. Dieſe Namen werden aber in den Beſchreibungen oft mit einander verwechſelt.

Das bekannteſte und nützlichſte unter denſelben iſt der **gemeine Seehund** (Phoca vitulina), der auch Seekalb oder Robbe heißt, und ſich in den nördlichen Meeren und großen ſalzigen Seen aufhält. Der Kopf iſt rund, glatt und ohne äußere Ohren, die Form deſſelben aber wie der Kopf eines Hundes, auch hat er eine bellende Stimme. Das ſtarke Haar liegt feſt an der Haut an, als wenn es mit Oel beſtrichen wäre, und ſieht dunkelbraun und weißgefleckt aus. Er nährt ſich von Fiſchen und andern kleinen Seethieren, lebt ſehr geſellig, und beweiſet gegen ſeine Jungen außerordentliche Zärtlichkeit. Man kann ihn leicht kirre machen.

Außer dem Fleiſche und Fette brauchen die Nordländer auch noch die Sehnen zum Nähen, die Gedärme zu Fenſtern und Hemden, die Knochen zu allerlei Werkzeugen, das Fell zur Kleidung. Die Jagd der Seehunde iſt daher ihr vornehmſtes Geſchäft, und die Geſchicklichkeit darin,

ihr Glück und ihre Ehre. Die Seehundsfelle werden auch von uns zum Beſchlagen der Koffer u. ſ. w. gebraucht. Ein ſolches Fell koſtet ungefähr 1 Thlr. 4 Ggr. Von Holland und Hamburg gehen jährlich Schiffe nach Grönland auf den Robbenfang.

Seelöwe.

Man kennt zwei Gattungen von Seelöwen, den glatten (Phoca leonina) und den zottigen (Ph. iubata). Jener hat keine Mähne, wird gegen 20 Fuß lang, und lebt nur auf der ſüdlichen Halbkugel. Dieſer wird 25 Fuß lang, und das Männchen hat eine löwenartige Mähne; er hält ſich in beiden Halbkugeln auf. Das Männchen des glatten Seelöwen hat auf der Naſe eine blaſenartige Haut, wie einen Hahnenkamm, welche ſich zuweilen erhebt und wieder ſenkt.

An der Schnauze dieſer Thiere ſtehen Barthaare, wie bei den Katzen; ſie ſind aber ſo dick und ſteif, daß man Zahnſtocher davon macht. Der Körper iſt ringsum in Fett gehüllt, welches ſehr geſchätzt wird.

Der Seebär. Phoca vrsina.

Wohnt in dem nördlichen Theile des ſtillen Meeres, und ähnelt in Anſehung des Kopfs einem Landbären. Er hat kleine aufrecht ſtehende Ohren. Das lange zottige Haar des Männchens ſieht ſchwarzgrau aus, das Haar des Weibchens aſchgrau. Seine Länge beträgt neun Schuh. Er iſt ſehr grimmig und ſtreitſüchtig. Ein männlicher Seebär hat wol an funfzig Weibchen, und ſeine ganze Familie beläuft ſich auf etliche hundert. Ueber den Beſitz der Weibchen entſteht auch gewöhnlich unter den Männchen ein Kampf auf Leben und Tod. Das Fell wird von den Ruſſen mit zwei bis fünf Rubeln bezahlt. Die Jungen — beſon-

beſonders noch im Mutterleibe — haben ein ſehr feines, ſchwarzes und glänzendes Fell, daher die Ruſſen den trächtigen Weibchen vorzüglich nachſtellen, und ihnen die Jungen aus dem Leibe ſchneiden.

Das Wallroß. Trichecus rosmarus.

Es hält ſich in den Meeren und an den Küſten um den Nordpol auf, und erreicht eine Länge von achtzehn Fuß. Eine faſt wiehernde Stimme hat ihm den Namen verſchaft, da es ſonſt mit dem Pferde gar keine Aehnlichkeit weiter hat. Es unterſcheidet ſich beſonders durch ein Paar hervorſtehende zwei Fuß lange und bis vier Pfund ſchwere Eckzähne, mit welchen es zum Theil ſeinen ſchweren Körper forthilft, indem es dieſelben in das Eis oder in die Erde einſchlägt, und den hintern Theil dann nachzieht. Dieſe Zähne werden viel höher geſchätzt, als Elephantenzähne, weil ſie dauerhaft weißer und feiner ſind. Man verfolgt und tödtet ſie größtentheils nur um dieſer Beute willen.

Die Seekuh. Trichecus manatus.

Die Seekuh (Manati) entfernt ſich in der Bildung noch mehr von den Landthieren, als die vorhergehenden, und nähert ſich eben dadurch den Wallfiſchen. Es gibt zwei Gattungen davon. Die eine lebt in dem atlandiſchen Ocean, an den weſtafrikaniſchen und ſüdamerikaniſchen Küſten, hat einen kegelförmigen Ochſenkopf, und wird 8 — 17 Fuß lang. Die andre Gattung, deren Aufenthalt im Norden des ſtillen Meeres iſt, hat einen viereckigen Kopf, und erreicht eine Länge von 23 Fuß und ein Gewicht von 8000 Pfund. Bei dieſer letztern ſieht man auch an den Vorderfüßen keine Spur von Zehen- und Fingerknochen, ſondern am Rande derſelben ſteife Borſten

ſten, und ſein Leib iſt unbehaart; die erſtere hingegen hat an den Vorderfüßen vier unmerkliche Finger mit roth braunen glänzenden Nägeln, und auf dem Körper hin und wieder borſtenförmige Haare. — Aufs Land kommen dieſe Thiere niemals, aber ſie gehen öfters aus dem Meere in große Ströme, tief ins Land hinein, und ſuchen ſeichte Stellen am Ufer, wo ſie weiden. Sie nähren ſich von allerlei Seegewächſen, leben in Monogamie, ſind ſanftmüthig, und ſollen ſogar einigermaßen zahm werden. Ihr Fleiſch iſt ſehr wohlſchmeckend. Die Haut, welche noch einmal ſo dick wie Ochſenhaut iſt, wird zu Leder verarbeitet.

Der Wallfiſch. Balaena mysticetus.

Wenn man alle diejenigen Thiere zur erſten Klaſſe rechnet, welche rothes warmes Blut haben, lebendige Junge gebären, und ſie an der Bruſt ſäugen, ſo muß man nothwendig auch die Wallfiſchgattungen mit darin aufnehmen, welchen alle jene Kennzeichen ebenfalls zukommen. Sie haben mit den Fiſchen nur die äußere Geſtalt gemein, in Anſehung ihres innern Körperbaues ſind ſie den Landthieren gleich. Auch finden ſich bei ihnen thieriſches Fleiſch und thieriſche Knochen, da hingegen die eigentlichen Fiſche nur Knorpel und Gräten und eine ganz verſchiedne Art von Fleiſch haben. Die Haut der ſäugenden Seethiere iſt glatt, ohne Schuppen, und nur bei einigen hin und wieder mit dünnen Haaren beſetzt. Den Schwanz tragen ſie, wie der Biber und die Robben, mit der breiten Seite gegen die Fläche des Waſſers gekehrt; Merkmale, die ſie von den Fiſchen hinlänglich unterſcheiden, und ihnen einen Platz zwiſchen dieſen und den Landthieren anweiſen.

Den deutſchen Namen Wallfiſch leitet man von dem fremden Worte Baläna her, womit man dieſes Thiergeſchlecht bezeichnet hat. Es kommt auch noch in einigen

andern Zuſammenſetzungen vor, z. B. Wallroß und Narwall *).

Der eigentlich ſogenannte grönländiſche Wallfiſch iſt das größte aller bekannten Thiere. Ehemals erreichte er eine Länge von hundert und zwanzig Fuß und drüber. Jetzt läßt man ihn ſelten zu einem ſolchen Wachsthume kommen, und man ſieht ſie nur noch ſechzig bis ſiebenzig Fuß lang. In der Mitte ſind ſie vierzig bis funfzig Fuß dick. Das Gewicht eines von der größten Art ſchätzt man auf hundert tauſend Pfund. Die Floſſen an der Bruſt haben fünf gegliederte Finger und ordentliche Hand- und Armknochen. Sie ſind zehn bis zwölf Schuh lang und ziemlich eben ſo breit. Der Kopf macht faſt den dritten Theil des Körpers aus. Die Augen dieſes Ungeheuers haben nur ungefähr die Größe der Ochſen-augen; ſie ſind mit beweglichen Augenliedern, Wimpern und Augenbraunen verſehen. Mitten auf dem Kopfe befinden ſich zwei Luftröhren, jede ungefähr anderthalb Fuß breit, die ihm, wie die Naſe, zum Athemholen dienen. Aus denſelben bläſet er das Waſſer ſehr hoch in die Luft, mit gewaltigem Brauſen, welches eine Meile weit gehört wird. Da die Wallfiſche in Geſellſchaft, oftmals zu hunderten, beiſammen ſchwimmen, ſo geben dieſe Waſſerſäulen von fern einen unbeſchreiblich majeſtätiſchen Anblick. Aeußere Ohren fehlen ihm, aber nicht die Gehörwerkzeuge, welche inwendig von derſelben Einrichtung ſind, wie bei den Landthieren. Er ſoll auch eine Stimme von ſich geben können, dreimal ſtärker, als das Brüllen des Löwen. Die Zunge iſt ein dickes Stück Speck, etliche tauſend Pfund ſchwer, und gibt zuweilen zehn bis zwanzig Tonnen Thran; ſie liegt unten im Maule unbeweglich feſt. Der Rachen iſt ſo groß, daß man,

*) Nach Andern hat der deutſche Name Wallfiſch ſeinen Urſprung von dem norwegiſchen Worte Hual, welches Wallfiſch heißt.

man, wann das Thier getödtet iſt, mit einem Kahne hineinfährt, und ſechs bis acht Mann darin ungehindert handthieren. Die Kehle hingegen iſt ſo enge, daß eine ſtarke Fauſt nur ſo eben durchkommen kann. Zähne hat dies Thier gar nicht, ſondern ſtatt deren in der obern Kinnlade dicke Lagen von Horn mit Haaren beſetzt. Dies ſind die Baarden oder Baarten, welche das bekannte Fiſchbein geben. Man zählt ſiebenhundert ſolcher Baarten bei einem Wallfiſche. Auf jeder Seite ſitzen dreihundert und funfzig Stück, aber nicht nach der Länge des Kopfs, ſondern in der Quere. Von dieſen ſiebenhundert kann man nur etwa fünfhundert gebrauchen, welche die erforderliche Länge haben. Die mittelſten, als die längſten, ſind zehn bis funfzehn Fuß lang. Von einem großen Wallfiſche wiegen die Baarten gegen tauſend Pfund. In der untern Kinnlade befinden ſich zwei große Knochen, wovon folglich auch kein Fiſchbein gewonnen wird. Von ihrem Gebrauche ſiehe die Technologie.

Die Lebensart dieſer Thiere kennt man wenig. Sie halten ſich eigentlich um den Nordpol, beſonders um Grönland und Spitzbergen herum, auf, außerdem aber auch in ſüdlichen Gegenden im Atlantiſchen Ocean und im ſtillen Meere, wo ſie von einigen Völkern angebetet werden. Um der Nahrung willen treten ſie auch in die Nordſee aus. Sie können wegen der engen Kehle nur kleine Fiſche und Inſekten verſchlingen. Die Haare an den Baarten dienen dazu, damit das kleine Gewürme darin hängen bleibt. Ihr Auswurf iſt zinnoberroth; man kann damit obgleich nicht dauerhaft, Leinwand färben. Auf ihren Zügen werden ſie häufig von den Sägefiſchen verfolgt, welche durch wiederholte Anfälle ſie zu tödten im Stande ſind. Die Wallfiſche können ſich nicht anders wehren, als mit dem Schwanze, worin ſie aber auch eine ſolche Stärke haben, daß ſie mit Einem Schlage ein ziemliches Fahrzeug zerſchmettern. Sie haben Zeugungs-

gungstheile, wie die Landthiere, und begatten ſich auch wie dieſe. Das Weibchen trägt zehn Monate, und gebiert im Frühjahre Ein Junges, welches gegen zwanzig Schuh lang iſt. Sie ſäuget es etliche Jahre an ihren zwei Brüſten. Das Junge ſieht grau marmorirt aus, die Farbe der Alten aber iſt gemeiniglich oben ſchwarz, am Bauche weiß. Einige ſehen jedoch weißlicht oder gelblicht aus. Auch iſt die Haut oft mit Seegewächſen, Korallen, Muſcheln und dergleichen beſetzt.

Die Nordländer nutzen von dem Wallfiſche weit mehr, als die Europäer, die nur den Speck und die Baarten von ihm nehmen. Der Wallfiſchfang der Europäer iſt ſehr mühſam, koſtbar, und bringt jetzt, da dieſe Thiere ſeltner werden, wenig Profit. Diejenigen, welche darauf ausgehen, müſſen ſich oft durch große Eisfelder mit Aexten den Weg bahnen, und außer vielen andern Gefahren auch noch die grimmigſte Kälte ausſtehen. Ein neues Schiff zu dieſem Gebrauche koſtet etliche zwanzig tauſend Gulden, die Ausrüſtung deſſelben nebſt den übrigen dabei vorfallenden Koſten rechnet man ungefähr auf die Hälfte dieſer Summe. Nun kann man den Werth eines Wallfiſches, wie ihn die Europäer benutzen, aufs allerhöchſte zu zwölf= bis funfzehnhundert Thalern anſchlagen, folglich würden erſt viere derſelben den Unternehmer ſchadlos halten: und jetzt preiſet ſich ein Schiff glücklich, wenn es drei gefangen hat! Aber freilich fällt die Rechnung etwas vortheilhafter bei den folgenden Fahrten aus, wo nicht alles wieder neu angeſchaft werden darf.

Die Schiffe, welche nach Grönland geſchickt werden, laufen im April aus, die aber nach der Straße Davids gehen, ſchon im März. Sie heißen Grönlandsfahrer. Im Mai und Junius iſt der beſte Fang, da ſieht man in der Gegend von Spitzbergen oftmals über dreihundert Schiffe von allerlei Nationen beiſammen, die in dieſen beiden Monaten wol ein paar tauſend Wallfiſche fangen. Man er=

blickt dort um die Zeit eine ſolche Menge dieſer Thiere, daß man, wegen der vielen Waſſerſtrahlen aus ihren Blaſelöchern, eine Stadt mit rauchenden Schornſteinen zu ſehen glaubt.

Der Fang ſelbſt geſchieht mit Harpunen, d. i. mit Pfeilen, die zwei ſtarke Widerhaken haben, und an einem hölzernen Stiele befeſtigt ſind. Von dieſen Harpunen, die an einen über hundert Klafter langen Strick gebunden ſind, wirft man nach und nach ſo viele auf das Thier, bis es ſich verblutet und matt wird. Sodann tödtet man es vollends mit Lanzen. Sobald es todt iſt, ſchwimmt es mit dem Bauche oben. Einige Matroſen, die unter ihren Schuhen ſpitzige Eiſen haben, ſteigen auf daſſelbe hinab, und zerlegen es. Der Speck ſitzt, wie bei dem Schweine, zwiſchen der Haut und dem Fleiſche. Bei einem großen Wallfiſche iſt er eine halbe, und an manchen Stellen drei Viertel Ellen dick. Von einem ſolchen bekommt man nahe an hundert Tonnen Thran. Jetzt rechnet man gewöhnlich nur auf zwei bis drei Wallfiſche hundert Tonnen Speck, dieſe geben hundert und dreißig Quarteln Thran. Ein Quartel hält ſechs Anker oder anderthalb Ohm, und koſtet etliche dreißig Gulden.

Die Bewohner jener Länder haben noch verſchiedene andere Methoden, ihn zu fangen, und wiſſen alles davon zu gebrauchen *). Viele eſſen das Fleiſch, welches mager, roth und noch zäher, als altes Kuhfleiſch iſt. Aus der über einen Zoll dicken Haut machen ſie ſich Schuhe und Stiefeln;

*) Die Eingebornen bei der Davidsſtraße fangen den Wallfiſch auf eine ſehr gefährliche Art. Ein Mann ſpringt aus dem Fahrzeuge dem Wallfiſche auf den Kopf, und verkeilt ihm mit einem Stücke Holz erſt das Eine Naſenloch. Nun geht das Thier mit ihm unter Waſſer, kommt aber bald wieder hervor, um Luft zu ſchöpfen. Augenblicklich verſtopft dann der Mann das andere Naſenloch auf eben die Art, und der Wallfiſch erſtickt.

ſeln; aus den Därmen, Hemden; aus den Sehnen Fäden zum Nähen, Stricke u. ſ. w.

Der Nordkaper.

Es gibt zwei Thiere, welche den Namen **Nordkaper** führen, und bisweilen mit einander verwechſelt werden.

Das eine gehört zu dem Geſchlechte des gemeinen Wallfiſches, und heißt auch das **Breitmaul** (Balaena musculus). Es iſt ungefähr eben ſo groß, wie der Grönländiſche Wallfiſch, hat aber einen runderhabenen Kopf, und eine plötzlich verdünnte Schnauze. Auf dem Rücken befindet ſich eine Fettfloſſe, und an dem Bauche ſind verſchiedene Runzeln. Er nährt ſich hauptſächlich von Heringen, und die Fiſcher halten ſeine Erſcheinung für ein gutes Zeichen, und glauben, daß er ihnen einen reichen Heringsfang verkündige. Sein Aufenthalt iſt im Meere bei Grönland. Man fing einſt einen, der 78 Fuß lang und 35 Fuß dick war; ſein Rachen glich einem gleichſeitigen Dreiecke, und war ſo groß, daß ein kleines Fahrzeug mit der Fluth hineinfahren, und 14 Menſchen darin ſtehen konnten. — An Thran gibt dieſer Nordkaper lange nicht ſo viel, wie der Grönländiſche Wallfiſch. Er iſt überhaupt nicht ſonderlich nutzbar.

Das andere Thier, welches man auch wol Nordkaper zu nennen pflegt, gehört zu dem Geſchlechte der Delphine, und iſt ſonſt unter dem Namen **Butzkopf** (Delphinus orca) bekannt. Er wird höchſtens 25 Fuß lang und 13 Fuß breit. Sein Kopf iſt ſtumpf, und in beiden Kinnladen ſtehen ſtumpfe geſägte Zähne. Aus dem Nackenloche bläſet er einen eben ſo hohen Waſſerſtrahl, wie der Wallfiſch. Er hält ſich in der Gegend bei Norwegen und überhaupt im nördlichen Ocean auf; ſelten kommt er an die deutſchen Küſten der Nord- und Oſtſee. Die Heringe treibt er durch einen Schwung mit ſeinem Schwanze in Einen Winkel zu-

ſammen, und verſchlingt ſie zu tauſenden. Man gewinnt guten Thran von ihm, auch ſoll das Fleiſch eßbar ſein.

Der Finnfiſch. Balaena physalus.

Er hat ſeinen Namen von der Rückenfloſſe oder Finne, die einen Fuß hoch iſt. An Länge kommt er dem Wallfiſche ziemlich gleich, er iſt aber ſchmaler. Seine Baarten ſind ſchlecht und faſt nicht zu gebrauchen; auch gibt er wenig Speck. Den Fahrzeugen wird er durch das gewaltige Toben und Schlagen mit dem Schwanze gefährlicher, als der Wallfiſch ſelbſt.

Der Maſtfiſch. Physeter tursio.

Seine Rückenfloſſe iſt noch länger, als am Finnfiſche, und ſteht wie ein Maſtbaum aufrecht in die Höhe. Das Blaſeloch befindet ſich bei ihm auf der Stirn. Er wohnt im Nordmeere, und gleicht in der Lebensart dem vorgenannten.

Der Pottfiſch. Physeter macrocephalus.

Der Pottfiſch oder Kaſchelot wird etliche ſechzig Fuß lang und dreißig Fuß dick. Von ſeinem unförmlich großen Kopfe, der faſt die Hälfte des übrigen Körpers beträgt, hat man ihm den Namen Pottfiſch beigelegt. Das verhältnißmäßig kleine Maul iſt mit ſtarken Zähnen bewaffnet; der Schlund hat eine ungeheure Weite, ſo daß dies Thier ſechs Ellen lange Haiſiſche verſchlingen kann. Er wird vorzüglich des Wallraths wegen geſucht, welcher in gewiſſen Behältniſſen des Kopfs als ein milchweißes Oel ſich befindet. Der Wallrath iſt nicht das Gehirn ſelbſt, ſondern eine eigne fette Materie, die das Gehirn umgibt. Man bekommt von einem großen Pottfiſche etliche zwanzig

Tonnen.

Tonnen Wallrath, der gleich mit Salz und Waſſer gereinigt und durchgeſeihet wird. An der Luft erhärtet dieſe flüſſige Materie zu einem halbdurchſichtigen Talge. Er dient theils in der Medicin, theils zu Lichtern *). Auch gibt der Pottfiſch zwanzig bis dreißig Tonnen Thran, aus welchem, wiewol nicht mit Vortheil, ebenfalls Wallrath bereitet werden kann. In den Eingeweiden dieſes merkwürdigen Thieres findet ſich zuweilen der koſtbare graue Ambra **).

---

*) In England hat man zufällig die Entdeckung gemacht, daß ſich Wallrath aus Fleiſch bereiten läßt. Als man vor einigen Jahren in Paris auf dem Kirchhofe des innocens die Leichname ausgrub, um ſie aus der Stadt zu ſchaffen und ſie außerhalb derſelben zu beerdigen, und bei dieſer Gelegenheit ebenfalls das Muskelfleiſch in eine fettige Subſtanz verwandelt fand, kam die Sache aufs neue in Anregung, und ward ein Gegenſtand genauerer Unterſuchung, ſowol in Frankreich als in England. Unter andern bewirkte ein Herr Gibbes in Oxford die nämliche Veränderung auf folgende Weiſe. Er legte ein Stück mageres Ochſenfleiſch in einen ganz durchlöcherten Kaſten, und ließ dieſen in einem Fluſſe an einem Baume feſtbinden, ſo daß er im Waſſer ſchwamm. Nach Verlauf eines Monats war es vollkommen in eine fettige Materie verwandelt. In noch kürzerer Zeit — in 3 bis 4 Tagen — geſchah dies, wenn er Fleiſch mit Salpeterſäure begoß, und es darin ſtehen ließ.

**) Der Ambra wird bei dem Pottfiſche in einem eignen Beutel gefunden, welcher mit den Nieren in Verbindung ſteht. Der Beutel enthält eine öligte, ſtark riechende Feuchtigkeit, und in derſelben ſchwimmt der Ambra in Geſtalt kleiner runder Kugeln. — So berichten Einige; Andre ſagen, der Ambra befinde ſich in den Gedärmen einiger (nicht aller, folglich könnte auch wol in dieſem Thiere kein eignes für den Ambra beſtimmtes Behältniß da ſein) Pottfiſche, die davon zu erkranken ſcheinen. S. auch den dritten Theil dieſer N. G.

Der Narwall. Monodon narhwall.

Zwei lange aus der obern Kinnlade durch die Oberlippe gerade hervorſtehende Zähne zeichnen ihn vor andern aus. Sie ſollen bei einigen wol achtzehn Fuß lang ſein. Gewöhnlich zerbrechen ſie einen davon, entweder im Streit, oder ſonſt durch Zufall. Da man nun die meiſten nur mit Einem ſolchen Zahne fand, ſo gab man ihm den nicht paſſenden Namen Einhornfiſch. Auch hielt man den Zahn — den man längſt kannte, ehe man wußte, welchem Geſchöpfe er zugehörte — für das Horn des fabelhaften Einhorns, welches Jemand vor nicht langer Zeit auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung im Ernſt gefunden zu haben behauptet. Allein der Bericht gründet ſich bloß auf die Ausſage eines Baſtard-Hottentoten, der es geſehen haben will. —

Der Narwall wird 20 bis 60 Fuß lang, und lebt im nördlichen Meere. In der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts kam ein ſolches Thier mit der Fluth bis nach Hamburg, wo es nach Ablauf derſelben auf dem Strande liegen blieb.

Die Zähne dieſes Thiers ſind inwendig hohl, und haben auf der Oberfläche das Anſehn, als wären ſie ſchraubenförmig gewunden; bisweilen findet man ſie aber auch ganz glatt. Ehemals ſchrieb man ihnen geheime Kräfte zu, und bezahlte Einen ſolchen Zahn wol mit tauſend Thalern. Jetzt kauft man ihn für zwanzig bis dreißig Thaler, und verarbeitet denſelben wie Elfenbein zu allerlei Kunſtſachen. An einigen Orten kommt er doch noch in die Apotheken, und wird wie Hirſchhorn zubereitet. Der Narwall gibt nur wenig Thran, der aber beſſer iſt, als von den Grönländiſchen Wallfiſchen.

Das Meerſchwein. Delphinus phocaena.

Von dem Geſchlechte der Delphine iſt ſchon vorher der Nordkaper (delph. orca) erwähnt worden. Außer dem hier genannten, der auch Braunfiſch heißt, kennt man noch den Tummler (Delph. delphis) und den Schwerdt- oder Sägedelphin (D. serra), der eine große, ſpitzige, aber weiche Finne auf dem Rücken hat. Letzterer iſt ein gefährlicher Feind der Wallfiſche. Alle Gattungen dieſes Geſchlechts haben ein einfaches mondförmiges Blaſeloch auf dem Kopfe.

Das Meerſchwein hat einen faſt kegelförmigen Körper, einen breiten Rücken und eine Art von Rüſſel, beinahe wie ein Gänſeſchnabel; daher der deutſche Name. — Er wird nur etwa acht Fuß lang, ſchwimmt außerordentlich ſchnell, und begleitet in großer Anzahl die Schiffe, um aufzufangen, was herausgeworfen wird. Man ſieht ſeine häufige Erſcheinung zugleich als Vorboten des Sturms an. Das Fleiſch deſſelben wird gegeſſen.

Säugethiere. Dritte Ordnung.

Der Affe.
Das Faulthier.
Der Ameiſenbär.
Das Panzerthier.
Das Schuppenthier.
Der Igel.
Das Stachelſchwein.
Das Murmelthier.
Das Beutelthier.
Die Buſchratte.
Das Känguruh.
Die Giraffe.
Die Fledermaus.
Das Schnabelthier.

Der Affe. Simia.

Wir richten nun unſre Aufmerkſamkeit auf diejenigen Thiere, welche man nicht ſowol um ihres Nutzens oder Schadens willen — obgleich auch dieſer bei einigen derſelben nicht ganz unbedeutend iſt — kennen zu lernen wünſcht, als vielmehr, weil die Betrachtung ihrer körperlichen Eigenſchaften und ihrer Triebe uns eine lehrreiche Unterhaltung gewährt. In dieſer Hinſicht war das Geſchlecht der Affen von jeher der Gegenſtand einer forſchenden Wißbegierde, und in der That zeichnen ſich auch dieſe Geſchöpfe in ihrer Bildung und Lebensart von andern Thieren ganz beſonders aus. Einige Gattungen (denn man zählt jetzt ſchon über funfzig) ſcheinen in Anſehung der Geſtalt dem Menſchen am nächſten zu kommen. Dieſe körper=

körperliche Aehnlichkeit erweckte zugleich ein ſo günſtiges Vorurtheil für eine völlige Uebereinſtimmung ihrer ganzen Natur mit der unſrigen, daß man eine Zeitlang kein Bedenken trug, ſie als eine Gattung menſchlicher Weſen von etwas geringern Fähigkeiten anzuſehen. Jedoch eine genaue Unterſuchung hat dies Vorurtheil zerſtreuet. Der flache Scheitel, die mit Haaren bewachſene Stirn, der weit hervorſtehende Vorderkopf, die längere, unten platte Naſe, der weite Abſtand des Mauls von den Augen, die ſchmalen Hüften, platten Lenden und andere Verſchiedenheiten, verrathen ſchon ein andres Geſchlecht von Geſchöpfen. Noch mehr zeigt dies ihr innerer Körperbau. Am allerdeutlichſten aber erhellet es aus der Beſchaffenheit ihrer Fähigkeiten und Seelenkräfte. Der wahre und weſentliche Unterſchied des Menſchen von dem Thiere beſteht in der Vernunft, das iſt, in der Fähigkeit, verſtändig zu werden, und an Vollkommenheit zuzunehmen. Dieſe Fähigkeit äußert ſich zugleich durch den Gebrauch der Sprache, als welche ein nothwendiges Mittel zum Verſtändigwerden iſt. Allein alle Verſuche, die Affen reden zu lehren, ſind bisher vergeblich geweſen; ſie behalten die allgemeine thieriſche Stimme, die nie zur menſchlichen Sprache wird, welches ohnehin der Bau der Organe bei ihnen unmöglich macht. Eben ſo wenig findet man eine fortſchreitende Ausbildung und Vervollkommnung ihres ganzen Geſchlechts, welches bei dem Menſchengeſchlechte eine Folge der Vernunft iſt. Ja, die Affen zeigen in gewiſſen Stükken noch nicht einmal ſo viel Klugheit, wie der Elephant und der Hund.

Auf der andern Seite aber iſt es unläugbar, daß den Affen dennoch, in Betracht ihrer ausnehmenden Geſchicklichkeit, menſchliche Handlungen nachzuahmen, ſo wie auch wegen andrer vorzüglichen Eigenſchaften, der erſte Platz nach dem Menſchen gebührt. Ihr Nachahmungstrieb iſt allgemein bekannt, und ihr Name iſt des-

halb ein Spottname unter den Menſchen geworden. Auch weiß man dieſen Trieb ſehr wohl zu benutzen. Wann z. B. die Indianer Pfeffer oder Kokosnüſſe einſammlen wollen, ſo pflücken ſie in Gegenwart der Affen einige dieſer Früchte, legen ſie gleichſam ſpielend auf einen Haufen beiſammen und entfernen ſich. Kaum ſind ſie weg, ſo kommen die Affen, die bisher zugeſehn hatten, machen es gerade eben ſo, und erſparen mit dieſer Spielerei den Menſchen viel Zeit und Mühe. Durch dieſen Trieb verleitet, gerathen ſie auch leicht in Gefangenſchaft. Man wäſcht ſich vor den Augen eines Affen das Geſicht, und ſetzt dann ſtatt des reinen Waſſers einen Napf mit Leimwaſſer hin. Das neugierige Thier verſucht, ſobald der Menſch ſich wegbegeben hat, dies gleichfalls, verkleiſtert ſich aber mit dem Leimwaſſer die Augen, und wird gefangen. Aehnliche Mittel gibt es in Menge.

Der Affe iſt, außer dem Menſchen, das einzige Geſchöpf auf der Erde, das ſich auch andrer Waffen bedient, als die Natur ihm gegeben hat. Er bricht ſtarke Zweige von den Bäumen, und ſchlägt damit um ſich, oder wirft mit Steinen und dergleichen Dingen nach ſeinem Feinde. Gewöhnlich ſieht man große Schaaren, oft von mehrern Hunderten, beiſammen, die ſich dann gegen einen Angriff gemeinſchaftlich vertheidigen. Ordnung, ſtrenge Zucht und Herzhaftigkeit kann man bei ſolchen kriegeriſchen Vorfällen nicht genug bewundern. Sie ſelbſt lieben ſich ſehr zärtlich, beſonders die Mütter ihre Jungen, die ſie zuweilen vor Liebe erdrücken. Sonſt ſind ſie im Stande der Freiheit lebhaft und luſtig, überhaupt aber von einem ſehr heftigen, leidenſchaftlichen Temperamente. Hämiſch, rachgierig, diebiſch, im höchſten Grade wollüſtig, eben ſo ausſchweifend in der Freude als in der Betrübniß, ſtellen ſie uns ein Bild der ſinnlichen Unarten der menſchlichen Natur auf.

Das Vaterland der Affen iſt vornämlich der heiße Erdſtrich zwiſchen den Wendezirkeln. Da wohnen ſie in

Wäl-

Wäldern, auf und unter den Bäumen, und nähren ſich von Früchten, Blättern, Getraide, Eiern der Vögel, einige auch von Inſekten und Muſcheln. Wann ſie trinken wollen, ſchöpfen ſie das Waſſer mit der hohlen Hand, und bringen es ſo zum Maule. Im Klettern beſitzen ſie eine außerordentliche Geſchicklichkeit, und der Vorderfüße bedienen ſie ſich zu allen Verrichtungen ſtatt der Hände, die auch wirklich den Menſchenhänden ſehr ähnlich ſind. Man ſieht ſie beſtändig in Thätigkeit; ſelbſt wann ſie ruhen, ſuchen ſie zum Zeitvertreibe ſich und andern das Ungeziefer aus den Haaren. Sie haben gewöhnlich Schildwachen an den äußern Poſten ihres Aufenthalts ſtehen, die, wie man ſagt, ſogar am Leben geſtraft werden, wenn ſie nicht aufmerkſam genug ſind, und einen Ueberfall zur rechten Zeit anmelden. Beſonders ſind ſie bei ihren Diebereien ſehr vorſichtig. Wann ſie ein Reisfeld oder einen Garten plündern wollen, ſtellen ſie ſich in eine lange Reihe, deren vorderſte Glieder die Plünderung verrichten, und ſodann die Früchte den nächſtſtehenden zuwerfen. So gehen ſie mit der größten Geſchwindigkeit aus einer Hand in die andere, bis zu den letzten, die im Walde ſtehen, und ſie in ein gemeinſchaftliches Magazin ſammlen *).

Wegen des großen Schadens, den ſie auf dem Felde, in den Gärten, und auch wol in den Wohnungen der Menſchen, anrichten, wird ihnen häufig nachgeſtellt. Man pflegt aber auch ihr Fleiſch zu eſſen. Jung gefangen laſſen ſie ſich, jedoch nicht alle, zu verſchiednen Künſten und nützlichen Geſchäften abrichten. Die alten kann man aber

*) Dieſe und ähnliche Erzählungen der Reiſebeſchreiber von der Klugheit der Affen halten einige Naturforſcher für Fabeln. Gewiß iſt es, daß die Affen nicht einmal ſo viel Ueberlegung beſitzen, ein angezündetes Feuer mit nahe dabei liegendem Holze zu unterhalten, ob ſie ſich gleich gern daran wärmen mögen, und bei Erlöſchung deſſelben ſich kläglich gebehrden.

aber gar nicht zähmen. Einige Gattungen ſind ſo unbändig und dabei ſo ſtark, daß zehn große Männer einen einzigen nicht zu zwingen vermögen. In der Gefangenſchaft lernen die Jungen auf dem Seile tanzen, ſich anputzen, — wobei ſie ſelbſt die Farben der Kleider unterſcheiden — einen Schubkarren fahren, Gläſer ausſpülen, Waſſer holen und dergleichen. Man unterhält ſie aber doch mehr zum Vergnügen, als zum wirklichen Dienſte, weil ſie aus Tücke noch immer gern ſchelmiſche Streiche ausüben, und man ſich ſelten auf ſie recht ſicher verlaſſen kann.

Man theilt alle Affen in zwei Familien: in geſchwänzte und ungeſchwänzte (welche letztere doch auch unter der Haut einen Anſatz zum Schwanze haben.) Von den ungeſchwänzten bemerken wir den Orang-utang (Satyrus), der auch Waldmenſch genannt wird, und von dem es zwei Arten gibt. Die eine wird 5 bis 6 Fuß hoch, und gleicht einem erwachſenen Menſchen; die andre hat nur die Größe eines vierjährigen Kindes. Jene lebt vorzüglich in Angola, dieſe auf Borneo. Die Orang-utangs unterſcheiden ſich von den übrigen Affen beſonders dadurch, daß ſie keine Backentaſchen haben. Sie ſind es hauptſächlich, welche durch ihren meiſt aufrechten Gang, durch ihre Geſtalt und ihr Betragen die vortheilhafte Meinung von einer Verwandtſchaft der Affen mit dem Menſchengeſchlechte erregt haben. — Der Gibbon (Longimana), eine andre Gattung ungeſchwänzter Affen, hat ſo lange Arme, daß ſie, wann er aufrecht ſteht, faſt bis auf die Erde reichen. Will er ſich derſelben zum Gehen bedienen, ſo darf er den Leib nur ein klein wenig vorwärts beugen. Der gemeine Affe (Syluanus), der gewöhnlich mit Bären und andern fremden Thieren in Deutſchland herumgeführt wird, iſt nur etwas größer als eine Katze, läßt ſich leicht zähmen, macht viele Poſſen und lächerliche Gebehrden, und pflanzt ſich auch in dem wärmern Europa fort.

Unter den geſchwänzten Affen gibt es einige mit kurzen und andre mit langen Schwänzen. Zu jenen gehört der Pavian (Papio), ein unglaublich wildes, häßliches und boshaftes Thier. Die langgeſchwänzten Affen heißen mit einem Worte Meerkatzen (Cercopitheci); man verglich ſie vermuthlich beim erſten Anblick mit den Katzen, und gab ihnen dann dieſen Namen, weil ſie übers Meer zu uns gebracht werden. Der langen Schwänze bedienen ſie ſich zum Theil wie Hände, um ſich an den Zweigen damit feſt zu halten. Sie ſollen nur in Amerika einheimiſch ſein. Doch hat Levaillant in Afrika eine Gattung Affen gefunden, die, ſeiner Beſchreibung nach, zu den Meerkatzen gehört. So pflegt man auch den Mokoko (s. cynomolgus) Meerkatze zu nennen, der zwar zu den geſchwänzten, aber nicht zu den langgeſchwänzten Affen oder eigentlichen Meerkatzen gehört. Er iſt im weſtlichen Afrika einheimiſch, und hat auf dem Rücken grünlich-ſchwarzes, am Bauche weißgraues Haar und einen geringelten Katzenſchwanz. Er beträgt ſich ungemein poſſirlich, und ſchnurrt faſt wie eine Katze, wenn er vergnügt iſt.

Das Faulthier. Bradypus.

Das Faulthier hat faſt ein weinerliches Menſchengeſicht, und im Aeußern einige Aehnlichkeit mit dem Affen, daher es auch den Namen Faulthier-Affe führt, iſt aber in Anſehung des lebhaften Temperaments das gerade Gegentheil von demſelben. Man kennt zwei Gattungen dieſes Geſchlechts (eine dritte, neu entdeckte, br. vrsinus iſt noch nicht hinlänglich bekannt). Die eine iſt in Südamerika einheimiſch, gleicht an Größe einem Fuchſe, und heißt von dem Geſchrei, das ſie des Nachts hören läßt, Ai (Bradyp. trydactilus). Dieſe Thiere ſind erſtaunlich träge und langſam. Sie kommen bei der äußerſten An-

ſtren-

ſtrengung in einem ganzen Tage nicht weiter, als eine Viertelſtunde Weges. Ihre Nahrung beſteht in Blättern und Früchten. Klettern können ſie zwar wegen ihrer ſcharfen Klauen ſehr gut, brauchen aber doch wol zwei Tage, um einen mäßigen Baum zu beſteigen. Sind ſie einmal oben, ſo verlaſſen ſie ihn nicht eher wieder, als bis er ganz abgefreſſen iſt. Dann ſtürzen ſie ſich (oder klettern) hinunter, und treten die lange Reiſe nach einem andern Baume an. Jeder Tritt ſcheint ihnen ſauer zu werden, und ſie ſollen acht bis neun Minuten brauchen, um einen Fuß nach dem andern fortzuſetzen. Sie heben den Fuß nicht auf, wann ſie ſich fortbewegen, ſondern ſchleifen ihn langſam auf der Erde hin. Weder Schläge noch Lokkungen machen ſie hurtiger. Man ſagt, daß, wann ſie von einem Baume fett herunter kommen, ſie wieder mager werden, ehe ſie einen andern erreichen. Sie können faſt einen Monat lang hungern, ſaufen gar nicht, haben überhaupt wenig Bedürfniſſe und ein ſehr zähes Leben. Auch ſind ſie dadurch von allen andern vierfüßigen Thieren ausgezeichnet, daß ſie ſechs und vierzig Rippen haben.

Die andere Gattung, der Unau (brad. didactylus), hat gar keinen Schwanz, und von den langen Haaren, womit der ganze Körper bedeckt iſt, ſind die am Hinterleibe vorwärts gerichtet. Der Unau iſt kleiner, als der Ai, und beiweitem nicht ſo langſam. Man trifft ihn nicht nur in Süd-amerika, ſondern auch in Oſtindien an.

Der Ameiſenbär oder Ameiſenfreſſer.
Myrmecophaga.

Iſt ebenfalls in Süd-amerika einheimiſch. Eine Gattung (Myrm. jubata) iſt ſo groß wie ein mittelmäßiger Hund, die andre (M. didactyla), wie ein Eichhörnchen und auch faſt von eben der Farbe. Sie haben eine rüſſelförmige Schnauze, gar keine Zähne, eine längliche runde Zunge, die

die ſie wie einen Wurm in Ameiſenhaufen ſtecken. Die Ameiſen verſammlen ſich auf derſelben, können aber wegen des zähen Schleims, womit ſie überzogen iſt, nicht wieder hinunter. Iſt nun die Zunge voll Ameiſen, ſo ziehen ſie dieſelbe in den Mund zurück, verſchlucken die Inſekten, und angeln dann wieder von neuem damit. Ihre ſtarken, gekrümmten und ſpitzigen Klauen dienen ihnen, theils die Ameiſen-neſter aufzuſcharren, theils zu ihrer Vertheidigung, denn ſie ſind im Stande, ſich gegen weit größere Thiere zu wehren. Man kann ſie auch zähmen. Ihr Fleiſch iſt eßbar, und das Fell wird zu Pelzen gebraucht.

Das Panzerthier. Dasypus.

Es heißt auch Armadill oder Gürtelthier, und hat gleiches Vaterland mit dem vorigen. Seine Bedeckung macht es beſonders merkwürdig. Kopf, Rücken und Schwanz ſind nämlich mit einer knöchernen Schaale verſehen. Der untere Theil des Leibes und die Seiten des Kopfs haben jedoch nur eine weiche Haut mit dünnen, borſten-ähnlichen Haaren zur Bekleidung. Dieſe Decke beſteht nicht aus einem ganzen Stücke, ſondern ſie wird mitten auf dem Rücken durch einige bewegliche Gürtel von eben der Materie unterbrochen, die durch eine ſtarke Haut mit einander verbunden ſind. Die Zahl der Gürtel ſteigt von drei bis achtzehn, denn es gibt acht verſchiedene Gattungen dieſes Geſchlechts, welche nach der Zahl der Gürtel ihre Namen bekommen, z. B. das dreigürtlichte Armadill, Das- tricinctus. Dieſes iſt einen Fuß lang und in der Mitte 8 Zoll breit. Das Armadill mit ſechs Gürteln, Das. sexcinctus, iſt etwas größer. — Die Schaale ſowol, als die Gürtel, beſtehen aus lauter Schildern, die mit allerlei Erhöhungen artig geziert ſind.

Dieſe Thiere wohnen in der Erde, und gehen meiſt des Nachts ihrer Nahrung nach, welche in Erd- und Baum-

früch-

früchten beſteht; auch freſſen ſie Gewürme und Fleiſch. Sie werden ſehr kirre, und ſind überhaupt ſanft und unſchädlich. Wann ein Feind ſie unvermuthet überraſcht, ſo rollen ſie ſich zuſammen, wie die Igel, oder graben ſich in wenig Minuten in die Erde. Ihr Fleiſch wird gegeſſen, und die Schaale zu allerlei Gefäßen verarbeitet.

Das Schuppenthier. Manis.

Das Geſchlecht der Schuppenthiere hat ebenfalls einen mit knochen-artigen Schildern bedeckten Körper. Dieſe beweglichen Schilder liegen wie die Schuppen der Tannzapfen über einander, ſind am Rande ſcharf, und werden durch einzelne borſten-artige Haare auf der Haut von einander getrennt. In der Bildung gleichen dieſe Thiere den Eidechſen. Sie haben, wie die Ameiſenfreſſer, keine Zähne, und kommen auch in der Nahrung und Lebensart mit dieſen überein. Von den zwei Gattungen dieſes Geſchlechts wird die eine das formoſaniſche Teufelchen (M. pentadactyla) genannt. Es iſt ſo groß, wie eine junge Katze, und ſehr niedlich gebildet. Beide Gattungen ſind in Oſtindien einheimiſch.

Der Igel. Hystrix erinaceus.

Durch eine andere Bedeckung des Körpers zeichnet ſich der Igel aus. Sein Rücken iſt mit ſtarken ſteifen Stacheln beſetzt, womit er ſich gegen Angriffe ſchützt. Man findet ihn in der ganzen alten Welt, nur die ſehr kalten Länder ausgenommen. Die Länge des Thiers beträgt etwa neun bis zehn Zoll; Schwanz und Beine ſind kurz. Er nährt ſich von allerlei Gewürmen, Krebſen, Schnecken, Vögeln, Fröſchen, Mäuſen, auch von Wurzeln, Blättern und Baumfrüchten. Die ſogenannten ſpaniſchen

Fliegen kann er ohne Schaden in großer Menge freſſen. Bei Tage ruht er unter Geſträuchen, Hecken und Zäunen, und des Nachts geht er der Nahrung nach. Im Junius bringt das Weibchen drei bis vier Junge zur Welt, die auf der weißen Haut nur erſt Spuren von Stacheln zeigen. In der Gefangenſchaft hecken ſie nicht leicht. Den Winter verſchlafen ſie in hohlen Bäumen und Steinritzen. Wann ſie zuſammengerollt ſind, kann ihnen kein Thier etwas anhaben; doch ſoll der Fuchs durch ſeinen übelriechenden Harn, womit er ſie benetzt, ſie zwingen, ſich aufzuthun. Ein Menſch kann ſie nicht leicht dazu nöthigen, wenn er ſie mit Waſſer begießt. Das Fleiſch dieſes furchtſamen und unſchuldigen Geſchöpfs iſt genießbar. Einige wollen in der Bildung des Kopfs einen Unterſchied unter ihnen bemerken, und nennen die mit einer rüſſelförmigen Schnauze Schweinigel, die mit einer Hundsſchnauze aber **Hundsigel**.

Der Igel von Malakka (Hyst. malaccensis) iſt wegen eines Steins berühmt, der ſich zuweilen bei ihm in der Galle durch eine Krankheit erzeugt. Man nennt ihn Schweinſtein, und bezahlte ehemals ein Loth mit etlichen hundert Thalern, weil man ihn für ein herrliches Arzneimittel hielt. Er ſieht ſchwärzlich aus, iſt außerordentlich bitter, und theilt Geſchmack und Farbe dem Waſſer mit, wenn er eine Zeitlang darin liegt. In Europa iſt er ſchon längſt nicht mehr im Gebrauch.

Das Stachelſchwein, Hystrix cristata.

Es gibt mehrere Arten dieſer Gattung, wovon die eine einen großen Haarbüſchel auf dem Kopfe hat, und deshalb das gehaubte Stachelſchwein (H. cristata) heißt. Dies iſt in den wärmern Gegenden von Aſien und in ganz Afrika zu Hauſe (auch in Süd-europa, wie Einige verſichern), und wird ungefähr zwei Fuß lang. Der Leib iſt mit dichten Haaren und der ganze obere Theil deſſelben mit Sta-

cheln beſetzt, welche zehn bis zwölf Zoll lang und ſchwarz und weiß geſprenkelt ſind. Es kann dieſelben nach Willkühr bewegen, aber nicht, wie man ſonſt glaubte, als Pfeile von ſich ſchießen. Sie ſind den Federkielen ähnlich und raſſeln, wenn das Thier im Zorn ſie ſchüttelt. Bei Gefahren rollt es ſich, wie der Igel, zuſammen, und iſt dann ſelbſt gegen den Angriff des Löwen geſchützt. Es wohnt in der Erde und nährt ſich von Baumrinden und Früchten. Das Fleiſch deſſelben wird gegeſſen, und die Stacheln werden zu Zahnſtochern und zu Stielen der Malerpinſel gebraucht.

Die Stimme dieſer Thiere hat einige Aehnlichkeit mit dem Grunzen der Schweine, daher vielleicht ihr Name.

Das Murmelthier, Mus marmota.

Es gehört zu dem Geſchlechte der Mäuſe, und iſt ungefähr ſo groß wie ein Kaninchen, ſieht aber wegen der dicken Haare größer aus. Die Farbe iſt braunroth, am Bauche und an den Füßen gelblich, am Schwanze ſchwarz. In den höchſten Gebirgen von Europa und Aſien macht es ſich unterirdiſche Höhlen, nährt ſich von Inſekten, Wurzeln und Kräutern, und erſtarrt im Winter *). Es ſitzt und geht viel auf den Hinterfüßen, bedient ſich der Vorderfüße als Hände, und lebt gern in Geſellſchaft. Sie ſtellen Schildwachen aus, und geben ſich die Annäherung eines Feindes, ſo wie die Veränderuug des Wetters, durch ein helles Pfeifen zu erkennen. Vor Alters glaubte man, daß ſie Gras und andere Nahrung in ihre Magazine einführen, indem ſich

---

*) Gewöhnlich ſchläft es vom October bis zum April. Diejenigen, welche auf den höchſten Klippen wohnen, wo der Schnee nur einige Wochen im Jahre wegthauet, ſchlafen zehn Monat im Jahre. —

ſich eins auf den Rücken lege, welches mit den vier empor- geſtreckten Beinen ſtatt eines Wagens diene, und die andern es dann ſo am Schwanze fortzögen. Dieſe ſonderbare Art von Fuhrwerk hat ſich durch neuere Beobachtungen nicht beſtätigt. *) — Sie ſind leicht zu zähmen, und zu allerlei Künſten abzurichten, gehorchen der Stimme ihres Herrn, und verſtehen ſeine Winke, lernen einen Stock angreifen, tanzen u. ſ. w. Mit dieſem Unterrichte geben ſich beſonders die armen Savoyarden ab, und ziehen dann, wie die Bärenführer, mit dieſen poſſierlichen Thieren umher. In der Gefangenſchaft ſind ſie ſehr begierig nach Milch und Butter. Fleiſch und Fell iſt nutzbar.

Das Beutelthier, Didelphis.

Unter dieſem Namen iſt ein merkwürdiges Thiergeſchlecht bekannt, das in Oſtindien und vorzüglich in Süd-amerika lebt. Die Weibchen einiger Gattungen dieſes Geſchlechts — insbeſondere die Beutelratte, Did. marsupialis, von der Größe eines Marders, — haben nämlich am Bauche einen länglichen Beutel mit einer Oeffnung, welche ſie durch beſondere Muskeln verſchließen und aufmachen können. Dieſer Beutel iſt inwendig mit weichen Haaren ausgefuttert, und bedeckt die Stelle des Bauchs, wo die Brüſte ſitzen. Ihre Jungen bringen ſie ſehr klein und unreif zur Welt, ſtecken ſie aber ſogleich in den Beutel, wo ſie ſich an die Zitzen feſt anſaugen, und ſo lange daran hängen bleiben, bis ſie wie eine reife Frucht von ſelbſt abfallen. Sobald ſie zum zweitenmale geboren ſind, vertrocknen die Zitzen, und löſen ſich vom Bauche der Mutter ab, daß man nach etlichen Tagen keine Spur mehr ſieht, wo ſie geſeſſen haben. Nach einer neuen Befruchtung bilden ſich auch wieder neue

N 2 Zitzen,

*) Doch wird es in der ſechſt. Ausg. des Blumenb. Handbuchs der N. G. als gegründet angeführt.

ſitzen, obgleich nicht immer an den nämlichen Stellen. — So lange die Jungen noch bei der Mutter ſind, bleibt ihnen dieſer Beutel ein ſichrer Zufluchtsort, denn bei bevorſtehender Gefahr nimmt ſie die Mutter gleich darin auf, und rettet ſich und die Jungen durch die Flucht.

Aus eben dem Geſchlechte iſt die Buſchratte, oder der Surinamiſche Aeneas (Didelphis dorsigera), etwas größer, als eine gemeine Ratte, auf deren Rücken ſich die Jungen flüchten, und ihre Schwänze um den ſteif in die Höhe gehaltenen Schwanz der Mutter ſchlingen, und ſich ſo forttragen laſſen, wann ſie einen Feind bemerken.

Das Känguruh, Didelph. gigantea.

Dies iſt das größte vierfüßige Thier, daß man bis jetzt in Auſtralien, dem fünften Erdtheile, angetroffen hat. Es gleicht an Größe einem Schaafe, iſt am vordern Theile des Körpers ſehr dünne, hinten dagegen unverhältnißmäßig dick. Die Hinterfüße ſind faſt dreimal ſo lang, als die Vorderfüße; daher kann es auch nicht auf vieren gehen, ſondern es hüpft auf den Hinterfüßen, und macht weite Sprünge, wie der Springhaaſe. Die Vorderfüße braucht es zum Graben, um die Nahrung nach dem Maule zu bringen. Das Haar ſieht graubraun aus. Das Fleiſch iſt eßbar.

Die Giraffe, Giraſſa camelopardalis.

Die ſonderbare Geſtalt dieſes Thiers, ſeine Unſchädlichkeit und ſeine geringe Brauchbarkeit beſtimmen ihm den Platz hier in der dritten Ordnung. Sein Vaterland iſt Afrika. In Anſehung der Höhe des Vorderleibes kann es eins der größten, wo nicht das größte auf dem Erdboden genannt werden: denn es iſt vom Kopfe bis zu den Füßen wol ſieben-

benzehn Fuß hoch *). Dagegen ſteht es hinten faſt noch einmal ſo niedrig, indem die Höhe nur acht bis neun Fuß beträgt. Vom Schwanze bis zur Bruſt beträgt die Länge ungefähr ſieben Fuß. Kein vierfüßiges Thier hat einen ſo langen Hals, der dadurch noch mehr in die Augen fällt, weil die Giraffe ihn faſt beſtändig ſteif in die Höhe trägt. Auf dem Kopfe ſtehen zwei gerade kurze Hörner. Das Fell iſt ſchmutzigweiß, mit röthlichen und blaßgelben Flekken ſehr regelmäßig geſprenkelt. Im Alter ändert ſich die Farbe etwas. Der Gang ſoll von dem Gange aller andern vierfüßigen Thiere darin verſchieden ſein, daß ſie immer zwei Schenkel auf Einer Seite zugleich aufhebt. Allein neuere Beobachter widerſprechen dieſer Sage. Sie nährt ſich vom Laube der Bäume, welches ſie, wegen ihrer anſehnlichen Höhe, leicht erreichen kann. Dies große Thier iſt dennoch furchtſam, ſchwächlich, ſanftmüthig und zum Dienſte der Menſchen gänzlich unbrauchbar. Es führt auch den Namen Kameelparder. Kameel, wegen des langen Halſes; Parder, des gefleckten Felles wegen **).

*) Doch kommen ihm die oſtindiſchen Elephanten an Höhe gleich. S. Elephant. Die weibliche Giraffe iſt etliche Fuß niedriger, als die männliche.

**) Levaillant ſchoß eine männliche Giraffe (Dſchiraffe), die 16 Fuß hoch war. Er hat ſie nicht nur genau beſchrieben, ſondern auch mehrere, die Naturgeſchichte dieſes Thiers berichtigende, Anmerkungen hinzugefügt. — Der hintere Theil iſt, nach dem verſchiednen Alter der Giraffe, 16 bis 20 Zoll niedriger, daher der Rücken von vorn nach hinten zu ſich ſehr herabſenkt. Dies rührt nun aber nicht von den Beinen her, von welchen man ſonſt vorgab, daß die vordern höher wären, als die hintern — beide ſind vielmehr von gleicher Länge — ſondern weil der Wiederrüſt niedriger iſt, als die Gruppe. Die kleinen Hörner auf dem Kopfe ſind mit der Hirnſchale verwachſen, und gleichſam knochenartige und poröſe Auswüchſe derſelben, daher

Die Fledermaus, Vespertilio.

Unter den Säugethieren iſt die Fledermaus das bekannteſte, welches in der Luft frei umher fliegen kann; ſonſt gibt es noch unter den Makis (Lemures), einem Thiergeſchlecht, das mit den Affen ſowohl als mit den Beutelthieren verwandt zu ſein ſcheint, eine Gattung, die ebenfalls fliegt (Lem. volans). Daß dies Vermögen aber den ſogenannten fliegenden Eichhörnchen nicht zukomme, iſt oben ſchon erinnert worden.

Uebrigens hat die Fledermaus mit den Vögeln weiter gar nichts, als das Fliegen, gemein, und ſie gehört, den weſentlichen Kennzeichen nach, zu den Säugethieren, indem das Weibchen lebendige Junge gebiert, und ſie an der Bruſt ſäugt.

---

daher fallen ſie nicht ab. Sie ſind überall mit kurzen rauhen Haaren bedeckt. Zur Vertheidigung braucht ſie das Thier nicht. Vom Nacken bis auf die Schultern läuft eine kurze Mähne hinab. Die Knie ſind kahl von dem öftern Knieen, denn das Thier ſchläft knieend. Es hat geſpaltene Hufe, die den Ochſenhufen gleichen, und wiederkäuet. Bei beiden Geſchlechtern iſt das Fell Anfangs hellrothgelb; nach und nach aber verdunkelt es ſich, und wird zuletzt bei der weiblichen Giräffe rothfahl, bei der männlichen faſt ſchwarzbraun. Farbe, Figur und Vertheilung der Flecke ſind bei Männchen und Weibchen ebenfalls verſchieden; bei jenem dunkelbraun, faſt ſchwarz; bei dieſem falb. Der Gang der Giraffe iſt nicht ſo, daß ſie beide Schenkel der einen Seite zugleich aufhebt; nur ihr Trab iſt ſonderbar. Der Kopf nebſt dem langen Halſe ſchwankt dabei vorwärts und rückwärts, und der letztere ſcheint ſich zwiſchen den Schultern, wie in einem Gewinde, hin und her zu bewegen. Sie läuft ſo ſchnell, daß man ſie kaum zu Pferde im Galopp einholen kann. Wenn ſie ſich gegen einen Feind vertheidigt, ſo geſchieht es durch Ausſchlagen mit dem Hufe, womit ſie ſelbſt Löwen ermüden kann.

Nach Ausſagen der Wilden trägt das Weibchen ein Jahr, und wirft Ein Junges. Das Fleiſch dieſer Thiere iſt ſehr wohlſchmeckend.

ſäugt. Auch gleicht ſie in Anſehung des ganzen Baues und der Beſchaffenheit ihres Körpers den Säugethieren.

Das Geſchlecht der Fledermäuſe iſt auf der ganzen Erde ausgebreitet, und die Gattungen, deren man bereits über zwanzig zählt, ſind von ſehr verſchiedener Bildung und Größe. Bei allen ſind die Hände weit länger, als der ganze Leib. Zwiſchen den Armen, den Händen und den Füßen iſt eine kahle, flor=ähnliche Haut ausgeſpannt, die ihnen ſtatt der Flügel dient. Die gemeinen Fledermäuſe (vesp. murinus) ſind, die Flügel abgerechnet, kaum etwa dritthalb Zoll lang; die Zwerg=fledermaus (vesp. pipistrellus), die auch in Deutſchland gefunden wird, mißt nur einen und drei Viertel Zoll. In Amerika gibt es aber eine Gattung, von der Größe eines Eichhorns, die ſich von kleinern Thieren und Baumfrüchten nährt, den größern, und ſelbſt den Menſchen, im Schlafe das Blut ausſaugt, und dadurch ſehr beſchwerlich wird. Sie macht mit der ſpizzigen Zunge unvermerkt eine kleine Oeffnung an einen Theil des Leibes, und fächelt während des Saugens mit ihren langen Flügeln dem Schlafenden eine angenehme Kühlung zu, daß dieſer nicht leicht aufwacht. Einige haben die Wirkung dieſes Blutſaugens für tödtlich ausgegeben, welches aber wol übertrieben iſt. Dieſe Gattung heißt Vambir (Vespertilio spectrum). Die größte Gattung dieſes Geſchlechts wird der fliegende Hund (Vesp. canis volans) genannt, weil der Kopf wie ein Hundskopf geſtaltet iſt.

Der Flug der Fledermäuſe iſt von dem Fluge der Vögel unterſchieden. Es ſind ungewiſſe Schwingungen, die dem Flattern der Schmetterlinge gleichen, und ſich in ihren Wendungen nach dem Raube, nach dem Lichte und nach hellen Farben richten. Auf der Erde können ſie nicht gehen, ſondern nur kriechen; auch fällt es ihnen ſehr ſchwer, ſich von derſelben zu erheben und aufzufliegen, deshalb ſetzen ſie ſich nicht freiwillig auf die Erde, ſondern ſie hängen ſich mit den hakenförmigen Daumen ihrer Hände irgendwo an.

Ihre Nahrung beſteht vornämlich aus allerlei Inſecten, Nachtſchmetterlingen und dergleichen; ſie freſſen auch gern Speck, Talg und Fleiſch, und beſuchen daher die Schornſteine und Räucherkammern, wenn ſie dazu kommen können. Man verwahrt ſie dagegen mit Dornen. Indeſſen iſt die Zeit, wo ſie ihre Nahrung ſuchen dürfen, ſehr eingeſchränkt. Sie kommen nur mit dem Anfange der Abend-dämmerung zum Vorſcheine, und verſchwinden wieder, ſobald die Nacht einbricht und ihre Feinde, die Eulen, hervorlockt. Die ganze übrige Zeit der Nacht und des Tages ruhen ſie in hohlen Bäumen oder Mauerlöchern, oder in abgelegenen Winkeln unbewohnter Häuſer. Im Sommer paaren ſie ſich, und bringen zwei lebendige Junge. Unſre gemeine Fledermaus hat in dieſer Jahrszeit einen widrigen Biſamgeruch. Gegen den Winter erſtarren ſie (im kalten Klima), und hängen ſich in ihren Höhlen klumpenweiſe mit den Hinterfüßen auf, hüllen ſich in ihre Flughaut, wie in einen Mantel, und erwarten ihre Belebung von den wärmern Tagen des Frühlings.

Man ſollte die gemeinen Fledermäuſe bei uns nicht fangen und tödten, weil ſie durch Vertilgung der Inſekten mehr Nutzen, als durch ihre ſeltnen Räubereien in den Schornſteinen Schaden ſtiften.

Das Schnabelthier, Ornithorhynchus paradoxus.

Das ſeltſamſte unter allen Geſchöpfen der Erde, das erſt vor Kurzem entdeckt worden iſt. Es befindet ſich, ſo viel man bis jetzt weiß, nirgends als in Neuholland, dem fünften Erdtheile, wo es in einem Landſee in Menge angetroffen wird. Im Ganzen genommen ähnelt es einer Flußotter. Die Haut iſt zunächſt mit einem ſehr dichten, seidenweichen Wollhaar von meiſt mauſefahler Farbe bedeckt, und dieſes wieder mit längerm glänzendem Haar beſetzt, das auf dem Rücken ſchwarzbraun, am Bauche gelblicht und auf dem

Schwanze ziemlich ſtraff, faſt borſtenartig iſt. Auf den Beinen ſind die Haare graulichweiß und glatt aufliegend. Die fünf Zehen der Vorder- und Hinterfüße ſind mit einer Schwimmhaut verſehen; die langen Krallen an den Vorderfüßen ſind aufwärts, an den Hinterfüßen aber niederwärts, wie gewöhnlich bei andern Thieren, gebogen. Der längliche, etwas aufwärts gebogene Schwanz ähnelt faſt dem Biberſchwanze, nur daß er mit Haaren beſetzt iſt. Der Kopf iſt verhältnißmäßig klein und ſchmal; die Augen und Ohren ſind ebenfalls ſehr klein, beinahe wie beim Maulwurf. Das allerwunderbarſte aber, und wodurch ſich dieſes Thier von allen bisher bekannten Säugethieren auszeichnet, iſt ein platter breiter Schnabel, der einem Entenſchnabel vollkommen gleicht.

Dieſe Thiere halten ſich mehrentheils auf dem Grunde des oben erwähnten Landſee's auf, vermuthlich, um ihre Nahrung zu ſuchen; ſie kommen aber oft nach der Oberfläche des Waſſers, um Luft zu ſchöpfen. Mehr von ihrer Lebensart werden wir wol künftig noch erfahren.

Zweite Klaſſe.

Vögel.

So wenig auch die Vögel, in Anſehung ihrer äußern Geſtalt, den Thieren der erſten Klaſſe gleichen: ſo findet ſich dennoch in der innern Einrichtung ihres Körpers mehr Uebereinſtimmung, als bei den folgenden Klaſſen. Denn ſie haben ebenfalls ein Herz mit zwei Herzkammern, rothes warmes Blut und wirkliche Knochen; auch ihr Fleiſch nähert ſich dem Fleiſche der Säugethiere. Dieſer innern Aehnlichkeit wegen ſchließt ſich die Klaſſe der Vögel unmittelbar an die vorhergehende an.

Der Schnabel, die Flügel, die Beine und die Federn unterſcheiden die Vögel hinlänglich von allen andern Thieren, und ſie ſelbſt ſind durch die verſchiedne Bildung dieſer Theile wiederum in Geſchlechter und Gattungen abgetheilt. Jede Gattung hat gerade die Form des Schnabels, der Flügel u. ſ. w. erhalten, welche für ihre Lebensart die zweckmäßigſte iſt.

Die meiſten Knochen der Vögel ſind hohl und ohne Mark, wodurch die Leichtigkeit des Körpers befördert wird. Auch hat die Luft in dieſen markleeren Knochen mit der Lunge Gemeinſchaft. Die Lunge hängt nicht, wie bei den Säugethieren, frei in der Bruſt, ſondern ſie iſt an dem Rücken und an den Rippen angewachſen, und ſteht mit verſchiednen zellichten Geweben, als Luftbehältern, in Verbindung. Durch dieſe Einrichtung wird beſonders der lange Odem, den ſie zum Fliegen und zum Singen nöthig haben, erleichtert.

Einige körnerfreſſende Vögel haben einen Kropf, worin die Körner erſt eingeweicht werden, und dann in den Magen kommen, der inwendig mit einer harten Haut überzogen iſt. Bei den fleiſchfreſſenden Vögeln findet man weder die harte Haut, noch einen Kropf, ſondern die Speiſen werden blos durch den Magenſaft aufgelöſt und verdauet. Alles, was der Magen nicht verdauen kann, z. B. Haare, Federn u. ſ. w., brechen die Raubvögel nachher wieder von ſich, welches in der Jägerſprache das Gewölle werfen heißt.

Der Urin ſondert ſich zwar, wie bei den Säugethieren, in die Nieren ab, wird aber durch Einen Kanal mit dem Kothe ausgeworfen. So geht auch bei den meiſten die Galle unmittelbar aus der Leber in die Gedärme, ohne ſich in einer beſondern Blaſe zu ſammlen. Es iſt alſo ein Vorurtheil des gemeinen Mannes, daß den Tauben die Galle fehle; es fehlt ihnen nur, wie mehrern andern, die Gallenblaſe.

Bei den meiſten Gattungen haben die Männchen eine doppelte, obgleich ſehr kurze Ruthe (Zeugungsglied); der Geſchlechtstheil der Weibchen liegt über der Oeffnung des Afters, da er hingegen bei den Säugethieren unter demſelben befindlich iſt. In dem Eierſtocke des Weibchens bilden ſich runde gelbe Körperchen von verſchiedner Größe, die wie eine Frucht, an einem Stielchen wachſen. Auf jedem ſieht man eine weiße Narbe, welches die Stelle iſt, wo ſich das Junge entwickeln ſoll. Nach der Befruchtung (bei manchen Vögeln auch ohne dieſelbe) trennt ſich das Ei von dem Eierſtocke, und geht in die Gebärmutter, einen häutigen Sack von der Geſtalt und Größe eines vollkommnen Eies. Aus den Gefäßen der Gebärmutter ſchwitzt das Weiße, und umgibt den Dotter. Zuletzt wird hier noch das Ganze von zwei dünnen Häutchen und einer kalkichten Schaale eingeſchloſſen, und iſt dann zur Geburt reif. Wann das befruchtete Ei gelegt iſt, muß noch ein beſtimmter Grad von gleich-

gleichmäßiger Wärme hinzukommen, um den darin enthaltenen Keim des jungen Vögelchens zur vollkommnen Ausbildung zu bringen. Dieſe Wärme gibt ihm gemeiniglich die Mutter ſelbſt; aber auch jede andre natürliche und künſtliche Wärme von dem erforderlichen Grade kann eben das bewirken. Lehrreich und unterhaltend iſt die Beobachtung der ſtufenweiſen Entwickelung des Jungen im Eie; ſie hat uns manches Geheimniß der Erzeugung enthüllt.

Die Treue, womit ſich Männchen und Weibchen zugethan ſind — denn die meiſten halten ſich Paarweiſe zuſammen — der gegenſeitige Beiſtand zur Erbauung eines Neſtes, und die gemeinſchaftliche Verſorgung und Erziehung ihrer Jungen, zeichnen die Vögel vor vielen andern Thieren ſehr vortheilhaft aus. Man könnte daher ihre Vereinigung eher eine Heirath, als Paarung, nennen. Bei dem Bau des Neſtes ſelbſt äußert ſich ein bewundernswürdiger Kunſttrieb. Ohne ein anderes Werkzeug, als den Schnabel, flechten — beſonders einige Gattungen — ſo dauerhafte, künſtliche und zweckmäßige Neſter, daß keines Menſchen Hand ſie nachzumachen im Stande iſt. Jede Gattung wählt dazu einen eignen Ort, in der Erde, auf der Erde, auf dem Waſſer, in Geſträuchen, auf Bäumen, in Mauerlöchern u. ſ. w. Eben ſo verſchieden ſind die Baumaterialien und die Form, ſo, daß man aus dem Anblicke eines Neſtes ſchon den Vogel errathen kann, dem es gehört. Dies gilt auch in Anſehung der Geſtalt, Farbe und Anzahl der Eier. Sonderbar iſt es, daß manche Vögel, wenn ſie ihre beſtimmte Zahl von Eiern gelegt haben, und man eins oder etliche davon nimmt, eben ſo viele wieder dazu legen. Dieſe ſonſt unfreiwillige Handlung des Eierlegens ſcheint alſo doch gewiſſermaßen von ihrer Willkühr abzuhängen.

Außer jenem Kunſttriebe bemerkt man bei einigen Vögeln auch noch einen Trieb, ihren Aufenthalt zu verändern. Dies geſchieht gemeiniglich im Herbſte, theils der Kälte wegen, theils aus Mangel an Nahrung. Verſchiedene

ſtreichen nur einige Meilen weit umher, und kehren bald wieder zurück. Dieſe heißen Strichvögel; Zugvögel nennt man aber die, welche in weit entfernte Länder ziehen, und erſt im Frühjahre wiederkommen. Sogar bei denen, welche in der Gefangenſchaft leben, und dieſe Reiſe nie mitgemacht haben, zeigt ſich dieſer Trieb. Sie werden zu der beſtimmten Zeit unruhig, und flattern im Käfig ungewöhnlich herum.

Alle Vögel mauſern ſich jährlich einmal, einige auch zweimal. Die Urſach davon iſt das Vertrocknen der Federn und die Verſtopfung der Kanäle, wodurch ſie genährt werden. Dieſe nährenden Theile häufen ſich dann unter den Federn an, und ſtoßen ſie gleichſam mit Gewalt aus. Um dieſe Zeit erſcheinen ſie eben ſo traurig und kränklich, als wenn zuweilen die Drüſen über dem Hintern verſtopft ſind. Denn die Abſonderung der öligten Feuchtigkeit, welche ſich in denſelben ſammlet, und welche die Vögel öfters mit dem Schnabel ausdrücken, und ihre Federn gegen die Näſſe damit beſtreichen, iſt ihnen auch zur Geſundheit nothwendig.

Keine von den andern Klaſſen des Thierreichs hat den Vorzug, in der Harmonie und Anmuth der Stimme dem menſchlichen Geſange ſo nahe zu kommen, als dieſe. Zwar ſind es vorzüglich die ſogenannten Singvögel, denen dieſer Vorzug gebührt; aber doch gibt es auch unter den übrigen nur wenige, deren Töne ſo rauh und widrig klingen, daß ihr Stillſchweigen beſſer iſt, als ihr Geſchrei; hauptſächlich durch die Vögel kommt Leben in die ganze Natur. So wie die Männchen gewöhnlich größer und ſchöner ſind als die Weibchen (doch bei den Raubvögeln findet ſich das Gegentheil): ſo werden auch dieſe von jenen im Geſange übertroffen — wenn man anders die Stimmen der Vögel einen Geſang nennen kann, welcher eigentlich wol nur dem Menſchen zukommt — Ein Beweis von den guten Fähigkeiten und dem treuen Gedächtniſſe einiger Gat-

tun-

tungen der Vögel iſt es, daß man ſie zu allerlei Künſten abrichten, Wörter nachſprechen und Melodien nachpfeifen lehren kann.

Allein die Vögel gewähren uns nicht nur im Allgemeinen ein größeres Vergnügen, als andere Thiere, ſondern ſie ſind auch ſehr nützliche Geſchöpfe. Sie vertilgen eine Menge ſchädlicher Inſekten. Verſchiedene Raubvögel verzehren das Aas, welches durch ſeine Ausdünſtung die Luft vergiften würde. Die Fruchtbarkeit der Gewächſe wird durch ſie befördert, indem ſie die Saamenkörner verſchlucken und dieſelben unverdauet wieder von ſich geben. Von einzelnen Gattungen benutzen wir das Fleiſch, die Eier und die Federn, welche nicht unbeträchtliche Handelsartikel ſind. Lerchen, Ortolane, Krammetsvögel und dergleichen, werden ſchock- und tonnenweiſe verſendet. Die Eier der Seevögel finden ſich an mehrern Küſten der nördlichen Länder in ſo großer Menge, daß ihre Einſammlung an gewiſſe Leute verpachtet wird. Auch in Holland liegt zwiſchen dem Texel und Vliet eine Sand-inſel von etwa anderthalb Stunden im Umkreiſe, welche dem Staate durch Verpachtung dieſer Erlaubniß jährlich zwanzig tauſend Gulden einbringt. Denn eine Gattung Meven (larus marinus), von der Größe einer mittelmäßigen Gans, mit kohlſchwarzem Rücken und weißem Bauche, findet ſich beſonders zur Zeit der Begattung da ein. Es iſt gar nichts weiter auf dieſer Inſel befindlich, als einige Häuſer für die Pachter, die nur zu der Zeit des Einſammlens ſich daſelbſt aufhalten. Die Eier liegen im bloßen Sande, und die Inſel führt von ihnen den Namen Eierland. Von dem wichtigen Handel mit Federn und Federſpulen ſiehe die Technologie.

Der Schaden, welchen wir von einigen Gattungen der Vögel leiden, kommt gegen jene Vortheile nicht ſonderlich in Betrachtung. Diejenigen, welche von unſern Feld- und Gartenfrüchten mitfreſſen, haben ſich gemeiniglich dieſen

ſen Antheil ſchon dadurch verdient, daß ſie vorher Inſekten und allerlei ſchädliches Gewürme vertilgten, welche uns vielleicht gar nichts würden übrig gelaſſen haben.

Auch aus dieſer Thierklaſſe haben wir Einige, um ihres Nutzens willen, gezähmt, und die Erziehung derſelben iſt ein Gegenſtand der Landwirthſchaft und der Viehzucht insbeſondere geworden. Obgleich das zahme Geflügel an Schönheit, Größe und Nutzbarkeit das wilde ſeiner Art meiſtens übertrifft, und dieſer wirkliche Vorzug ein Beweis iſt, daß es veredelt werden kann: ſo pflegt man doch gemeiniglich auf die weitere Veredlung deſſelben nicht viel Fleiß zu verwenden. Ueberhaupt hält man es kaum einer beſondern Aufmerkſamkeit werth. Und wahr iſt es allerdings, daß bis jetzt die Federviehzucht nur auf großen Höfen ohne Schaden betrieben wird. Jedoch würde unſtreitig, bei größerer Sorgfalt für die Verbeſſerung derſelben, auch dieſer Nahrungszweig einträglicher werden.

Andre Vögel unterhält man theils zum Staat, theils zum Vergnügen, z. B. die Pfauen, die Kanarienvögel, u. ſ. w.

Den wilden Vögeln ſtellt man entweder nach, um ſie zu benutzen und die Anzahl der ſchädlichen zu vermindern, oder man ſchont und hegt ſie, weil ſie unſchädlich ſind und uns zum Vergnügen dienen. Die Vögel, welche geſchoſſen, mit Hunden gehetzt, oder mit abgerichteten Raubvögeln gebeizt werden, gehören zur eigentlichen Jagd. Der Vogelfang iſt aber nur ein beſonderer Zweig der Jägerei, und kommt den Vogelſtellern zu; doch geben ſich auch an verſchiedenen Orten wirkliche Jäger damit ab.

Man bedient ſich zum Vogelfange vornämlich der Schlingen (Dohnen, Schleifen, Schneiſſen), der Sprenkel, der Kloben, der Leimruthen, der Netze und des Vogelheerds. Der Kloben beſteht aus zwei langen, genau an einander paſſenden Stücken, welche mit einer Schnur zuſammengezogen werden können. Dieſen hält der Vogel-

ſteller

ſteller zur Hütte hinaus, und wenn ſich ein Vogel darauf ſetzt, zieht er ihn zu, und fängt ſo den Vogel bei den Klauen. Der Vogelheerd iſt ein erhöheter Platz, auf welchem man Netze ausbreitet, und mit Lockvögeln oder Lockſpeiſe fremde Vögel dahin lockt. Der Vogelſteller lauert unterdeß in einer, unter Raſen oder Geſträuchen verborgnen Hütte, und zieht das Netz zu, wann er eine Anzahl Vögel verſammlet ſieht.

Vögel,

Vögel. Erſte Ordnung.

Hausgeflügel und zahme Vögel.

Das Huhn.
Das Truthuhn.
Die Gans.
Die Ente.
Der Schwan.
Die Taube.
Der Pfau.
Der Faſan.
Das Perlhuhn.

Wilde nutzbare Vögel.

Der Trappe.
Der Auerhahn.
Das Birkhuhn.
Das Haſelhuhn.
Das Repphuhn.
Die Wachtel.
Die Lerche.
Der Krammets-vogel.
Der Ortolan.
Der Staar.

Sumpf- und Waſſervögel.

Der Kranich.
Der Storch.
Der Reiher.
Die Rohrdommel.
Die Möwe.
Der Eisvogel.
Die Schnepfe.
Der Kiebitz.
Das Waſſerhuhn.

Sangvögel.

Die Nachtigall.
Die Grasmücke.
Das Rothkehlchen.
Die Bachſtelze.
Der Zaunkönig.
Das Goldhähnchen.
Der Kanarienvogel.
Der Hänfling.
Der Fink.
Der Stieglitz.
Der Zeiſig.
Der Fliegenſchnäp-per.
Der Dompfaff.
Der Grünfink.
Die Meiſe.
Die Schwalbe.

Raubvögel und die ihnen gleichgeachtet werden.

Der Adler.
Der Falke.
Die Eule.
Der Würger.
Der Rabe.
Die Krähe.
Die Dohle.
Die Elſter.
Der Heher.
Der Birkheher.
Der Specht.
Der Bienenfreſſer.
Der Kernbeißer.
Der Kirſchvogel.
Der Sperling.

Das Huhn, Phasianus gallus.

Unſer gemeines Huhn ſtammt aus Oſtindien, wo es noch jetzt wild gefunden wird; es hat ſich aber faſt über die ganze Erde verbreitet. Man erkennt die zu dieſem Geſchlechte gehörigen Vögel an dem fleiſchernen Kamm auf der Stirn, an den doppelten Kehl-lappen, und an dem in die Höhe gebognen zuſammengedrückten Schwanz. Es gibt viele Spiel-Arten (Varietäten) derſelben, die zum Theil auch unter uns bekannt ſind. Das Paduaniſche Huhn iſt faſt zweimal ſo groß wie das gemeine, und ein Hahn von dieſer Raſſe wiegt wol acht bis zehn Pfund. Bei der Straubhenne ſtehen die Federn verkehrt und aufwärts geſträubt. Der Kluthenne fehlt der Schwanz. Das Haubenhuhn hat einen Federbuſch auf dem Kopfe. Die Federn des Wollhuhns in Japan ſind ſchlicht und liegen glatt an, wie Haare oder feine Wolle. An dem Mohrenhuhn in Afrika ſieht man nicht nur eine ſchwarze Haut, wie bei den Negern oder Mohren, ſondern auch der Kamm und die Kehl-lappen haben dieſe Farbe, ja ſogar die Knochen.

Der Hahn iſt von der Henne durch ſeine Größe, den höhern Kamm, die langen gekrümmten Schwanzfedern und die Sporen ſehr leicht zu unterſcheiden. Das Krähen zeichnet

net ihn ebenfalls aus; wiewol man auch zuweilen krähende und mit Sporen bewaffnete Hühner findet. Gemeiniglich ſchläft er auf einem Fuße ruhend, daher der eine Schenkel deſſelben ſtärker und fleiſchiger iſt, als der andere. Er iſt ſehr wachſam, und pflegt des Morgens durch ſein Geſchrei ziemlich ſicher die Zeit anzugeben. Seiner Streitſüchtigkeit wegen dient er einigen Nationen zu einem öffentlichen Schauſpiele des Vergnügens. Beſonders ſind die Engliſchen Hahnengefechte berühmt, wobei große Summen verwettet werden. Man verſchrieb ſonſt die großen Hamburger Hähne dazu, welche wegen ihrer dickbefiederten Schenkel Sammethoſen heißen. Sie werden zu einem ſolchen Kampfe vorher abgerichtet und geübt, und mit drei bis vier Zoll langen ſtählernen Sporen bewaffnet.

Das Huhn iſt wegen ſeiner Fruchtbarkeit das nützlichſte unter dem zahmen Geflügel. Wann es zehn bis zwölf Monat alt iſt, fängt es an zu legen. Läßt man ihm die Eier, ſo legt es nur etwa ein Mandel, und brütet dann. Wenn man ſie wegnimmt, ſo fährt es fort zu legen, und man erhält zuweilen in Einem Jahre an hundert bis hundert und funfzig Eier. Eine gute Henne legt mehrere Tage hinter einander, ohne zu ruhen. Sie fangen im Februar an, und hören im Herbſt, wann ſie mauſern, wieder auf. Doch ruhen ſie auch im Sommer etliche Tage, wenn ſie erſchöpft ſind. Wärme und gutes Futter befördern die Fruchtbarkeit ungemein. Außer Gerſte und Hafer dienen hiezu vorzüglich Buchweizen, gehackte Neſſeln, Hanf und Heuſamen, in lauem Waſſer eingeweicht. Man findet zuweilen Eier ohne Dotter, auch mit doppeltem Dotter; ja, man weiß etliche Beiſpiele, daß ein vollkommnes kleines Ei in dem andern gelegen hat. Mit dieſen treibt der Aberglaube ſein Spiel, der auch wol von Hahnen-eiern ſpricht, aus welchen Baſilisken gebrütet würden. Wenn die Hühner zu fett werden, legen ſie Wind-eier, die keine harte kalkichte Schale, ſondern nur

eine dünne Haut haben. Aus dem natürlichen Triebe zum Brüten ſuchen manche Hühner abgelegene Oerter, wo ſie ihre Eier heimlich hinlegen. Will man ſie beobachten, ſo halten ſie das Ei mehrere Stunden zurück. Man darf aber den Legedarm nur mit Salz reiben, dann eilen ſie gleich dahin, und verrathen alſo das verborgene Neſt. Hühner, die zu krähen anfangen, haben einen Fehler am Eierſtock; man muß ſie ſchlachten, ſo wie auch diejenigen, welche die Eier aufhacken und freſſen.

Ob man gleich durch das Wegnehmen der Eier ſie eine Zeitlang zum Fortlegen nöthigen kann, ſo ſiegt doch endlich die Natur. Sie empfinden einen unwiderſtehlichen Trieb zum Brüten, den ſie durch eine auffallende Veränderung ihres Betragens zu erkennen geben. Sie fangen an zu gluckſen, gehen mit aufgeſträubtem Gefieder in langſamen, gleichſam abgemeſſenen Schritten einher, freſſen weniger als ſonſt, und ſitzen ſtundenlang auf dem Neſte. Sie bebrüten alsdann alles, was nur einem Eie ähnlich ſieht, um die brennende Hitze an ihrem Bauche abzukühlen. Wenn man ſie einigemal mit dem Hinterleibe in eiskaltes Waſſer taucht, ſo verliert ſich dieſe Hitze, und nach kurzer Zeit legen ſie wieder. Man kann ſie aber auch wider ihren Willen zum Brüten zwingen, z. B. durch Branntwein und andre erhitzende Mittel. Hievon iſt im Winter Vortheil zu ziehen, weil da die jungen Hühner rar und theuer ſind; nur müſſen ſie in warmen Zimmern gehalten werden.

Will man eine Bruthenne wirklich ſitzen laſſen, ſo legt man ihr friſche befruchtete Eier unter. Wenn eine Henne von einem Hahne Einmal getreten iſt, ſo ſind die Eier, die ſie vierzehn Tage lang legt, alle fruchtbar. Ueberhaupt müſſen aber die Eier nicht über zwanzig Tage alt ſein, und an keinem feuchten Orte gelegen haben. Großen Hennen gibt man funfzehn, den kleinern nur dreizehn. Die ungerade Zahl, worin der Aberglaube ebenfalls Geheimniſſe ſucht, hat ihren guten, ſehr natürlichen Grund.

Die Eier liegen nämlich feſter beiſammen, werden weniger gerüttelt und aus ihrer Lage verſchoben, welches zum glücklichen Auskommen der Küchlein nothwendig iſt. Aus den zugeſpitzten Eiern kommen Hähnchen, aus den runden Hühner, wornach man ſich beim Unterlegen zu richten pflegt. Bekanntlich legt man Hühnern auch Enten, und andre Eier unter, ſo wie man Hühner-eier von Kapaunen, Truthühnern u. ſ. w. ausbrüten laſſen kann.

Nach zwölf Stunden bemerkt man ſchon die Wirkung des Brütens, wenn man ein Ei öffnet und aufmerkſam betrachtet; und ſo entwickelt ſich der Keim von einem Tage zum andern immer weiter, bis nach zwanzig Tagen — zuweilen einige Tage früher, zuweilen auch fünf, ſechs Tage ſpäter — das Küchlein die Schaale aufpickt, und zum Vorſchein kommt. Erſt nach ſechs und dreißig Stunden gibt man ihnen zu freſſen, Anfangs feine Grütze oder Semmel in Milch geweicht, darauf hartgekochte zerhackte Eier mit Brodkrumen. Reines Waſſer und Sand darf den Hühnern nie fehlen; der letzte dient ihnen zur beſſern Verdauung. Da ſie ſehr begierig nach Würmern und Ungeziefer ſind, ſo legt man auf dem Hofe einen Wurmhaufen für ſie an, indem man Sägeſpäne oder Miſt mit Blut, mit Gedärmen von Fiſchen, Hühnern und mit andern thieriſchen Theilen vermengt, wodurch die Erzeugung des Gewürms befördert wird. Gekochte und kleingeſtampfte Kartoffeln ſind ebenfalls ein gutes Futter für Hühner.

Theils um der leichtern Maſtung, theils um des Wohlgeſchmacks willen, werden junge Hühner und Hähne von etlichen Monaten verſchnitten. Eine Anſtalt, wo dergleichen verſchnittnes Geflügel im Großen gemäſtet wird, heißt in Frankreich eine Poularderie, von dem Worte Poularden, welches verſchnittne Hühner bedeutet; die verſchnittnen Hähne hingegen werden Kapaunen genannt. Man läßt dieſe Thiere vier und zwanzig Stunden faſten, ſchneidet dann quer über den Bauch ein Loch, nimmt die

zur Fortpflanzung nothwendigen Theile heraus, nähet den Schnitt wieder zu, und beſtreicht die Wunde mit ungeſalzener Butter. Auch ſchneidet man gewöhnlich den Kamm ab, weil er ſonſt in kurzem zu einer ſolchen Größe wächſt, daß er an der Seite vor den Augen herunter hängt, und ihnen beſchwerlich wird. Zum Spaß nimmt man auch wol den Hähnchen die Sporen von den Füßen, und pfropft ſie ſie an die Stelle des Kamms. Sie wachſen bald an, und werden größer als am Fuße, zuweilen über zwei Zoll lang, wodurch ſie das Anſehn kleiner Hörner erhalten. Das Pfropfen findet alſo im Thierreiche eben ſowohl als im Gewächsreiche Statt. Für reiche Leute mäſtet man das verſchnittene Geflügel mit kleinen aus Hirſenmehl und Butter gemachten Kügelchen, und tränkt es mit ſüßer Milch. Nach zwanzig Tagen kann es geſchlachtet werden. Man kann denken, daß von ſolcher Nahrung das Fleiſch einen herrlichen, delikaten Geſchmack bekommt. Sonſt wird es auch von Brodt und Bier recht gut. Während der Maſt muß es in einem dunkeln, engen Behältniſſe eingeſperrt ſein. So wie verſchnittene Hirſche das Geweihe nicht abwerfen, ſo mauſern ſich auch verſchnittene Vögel nicht.

Weil die Bruthennen etliche Monate keine Eier legen, ſo nimmt man zum Brüten gern Kapaunen und Truthühner. Noch vortheilhafter iſt die Methode der Aegypter und Chineſer, welche durch künſtliche Wärme in einer beſondern Art von Back=ofen mehrere tauſende auf einmal ausbrüten. Einige Dörfer bei Kairo beſitzen dieſe Kunſt als ein Geheimniß; und nähren ſich größtentheils blos von dem Verkaufe der jungen Hühner, die jährlich in ihren Oefen zu Millionen auskommen. Die Bauern in der umliegenden Gegend bringen täglich Eier in Menge zu den Eigenthümern dieſer Brut=öfen, und empfangen für jeden Korb voll Eier ſogleich eben den Korb voll junger Hühner. Beide Theile gewinnen bei dieſem Tauſche: der Bauer bekommt ohne Mühe und Zeitverluſt Hühner; und der Andre erhält weit

weit mehr Eier, als er Hühner gab, weil von dieſen nicht ſo viel in einen Korb gehen, als von jenen. Bei uns hat man dieſe Methode mit glücklichem Erfolge nachgeahmt. Alles kommt dabei auf den rechten Grad und die gleichmäſſige Vertheilung der Wärme und auf die Abhaltung der Feuchtigkeit an. Der zwei und dreißigſte Grad des Reaumür'ſchen Thermometers iſt die Wärme der Bruthenne, und dieſen muß man zu erhalten ſuchen; doch eher etliche Grade zu wenig als zu viel. Die Art der Wärme iſt völlig einerlei. Man kann durch die Wärme des Lampenfeuers, der Elektricität, des Miſts und dergleichen eben ſowohl ſeinen Zweck erreichen, als durch Ofenwärme. Auch haben Säugethiere, z. B. Hunde, und ſelbſt Menſchen, durch die natürliche Wärme ihres Körpers, ſchon Küchlein ausgebrütet. Da ein junges Huhn, auch nur von etlichen Wochen, acht- bis zehnmal ſo viel werth iſt, als ein Ei: ſo könnte freilich durch das künſtliche Ausbrüten im Großen viel gewonnen werden; allein bis jetzt hat ſich bei uns eine unüberwindliche Schwierigkeit dabei vorgefunden: das Erwärmen und Aufbringen der zarten Jungen. Unſer kaltes und feuchtes Klima macht ihnen, beſonders in den erſten acht Tagen, die mütterliche Bedeckung noch nothwendiger, als vor ihrer Geburt. Die zur Abhelfung dieſer Schwierigkeit eben ſo glücklich als witzig erſonnenen Mittel ſind im Großen nicht anwendbar.

Unterdeſſen, bis uns neue und völlig ausführbare Vorſchläge in den Stand ſetzen werden, ſolche Hühnerfabriken mit Vortheil zu errichten, müſſen wir uns begnügen, dies Geſchäft fernerhin der Natur zu überlaſſen. Ein Kapaun oder eine Truthenne kann in Einem Jahre bequem zweimal brüten, und beide zuſammen bringen alſo leicht ein Schock junge Hühner aus. Wenn man dieſe verkauft und jene dann mäſtet und ſchlachtet, ſo haben ſie die Koſten der Futterung reichlich bezahlt. Doch muß man die Körner

ſelbſt erndten, einen geräumigen Hof und in der Nähe guten Abſatz haben.

Zur Hühnerzucht überhaupt iſt ein guter Hahn nothwendig, den man aber nicht über drei, ſo wie die Hühner nicht über vier Jahr alt werden läßt, ob ſie gleich wol zwanzig Jahre leben können. Hähne mit einfachen Kämmen ſollen beſſer ſeyn, als die mit doppelten. Auf funfzehn bis achtzehn Hühner rechnet man einen Hahn. Der gegen Kälte und Raubthiere wohlverwahrte Stall wird öfters gereinigt, mit Sand beſtreuet und mit Thymian und Lavendel geräuchert. Die Stangen, worauf ſie ſitzen ſollen, müſſen eckigt ſein, weil ſie ſich beſſer anklammern können, und die Klauen nicht verletzen, wie auf den runden. In die Neſter legt man lieber Heu als Stroh.

Unter den Krankheiten der Hühner iſt der Pips die gemeinſte, welcher vornämlich in einer Verſtopfung der Drüſen und Verhärtung der Zungenſpitze beſteht. Er rührt vom Trinken des unreinen und faulen Waſſers her, oder wenn das Waſſer in friſchen eichenen und fichtenen Trögen ſteht, oder auch vom Genuſſe des friſchen warmen Brodts. Bei der Kur zieht man die harte Haut von der Zunge ab, und gibt ihnen einige kleingeſchnittene Stückchen Speck, in geſchabtem rohem Spießglaſe umgewälzt.

Von feuchtem dumpfigen Futter bekommen die Hühner dicke Köpfe, wogegen man die Zunge fleißig mit Salz reibt, und ihnen Knoblauch mit Butter oder weißen Thran eingibt.

Die Darre entſteht größtentheils aus einer Entzündung der Drüſen über dem Bürzel, welche man öffnen und mit Thran oder ungeſalzner Butter beſtreichen muß.

Kälte und Unreinlichkeit im Stalle verurſacht ihnen ſteiſe Beine (das Zipperlein). Nachdem man die Urſachen dieſer Krankheiten gehoben hat, reibt man die Füße öfters mit Butter.

Gegen

Gegen die Läuſe auf dem Kopfe und am Halſe braucht man entweder Terpentin-öl, oder Waſſer, worin Pfeffer und Wermuth gekocht iſt.

In dem Kropfe entſtehen bisweilen harte Klumpen, die man von außen fühlen kann. Dieſer Zufall iſt tödtlich. Man ſchneidet den Kropf auf, nimmt die harte Materie heraus, nähet die Wunde wieder zu, und beſtreicht ſie mit Butter und Eßig.

Zur Zeit der Mauſe muß man ſie beſonders warm halten und gut füttern.

Da die Hühner, wie alle Vögel überhaupt, einen ſtumpfen Geſchmack haben, und nicht kauen, ſondern nur ſchlucken, ſo vergiften ſie ſich leicht. Man hat ſie beſonders vor Peterſilie, bittern Mandeln und Kaffeebohnen, auch Kaffeeſatz, zu bewahren, denn ſie freſſen dies, ob es ihnen gleich tödtlich iſt.

Was die Benutzung dieſes Geflügels betrifft: ſo ſchränkt ſie ſich hauptſächlich nur auf das Fleiſch und die Eier ein. Die Federn werden nicht ſehr geachtet, weil ſie zum Putze nicht ſchön, und zu Betten nicht elaſtiſch genug ſind. Das Fleiſch alter Hähne und Hühner pflegt hart und trocken zu ſeyn. Man kocht ſie daher in einem feſtverwahrten Topfe ganz und mit den Knochen zu Brei oder zu Gallerte, welche dann ſehr kräftige Brühen gibt. Um die Eier lange gegen Fäulniß zu bewahren, muß man ihre Ausdünſtung verhindern. Sie werden zu dem Ende, ſo bald ſie gelegt ſind, in Talg getaucht (welches, wann es gerinnt, die Zwiſchenräume der Schaale verſchließt), und an einen trocknen Ort gelegt. Auch kann man ſie in Aſche, Mehl und dergleichen lange gut behalten. Sie ſind nicht nur, wofern ſie nicht zu hart gekocht werden, eine geſunde und nahrhafte Speiſe, ſondern ſie haben auch noch einen vielfältigen mediziniſchen und anderweitigen ökonomiſchen Nutzen, deſſen an verſchiedenen Stellen in der Technologie Erwähnung geſchieht.

Das Truthuhn. (Kalekutſche, oder Wälſche Huhn; der Puter), Meleagris gallopauo. *)

Vor ungefähr drittehalb hundert Jahren wurde dieſer Vogel aus Amerika nach Europa gebracht. Dort lebt er in Wäldern auf hohen Bäumen in großen Schaaren beiſammen. Bei der erſten Ankunft der Europäer in jenem Lande waren ſie ſo wenig ſcheu, daß, wenn man gleich etliche herunter ſchoß, ſich die andern doch nicht ſchrecken ließen, ſondern ruhig ſitzen blieben. Ihre Unterſcheidungszeichen von andern Vögeln ſind: der mit rothen und bläulichen, ſchwammartigen Fleiſchlappen bedeckte Kopf, worauf nur hin und wieder einzelne Haare ſtehen; der kegelförmige Fleiſchzapfen an der Wurzel des Schnabels; der häutige Lappen an der Kehle. Die Bruſt des Männchens iſt mit einem vier Zoll langen Büſchel harter ſchwarzer Haare beſetzt.

Der Puter wird etwa ſo groß, wie eine Gans; er hat aber viel höhere Beine und eine andere Geſtalt. Die Hähne ſind ſehr hitzig, und gebehrden ſich im Zorne gar ſonderbar. Der Fleiſchzapfen über der Naſe ſchwillt an, der ganze Kopf wird röther, die Federn ſträuben ſich; beſonders erheben ſich die großen Schwanzfedern, und breiten ſich wie ein Fächer aus. Dieſe können ſie, vermöge gewiſſer Muskeln, von einer Seite zur andern bewegen, welches man das Radſchlagen nennt. Dabei laſſen ſie ihre Stimme, die in einem dumpfen Kullern beſteht, zu wiederholtenmalen von ſich hören. Durch Pfeifen oder durch Vorzeigung eines rothen Tuchs werden ſie leicht zu ſolchen Aeußerungen des Zorns gereizt. Aber auch der Be-

gat-

---

*) Eine andre Gattung dieſes Geſchlechts (Meleagris satyra), mit zweiſchwieligen blauen Hörnchen auf dem Kopfe, findet man in Indien.

gattungstrieb bringt eben dieſe Wirkungen hervor, wenn ſie die Weibchen zur Liebe bewegen wollen. Die letztern ſind ſanfter, haben eine ſchwächere Stimme und weit blaſſere Fleiſchlappen am Kopfe.

Die Nahrung und übrige Lebensart dieſer Vögel iſt meiſtens eben dieſelbe, wie bei den gemeinen Hühnern; allein ſie ſind in der Jugend viel zärtlicher und ſchwerer zu erziehen. Die zahmen Truthühner haben ebenfalls die Gewohnheit, ihre Eier wegzutragen. Wenn man es ihnen nun zuläßt: ſo brüten ſie dieſelben heimlich aus, verſtecken die Jungen, und führen ſie, wo ſie keinen Menſchen bemerken, nach Nahrung aus. Dieſe gedeihen beſſer und können mehr ertragen, als die durch menſchliche Beihülfe erzogenen; nur muß man ſie gegen den nächſten Winter in Schutz nehmen. In England findet man ganze Heerden ſolcher halbwilden Puter auf mehrern Landgütern, und es wäre wol zu verſuchen, ob ſie nicht auch bei uns ſo gehalten werden könnten.

Zur Puterzucht wählt man einen großen ſtarken Hahn, und gibt ihm ſechs bis acht Hühner. Man muß aber mit dem Zuchthahn alle Jahr, und mit den Hühnern alle drei bis vier Jahr wechſeln. Die ausgedienten Hühner werden entweder geſchlachtet, oder zum Ausbrüten junger Puter, Hühner und Enten gezwungen, indem man ihnen die Federn am Bauche abreißt, und den Ort mit Branntwein, worin Pfeffer aufgelöſt worden, wäſcht und reibt. Um die Hühner zur Begattung willig zu machen, gibt man ihnen Schminkbohnen, Hafer, Hanfſaat und dergleichen. Sie legen ſelten über zwanzig Eier hinter einander, und von dieſen läßt man ſie funfzehn bis ſiebenzehn ausbrüten. Je früher ſie anfangen, deſto leichter ſind die Jungen zu erziehen. Die Bruthennen müſſen täglich einmal vom Neſte gehoben, und gefüttert und getränkt werden; denn ſie ſind ſo eifrig in ihrem Geſchäfte, daß ſie es von ſelbſt nicht verlaſſen. Vom ſechs und zwanzigſten Tage an unterſucht

terſucht man fleißig, ob ſchon Eier angepickt ſind, und kommt ihnen mit Behutſamkeit zu Hülfe. Man kann die Jungen ſehr abhärten, wenn man ſie gleich am erſten Tage in ein Gefäß mit kaltem Brunnenwaſſer einen Augenblick eintaucht, ihnen ſodann gleich ein Pfefferkorn in den Hals ſteckt, und ſie wieder unter die warme Bruthenne ſetzt. Nach vier und zwanzig Stunden gibt man ihnen hartgekochte und mit den Schaalen zerhackte Eier. Ein Ei iſt für fünf Küchlein genug, ſie müſſen aber des Tages vier- bis fünfmal zu freſſen bekommen. Nach acht Tagen miſcht man gekochte und zerhackte Erbſen, Grütze, gekochte und zerſchnittene Neſſeln, Salat und dergleichen darunter; aber geſalzener Käſe wird für ſchädlich gehalten. Friſches reines Waſſer muß beſtändig da ſein. Wenn ſie etwa achtzehn Tage alt ſind, läßt man ſie an die freie Luft, hütet ſie aber vor dem Morgen- und Abendthaue. Ueberhaupt iſt ihnen die Näſſe ſehr zuwider, daher man auch den Boden des Stalles mit getrocknetem Pferdemiſte beſtreuet, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Bei naſſer Witterung dürfen ſie nicht heraus; ſie ſind dann traurig, und man thut wohl, wenn man ihnen etwas Butterbrodt und gehackten Speck gibt. Einige ſuchen ſie bei kühlem Wetter in warmen Stuben zu erquicken, ſie bekommen aber leicht die Gicht darnach. Große Sonnenhitze vertragen ſie auch nicht. Brenn-neſſeln verletzen ihre zarten Füße, man muß ſie alſo davor bewahren. Peterſilie, Kaffee und bittre Mandeln ſind den Putern eben ſo, wie den Hühnern, ein Gift; vorzüglich aber das große Fingerkraut mit rothen Blüthen. In den erſten Wochen bekommen ſie zuweilen zwei oder drei Federn am Hintern, deren Kiele voll Blut ſind. Dieſe muß man behutſam herausziehen, ſonſt werden ſie krank. Wann nach ſechs oder acht Wochen die Knoſpen von dem drüſigten Fleiſche auf dem Kopfe treiben, ſo müſſen ſie beſonders gepflegt werden, weil dieſe Zeit für ſie ſo gefährlich iſt,

wie

wie das Zahnen bei Kindern. Man gibt ihnen in dieſem Zuſtande öfters ein wenig Wein und ein Pfefferkorn. Andre Krankheiten und die Kur derſelben haben ſie mit den Hühnern gemein.

Da ſie ohnehin fett genug werden, ſo pflegt man ſie auch nicht zu verſchneiden. Mit Wälſchen Nüſſen laſſen ſie ſich ſehr gut mäſten. Von ihrer Benutzung iſt nichts beſonders zu erinnern.

Die Gans. Anas anser.

Die wilde Gans, von welcher unſre zahme abſtammt, wird in allen Erdtheilen angetroffen. Jene iſt kleiner als dieſe, hat einen längern Hals, und, nach Verhältniß des Körpers, größere Flügel. Unſre wilden Gänſe ſehen oben aſchgrau, am Bauche etwas blaſſer und am Halſe geſtreift aus. Doch findet man in Sibirien auch weiße Schneegänſe. Die meiſten ſind Zugvögel, die ihren Aufenthalt im Jahre mehrmals verändern. Sie leben von kleinen Fiſchen, Waſſer-inſekten und Sumpfpflanzen, thun aber auch in den Saatfeldern außerordentlichen Schaden, und laſſen ſich ſchwer beikommen, wann man ſie ſchießen will.

In Schweden und Preußen gibt es auch Erdgänſe, die, wie die Füchſe, in der Erde wohnen und niſten. Außerdem kennt man die Schwanengans (Anas cygnoides), die etwas größer iſt, als die gemeine, und einen langen Schwanenhals hat. Sie heißt auch die Spaniſche oder Moskowitiſche Gans. Die Baumgans (Anas bernicla), (ſchottiſche Gans brütet in den kälteſten Ländern, z. B. auf Neuzembla, und kommt im Winter häufig nach Schottland und andern mildern Gegenden. Man hat ihr den Namen Baumgans gegeben, weil man ehemals glaubte, daß ſie aus gewiſſen eiförmigen Muſcheln (Entenmuſcheln, Bernikelmuſcheln), welche man an Bäumen hängend findet, ent-

entſtände. Von ihrem Geſchrei: Rot, Rot, führt ſie auch den Namen Rothgans.

Die Gans gehört eigentlich zu den Waſſervögeln; ſie hält ſich am liebſten in waſſerreichen Gegenden auf, und gedeihet da am beſten. Ihre Füße ſind zum Schwimmen eingerichtet, daher hat ſie einen langſamen, wackelnden Gang. Selbſt die Paarung geht auf dem Waſſer leichter von ſtatten, und man ſieht ſie zu dem Ende, wenn anders Gelegenheit dazu da iſt, immer dahin eilen. Gänſe, die beſtändig auf dem Lande leben müſſen, ſind zwar gemeiniglich größer und ſchöner, als Waſſergänſe; dies rührt aber daher, weil ſich dieſe meiſtens mit der ſelbſt geſuchten Nahrung behelfen müſſen, jene aber beſſer gefütiert werden. Die graue Farbe der wilden hat ſich bei den zahmen verändert. Es gibt bekanntlich unter dieſen ſchneeweiße, die man der Federn wegen lieber hat, als andre.

Wenn man ſich Gänſe zuziehen will, ſo hält man zu vier bis fünf Weibchen einen Gänſerich. Im erſten Jahre legt eine Gans ſelten, und wenn es geſchieht, doch nur höchſtens fünf, und zwar unfruchtbare Eier. *). Vom zweiten bis vierten Jahre ſind ſie zur Fortpflanzung am geſchickteſten. Man gibt einer jeden alsdann im December drei bis vier Wochen lang täglich etwas mehr Hafer, wie gewöhnlich, welches merklich zur Fruchtbarkeit beiträgt. Im März, zuweilen auch ſchon im Februar, fangen ſie an zu legen, ſelten mehr als zwölf Eier; nimmt man ſie aber weg, ſo fahren ſie fort zu legen, wie die Hühner. Man thut dies jedoch nicht, weil die Gänſe-eier keinen angenehmen Geſchmack haben. Das Neſt, wo die Gans brüten ſoll, muß an einem trocknen, erhabnen und ſichern Orte ſein. Obgleich eine große wol achtzehn Eier unter ſich nehmen kann, ſo pflegt man ihr doch nur zwölf zu geben.

*) Wie Einige behaupten; hieſige Landleute verſichern aber das Gegentheil.

geben. Nach ſechs und zwanzig bis dreißig Tagen kommen die Jungen aus, welche erſt von der Mutter bebrütet, das iſt, abgetrocknet werden müſſen, ehe man ſie in den Federtopf ſetzt. Vier und zwanzig Stunden darnach füttert man ſie mit hartgekochten und kleingehackten Eiern und Neſſeln, oder Gerſtenmehl und dergleichen. Acht bis zehn Tage lang werden ſie mit der Mutter eingeſperrt; dann läßt man ſie bei ſchönem Wetter, wann kein Thau mehr auf dem Graſe liegt, heraus, und gibt ihnen Morgens und Abends Grütze, mit gehacktem grünen Kraute, nur nicht Peterſilie, denn die iſt den Gänſen tödtlich. Die jungen Gänſe ſind vielen Zufällen ausgeſetzt; beſonders werden ſie von Mücken und andern Inſekten oft ſo geplagt, daß ſie davon ſterben. Eine Lauge von Rauchtobacksaſche, womit man ſie fleißig wäſcht, ſoll das beſte Mittel dagegen ſein. Auch ſtreuet man Tobacksaſche, nebſt etwas Salz, täglich aufs Futter, welches ſie vor manchen Krankheiten bewahrt. Wenn ſie aber ſonſt gut im Futter gehalten werden, iſt dergleichen nicht leicht zu beſorgen. Gegen den Pips gebraucht man die große Pimpinelle, die man im Waſſer brühet, bis ſie weich wird, und ſie ihnen dann zu freſſen und die Brühe zu ſaufen gibt. Die Läuſe ſollen ſich blos durch Farrenkraut, in den Stall geſtreuet, vertreiben laſſen.

Da den Gänſen doch viele Federn von ſelbſt ausfallen, die dann meiſtens verloren gehen: ſo rupft man ſie ihnen lieber des Jahrs etlichemal aus, doch vorſichtig und nicht zu viel, auch nicht, wann man ſie bald ſchlachten oder verkaufen will. Keine Gans läßt man über vier Jahr alt werden, weil das Fleiſch nachher ganz ungenießbar wird; ſelbſt eine drei- bis vierjährige Zuchtgans iſt ſchon zähe. Man kann ſie aber durch eine vierzehntägige Eſſigbeize mürbe machen. Sonſt ſollen ſie ihr Alter überhaupt bis auf zehn, ja funfzehn bis zwanzig Jahre bringen können. Zur Maſt ſind die Jungen, die man an dem

blaſſen

blaſſen Schnabel und an den ſpitzigen Nägeln erkennt, am beſten. Auch gewinnt das Fleiſch durchs Verſchneiden derſelben an Geſchmack. Welſchkorngrütze oder Hirſe, mit Gerſtenmehl und ein wenig Salz vermiſcht, macht ſie in zwei Monaten außerordentlich fett. Einige mengen, zu eben dem Zwecke, etwas geſtoßnes Spießglas darunter. Zerriebne Kohlen und grober Sand unter dem Futter, dienen zur beſſern Verdauung. In England hängt man ſie, vermittelſt eines breiten Gurts oder Tuchs um den Bauch, in die Schwebe, daß die Füße den Boden nicht berühren, verbindet die Augen, klebt die Ohren mit Wachs zu, und ſtopft ihnen ihr Futter mit Gewalt ein. Man ſagt, daß eine ſo gemäſtete Gans zuweilen an zwanzig Pfund ſchwer ſei.

Die Vortheile der Gänſezucht ſind im Allgemeinen ſehr groß. Der erſtaunlich ausgebreitete Verbrauch der Federn zu Betten und der Federſpulen zum Schreiben macht ſchon die Unterhaltung der Gänſe äußerſt wichtig. Hierzu kommt nun noch das ſo geſchätzte Fett und Fleiſch, welches letztere man theils friſch, theils geſalzen und geräuchert, verſpeiſet. Zum Räuchern nimmt man bisweilen nur die Bruſt, läßt ſie vier Tage in Salz liegen, wickelt ſie in Papier oder alte dünne Leinwand, und hängt ſie dann drei Wochen in Rauch. Man kann aber auch eine gebratne Gans den Winter über vollkommen gut erhalten, wenn man ſie mit Schmalz bedeckt und an einen kühlen Ort hinſtellt.

Die Ente. Anas boschas.

Es gibt weit mehr Spielarten von Enten, als von Gänſen, weil jene hitziger und zu unnatürlichen Paarungen ſehr geneigt ſind. Auch der Gattungen gibt es mehrere. Die wilden Enten ſind von verſchiedener Farbe und Größe, und weichen zum Theil auch ſonſt in der Bildung von einan-

einander ab. Die Löffel-ente (An. clypeata) hat einen breiten Schnabel, der am Ende wie ein Löffel gebogen iſt. Sie ſchillert mit ſehr ſchönen Farben, wird aber bei uns ſelten geſehen. Die Quaker-ente (Quak-ente, An. clangula), kleiner als die gemeine, iſt weiß und ſchwarz gefleckt, und nährt ſich größtentheils von Muſcheln, die ſie tief unter dem Waſſer hervorholt, wo ſie auch ziemlich lange verweilen kann. Die kleinſte iſt die Kriech-ente (An. crecca), welche man in nördlichen Gegenden häufig auf ſumpfigen Wieſen findet. Sie wird für die ſchmackhafteſte unter allen gehalten. Die Biſam-ente (Türkiſche, Indianiſche Ente, An. moschata) iſt faſt noch einmal ſo groß, als die gemeine. Der mit blutrothen Wärzchen, faſt wie bei einem Puter, beſetzte Kopf riecht nach Biſam. In Baiern werden ſie auf großen Teichen und Landſeen wie halbwilde gehalten. Ihr Fleiſch ſoll angenehmer ſchmecken, als das Fleiſch der zahmen. Bei uns aber achtet man es weniger, vermuthlich weil die Art am Geſchmacke verliert, wenn ſie eingeſchränkt leben muß. Von einem Biſam-entrich und einer gemeinen Ente fallen ſehr gute Baſtarde.

Die wilden Enten ſind den Fiſch-teichen noch ſchädlicher, als den Saatfeldern. Sie verſchlingen die junge Brut und den Fiſchlaich; geben dieſen jedoch zuweilen unverſehrt wieder von ſich, und beſetzen dadurch Teiche mit ganz fremden Arten von Fiſchen. Da ſie ein weit ſchmackhafteres Fleiſch, als die wilden Gänſe und auch als die zahmen Enten haben, ſo ſollte man ſie im Frühjahre und zur Brütezeit nicht fangen und ſchießen. Sie werden auch an einigen Orten gehegt, und man ſieht ſie da faſt ſo kirre, als die zahmen. In Sclavonien erlegt man jährlich wol eine Million wilder Enten, und verkauft das Stück zu zwei bis drei Kreuzer. Jung gefangen gewöhnen ſie ſich leicht mit dem übrigen Hausgeflügel.

Die Enten können noch weniger ohne Waſſer leben, als die Gänſe, und nur da, wo Sümpfe, Teiche, Flüſſe u. ſ. w. ſind, hält man ſie mit Nutzen. Sie ſind aber nicht ſo zärtlich, wie die Gänſe, und ernähren ſich eher ſelbſt. Außer Körnern und anderm Futter aus dem Gewächsreiche freſſen ſie auch allerlei Inſekten und Gewürme, desgleichen Fröſche, Kröten und Mäuſe. Man kann ſie gut zur Vertilgung der Schnecken gebrauchen, denn ſie greifen nicht leicht eher die Gewächſe an, als bis ſie kein Gewürme mehr finden. Ihre Gefräßigkeit, ihr ſtumpfer Geſchmack, indem ſie auch die ekelhafteſten Dinge verſchlukken, und ihre Begierde, im Moraſte nach Nahrung herum zu wühlen, macht ſie in dieſem Betracht den Schweinen ähnlich. Aber Zucker iſt ihnen tödtlich. Man hat eine an fünf Quentchen ſterben ſehen.

Ein Entrich (Erpel), den man an den gekrümmten Federn des Schwanzes erkennt, kann zehn bis zwölf Enten beſtreiten. Im März iſt die Legezeit, wo man die Enten inne halten muß, ſonſt tragen ſie die Eier weg. Sie legen gegen dreißig *), die größer als Hühner- und wohlſchmekkender als Gänſe-eier ſind, aber nicht für geſund gehalten werden. Mehr als achtzehn gibt man einer Ente nicht zum Ausbrüten. Ueberhaupt bedient man ſich aber der Hühner und Puter lieber dazu, als der Enten, welche zu ungeduldig ſind, einen Monat lang auf dem Neſte zu ſitzen. Auch führen die Enten, wenn man ſie nicht mit Gewalt zurück hält, die Jungen zu früh aufs Waſſer, welches dieſen ſehr ſchädlich iſt. Die Wartung derſelben iſt

*) Ueber ein Schock, ſagt mir ein Freund, habe die ſeinige gelegt, ehe ſie brütete. Bei dieſer Ente machte er auch die Erfahrung, daß ſie ſehr eifrig im Brüten war, und mehrere Tage unausgeſetzt auf dem Neſte ſitzen blieb, ſo daß ſie vielleicht verhungert wäre, wenn man ihr keine Nahrung gereicht hätte.

iſt in den erſten Tagen eben dieſelbe, wie bei den jungen Gänſen; doch verlangen ſie alles Futter ſtark angefeuchtet. Nach ſechs bis acht Tagen, wann ſie ausgetrieben werden, brauchen ſie nur noch Morgens und Abends etwas angefeuchteten Schrot oder Kleie. In der Folge erhalten ſie ſich größtentheils den Sommer über ſelbſt. Will man ſie mäſten, ſo ſperrt man ſie in ein dunkles Behältniß, wo es ihnen aber nie an Waſſer fehlen muß. Ein ſo enges Gefängniß, wie ſich die Maſtgänſe gefallen laſſen, vertragen ſie nicht.

Außer dem Fleiſche benutzt man auch die Federn zu ſchlechten Betten.

Der Schwan. Anas cygnus.

Er gehört zu dem Geſchlechte der beiden vorhergehenden Schwimmvögel und iſt einer Gans ſehr ähnlich, nur größer, hat auch einen längern Hals und einen ſchwarzen, an der Wurzel hökrigen Schnabel. Die Federn am ganzen Leibe ſind ſchneeweiß, die Füße ſchwarzbraun. Es gibt ebenfalls zahme und wilde; bei jenen iſt die Wachshaut am Schnabel ſchwarz, bei dieſen gelb. Sie leben überall in nördlichen Ländern, und nähren ſich von Waſſerpflanzen, Fiſchen, Fröſchen und Inſekten. Die wilden ſind Zugvögel. Wenn ihrer mehrere beiſammen fliegen: ſo geben ſie einen prächtigen Anblick, und bringen, durch den regelmäßigen Schwung der Flügel, ſehr angenehme Töne hervor *).

*) Neuere Naturforſcher nehmen jetzt zwei beſondere Gattungen von Schwänen an. Die erſte Gattung iſt der bei uns auf Seen und Flüſſen ſich findende ſogenannte ſtumme Schwan (a. olor). Sein Schnabel iſt an der Wurzel hökrigt und dunkelroth. An der Wurzel der obern Kinnlade findet ſich ein ſchwarzer Auswuchs, und zwiſchen dem Schnabel und den Augen eine dreieckigte ſchwarze Haut ohne

Die zahmen hält man hier größtentheils nur zur Zierde. Ihre blendend weiße Farbe und ihr ſtolzes majeſtätiſches Anſehen erheben die Schönheit des ſtillen Gewäſſers, das ihnen zum Aufenthalte angewieſen iſt. Im Winter muß man ſie mit Getraide füttern. In Sibirien und einigen andern Ländern werden ſie, der Benutzung wegen, wie bei uns die Gänſe, in großer Menge gehalten, und mit Waſſerpflanzen gemäſtet. Das Fleiſch der jungen ißt man, von den alten iſt es aber zähe, ſchwärzlich und unſchmackhaft. Die Federn ſind koſtbarer, als die Gänſefedern; aus Pohlen, Litthauen und Preuſſen kommen viele Zentner auf die Meſſen; auch bereitet man die Haut mit den Pflaumfedern wie Pelzwerk zu, und benutzt ſie unter andern zu Puderquäſten.

Ihr Neſt machen ſie im Schilfe oder unter Geſträuchen am Ufer. Das Weibchen legt fünf bis ſechs Eier, und brütet beinahe zwei Monat. Während der Zeit hält ſich das Männchen nahe am Ufer auf, und eilt, ſobald ſich ein Menſch oder ein Thier dem Neſte nähert, auf dieſen Feind los, und ſchlägt ihn mit ſeinen Flügeln, worin er ſo viel Stärke beſitzt, daß er einem Menſchen Arm und Bein

---

ohne Federn. Dieſer Schwan findet ſich faſt in ganz Europa wild, beſonders aber häufig in Sibirien. In Deutſchland und in verſchiednen andern Ländern hält man ihn zahm auf Teichen und Seen. Man muß ihm aber in der Jugend das erſte Gelenk der Flügel zerknicken, damit er im Herbſte nicht wegziehe.

Die andre Gattung iſt der Singſchwan, den man auch ſonſt wol ſchlechthin den wilden nennt, weil er nicht, wie der vorige, gezähmt zu werden pflegt. Er lebt im nördlichen Europa, Aſien und Amerika, und iſt etwas kleiner, als der erſtere. Sein Schnabel iſt an der Wurzel gelb und an der Spitze ſchwarz. Mittelſt einer beſondern Einrichtung der Luftröhren kann er ziemlich angenehme Töne hervorbringen, welches vielleicht nur in der Dichterſprache Geſang heißen mag.

Bein zerſchlagen kann. Die Jungen ſehen Anfangs grau aus, und bekommen erſt nachher die weißen Federn. Man behauptet für gewiß, daß ſie an hundert Jahr alt werden.

Die Meinung der Alten, daß die Schwäne kurz vor ihrem Tode einen reizenden Geſang anſtimmten, da ſie hingegen die ganze übrige Lebenszeit ſchwiegen, iſt in den neuern Zeiten mit Recht für fabelhaft erklärt worden. Jedoch beſtätigen mehrere bewährte Zeugniſſe, daß die wilden Schwäne, vorzüglich im Frühlinge, zuweilen ganz angenehme Töne von ſich hören laſſen.

Die Taube. Columba.

Die gemeine wilde Taube (Col. oenas fera) unterſcheidet ſich von andern Gattungen ihres Geſchlechts durch ihr bläuliches Geſieder, welches am Halſe grünlich ſchimmert, und nach der Bruſt zu mit Kupferroth vermiſcht iſt. Jeder Flügel hat einen doppelten ſchwarzen Fleck. Ihre genaue Verwandtſchaft mit den zahmen Tauben ſieht man daraus, daß ſie mit ihnen nach den Schlägen fliegt, lange bei ihnen bleibt, ſich mit ihnen begattet u. ſ. w.

Durch den Einfluß der Zähmung, des Klima und der Nahrung hat ſich dieſe Taube nach und nach ſehr verändert, und zeigt ſich nun in mannigfaltigen Spiel-arten. Jedoch müſſen einige dieſes Geſchlechts auch für beſondre Gattungen gehalten werden. Die bekannteſten davon ſind: 1. Die Trommeltaube (Col. oenas dasypus), welche ſich durch langbeſiederte Füße und eine ſtarke Stimme auszeichnet. 2. Die Kropftaube (Col. oen. gutturosa), mit einem ungewöhnlich großen Kropfe. 3. Die Schleiertaube (Col. oen. cucullata), von deren Hinterkopfe, an den Seiten des Halſes, lange verkehrte Federn herablaufen, die einem Halstuche oder Schleier gleichen. 4. Die Pfauentaube (Col. oen. laticauda), mit einem ausgebreiteten aufrecht ſtehenden Schwanze, nach Art der

Hühner. Berühmt iſt auch die **Brieftaube** (Col. oentabellaria s. turcica), welche im Orient zur Beſtellung der Briefe gebraucht wird. Man nimmt eine ſolche Taube aus ihrem gewohnten Aufenthalte mit an einen fremden Ort, bindet da ein Briefchen unter die Flügel, und läßt ſie fliegen. Sie eilt ſodann gleich ihrer alten Wohnung zu, und hier wird ihr das Briefchen abgenommen. Einige gewöhnen ſie an beide Oerter zugleich, da ſie dann wechſelsweiſe hin- und wieder zurückfliegt. Man hat in Europa, zu eben dem Zwecke, ſich mehrmals auch andrer Tauben mit glücklichem Erfolge bedient.

Beſonders merkwürdige Gattungen der Tauben ſind: die **Kronentaube** (Col. coronata), die größte von allen Tauben, an Größe gleich einem Truthahn, in Neuguinea einheimiſch. Die Sperlingstaube, im ſüdlichen Amerika, iſt ſo groß wie eine Lerche, alſo die kleinſte Taube. Die Ringeltaube (Holztaube, Col. palumbus) findet ſich auch in Deutſchland, beſonders in Nadelwäldern, und nährt ſich vom Saamen der Tannenzapfen und dergl. Der halbmondförmige weiße Streifen an den Seiten des Unterhalſes verdient kaum den Namen eines Ringes. Sie zieht im Herbſte von uns weg. Die Lachtaube (Col. risoria), deren Vaterland Indien iſt, wird, ihrer lachenden Stimme wegen, bei uns in Stuben gehalten. Sie hat an den Seiten des Halſes einen halbmondförmigen ſchwarzen Streifen. Die Turteltaube (Col. turtur.), etwas kleiner als die Feldtaube, iſt ihrer Keuſchheit und ehelichen Treue wegen berühmt, wiewol ſie hierin vor den übrigen ihres Geſchlechts eben nichts voraus hat. Sie lebt in dem wärmern Europa und Aſien, niſtet aber auch in Deutſchlands Wäldern, und gibt, bei Veränderung des Wetters, einen eignen tiefen Ton von ſich.

Die Tauben gehören zu den fruchtbarſten Vögeln. Die wilden niſten in hohlen Bäumen, und brüten des Jahrs bei uns nur zweimal, die Feldtauben drei- bis viermal,

die

die Haustauben acht- bis neunmal, und die Mond- oder Monat-tauben ziemlich alle Monat. In warmen Ländern ſind ſie fruchtbarer und auch leichter zu unterhalten, daher findet man in Perſien und Aegypten unzählige Schaaren. Der Taubenſchlag muß eine hohe Lage, freie Ausſicht und Sonnenſchein haben. Die Tauben lieben ihre Wohnung, und verlaſſen ſie oft ſogar in Feuersgefahr nicht. Da ſie aber ſehr geſellig ſind, ſo fliegen ſie gern dahin, wo eine größere Anzahl beiſammen iſt. Es gibt indeß verſchiedene Mittel, ſie zu erhalten und anzulocken. Man nimmt z. B. Eberwurz, Liebſtöckel, Anis und Fenchel, ſtößt alles zuſammen klein, vermiſcht es mit feingeſiebtem alten Lehm von Wellerwänden, macht es mit Heringslake zu einem Teige, und ſtellt es in den Taubenſchlag. Einen Taubenſchlag im Wohnhauſe anzulegen, iſt nicht rathſam. Sie freſſen den Kalk von den Dächern, verunreinigen das Haus, und ziehen Wanzen und andres Ungeziefer hin.

Wärme und Reinlichkeit trägt zum Wohlbefinden der Tauben viel bei. Je wärmer ſie wohnen, deſto öfter brüten ſie. Fleißige Reinigung ihres Aufenthalts und reines Waſſer bewahrt ſie vor mancherlei Krankheiten. Uebler Geruch vertreibt ſie aus ihrer Wohnung. Salz und Salpeter freſſen ſie gern, und es dient zu ihrer Geſundheit. Aber Zucker vertragen ſie nicht. Sonſt iſt Hirſe, Weizen, Gerſte, Erbſen und Wicken ihr liebſtes Futter. Haustauben verhungern lieber, als daß ſie ihr Futter außer dem Hauſe ſuchen. Vom Hanfſaamen werden ſie hitzig und fruchtbar. Schon im achten oder neunten Monate ihres Alters fangen ſie an zu legen. Bis zum vierten Jahre ſind ſie am fruchtbarſten, nachher ſchafft man ſie ab. Sie leben überhaupt etwa zwölf Jahre.

Ein Tauber hält ſich gewöhnlich nur zu Einer Taube; doch gibt es Ausnahmen. Wenn dem einen oder der andern ein Gatte mangelt: ſo bemerkt man bald eine gewiſſe Schwermuth. Bei dem Brüten ſowohl, als bei dem Füttern der Jun-

gen, ſtehen ſie ſich einander treulich bei. Das Weibchen legt nur zwei Eier, mehrentheils gegen Morgen, in einer Zeit von zwei Tagen. Die den Mittag oder Nachmittag gelegt werden, ſind gewöhnlich unfruchtbar. Das eine iſt ſtark und ſtumpf, und enthält einen Tauber; das andre etwas ſpitzig, ſchließt ein Täubchen in ſich. Der Vater ſitzt neben dem Neſte, wo die Mutter brütet, und ſobald dieſe nach ihrer Nahrung ausfliegt, ſetzt ſich jener darauf. Gemeiniglich brütet das Weibchen von drei Uhr des Nachmittags bis acht Uhr Morgens, und das Männchen die übrige Zeit. Nach ſiebzehn bis zwanzig Tagen kommen die Jungen aus, die aber erſt gegen den neunten Tag ſehend werden. Am erſten Tage werden ſie noch nicht gefüttert, ſondern nur getrocknet und gewärmt. Den folgenden Tag blaſen die Alten ihnen den Kropf auf, und ſodann geben ſie ihnen zuerſt etwas ſalzige und ſalpetrige Erde. Alle Nahrung weichen ſie in ihrem Kropfe zuvor ein, ehe ſie dieſelbe den Jungen mittheilen. Wann dieſe zehn bis zwölf Tage alt ſind, bereiten ſich die Eltern ſchon wieder zur zweiten Hecke. Nach drei Wochen freſſen die Jungen allein, und in ſechs Wochen haben ſie ihre völlige Größe, ob ſie gleich noch piepen. Da dieſe nun im achten Monat ebenfalls zur Fortpflanzung tüchtig ſind, ſo können von einem Paar Tauben in vier Jahren ungefähr achtzehn tauſend entſtehen.

Ihre große Fruchtbarkeit wird jedoch theils durch die vielen Feinde, die ihnen nachſtellen, z. B. Raubvögel, Iltis, Marder, Wieſel u. ſ. w., theils durch andre Zufälle eingeſchränkt. Auch finden ſich oft unter ihren Eiern Windeier. Aus Mangel an friſchem Waſſer und von zu häufigem Genuß des Roggens und Leinſaamens entſteht bei ihnen die Dürrſucht, deren nächſte Urſach die Verſtopfung der Drüſen über dem Bürzel iſt. Man öffnet dieſe behutſam, beſtreicht ſie mit ungeſalzner Butter, und ſorgt für geſundere Nahrung. Unreines Getränk verurſacht auch die

Krätze

Krätze und Pocken. Spießglas in reinem Waſſer wird dagegen empfohlen.

Wenn man den Nutzen und Schaden der Tauben mit einander vergleicht, ſo findet man, daß jener von dieſem öfters überwogen wird. Auf dem Lande hält man ſie aber dennoch, weil das Fleiſch der Jungen für kranke und ſchwächliche Perſonen die beſte Nahrung iſt, und weil man faſt zu allen Jahrszeiten, bei unvermutheten Vorfällen, die Bequemlichkeit hat, friſches Fleiſch genießen zu können. Auch brauchen die Feldflüchter den größten Theil des Jahrs wenig oder gar nicht vom Beſitzer gefüttert zu werden. Freilich nähren ſie ſich dann auf Unkoſten Andrer — In Städten werden ſie größtentheils nur aus Liebhaberei unterhalten, wenigſtens iſt der von ihnen zu erhaltende Vortheil noch geringer und der Aufwand größer, als auf dem Lande.

Der Taubenmiſt wird wegen ſeiner hitzigen Natur gern zu Miſtbeeten genommen. Für Melonen iſt er der beſte Dünger. In Holland braucht man ihn zum Dünger der Tobacksfelder, und bezahlt den Scheffel mit einem Thaler. Der Hanf wächſt ebenfalls vortreflich darnach. Kranke Bäume, die ausgehen wollen, werden oftmals blos mit dieſem Miſte kurirt. Die Lauge vom Taubenkothe dient nicht nur ſehr gut zum Waſchen und Bleichen, ſondern die Becker brauchen ſie auch in manchen Ländern zum Einmachen des Semmelteigs, wodurch die Semmel locker und wohlſchmeckend wird. In Paris ſteht deshalb der Taubenmiſt mit der Gerſte in einem Preiſe. Man muß ihn aber vorſichtig und an einem ſichern Orte aufbewahren, weil er ſich leicht entzündet, und brennbare Sachen anſteckt. Sonne und Regen benehmen ihm ſeine Kraft.

Der Pfau. Pauo cristatus.

Das Vaterland dieſes ſchönen Vogels iſt wahrſcheinlich Oſtindien, er wird aber auch in andern Ländern, wiewol meiſtens nur zum Staat, gehalten. Ein ſehr kaltes Klima erſchwert ſeine Erziehung. Er iſt etwas kleiner als ein Puter, und hat einen beweglichen Federbuſch auf dem Kopfe und einen langen Schweif. Der Pfauhahn ſieht am Kopfe, Halſe und am Anfange der Bruſt glänzend hellblau aus, auf dem Rücken weißgrau und ſchwarzgefleckt, und der Schwanz, beſonders wenn er ihn ausbreitet, iſt über alle Beſchreibung prächtig gezeichnet. Die Henne ſieht faſt ganz grau aus; doch weiß man einige wenige Beiſpiele von Hennen, die eben ſo geſchmückt waren, wie die Hähne. Es gibt auch ganz weiße und bunte Pfauen.

Ihre Nahrung beſteht in allerlei Sämereien und Inſekten. Unreinigkeit und ſtinkende Dünſte ſind ihnen ſehr zuwider. Des Nachts ſitzen ſie gern hoch, auf Bäumen oder Dächern. Ihr Geſchrei iſt unangenehm. Die Hähne fallen, beſonders zur Zeit der Paarung, zuweilen Menſchen an, fliegen ihnen ins Geſicht, und hacken und ſchlagen ſie. Wenn man eine ſtarke Zucht haben will, ſo gibt man einem Hahne fünf bis ſechs Hennen; ſonſt begnügt er ſich auch mit einer oder zwei. Doch behauptet man, daß ſo wenige Hennen, durch die allzuhäufige Begattung, wozu der Hahn ſie nöthigt, mehrentheils unfruchtbar würden. Das Neſt legt die Henne in einem Winkel oder unter einem Strauche auf der Erde an. Findet ſie Stroh oder Geniſte gerade an dem Orte: ſo bedient ſie ſich deſſelben; wo nicht, ſo legt ſie die Eier blos auf die Erde. Man pflegt ihr daher ſelbſt ein Neſt zu verfertigen. Der Hahn muß die ganze Zeit über, da ſie brütet, von ihr abgeſondert werden. Sie legt acht bis zwölf Eier, und brütet ſie in einem Monat aus. Die Jungen füttert man mit

Grütze, Semmel, gehackten Eiern und Gerſtenmehl, mit Wein angefeuchtet, bis ſie nach gerade Weizen- und Gerſtenkörner vertragen. Fliederblüthe und Brenn-neſſeln ſind ihnen tödtlich. Den ſchönen Schweif und Kopfputz bekommen ſie erſt im dritten Jahre. Im Herbſt verlieren ſie ihren Schmuck, und erhalten ihn erſt im Frühjahre wieder. Sie leben etliche zwanzig Jahre.

Der Nutzen, den man bei uns von dieſen Thieren zieht, iſt ſehr unbeträchtlich. Sie kommen wol zuweilen auf die Tafeln der Vornehmen, aber doch mehr zur Schau, als zum Genuß, denn ſie werden mehrentheils mit den Federn aufgetragen. Das Fleiſch der Jungen läßt ſich noch eher genießen, als das von den Alten. In Rom ſtanden die Pfauen zu der Zeit, als man eine Ehre darin ſuchte, theure, obgleich nicht ſchmackhafte, Gerichte vorſetzen zu können, in ungeheuren Preiſen. Man bezahlte einen mit mehr als hundert Thalern. Die Federn wendet man verſchiedentlich zu Kopfputz, Fächern, Fliegenwedeln und dergleichen an. In China wird unter andern ein ſtarker Handel damit getrieben.

Der Faſan. Phasianus colchicus.

In Hinſicht auf Schönheit nimmt der Faſan ſeinen Platz mit Recht neben dem Pfau ein. Er hat ſeinen Namen von dem Fluſſe Phaſis in Mingrelien (in Aſien, welches ſein eigentliches Vaterland iſt), daher man ihn auch Phaſan ſchreibt. Der gemeine iſt beinahe ſo groß, wie ein Haushahn, gehört auch zum Geſchlechte dieſes Geflügels, unterſcheidet ſich aber von demſelben durch eine kahle, blutrothe Warzenhaut an den Backen und einen langen, keilförmigen Schwanz. Die Hauptfarbe der Federn iſt bräunlich-gelblichroth, Kopf und Hals dunkelblau, ins Grüne ſpielend. Die Hennen ſind kleiner, und gelbbraun und ſchwarz geſprenkelt. In China lebt eine Gattung, die mit

noch reizenderm Gefieder prangt, als der gemeine. Von den goldgelben Federn auf dem Rücken hat man ihn Goldfaſan (ph. pictus) genannt. Der Kopf iſt mit einem gelben, rückwärts liegenden Federbuſche geziert, die Bruſt ſieht roth, der Hals grünlich aus; einige Schwungfedern ſind blau. An Geſtalt gleicht er dem gemeinen Faſan, iſt aber nur etwas größer, als eine Krähe. Auch der Silberfaſan (ph. nycthemerus), der oben weiß, mit einigen dunklern Strichen, und am Bauche violetfarbig gezeichnet iſt, ſtammt aus China. Beide können bei uns im Freien gezogen werden. Außerdem gibt es noch ganz weiße und verſchiedne andre Abänderungen.

Die Faſanen werden in warmen und gemäßigten Ländern gezogen, aber nicht wie Hausgeflügel (denn ſie können ohne einen gewiſſen Grad der Freiheit nicht leben), ſondern in eigentlich dazu angelegten Gärten oder Gehegen, welche man Faſanerien nennt. Und auch von hier entfliehen ſie oft, und pflanzen ſich in den freien Gebüſchen, wenn das Klima ihnen nicht entgegen iſt, leichter fort, als unter Aufſicht von Menſchen. Man findet daher in verſchiednen Ländern von Europa, z. B. in Böhmen, wilde Faſanen. Zuweilen entläßt man ſie mit Vorſatz ins Freie, hegt und ſchützt ſie aber dennoch, ſo viel man kann. Dies heißt eine wilde Faſanerie. Die Anlegung und Unterhaltung einer Faſanerie koſtet weit mehr, als ſie einbringt. Auch erfodert die Erziehung dieſer Vögel viel Erfahrung und Beobachtung, wenn ſie gelingen ſoll. Sie halten ſich gern in dicken Gebüſchen und in hohem Graſe auf, und nähren ſich von allerlei Körnern, Kräutern, Beeren, Inſekten und Würmern. Beſonders lieben ſie die ſogenannten Ameiſen-eier (eigentlich Ameiſenpuppen), die ihnen auch ſtatt einer Arznei dienen ſollen. Bäche und Quellen mit reinem Waſſer, deren Boden kieſigt iſt, ſind ihnen ebenfalls angenehm. Die Faſanerie muß viel Sonne und Wärme haben, ſonſt gedeihen ſie nicht. Man bauet ihnen

ihnen darin hin und wieder Körrungen oder breterne Häus-chen, wo ſie Schutz gegen üble Witterung finden.

Im März iſt ihre Begattungszeit, welche zwei Monate dauert. Bei dem Hahne erhebt ſich alsdann unter den Ohren ein kleiner Straus von goldgrünen Federn. Die Henne macht ihr Neſt auf der Erde unter einem Strauche, legt zwölf bis zwanzig Eier, und brütet ſie in vier und zwanzig Tagen aus; beſſer iſt es aber, ſie von einer gemeinen Henne oder von einer Truthenne ausbrüten zu laſſen. Die Wartung derſelben iſt von der Wartung der jungen Puter wenig verſchieden. Unter ihr Futter miſcht man jedesmal Ameiſen-eier. Saufen läßt man ſie in den erſten Tagen gar nicht, auch nicht im naſſen Graſe herum laufen. Man kann auch Baſtardfaſanen erhalten, wenn man Hühner mit Faſanen paaren läßt. Die Jungen, die von dieſer Paarung entſtehen, müſſen eben ſo ſorgfältig, wie die Faſanen ſelbſt, verpflegt werden. Alle drei Jahr ſchafft man die Alten ab. Sie ſollen überhaupt nur ſieben bis acht Jahr alt werden. Man kann ſie mäſten; ſie freſſen aber nicht freiwillig, und das Stopfen iſt ſehr ſchwer.

Zur beſſern Gewöhnung und zum Wohlbefinden der Faſanen trägt ein Rauch von allerlei wohlriechenden Dingen viel bei. Um die Körrungen herum legt man z. B. Gerſtenſtroh, und darauf Kampfer, Anis, gedörrtes Malz und Birkenrinde, und zündet es an. Ein ſolcher Rauch iſt für ſie außerordentlich angenehm und erquickend. So ſcheu ſie auch von Natur ſind: ſo laſſen ſie ſich doch durch öfteres Räuchern ziemlich kirre machen.

Die Krankheiten und deren Heilung haben ſie mit den Hühnern gemein. Wann ſie traurig werden, und man die Urſach davon nicht entdecken kann, ſo gibt man ihnen Kügelchen von feingeſtoßnen Senfkörnern mit Butter vermiſcht.

Man benutzt von den Faſanen das Fleiſch und die Eier. Beides hält man für das ſchmackhafteſte, was man von

von Vögeln genießen kann. Es iſt wegen des hohen Preiſes, wie leicht zu erachten, nur für reiche Herren. Die Federn, beſonders am Goldfaſan, dienen zum Putz.

Das Perlhuhn. Numida meleagris.

Dies iſt das letzte von dem größern Geflügel, welches auf Veranſtaltung des Menſchen ſich fortpflanzt, und zu dem Ende einer beſondern Aufſicht genießt. Erſt vor etlichen hundert Jahren wurde es aus Afrika nach Frankreich gebracht, und von da verbreitete es ſich auch in andre Länder Europens. An Geſtalt gleicht es einem Repphuhne, iſt aber noch etwas größer als ein gemeines Huhn. Der Kopf und der obere Theil des Halſes iſt kahl, wie bei dem Puter. Auf dem Scheitel ſteht ein etwas zurückgebogener, horn-artiger Auswuchs, und an den Seiten der untern Kinnlade hängen Fleiſchlappen herab. Die Farbe der Federn iſt aſchgrau, bald dunkler, bald heller, mit weißen rundlichen Flecken, wie Perlen. Die Flügel ſind kurz, daher es ſich mit Mühe von der Erde erhebt. Sein Geſchrei iſt ſcharf und durchdringend, und den Ohren ſehr beſchwerlich. Es iſt lebhaft, zänkiſch, voller Muth, und bezwingt Vögel, von denen es an Größe übertroffen wird. Jung läßt es ſich ſehr leicht zähmen, ſo daß es eben ſo zutraulich wird, wie ein gemeines Huhn. In der Lebensart hat es überhaupt mit den Haushühnern große Aehnlichkeit. Das Perlhuhn legt gewöhnlich acht bis zwölf Eier. In heißen Ländern ſoll es über hundert legen, wenn man ſie ihm nach und nach wegnimmt. Die Jungen, welche ungefähr in drei Wochen auskommen, ſind zärtlich und ſchwer zu erziehen. Man hält die Perlhühner auf Höfen unter gemeinen Hühnern, doch mehr der Seltenheit, als des vorzüglichen Nutzens wegen, wiewohl man Eier und Fleiſch ebenfalls als eine beſondre Delikateſſe rühmt.

Der

Der Trappe. Otis tarda.

Den Namen dieſes Vogels leitet man von ſeinem langſamen und ſchwerfälligen Gange her, welchen man mit dem Worte Trappen zu bezeichnen pflegt. Das Männchen iſt größer als eine Gans, hat einen Buſch auf dem Kopfe, den es aufrichten und niederlegen kann, und an den Backen einen weißen Federbart; die Federn am Kopfe und Halſe ſind aſchgrau, auf dem Rücken röthlich-gelb, und einige Streifen ſchwarz, am Bauche weißlich. Unter der Zunge findet ſich die Oeffnung zu einer Art von Taſche, die neben dem Schlunde weggeht, und ungefähr ſieben engliſche Nößel in ſich faßt. Man vermuthet, daß der Trappe ſie mit Waſſer anfülle, um im Nothfalle davon Gebrauch zu machen. Das Weibchen iſt kleiner und etwas anders gezeichnet. Er hält ſich in den gemäßigten Ländern von Europa, Aſien und Afrika auf, und zieht zur Herbſtzeit von uns in wärmere Gegenden; doch ſieht man ihn auch wol im Winter noch bisweilen zur Schneezeit. Eine kleinere Gattung, die man Zwergtrappe (ot. tetrax) nennt, wird vorzüglich in Frankreich angetroffen, und erreicht nur die Größe einer Ente.

Ungeachtet der Schwere ſeines Körpers kann er doch ziemlich gut fliegen, denn er macht im Winter meilenlange Reiſen in Einem Fluge. Gemeiniglich ſucht er ſich durch einen ſchnellen Lauf zu retten, wenn er verfolgt wird; jedoch bei dringender Gefahr erhebt er ſich, obwol nicht gar hoch über die Erde, und fliegt etliche tauſend Schritt weit. Er wird zwar mit Windhunden gehetzt, aber ſelten von ihnen ergriffen, weil er ſich ſeiner Flügel bedient, ſobald ſie ihm zu nahe ſind. Da er ſehr liſtig und ſchüchtern iſt, ſo pflegen die Jäger ſich und die Hunde auf einem Wagen zu verſtecken, und ſo unvermerkt ſich ihm zu nähern und ihn zu ſchießen. Auch ſoll er in dieſem Fall

zuwei-

zuweilen die Beute der Hunde werden, indem er nur erſt nach einigen Schwingungen ſich in die Luft erheben kann.

Die Begattung der Trappen fällt in die Faſtenzeit, da der Hahn ſehr ſtolz und aufgeblaſen um die Henne herumgeht, und, wie der Puter, mit dem Schwanze eine Art von Rad ſchlägt. Die Henne macht ihr Neſt in den Saatfeldern, oder vielmehr, ſie kratzt ein Loch in Form eines Neſtes in die bloße Erde, wo das Getraide ſchon etwas hoch ſteht, legt zwei bis drei grünlich = leberfarbne Eier von der Größe der Gänſe = eier hinein, und brütet ſie in einem Monat aus, welches gewöhnlich zu der Zeit trifft, wann die Getraide = art, worin ſie niſtete, zu reiſen anfängt. Wird ſie um dieſe Zeit von Menſchen oder Hunden aufgejagt, ſo ſucht ſie dieſelben dadurch vom Neſte abzulocken, daß ſie dieſelben ſich ſehr nahe kommen läßt, und ſie immer von einer Strecke zur andern mit der Hoffnung des Ergreifens täuſcht.

Dieſe Vögel halten ſich gerne truppweiſe zu dreißig bis vierzig Stück zuſammen, und wo ſie in ſolcher Menge hinkommen, thun ſie der Saat beträchtlichen Schaden. Denn ſie nähren ſich größtentheils von Körnern, freſſen aber auch, in Ermangelung derſelben, Kräuter und Gewürme. Man ſchießt und fängt ſie zu allen Zeiten. Sie gehören an den meiſten Orten zur hohen Jagd. Das Fleiſch der Jungen iſt ziemlich ſchmackhaft, von den Alten aber zähe. Die Federſpulen können wie Gänſefedern gebraucht werden.

Der Auerhahn, Tetrao vrogallus.

Lebt im nördlichen Europa und Aſien, und wird beinahe ſo groß wie ein kalekutſcher Hahn. Der Kopf iſt ſchwarz, Rücken und Hals auch ſchwarz, aber weiß geſprengt; Bruſt, Bauch und Schwanz ſind bläulich ſchwarz. Die etwas kleinere Henne iſt gelb, braun und ſchwarz gefleckt.

Die Zunge ſitzt bei den Vögeln vorn im Kropf nahe am Schnabel, und kann von da vermittelſt eines Nerven in den Schnabel geſchoben werden, ſo oft ſie dieſelbe brauchen. Da man ſie aber bei den geſchoſſenen nicht auf der gewöhnlichen Stelle fand, ſo glaubte man ehemals, die Auerhähne hätten gar keine Zunge.

Große Fichtenwälder ſind der liebſte Aufenthalt dieſer Vögel, wo ſie ſumpfigte oder quellreiche Plätze aufſuchen. Sie ſitzen auf hohen Bäumen, und nähren ſich von Fichten- und Tannenknoſpen, desgleichen von den Kätzchen der Haſeln, von allerlei Beeren und Inſekten. Im März paaren ſie ſich (oder nach der Jägerſprache, ſie falzen), und dann kommen ſie von den Bäumen herab. Der Hahn macht gar ſeltſame Bewegungen, iſt ganz außer ſich, und geht mit verſchloſſenen Augen um die Henne herum. Dieſe bauet ihr Neſt auf der Erde von Reiſern und Geniſte, legt ſechs bis zwölf braungelblich geſprenkelte Eier, ſo groß wie Hühner-eier, und brütet vier Wochen. Wann ſie der Nahrung wegen vom Neſte geht, bedeckt ſie die Eier mit Blättern. Die ausgekrochenen Jungen laufen ſehr ſchnell, zuweilen noch mit einem Theil der Schale; ſie freſſen Heidelbeeren, Gewürme, Fichtennadeln u. ſ. w.

Da ſie außerordentlich ſcheu ſind, ſo können ſie ſelten geſchoſſen werden, außer zur Falzzeit, wo ſie ſich unter den Bäumen herumtummeln, und (vorzüglich der Hahn) gleichſam weder hören noch ſehen. Das Fleiſch iſt trocken und ſchwärzlich, und muß erſt in Wein gebeizt werden, ehe man es genießen kann. Dennoch wird es, der Seltenheit wegen, für ein fürſtliches Eſſen gehalten.

Ihre Anzahl nimmt jetzt immer mehr ab, weil ſie den Nachſtellungen der Raubthiere und Raubvögel ſehr ausgeſetzt ſind. In Schleſien, Thüringen und Weſtphalen ſieht man ſie doch noch zuweilen.

Das Birkhuhn, Tetrao tetrix.

Der Hahn übertrifft an Größe ein Haushuhn; Hals, Bruſt und Rücken ſind bläulich ſchwarz, die Flügel grau und weiß mit gelben Flecken. Die Henne iſt nur halb ſo groß und grau geſprenkelt. An dieſer und der folgenden Gattung ſind die Beine bis an die Zehen herunter mit Federn beſetzt. Das Birkhuhn lebt in den nördlichen bergigten Gegenden, beſonders in England, Schottland, Schweden, Norwegen und der Schweiz; in Deutſchland findet es ſich ſehr ſelten. Es wählt Birken- und Ellernbrüche zum Aufenthalt, und nährt ſich von den Knoſpen der Birken und Fichten, von allerlei Beeren und auch von Getraidekörnern. In der Lebensart und den Sitten gleicht es dem Auerhahn. Im April iſt die Falzzeit dieſer Vögel, wo die Hähne heftig mit einander kämpfen. Die Hühner machen ihr Neſt in dem kleinen Gebüſch der Birkenwälder auf der Erde, legen vier bis zehn Eier, und brüten ſie in vier Wochen aus. Sie ſind noch ſchwerer zu berücken, als die Auerhähne. Man pflegt ſie zur Falzzeit mit einem ausgeſtopften oder nachgebildeten Birkhahn zu locken und ſo zu fangen. Wenn ihr Fleiſch vor der Zubereitung geklopft wird, bekommt es einen zarten Geſchmack.

Das Haſelhuhn, Tetrao bonasia.

Man findet dies Geflügel in dem mittlern Europa, und unter andern häufig in Böhmen, Schleſien, Franken; am zahlreichſten aber in Norwegen und Lappland. Es iſt faſt um die Hälfte größer als ein Repphuhn; die Farbe der Federn beſteht aus einem Gemiſch von Aſchgrau, Schwarz, Braun und Weiß. Der Hahn hat an der roſtfarbigen Bruſt einen ſchwarzen Fleck, welcher den Weibchen fehlt.

Das weiße Haſelhuhn (tetr. albus), welches auch in Pommern und in der Schweiz angetroffen wird, und das

Schnee-

Schneehuhn (tetr. lagopus), das ſich auf den kalten Gebirgſpitzen im ſüdlichen Europa aufhält, ſind zwei verſchiedne Gattungen dieſes Geſchlechts, und werden ihres angenehmen Geſchmacks wegen ſehr geſchätzt. In Stockholm verkauft man letztere zu tauſenden auf dem Markte, und verſendet ſie in Fäſſern.

Die Nahrung des gemeinen Haſelhuhns beſteht vornämlich in den Kätzchen der Haſelſtauden und Birken, in allerlei Waldbeeren, Kräutern u. ſ. w. Die Henne legt acht bis zwölf Eier, und brütet ſie in drei Wochen aus. Alles Uebrige haben dieſe Vögel größtentheils mit den Birkhühnern gemein.

Das Repphuhn, Tetrao perdix.

An Geſtalt kommt das Repphuhn der Wachtel am nächſten, es iſt aber mehr als noch einmal ſo groß. Die Federn ſind aſchgrau, braun und roth geſprengt, und vorn an der Bruſt ſieht man einen röthlichen Fleck. In gemäßigten Ländern, z. B. in Deutſchland, wird es ſehr häufig gefunden, und es hält ſich ſowol in Gebüſchen, als im freien Felde auf, daher man es auch Feldhuhn nennt. Die Nahrung beſteht in Saamenkörnern, Kräutern und Gewürmen; im Winter ſcharrt es die Saat, den Braunkohl ꝛc. aus dem tiefen Schnee hervor. Im März paaren ſie ſich, machen dann ihre Neſter in den Fußtritt eines Ochſen, Pferdes, oder in einer natürlichen Vertiefung. Sie legen f nfzehn bis zwanzig Eier, beinahe wie Tauben-eier, und brüten drei Wochen. Eine ſolche junge Brut hält ſich zuſammen, und heißt ein Volk. Sie entfernen ſich nicht weit von dem Reviere, wo ſie geboren ſind.

Man kann die Repphühner zwar zahm machen, aber ſie paaren ſich dann ſelten, legen ſelten Eier, und brüten ſie nie aus. Jedoch laſſen ſie ſich gewöhnen wie ande-

anderes Geflügel, z. B. Gänſe und Enten, des Abends auf den Hof zurückzukommen, wann ſie des Morgens nach Nahrung ins Feld gegangen ſind. Nur zur Brütezeit entfernen ſie ſich ins Gehölz, bis die Jungen groß genug ſind, ihnen zu folgen; alsdann bringen ſie auch dieſe mit. Auf die Weiſe ſollen die Einwohner der Inſel Scio eine ſehr große Menge Repphühner halten. Auch kann man die Eier derſelben den Haushühnern unterlegen, ſo bekommt man ebenfalls eine zahme Zucht, die ſich nie vom Hofe entfernt, aber ſie pflanzt ſich nicht weiter fort. Die Jungen werden mit Brodkrumen und harten Eiern aufgefüttert. Vor allen andern aber müſſen ſie Ameiſen-eier und immer friſches Waſſer haben. Das Fleiſch iſt bekanntlich von vortrefflichem Geſchmack, ſaftig, ohne ſehr fett zu ſein, und die Federn können auch benutzt werden.

Die Wachtel, Tetrao coturnix.

Dieſer bekannte Vogel iſt überall auf der Erde verbreitet. Er kommt im Mai aus Afrika und andern wärmern Ländern zu uns, und kehrt im Auguſt und September wieder dahin zurück. Nicht ſowohl die Kälte — denn man trifft ihn ſogar in Lappland an — als vielmehr Mangel an Nahrung zwingt ihn zu dieſer Reiſe. Sobald ſie hier ſind, fangen ſie an ſich zu paaren. Ein Männchen hat mehrere Weibchen. Dieſe ſcharren auf einem Getraidefelde ein Loch in die Erde, futtern es mit Gras und Blättern aus, und legen zehn bis vierzehn grünlichweiße und braun gefleckte Eier hinein. Nach drei Wochen kommen die Jungen aus, die ſo ſchnell wachſen, daß ſie im Auguſt ſchon mit den Alten fortziehen können. Sie nähren ſich größtentheils vom Getraide, freſſen doch aber auch Beeren und Inſekten. Des Morgens und Abends ſind ſie am lebhafteſten, den Tag über liegen

gen ſie, beſonders wenn es ſehr heiß iſt, im dickſten Graſe ohne Bewegung ſtill. Ihre Reiſen ſollen ſie nur des Nachts anſtellen, und zwar in ungeheuren Zügen. Man bemerkt auch des Abends an den im Käfig eingeſperrten um dieſe Zeit die meiſte Unruhe. Ueber das Meer ſetzen ſie mit Hülfe eines günſtigen Windes, da ſie ſonſt einen ſo weiten Weg aus eignen Kräften nicht würden endigen können. Indeſſen kommen doch auch viele dabei ums Leben.

In der Gefangenſchaft pflanzen ſich die Wachteln ſo wenig wie die Repphühner fort. Man hält die Männchen in dunkeln Käfigen um ihres Schlages willen. In China und Italien läßt man ſie wie die Haushähne mit einander kämpfen, denn ſie ſind ſehr zänkiſch und ſtreitſüchtig. Man ſtellt nämlich zwei Männchen auf einen Tiſch gegen einander über, und ſtreuet in der Mitte Hirſe hin, ſo fahren ſie gleich auf einander los. Dabei werden eben ſolche Wetten angeſtellt, wie bei den Hahnengefechten in England.

Die Wachteln laſſen ſich leichter ſchießen und fangen, als die Repphühner. Man bedient ſich dazu eines abgerichteten Wachtelhundes, oder einer Lockpfeife. Sie werden ſehr fett. Auf den Genuß derſelben erfolgen zuweilen Uebelkeiten, Erbrechen und andre ſchlimme Zufälle, welches daher rührt, weil dieſe Vögel oft den Saamen verdächtiger Gewächſe, z. B. von der Trespe und Nieswurz, freſſen. Ihr Alter erſtreckt ſich etwa auf fünf Jahre.

Die Lerche, Alauda.

Obgleich die Lerche eigentlich zu den Singevögeln gehört, ſo glauben wir doch, ſie hier eher unter die nutzbaren Vögel ſetzen zu können. Außer der Ackerlerche (Feldlerche, Sanglerche, al. aruensis), die ſingend langſam in die Höhe ſteigt, und dann plötzlich wieder herunterfällt, kennt man noch die Wieſenlerche (al. pratensis), welche auf den

den Wieſen ſitzend ihre Stimme hören läßt. Dieſe iſt oben ſchwärzlich braun und unten gelblich weiß mit ſchwarzen Flecken, auch kleiner als die Ackerlerche; hingegen die Haubenlerche (al. cristata), mit einem Federbuſch auf dem Kopf, den ſie willkührlich aufheben und niederlegen kann, iſt größer als jene beiden. Noch andre Gattungen ſind: die Baumlerche (al. arborea), und die Haidelerche oder Pieplerche (al. trivialis), welche von ihrem gewöhnlichen Aufenthalt ſo benennt ſind. Auch gibt es weiße, ſchwarze und mehrere in Geſtalt und Farbe verſchiedne Abänderungen. Sie ſind über den größten Theil des Erdbodens verbreitet.

Unter allen dieſen Gattungen iſt die Ackerlerche die bekannteſte und nützlichſte; ſie übertrifft jene an Schönheit des Geſanges und an Wohlgeſchmack. Man ſieht ſie blos auf Saatfeldern und Wieſen, nie auf Bäumen oder in Gehölzen; ausgenommen da, wo große leere Plätze in Wäldern ſind. Um Michaelis ziehen ſie in großen Schaaren in wärmere Länder, kommen aber ſchon im März zurück. Viele bleiben auch den Winter über bei uns, und zwar, wie man glaubt, größtentheils nur die Spätlinge, oder die von der letzten Brut. Sie paaren ſich ſehr zeitig im Frühlinge, machen ihr Neſt in den beſäeten Feldern, und bringen drei bis fünf Junge. Im Julius brüten ſie zum zweitenmale. Die Jungen ätzen ſie mit Würmern und Ameiſen-eiern, welche nebſt Saamenkörnern und Getraide auch die Nahrung der Alten ſind. Vom häufigen Genuß des Hanfs ſollen die Federn ſchwarz werden. Sie baden ſich, wie Wachteln und Hühner, gern im Sande, um das Ungeziefer los zu werden. Man kann ſie leicht fangen und kirre machen, auch lernen ſie die Stimmen anderer Vögel und fremde Melodien in kurzer Zeit. Wegen der geraden und langen Hinterzehe können ſie ſich auf keinen Zweig, alſo auch nicht auf Queerhölzer im Käfig ſetzen. Sie leben zehn Jahre und länger.

Da ſie nach der Ernte ſehr fett werden und ihr Fleiſch einen außerordentlichen zarten Geſchmack hat, ſo ſtellt man ihnen um die Zeit häufig nach. Am gewöhnlichſten fängt man ſie des Abends im Dunkeln mit Netzen, welche Art des Fangens das Lerchenſtreichen heißt. In fruchtbaren Gegenden, die reich an den feinern Getraideſorten ſind, werden ſie in erſtaunlicher Menge und von beſondrer Güte angetroffen. Die Leipziger Lerchen ſind deshalb weit und breit berühmt. Man hat daſelbſt ſchon in einem Monat faſt eine halbe Million gefangen, wovon verſchiedene drei bis vier Loth ſchwer geweſen ſind. Sonderbar iſt es aber, daß man oft in der einen Nacht lauter fette, und in der folgenden lauter magre bekommt. — Der Gewinn von einem ſolchen Fange iſt nicht unbeträchtlich, denn das Schock wird in großen Städten mit einem Reichsthaler bezahlt. Auch werden die Reviere, wo das Leichenſtreichen Statt findet, um namhafte Summen verpachtet. Deſto unverantwortlicher iſt es, wenn dieſe nützlichen Vögel im Winter, oder zur Heckezeit, von muthwilligen Knaben weggefangen werden.

Der Krammetsvogel, Turdus.

Zu dieſem Geſchlechte, welches den Namen **Droſſel** führt, gehören etliche zwanzig Gattungen, in deren genauern Beſchreibung die Naturforſcher oft von einander abweichen. Wir bemerken nur einige der bekannteſten.

Die Miſteldroſſel (Turdus viscivorus) [Schnarre], die größte in Deutſchland, beinahe von der Größe einer Taube, mit röthlich-braunem Rücken, weißgefleckten Halſe und gelblichem Schnabel. Sie findet ſich in den meiſten Ländern der ſogenannten alten Welt, und nährt ſich hauptſächlich von Miſtelbeeren, deren Saamen ſie ausſtreuet, und dadurch dies Gewächs vermehrt. Im Frühjahr ſingt ſie ſehr ſchön, bauet ihr Neſt von Moos und

Lehm an den Aeſten der Bäume und legt fünf bis ſechs Eier. Sie ſoll des Jahrs zweimal brüten. Man kann ſie ſehr kirre machen und lange erhalten.

Die Weindroſſel (Turdus iliacus) [auch Droſſel ſchlechtweg], mit braunem Oberleibe, und gelbweißem dunkelbraun geſlecktem Unterleibe. Sie thut, beſonders in Frankreich, in den Weinbergen großen Schaden, indem die Weinbeeren ihre liebſte Nahrung ſind. Von ihrer Stimme: Zip, Zip, hat ſie auch den Namen Zippe erhalten.

Die Singdroſſel (Turdus musicus), deren innere Deckfedern blaß-orangegelb ſind, gleicht übrigens der Miſteldroſſel, nur daß ſie viel kleiner iſt. Sie erfüllt des Abends die ganze Gegend umher mit ihrem Geſange, bis es finſter wird, und übertrifft an Anmuth der Stimme die meiſten andern inländiſchen Vögel, außer der Nachtigall.

Die Schwarzdroſſel (Turdus merula), oder Amſel. Das Männchen iſt ſchwarz, und hat einen gelben Schnabel; das Weibchen ſchwarzbraun, an der Bruſt etwas röthlich. Sie lebt einſam, tief in Wäldern, bauet ihr Neſt auf Bäumen, auch unter Dornenſträuchern von Moos, Zweigen und Wurzelfaſern, überzieht es mit Lehm, und futtert es dann mit Wolle oder Haaren aus. Der helle pfeifende Ton, beſonders der Männchen, klingt ſehr angenehm. Im Käfig lernen ſie leicht Melodien. Man futtert ſie mit Beeren, Gewürmen und Fleiſch.

Die Rohrdroſſel (Turdus arundinaceus), oben ſchwärzlichbraun, unten gelblichweiß, hält ſich im Rohre auf, und klettert an den Halmen auf und ab, wie der Specht an den Bäumen. Sie bauet ihr Neſt zwiſchen drei Schilfhalmen, die ſie zuſammenwebt, und das Männchen ſingt beſtändig bis in die Nacht, während der Zeit das Weibchen brütet.

Die Haubendroſſel (Ambelis garrulus), [Seidenſchwanz, Pfeffervogel, Sterbevogel], gehört zwar zu einem beſondern Geſchlecht, iſt aber doch den Droſſeln in vielen

Stücken ähnlich. Sie hat auf dem Kopf einen kleinen Federbuſch, und ſieht an dieſem Theil und dem Halſe röthlich, am Leibe braun und grau aus; die Flügel ſind ſchwarz, am Rande gelb, der Schwanz iſt aſchgrau und ebenfalls ſchwarz und gelb geſtreift. Im Herbſt kommt ſie aus den nördlichen Gegenden zu uns, geht den Wacholder- und Eibiſchbeeren nach, und wird auf dieſen Zügen gefangen. Das Fleiſch iſt eßbar.

Der gemeine **Krammetsvogel** (Ziemer, Turdus pilaris) iſt etwas größer als ein Staar; Hals, Rücken und Hinterleib ſieht bräunlich geſprengt aus, Kopf und Schwanz etwas dunkler, Bruſt und Bauch ſchmutzigweiß und roth und ſchwarz, zuweilen auch gelblich getüpfelt. Alle dieſe inländiſche Gattungen ſind Zug- und Strichvögel. Ihre vornehmſte Nahrung ſind Beeren, insbeſondre Wacholderbeeren und Eberäſchenbeeren, denen ſie auf ihren Zügen nachgehen. Das Fleiſch derſelben hat einen angenehmen Geſchmack, daher werden ſie häufig gefangen und gegeſſen, und in unſern Gegenden vorzüglich dieſe letztere Gattung.

Die Krammetsvögel ſollen bei uns ſelten, in Rußland aber und andern nördlichen Ländern gewöhnlich brüten, und von da im Herbſt zu uns kommen. Einige bleiben bis im März hier, wenn der Winter nicht zu ſtrenge iſt, und wenn ſie Nahrung finden; die meiſten aber verweilen nur etliche Wochen. Von uns ziehen ſie dann weiter nach Frankreich, Italien, Griechenland und der Türkei, worauf ſie endlich in ihre Heimat, in das nördliche Europa, zurückkehren, um da durch ihre Brut den Verluſt zu erſetzen, den ſie durch die Nachſtellungen der Menſchen unterweges erlitten haben. Dieſe Wanderungen ſtellen ſie alle Jahr an.

Da dieſe Vögel ihres delikaten Geſchmacks wegen gut bezahlt werden, ſo würde es immer der Mühe lohnen, auf dürren Haideplätzen viel Wacholdern anzupflanzen. Sie freſſen die Beeren derſelben nicht nur am liebſten, ſondern bekommen auch gerade von dieſen den angenehmſten Geſchmack.

ſchmack. Schaden thun ſie weiter gar nicht, und ihr Fang koſtet eben nicht ſonderliche Mühe. Man fängt ſie in Dohnen oder Schlingen von Pferdehaaren, noch beſſer aber auf einem ordentlichen Vogelheerd. Wenn alles recht darnach eingerichtet wird, ſo bringt eine ſolche Anlage noch mehr Vortheil, als das Lerchenſtreichen. Die Römer hielten ſie ehemals in eigenen Vogelhäuſern, und mäſteten ſie. Sie werden zwar ziemlich zahm, pflanzen ſich aber in der Gefangenſchaft nicht fort. In einer Kammer unter aufgeſtellten Tannenſträuchern befinden ſie ſich recht wohl, und laſſen ihre natürliche ſchöne Stimme hören. Man futtert ſie mit Hanfſaamen und Brodtkrumen.

Der Ortolan, Emberiza hortulana.

Auch dieſer Vogel iſt als ein Leckerbiſſen auf den Tafeln der Reichen bekannt. Zu ſeinen Verwandten, welche alle den gemeinſchaftlichen Namen **Ammer** führen, und ebenfalls eßbar ſind, zählt man die **Schnee-ammer** (Emberiza nivalis), die **Gold-ammer** (Emberiza citrinella), die **Rohr-ammer** (Emberiza schoeniclus), und die **graue Ammer** (Emberiza miliaria).

Die **Schnee-ammer** wohnt im äußerſten Norden, iſt ſchwarz und weiß gezeichnet, wird aber im Winter faſt ganz weiß. Sie kommt auf ihren Zügen auch oft nach Deutſchland. An Größe iſt ſie ungefähr einem Sperling gleich.

Die **Gold-ammer** (der Emmerling) mit hochgelbem Bauch und Kopf und graugeblichem Rücken. Die Bruſt iſt braun, grün und gelb gemiſcht, die Schwanzfedern ſind ſchwärzlich mit einigen weißen Flecken. Sie niſtet auf Wieſen unter einer Erdſcholle, und brütet im März oder April, und zum zweitenmal im September. Den Sommer über frißt ſie Raupen und andre Inſekten, im Winter kommt ſie mit den Sperlingen auf die Höfe und in die Scheunen.

Die Rohr = ammer (der Rohrſperling) macht ein künſtliches Neſt zwiſchen Schilfhalmen, und hält ſich auch da mehrentheils auf. Der Kopf ſieht ſchwarz aus, der Leib grau und ſchwarz, die Schwanzſpitzen ſind weiß. Sie ſchlägt den Schwanz immer auf und nieder, noch lebhafter als die Bachſtelze. Im Winter verbergen ſich dieſe Vögel unten im Rohr, und nähren ſich vom Saamen deſſelben, von Inſekten, deren Puppen und Eiern. Sie ſingen im Sommer, beſonders des Abends, ſehr angenehm; wann ſich aber ein Menſch oder ein Thier ihrem Aufenthalt nähert, ſo lermen und ſchreien ſie gewaltig, mit einem Ton, der dem Geſchrei der Sperlinge ähnlich iſt, daher das Sprüchwort: Er ſchimpft, wie ein Rohrſperling.

Die graue Ammer (Emberiza miliaria) hat dieſen Namen von der Grundfarbe ihres Gefieders. Sie iſt dabei über den ganzen Leib mit kleinen ſchwarzen Punkten, wie mit Hirſekörnern beſtreuet, und heißt deshalb auch Hirſenammer.

Ein ausländiſcher, hieher gehöriger Vogel, wird die Wittwe (Emberiza paradisaea) genannt, weil die Zeichnung deſſelben einige Aehnlichkeit mit der Trauerkleidung einer Frauensperſon hat. Der Kopf iſt ſchwarz und weiß geſtreift, der Oberleib ſchwarz, die Bruſt braun, die Schwanzfedern ſind von erſtaunlicher Länge. Er wird der Seltenheit wegen zuweilen aus Afrika zu uns gebracht. Man hat ihm auch den Namen Paradies = ammer gegeben.

Der Ortolan (Garten=ammer, Fett=ammer, Kornfink), deſſen Bruſt und Bauch weißgelblich und braun gefleckt, Hals, Rücken und Flügel grünlich oder gelbbraun ſind, hält ſich in den wärmern Gegenden von Europa und Aſien auf, und gehört zu den Zugvögeln. In der Farbe ändert er ſehr ab; jedoch die Schwungfedern, wovon die drei vorderſten eine weiße Spitze haben, und die Schwanzfedern ſind beſtändig ſchwarz. Man trifft ihn häufig in

Gärten,

Gärten — daher der Name Ortolan (hortulana) — in Weinbergen und auf beſäeten Feldern an. Er liebt vorzüglich Hirſe und Heidekorn, und wird davon außerordentlich fett. Gewöhnlich kommen dieſe Vögel mit oder kurz nach den Schwalben an. Sie bauen ihr Neſt auf Zäunen und Geſträuchen, auch wol auf der Erde ganz nachläſſig, und legen 4 bis 5 Eier. Mehrentheils brüten ſie zweimal im Jahr, in Deutſchland aber nicht, wo ſie überhaupt ſeltner, als in den mehr ſüdlichen Ländern Europens ſind. Der Fang derſelben geſchieht am beſten durch Lockvögel auf einem Vogelheerd, im Julius und im Anfange des Auguſts, ſpäterhin ziehen ſie fort. Man mäſtet ſie an verſchiedenen Orten mit Hafer und Hirſe, und ſetzt ſie zu dem Ende in ein völlig dunkles Zimmer, welches bei Tage und bei Nacht durch einen ſchwachen Lampenſchein nur ſo viel Licht erhält, als ſie brauchen, um das Futter finden zu können. Hier legen ſie in Kurzem ſo viel Fett an, daß ſie zuweilen daran erſticken. Ein ſo gemäſteter Ortolan wird in Deutſchland mit 4 bis 8 Groſchen, und in Schweden gar manchmal mit einem Ducaten bezahlt. Auf der Inſel Cypern werden unſtreitig die meiſten gefangen, und da ſind auch dieſe Vögel ein wirklicher Handlungszweig geworden. Um ſie aufbewahren zu können, ſchneidet man ihnen dort Kopf und Füße ab, läßt den ausgeweideten Leib in heiſſem Waſſer leicht aufwallen, und legt ihn dann mit Gewürz in Eſſig. So ſollen ſie ſich ein ganzes Jahr halten. Man packt ſie auf die Weiſe in Fäßchen, und verſendet ſie nach England, Holland und Frankreich. Es hat Jahre gegeben, wo vierhundert ſolche Fäßchen, jedes mit drei bis vierhundert Stück angefüllt, von dieſer Inſel ausgeführt werden konnten.

Man pflegt aber auch die Ortolane des Geſanges wegen im Käfig zu halten. Sie ſingen beinahe Tag und Nacht.

Der Staar, *Sturnus.*

Von den ſechszehn Gattungen dieſes Geſchlechts gedenken wir hier außer dem **gemeinen** (Sturnus vulgaris) noch des **Waſſerſtaars** (Sturnus cinclus), der ſich von Waſſer-inſekten nährt, und zu dem Ende geſchickt untertaucht. Er iſt oben ſchwarz, unten roſtbraun, die Bruſt weiß.

Der gemeine Staar (die Sprehe) hat einen gelblichen Schnabel, eine ſchwärzliche, verſchieden ſpielende Grundfarbe, und über den ganzen Leib kleine weiße Flekken. Doch ändern ſich dieſe Farben auch etwas nach der Jahreszeit. Er iſt ein Zugvogel, kommt im März bei uns an, niſtet in hohlen Bäumen, und brütet zweimal. Das erſtemal hat er fünf bis ſieben, das zweitemal drei bis fünf Junge. Inſekten und Gewürme ſind ſeine vornehmſte Nahrung, er frißt aber auch Getraide, Sämereien, Beeren, Kirſchen u. ſ. w. Der Inſekten wegen hält er ſich gern unter Viehheerden auf, und ſetzt ſich wol den Schaafen auf den Rücken, um die Täken abzuſuchen. Einige meinen zwar, daß die Staare auch Aas verzehren; aber es iſt wahrſcheinlicher, daß ſie nur nach den darin ausgebrüteten Würmern gehen. Im Herbſt ſchwärmen ſie in großen Schaaren herum, laſſen ſich des Abends zu tauſenden im Schilfrohr nieder, und treiben bis in die Nacht ein unaufhörliches Geſchwätz. Hier ſind ſie leicht zu fangen. Gegen den Winter ziehen ſie größtentheils nach Aegypten.

Der Staar iſt ein muntres, drolliges Thierchen, und wird theils deshalb, theils wegen ſeiner Gelehrigkeit, in Stuben und Käfigen gehalten. Wann ihm die Zunge gelöſet iſt, lernt er fremde Stimmen nachahmen und Worte ſprechen. Weil er aber ſo lebhaft und flüchtig iſt, vergißt er das Gelernte auch leicht wieder, und man muß es ihm daher oft von neuem vorſagen. Beſonders ſoll dies zur Zeit des Mauſerns geſchehen. Die Geſelligkeit

ligkeit liebt dieſer Vogel ſehr, und er hält ſich, wenn er nicht ſeines Gleichen findet, zu Tauben, Sperlingen und andern Vögeln, die auch in Schaaren beiſammen zu ſeyn pflegen. Sie fliegen in gedrängten Haufen; darauf gründet ſich eine Liſt der Vogelſteller, die etlichen gefangenen Staaren lange, mit Vogelleim beſtrichene, Faden an die Beine binden, und ſie fliegen laſſen. Sobald dieſe unter den Haufen der übrigen kommen, werden mehrere, vermittelſt der Faden, feſtgehalten und fallen dann, indem ſie ſich frei machen wollen, auf die Erde herab.

Durch Vertilgung der Inſekten, vorzüglich der Heuſchrecken, ſtiften dieſe Vögel großen Nutzen. Getraide und andere Früchte freſſen ſie nicht leicht eher, als bis es ihnen an jener Nahrung mangelt. Das Fleiſch der Jungen ißt man gern.

Der Kranich, Ardea grus.

Dieſer und die drei folgenden Vögel haben einen ſehr langen Hals, lange Beine und einen langen geraden Schnabel. Der Kranich iſt unter ihnen der größte. Seine Höhe, wenn er mit aufgerichtetem Kopfe ſteht, beträgt beinahe viertehalb Fuß. Der Körper ſelbſt, Hals und Beine abgerechnet, hat ziemlich den Umfang eines Truthahns, iſt aber länglicher geformt. Die Hauptfarbe des Leibes iſt aſchgrau, der obere Theil des Kopfs und die Schwungfedern ſehen ſchwarz aus; am nackten Hinterkopfe befindet ſich eine warzige Haut. Er gehört zu den Zugvögeln, kommt im Frühjahr bei uns an, niſtet in bruchigten Gegenden, und legt zwei dunkelgraue mit hellbraunen Flecken gewölkte Eier, ſo groß wie Schwanen = eier. Die Nahrung dieſer Vögel beſteht in Saatkörnern, Inſekten, Muſcheln und einigen Gattungen von Amphibien. Im Herbſt ziehen ſie wieder fort, größtentheils nach Afrika. Hier ſollen ſie an einigen Orten in unermeßlichen Schaaren ſich nieder-

verlaſſen und die beſäeten Aecker verwüſten; ſo, daß die Einwohner mit ihren Kindern faſt beſtändig gegen ſie zu Felde liegen müſſen. Dies hat vermuthlich zu der alten Fabel von dem Kriege der Pygmäen gegen die Kraniche Anlaß gegeben. Ihre Stimme iſt ſtark und durchdringend, doch nicht unangenehm; von ferne aber, wann ſie in der Luft ſchweben, klingt ihr Geſchrei oft fürchterlich. Sie fliegen ſo hoch, wie die wilden Gänſe, und ſind ſelten mit der Flinte zu erreichen. Auch kann man ſie ſonſt wegen ihrer Wachſamkeit ſchwer hintergehen, denn ſie ſchlafen nur auf Einem Fuße ruhend, und erwachen bei dem geringſten Geräuſch. Ob ſie gleich die Geſelligkeit lieben, ſo ſind ſie doch ſehr zänkiſch. Zuweilen treiben ſie allerlei Muthwillen, machen poſſierliche Sprünge, werfen mit den Klauen Steine in die Höhe u. ſ. w. In Pohlen richtet man ſie jung zum Tanzen und zu andern Künſten ab, und läßt ſie für Geld ſehen. Eben daſelbſt mäſtet man die Jungen, und ſpeiſet ſie, welches auch die Tatarn thun. Das Fleiſch der Alten iſt nicht zu genießen. Dieſe ſchießt man, weil ſie an den Saaten großen Schaden thun. Die Federn derſelben werden zum Putz gebraucht, beſonders von den Tatarn. Die Flügelfedern dienen zum Schreiben.

Der Storch, Ardea ciconia.

An Größe gleicht er einer halbjährigen Gans; die langen Beine und der lange Hals geben ihm aber ein weit größeres Anſehen. Die Farbe deſſelben iſt weiß, nur die Schwungfedern und die Kreiſe um die Augen ſind ſchwarz, und Füße und Schnabel roth. Mit dem Schnabel macht er öfters des Nachts, oder auch, wann er beunruhigt wird, ein Geklapper, daher der Name Klapperſtorch. Es gibt auch ſchwarze und dunkelbraune Störche, die jedoch mehr in nördlichen Ländern als bei uns angetroffen werden.

werden. Sie ſind kleiner als die weißen, ſonſt aber in der Lebensart ihnen ähnlich.

Der gemeine Storch kommt im Frühjahr hier an, bauet auf alten Mauern, Dächern, Schornſteinen und hohen Baumſtämmen ein großes Neſt von dürren in einander geflochtnen Zweigen, ſchleppt Leinwand, Garn und andre weiche Materialien, deren er habhaft werden kann, hinein, und legt drei bis vier weiße Eier. Wann die Jungen flügge geworden ſind, führt er ſie aus, und lehrt ſie fliegen, indem er mit ihnen in der Nähe des Neſtes ſtundenlang im Kreiſe umher fliegt. So wie eins matt wird und ſinken will, hebt er es auf ſeinem Rücken wieder in die Höhe. — Da man ihn nicht nur für nützlich hält, ſondern auch an mehrern Orten eine gewiſſe abergläubiſche Ehrfurcht für ihn hat: ſo ladet man ihn wol zum Anbau ein, indem man ein altes Wagenrad auf das Dach legt, welches zur Grundlage des Neſtes dient. Auch futtert man ihn, wenn er etwas zu früh ankommt. Allein ſeit einiger Zeit fängt man hin und wieder an, ihn als einen ſchädlichen Raubvogel zu verfolgen, und das mit Recht. Denn er frißt zwar Schlangen, Fröſche und anderes Ungeziefer, welches man ſonſt für ſeine einzige Nahrung hielt; aber auch junges Federvieh, Repphühner, Schnepfen, Lerchen, Wachteln und ihre Eier. Er geht dem Fiſchlaich und den Fiſchen begierig nach, und fängt die auf den Blumen ſitzenden Bienen ſehr geſchickt weg. Kröten ſoll er nicht anrühren und von den Schlangen nur die unſchädlichen, und auch dieſe nur im Nothfalle, verzehren.

Ehe ſie im September ihre Reiſe nach Afrika und Aegypten anſtellen, verſammlen ſie ſich zu hunderten auf einem freien Platz, und ziehen ſodann in Geſellſchaft fort. Einige wollen ſogar bei dieſer Verſammlung eine Art von Muſterung beobachtet haben, und verſichern, daß die Lahmen und Unvermögenden von den Anführern getödtet würden, weil ſie doch die Reiſe nicht mitmachen könnten. Die

zahmen,

zahmen, die man in Gärten unterhält, vertragen unſer Klima auch den Winter recht gut. Aber zur Zeit der allgemeinen Wanderung muß man ſie wohl verwahren, ſonſt fliegen ſie doch mit auf.

Das Fleiſch derſelben ſchmeckt ſchlecht und iſt ungeſund.

Der graue Reiher. Ardea cinerea.

Man kennt gegen achtzig Gattungen von Reihern, welche in den Sitten und der Lebensart mit einander übereinkommen; die wenigſten aber ſind einheimiſch. Der Pfauenreiher (Königsvogel [ardea pauonia] in Afrika hat einen ſchönen röthlichgelben Buſch auf dem Kopf und rothe Kehllappen nach Art der Hühner. Der weiße Reiher (Aigrette, ardea garzetta) in Perſien und Oſtindien, iſt berühmt wegen der Federn, welche die Morgenländer ſo theuer bezahlen, und auf dem Turban tragen. Der bunte Reiher (Nacht-rabe, Quak-reiher,) [ardea nycticorax], von der Größe einer Ente, mit weißer Bruſt, gelblichem Bauch, ſchwarzgrauem Rücken und aſchfarbnen Flügeln und Schwanz, gehört zu den inländiſchen. Er läßt des Abends und des Nachts eine große quakende Stimme hören, welche ſchönes Wetter verkündigen ſoll.

Der bei uns gemeinſte und bekannteſte, der jedoch auch faſt überall auf der Erde angetroffen wird, iſt der graue Reiher. Er hat ziemlich die Größe des Kranichs; der Rücken ſieht bläulich, der Bauch weiß aus, an der Bruſt ſind längliche, ſchwarze Flecken. Bei dem Männchen hängen etliche ſchwarzblaue lange Federn vom Kopf in den Nacken herunter. Der Hinterkopf iſt ſchwärz und glatt. Er hält ſich an Seen und Flüſſen auf, bauet in der Nähe derſelben auf hohen Bäumen, oft in Geſellſchaft mit mehrern, ſein Neſt, und legt vier weiße mit grauen

Flecken gezeichnete Eier. Man ſieht ſie in fiſchreichen Gegenden in erſtaunlicher Menge. Die Bäume, worauf ſie niſten, verdorren oft von ihrem ſcharfen, ätzenden Auswurf. Sie nähren ſich von Fröſchen, Muſcheln und Waſſer-inſekten; ihre gewöhnlichſte und liebſte Nahrung aber ſind Fiſche, die ſie vorzüglich des Nachts) am Ufer oder vorn im Waſſer ſtehend mit ihren glänzenden Füßen an ſich locken und fangen. Es iſt ein beſonders merkwürdiger Inſtinkt, daß die kleinen Fiſchchen dieſen ihren Feind nicht fliehen, vielmehr ſich ihm nähern, und ſich gern an ſeinen Füßen reiben und ſtreichen. Die Fiſcher bedienen ſich daher auch ſeines Fettes, als eines vorzüglichen Köders, zum Fiſchfang. Man ſchneidet nämlich den Reiher in Stücken, kocht ihn mit Federn und allem in bloßem Waſſer, ſchöpft das Fett nachher oben ab, und knetet es alsdann mit etwas Rinderblut und Semmelkrumen zu einem Teig.

Da die Reiher den Fiſchen und der Brut derſelben ſo ſchädlich ſind: ſo wird ihnen auch überall nachgeſtellt. Wann ſie mit Falken gejagt werden, welches die Reiherbaize heißt, wenden ſie ſich in der Luft oft plötzlich um, und ſpießen mit ihrem langen ſpitzigen Schnabel den herabſtürzenden Falken auf.

Man braucht von den Reihern hauptſächlich die langen Bruſt- und Halsfedern, welche an die Federſchmücker verkauft werden. Die Eier, wie auch die Jungen, hält man für eine Delikateſſe, und man hegte ſie deshalb vor Zeiten in Frankreich.

Die Rohrdommel, Ardea stellaris.

Sie gehört auch zu den Reihern, und gleicht an Größe dem Quak-reiher. Der Rücken iſt blaßgrau mit Querflekken, der Bauch weißgelblich und länglich braungefleckt. Weil dieſe Flecken faſt wie Sterne ausſehen, ſo heißt ſie

mit

mit dem Kunſtausdruck: der geſtirnte Reiher (ardea stellaris). Sie hält ſich im Schilf und auf ſumpfigten Wieſen in den mildern Gegenden der nördlichen Erde auf, begibt ſich aber gegen den Winter mehr nach Süden hin. Ihr Neſt bauet ſie auf der Erde, und legt vier bis fünf graulichweiße Eier, die etwas ins Grüne ſpielen. Die Nahrung hat ſie mit den Reihern gemein. Den langen Hals pflegt ſie in die Bruſt einzuziehen, und dann plötzlich wieder hervorzuſtrecken, um ihren Raub zu erhaſchen. Sie iſt träger Natur, und kommt nicht viel aus ihrem gewohnten Aufenthalt hervor. Jedoch fällt ſie den, der ſich ihr nähert, hitzig an, und bringt ihm mit ihrem Schnabel ſchmerzhafte Wunden bei. Am bekannteſten hat ſie ihre ſtarke, rauhe Stimme gemacht, die man des Nachts über eine Viertelmeile weit hören kann. Bei regnigtem Wetter ſchreien ſie am häufigſten. Einige vergleichen dies Geſchrei mit dem Getöſe einer Trommel, daher der Name Rohrdrommel; andre mit dem Brüllen eines Ochſen, und dieſe gaben ihr den Namen Waſſer-ochs. Man hat ſonſt geglaubt, daß ſie dabei allemal den Schnabel ins Waſſer ſtecken müſſe, um ſolche Töne hervorzubringen: ſie hat aber, glaubwürdigen Zeugniſſen zufolge, in freier Luft eine eben ſo ſtarke Stimme. Ihr Fleiſch wird gegeſſen.

Die Möwe, Larus.

Zu dieſem Geſchlechte rechnet man zwanzig Gattungen, die größtentheils an den Küſten der Nord- und Südſee leben; einige finden ſich aber auch bei uns an Flüſſen und Teichen. Ihr Schnabel iſt gerade, meſſerförmig und an den Spitzen etwas umgebogen; die Flügel ſind ſehr lang, die Beine aber kurz. Sie ſchweben über dem Waſſer, und wenn ſie einen Fiſch an der Oberfläche deſſelben erblicken, ſchießen ſie mit der größten Geſchwindigkeit auf ihn herab. Nicht weit vom Ufer niſten ſie theils im Sande, theils im

Schilf und Rohre. Die Alten ſind von verſchiedner Farbe und Größe, die Jungen ſehen aber im erſten Jahre alle grau aus. Die meiſten Möwen geben, wann man ſie jagt, alles von ſich, was ſie an verdaueten und unverdaueten Speiſen im Leibe haben. Mit dieſer Eigenſchaft ſteht der Naturtrieb einer beſondern Gattung von Möwen in genauer Beziehung. Dieſe, welche Struntjäger (larus parasiticus) heißen, ſind nicht fähig, ſich ſelbſt Fiſche zu fangen; ſie jagen daher die andern Möwen ſo lange umher, bis ſie die verſchluckte Speiſe wieder wegbrechen, oder ihren Koth fallen laſſen, welches die Nahrung der Struntjäger iſt. Sie ſehen auf dem Rücken braun, am Bauche weiß, und am Kopfe ſchwarz aus, und kommen an Größe den Raben gleich.

Die Seemöwe (lar. marinus) wohnt nur an der See, entfernt ſich auch ſehr weit vom Lande, und kommt nie auf die Flüſſe und Gewäſſer des feſten Landes. Sie iſt die größte unter allen, denn ſie hat ziemlich den körperlichen Umfang einer Gans. Rücken und Flügel ſehen ganz ſchwarz aus, der untere Theil des Leibes iſt weiß; daher ſie auch Mantelmöwen heißen. Dies ſind eben die, deren Eier in Holland, am Strande der Nordſee, in großer Menge geſammlet werden. S. die Einleitung.

Die Wintermöwe (lar. tridactylus), wovon es wiederum verſchiedne Abänderungen gibt, iſt ſo groß wie eine Holztaube, und hat einen grauen Rücken, ſchwarze Streifen um die Flügel und einen weißen Bauch. Sie wird hauptſächlich im nördlichen Europa angetroffen. Die, welche bei uns einheimiſch iſt, und mit vielem Geſchrei über den Flüſſen, Landſeen und Teichen ſchwebt, gleicht jener ziemlich an Größe, und ſieht, bis auf wenige ſchwarze Striche an den Spitzen der Federn, ganz weiß aus. Auſſerdem kennt man auch noch die gemeine Möwe (lar. canus), etwas größer, als eine Taube, mit hellgrauem Rücken,

übri-

übrigens weiß. Man findet ſie in Menge und zu allen Jahrszeiten in Deutſchland auf Seen und Teichen.

Die Meerſchwalbe (Sterna), deren es mehrere Gattungen gibt, macht zwar ein eignes Geſchlecht aus; ſie iſt aber doch den Möwen in vielem Betrachte ſehr ähnlich. Den Namen hat ſie von ihrem gabelförmigen Schwanze, der dem Schwalbenſchwanze gleicht. Eine Gattung davon, die gemeine Meerſchwalbe (St. hirundo), ſieht man ſehr häufig auf Flüſſen, Seen und Teichen in Deutſchland. Sie hat die Größe einer Taube, iſt auf dem Scheitel ſchwarz, auf dem übrigen Oberleibe weißlich aſchgrau, am Bauche ſchneeweiß. Ihr Fleiſch und ihre Eier ſind wohlſchmeckend.

Die Federn der Möwen ſind zum Theil weicher und ſchöner, als Gänſefedern, und könnten, bei der ungeheuren Menge dieſer Vögel, einen vortheilhaften Handelsartikel abgeben. Denn auf der Südſee ſieht man öfters ſo große Schaaren derſelben, daß ſie den Himmel, wie eine dicke Wolke, verfinſtern. Das Fleiſch aber iſt unſchmackhaft.

Der Eisvogel, Alcedo ispida.

In der körperlichen Bildung hat der Eisvogel Aehnlichkeit mit den Spechten, beſonders in Anſehung des Schnabels; er nährt ſich aber, wie die vorher beſchriebenen Vögel, von Fiſchen und Waſſer-inſekten. Von den mehr als vierzig Gattungen dieſes Geſchlechts ſind nur zwei in Europa einheimiſch. Da ſie im Winter auf dem Eiſe leben, um daſelbſt ihre Nahrung zu ſuchen, ſo hat man ſie Eisvögel genannt. Wann ſie die Fiſche verdauet haben, ſo brechen ſie die Gräten in einem Ballen wieder von ſich, wie die Raubvögel die Knochen, Haare und Federn der verzehrten Thiere.

Diejenige Gattung, welche ſich in Deutſchland an Flüſſen und Fiſchteichen findet, iſt etwas größer als ein Sperling, und hat einen breiten, langen Kopf, lange Flügel und einen kurzen Schwanz. Der obere Theil des Leibes ſieht himmelblau aus; doch ſind die Flügel und der Kopf grün, der untere Theil iſt bräunlichgelb. Gegen die Sonne ſchillert das Ganze ausnehmend ſchön. Die Stimme dieſer Vögel iſt abgebrochen, aber laut und pfeifend. Sie ſitzen gemeiniglich auf Bäumen und Geſträuchen, welche über fiſchreiche Waſſer herüber hängen, ſehen mit ſcharfem Blicke nach einer Beute, und ſchießen pfeilſchnell auf dieſelbe herab. Im Winter ſuchen ſie ſolche Ströme und Flüſſe auf, die nicht ganz zufrieren. Sie machen kein Neſt, ſondern die Weibchen legen ihre Eier im März in Löcher an den Fluß-ufern.

Man ſagt, daß ein todter Eisvogel nicht verweſe, ſondern zuſammentrockne, und ſo hart wie Holz werde.

Die Schnepfe, Scolopax.

Man kennt an funfzig Gattungen von Schnepfen, die meiſtens in Europa zu Hauſe ſind. Sie lieben Sümpfe, Moräſte und Brücher, nähren ſich vorzüglich von Gewürmen, und geben ein wohlſchmeckendes Fleiſch. Man theilt ſie in Wald-, Sumpf- und Waſſerſchnepfen ein. Jene halten ſich in moraſtigen Gegenden, in Gebüſchen und Wäldern auf; dieſe mehr im freien Felde, an Sümpfen und Flüſſen. Wir bemerken von den bei uns bekannten nur die Heerſchnepfe und die große Waldſchnepfe.

Die Heerſchnepfe (Scolopax gallinago, Beccaſſine, Bruchſchnepfe, von der Größe einer Wachtel, gelblichbraun und ſchwarz geſprenkelt, an der Stirn vier ſchwarzbraune Streifen. Die Beine ſind ſehr lang und der Schwanz kurz. Sie niſtet auf ſumpfigen Wieſen, und legt fünf bis ſechs Eier. Das Männchen fliegt ſehr hoch,

hoch, ſo daß man es kaum ſehen kann, und weil die Stimme: Meck, Meck, welche man beſonders des Nachts von dieſen Vögeln hört, dem Meckern der Ziegen ähnlich iſt, ſo nannte man ſie ehemals auch die Himmelsziege. Das Weibchen erhebt ſich faſt gar nicht von der Erde.

Die Waldſchnepfe (Scolop. rusticola, Beccaſſe, Holz- oder Bergſchnepfe) iſt beinahe ſo groß wie ein Repphuhn. Die Federn ſind braun und weiß gefleckt, mit röthlichen Strichen am Halſe und einer ſchwarzen Kopfbinde. Dieſe Schnepfen kommen im Frühjahre gewöhnlich mit einem regnigten Abendwinde zu uns, halten ſich in ſumpſigten Wäldern und Büſchen auf, ſtreichen des Morgens und Abends an den Vorderhölzern hin, und ſuchen das Gewürme auf, indem ſie den langen ſpitzigen Schnabel in die Erde ſtecken und es hervorziehen. Sie ſcheinen daſſelbe durch den Geruch zu entdecken, weil ſie es nie verfehlen. Im Sommer ſieht man ſie ſelten oder gar nicht; da leben ſie an einſamen Orten im Walde, wo ſie auf der bloßen Erde, unter niedrigen Sträuchern, drei bis vier röthliche Eier ausbrüten. Gegen den Herbſt kommen ſie mit den Jungen wieder zum Vorſcheine, und ſuchen, wie im Frühjahre, ihre Nahrung an den Außenſeiten der Gebüſche. Dann fängt man ſie, oder jagt ſie mit Hühnerhunden auf, und ſchießt ſie. Das Eingeweide mit dem Kothe hält man bekanntlich für einen großen Leckerbiſſen. Mit Anfange des Winters ziehen ſie nach Frankreich und in andere wärmere Länder. In der Lebensart gleichen ihnen im Allgemeinen die Regenſchnepfe, die Pfuhlſchnepfe, die Strandſchnepfe und die übrigen Gattungen.

Der Kiebitz, Tringa vanellus.

Der Kiebitz gehört zu denjenigen Vögeln, welche man, wegen ihres Aufenthalts an dem Strande der Flüſſe und anderer Gewäſſer, Strandläufer nennt. Dieſe haben mit den Schnepfen in der Lebensart vieles gemein. Zu demſelben Geſchlechte rechnet man unter andern auch den Kampfhahn (Hausteufel, Tringa pugnax), der außerordentlich ſtreitſüchtig und hitzig iſt. Er hat lange rothe Beine, rothe Fleiſchdrüſen vorn am Kopfe, und um den Hals einen Kragen von langen Federn, die ſich, wann er zornig iſt, wie ein umgekehrter Teller, vorwärts empor ſträuben, welches ihm ein furchtbar abentheuerliches Anſehen gibt. Doch iſt dies hauptſächlich nur von den Männchen zu verſtehen. An Größe kommt er faſt einer Elſter bei. In Anſehung der Farbe hält man ihn für den einzigen wilden Vogel, der darin eben ſo vielfaltig abändert, wie unſer Hausgeflügel, z. B. die Hühner. Er lebt in nördlichen Ländern. Im Herzogthume Bremen hält man die Männchen, zur Vertilgung des Ungeziefers, in verſchloſſenen Gärten; die Weibchen werden gegeſſen.

Der Kiebitz wird zwar an einigen Orten in Deutſchland das ganze Jahr hindurch gefunden; doch ſoll er gewöhnlich im Winter nach Afrika ziehen. Sein Geſchrei hat ihm den Namen gegeben. Er iſt noch nicht ſo groß wie eine Taube, hochbeinig, mit langen Flügeln und einem ſchwarzgrünen Federbuſche auf dem Kopfe. Der obere Theil des Leibes ſieht röthlichbraun, zuweilen auch etwas grünlich, die Bruſt ſchwarz, der Bauch weiß aus. Er hält ſich in ſumpfigten Gegenden auf, frißt Waſſer-inſekten, kleine Fiſche und Gewürme, legt ſein Neſt auf Maulwurfshaufen oder in Binſen und Schilf an, und brütet ſechs bis acht grün und graugefleckte Eier in vierzehn Tagen aus. In Einem Jahre brütet er zweimal. Wenn ſich während der Zeit ein Menſch oder Thier dem Neſte nähert, ſo fliegt er

er ihm mit einem lärmenden Geſchrei um den Kopf, als wenn er dieſen Feind verjagen oder vom weitern Vordringen abhalten wollte, und verräth gerade dadurch, was ſonſt nicht ſo leicht entdeckt worden wäre. Die Jungen führt er eine Zeitlang, wie eine Henne die Küchlein führt. Die, welche im Winter bei uns bleiben, ziehen ſich in dicke Gebüſche zurück. Man kann ihn leicht zahm machen und im Garten umher laufen laſſen, den er von Regenwürmern und anderm Ungeziefer fleißig reinigt. Sein Fleiſch wird zwar gegeſſen, aber man genießt noch gewöhnlicher und lieber die Eier von ihm, welche im April und Mai geſammlet, und auf den Tafeln der Vornehmen zum Nachtiſch aufgeſetzt werden. In Holland gibt es eine erſtaunliche Menge derſelben.

Das Waſſerhuhn, Fulica.

Wir übergehen hier noch verſchiedene andere Sumpf- und Waſſervögel, die theils ausländiſch, theils auch ſonſt für uns weniger merkwürdig ſind, z. B. die Regenpfeifer (Charadrius), die am Strande der Flüſſe hin- und herlaufen, eine pfeifende Stimme haben, und bei regnigtem Wetter am luſtigſten ſind *); die **Meer-elſter** (Haematopus),

*) Doch verdient aus dieſem Geſchlechte der Mornell (Mornell-Kiebitz, Poſſenreißer, Charadrius morinellus), der das unter den Vögeln ſein ſoll, was der Affe unter den Säugethieren iſt, mit wenigem hier angezeigt zu werden. Man findet ihn ſehr häufig in England. Als Zugvogel durchſtreift er auch Frankreich und andre Länder, iſt aber im gemäßigten Norden eigentlich einheimiſch. Er hat die Größe einer Amſel, ſieht auf dem Rücken braungrau, an der Bruſt röthlich, am Bauche weiß, am Kopfe ſchwarzbunt aus. Inſekten, Schnecken und dergleichen Gewürme ſind ſeine Nahrung. Durch ſeinen Vorwitz, ſeine albernen Poſſen und affen-artige Nachahmungsſucht geräth

topus), an Farbe und an Größe einer Elſter ähnlich, die von Schnecken, Muſcheln und Auſtern lebt; die Spornflügel (Parra), deren Flügel mit ſpitzigen Stacheln beſetzt ſind, womit ſie ſich gegen ihre Feinde wehren; die Säbelſchnäbler (Recuruirostra), mit aufwärtsgebogenem, ſäbelförmigem Schnabel, womit ſie die Waſſerinſekten geſchickt zu fangen wiſſen; die Rallen (Rallus), den Waſſerhühnern ähnlich, welche mit außerordentlicher Schnelligkeit über das Waſſer hinlaufen, zu welchen man auch den ſogenannten Wachtelkönig (Rallus rex) zählt, der größer als eine Wachtel, aber an Farbe ihr ziemlich gleich, jenen Namen von der alten Sage bekommen hat, daß er der Anführer der Wachteln bei ihren Wanderungen ſei.

Von den Waſſerhühnern kennt man ſechs und zwanzig Gattungen. Sie haben einen rundgewölbten Schnabel und eine kahle Stirn, halten ſich auf Teichen auf, und nähren ſich von Waſſerkräutern und deren Saamen. Das ſchwarze Waſſerhuhn (ful. atra), mit einem weißen Flecke auf dem Kopfe, von der Größe einer Ente, iſt nur den Sommer über bei uns, und zieht im Winter nach Frankreich. Es niſtet im Schilfe, und legt birnförmige, graue, mit ſchwarzen Pünktchen bezeichnete Eier. Eine kleinere Gattung iſt der Grünfuß (ful. chloropus), ein wenig größer als eine Wachtel, oben ſchwarz, und unten grau, welcher zweimal brütet. Man ißt das Fleiſch der Waſſerhühner, nachdem man ihnen vor der Zubereitung die Haut abgezogen hat.

---

geräth er den Menſchen ſehr leicht in die Hände. Wann man Netze aufſtellt, oder wann man einen von ihnen ſchießt, fliegen die andern alsbald herbei, und betrachten alles genau und mit Verwunderung. In England fängt man ſie ohne Mühe des Abends beim Scheine der Fackeln. Ihr Fleiſch iſt ſehr wohlſchmeckend.

Der

Die Nachtigall, Motacilla luscinia.

Unter den Vögeln, welche wir mehr um ihres angenehmen Geſanges, als um ihrer wirklichen Nutzbarkeit willen, ſchätzen, hat die Nachtigall von je her den erſten Rang behauptet. Dies Vögelchen, von ſo beſcheidner Farbe und ſchlichtem Anſehn, ergötzt durch ſeine reizenden Töne alle gefühlvolle Herzen. Es zieht ſich, gleich dem wahren Verdienſt, gern in ein dunkles, ſtilles Plätzchen zurück, und erfüllt von da weit umher die Flur mit ſeinem Geſange. Seine Namensſchweſter in Nord-amerika, (doch zu einem andern Geſchlechte gehörig) die virginiſche Nachtigall (Loxia cardinalis), die eben wegen ihrer anmuthigen Stimme mit dieſem Titel beehrt worden iſt, und deren karmoſinrothes und blaues Geſieder dem Auge ausnehmend gefällt, weicht ihm doch an bezaubernder Harmonie des Geſanges.

Die Nachtigall kommt am Ende des Aprils zu uns; man weiß aber nicht genau, woher, muthmaßlich aus Aſien. Die Männchen ſind meiſtens vierzehn Tage eher hier, als die Weibchen. Des Abends und den größten Theil der Nacht hindurch, wann andere Vögel ſchweigen, läßt ſie ſich am ſtärkſten hören. Sie ſingen um die Wette, ſo, daß die eine anfängt, wann die andre aufhört. Eine ſcheint die andre aufmuntern, unterrichten und übertreffen zu wollen. Die regelmäßige Abwechſelung ihrer Töne läßt ſich einigermaßen mit dem Klange gewiſſer Worte ausdrücken.

Bald nach ihrer Ankunft paaren ſie ſich, und machen ein Neſt nahe an oder auf der Erde, mehrentheils gegen die Morgenſonne (um den Tag über Schatten zu haben), im dicken Gebüſche. Ueberhaupt lieben ſie Schatten und niedrige Sträucher an fließenden Waſſern. Sie legen vier bis fünf grünblaue Eier. Wann die Weibchen brüten, ſingen die Männchen am ſchönſten und lebhafteſten, gleichſam

als ob ſie jenen die Langeweile damit verkürzen wollten. Sobald die Jungen da ſind, ſchweigen ſie etliche Wochen, indem ſie mit der Fütterung beſchäftigt ſind. Nachher ſingen ſie wieder eine kurze Zeit, und hören dann um Johannis auf, an einigen Orten früher, an andern ſpäter. Wenn das Frühjahr ſchön iſt, und ſie zeitig genug ankommen können, ſo brüten ſie des Jahrs zweimal. Man unterſcheidet zwei Gattungen von Nachtigallen, eine größere und eine kleinere. Dieſe letztere ſieht röthlicher aus als jene, ſchlägt mehr bei Tage, und heißt deshalb Tageſchläger. Die erſtere iſt langgeſtreckt, ſingt meiſt die Nacht hindurch, wird daher Nachtſchläger (Mot. philomela) genannt und ſehr geſchätzt. Es gibt deren hier in unſern Gegenden zwar auch, doch werden viele aus Ungarn über Wien nach Leipzig gebracht, wo man das Stück oft mit 5 Thl. bezahlt.

Weißlichte Nachtigallen, die man zuweilen bemerkt hat, ſind noch größere Seltenheiten, als weiße Sperlinge. Am Ende des Auguſts verlaſſen dieſe lieblichen Sänger unſre Gegenden wieder. Gewöhnlich kehren ſie im folgenden Frühjahre an den Ort zurück, wo ſie vorher geniſtet hatten; aber ſie dulden die Jungen nicht in der Nähe, die ſich etwa da anbauen wollen, wo ſie geboren ſind.

Da die Nachtigallen nicht nur in jeder Rückſicht unſchuldige Vögel ſind, ſondern auch zum Genuß der edlern Freuden des Menſchen einen nicht geringen Beitrag geben; ſo iſt in vielen Ländern ihr Leben und ihre Freiheit durch obrigkeitlichen Schutz geſichert. In Holland z. B. wird der Raub einer Nachtigall oder die Zerſtörung ihrer Brut mit hundert Gulden beſtraft. Jedoch iſt es faſt überall unverwehrt, zu ſeinem Vergnügen eine Nachtigall im Gebauer zu halten. Liebhaber wenden ſich alsdann an einen Forſtbedienten, der unter eben den Bedingungen das Recht hat, ſie zu fangen und zu verkaufen, wie andres gehegtes Wild. Sie ſind aber ſehr zärtlich, und ſchwer in der Gefangenſchaft zu erhalten,

beſon-

beſonders wenn ſie nicht ſchon jung von Menſchen aufer⸗zogen ſind. Oft verhungern ſie aus Eigenſinn und Mis⸗muth über den Verluſt ihrer Freiheit. Die beſte Nah⸗rung ſind friſche Rinderherzen und Semmel, klein gehackt, und vorzüglich die ſogenannten Ameiſen⸗eier. Spinnen und Mehlwürmer freſſen ſie ebenfalls ſehr gern, die ihnen zuweilen in Krankheiten ſtatt einer Arznei dienen, desglei⸗chen Fliederbeeren. Wegen der ſaftigen Nahrung ſaufen ſie wenig, und im Stande der Freiheit gar nicht. Der Käfig muß halb bedeckt ſein, weil ſie die Dunkelheit lieben, und die Stangen, worauf ſie ſitzen ſollen, wählt man etwas dick, damit die Klauen nicht zu lang wachſen. Jede Nachtigall fängt ihren Geſang deſto ſpäter an, und ſetzt ihn deſto länger fort, je älter ſie im Käfig gewor⸗den iſt. Sie leben zehn Jahr und drüber. Wenn ſie das Podagra bekommen, beſtreicht man die Beine mit Butter, und gegen die Darre braucht man weißes Baum⸗öl, womit man den Bürzel beſchmiert. Ueberhaupt wer⸗den viele Krankheiten bei ihnen verhütet, wenn man ſie die ganze Zeit über, da ſie nicht ſingen, frei in der Stube herumlaufen läßt.

Die Grasmücke, Motacilla curruca.

Die Grasmücken gehören mit der Nachtigall zu Einem Geſchlechte. Eine Gattung führt auch den Namen von ihr, und heißt Baumnachtigall (Mot. modularis). Sie ſieht oben graubraun aus, die Flügeldeckfedern ſind an den Spitzen weiß, die Bruſt bläulichgrau, der Bauch ſchmuz⸗zigweiß. Man nennt ſie auch die braungefleckte Gras⸗mücke. Ihr Geſang, den ſie ſpät bis in die Nacht hören läßt, iſt ganz angenehm. Die fahle Grasmücke (Mot. curruca), etwas größer als eine Nachtigall, bekannt durch die Kukuksbrut, deren ſie ſich ſo treuherzig annimmt, ſingt mehr im Winter als im Sommer, doch nur leiſe und

ſchwach

ſchwach. Die kleine Grasmücke (Mot. sylvia, Weidenmücke, Rohrſänger) hält ſich gern am Ufer unter Schilf, Rohr und Weidenſtämmen auf. Außer der grauen und weißlichen Farbe hat ſie auch etwas von der gelblichen an ſich. Sie iſt beinahe ſo klein wie ein Zaunkönig, und ihre Stimme iſt ein nicht unangenehmes Zwitſchern. Im März kommt ſie ſehr zeitig bei uns an, macht nach Verhältniß ihres Körpers ein großes Neſt, und bringt ſechs bis acht Junge. Am Ende des Oktobers zieht ſie in wärmere Länder. Noch eine beſondere Gattung Grasmücken, die man wegen ihres nachtigall-ähnlichen Geſangs in Käfigen hält, iſt der Kloſterwenzel (Mönch, Motacilla atricapilla). Er hat eine ſchwarze Platte auf dem Wirbel, und ſieht oben muſchelförmig und unten aſchgrau aus. Sein Neſt legt er meiſtens in hohlen Bäumen an.

Das Rothkehlchen, Motacilla rubecula.

Gehört ebenfalls zum vorhergehenden Geſchlechte, und hat ſich durch ſeinen ſanften Geſang und durch das Fliegenfangen beliebt gemacht. Man rechnet auch noch dahin das Braunkehlchen (Mot. rubetta), welches oben ſchwarzbraun iſt; auf den Flügeln hat es einen weißen Fleck, Kehle und Bruſt ſind röthlichgelb, der übrige Unterleib iſt röthlichweiß. Das Weißkehlchen (Mot. rubicola) wird nicht häufig in Deutſchland gefunden. Es ſieht oben auch ſchwarzbraun aus, und die ſchwarze Kehle iſt an den Seiten weiß eingefaßt. Das Schwarzkehlchen (Mot. phoenicurus) iſt auf dem Rücken weißgrau, am Bauche und Schwanze roth, an der Kehle ſchwarz. Das Blaukehlchen (Mot. suecica) hat eine roſtrothe Bruſt mit ſchwarzer Binde; Kehle und Unterhals ſind blau. Das Rothſchwänzchen (Mot. erithacus), deſſen Rücken und Flügel grau, Bauch und Schwanz aber roth ſind. —

Alle

Alle dieſe Vögel haben in der Lebensart vieles mit einander gemein.

Das Rothkehlchen bleibt zuweilen den ganzen Winter über in unſern Gegenden, zuweilen aber läßt es ſich erſt im März wieder ſehen. Es hält ſich in jungen Gehölzen und Gärten auf, niſtet nahe an der Erde in dicken Gebüſchen, legt vier bis fünf rothgefleckte Eier, und heckt des Jahrs zweimal. Mit der Grasmücke hat es das Schickſal gemein, daß es manchmal auch einen jungen Kukuk mit ausbringen und auffüttern muß. Im Sommer leben ſie meiſtens von Inſekten, im Herbſte von Beeren. Sie ſind ſehr zänkiſch und beißig, und vertragen ſich nicht nur unter einander nicht, ſondern tödten auch andre kleine Vögel. Uebrigens kann man ſie, wie bekannt, leicht zahm und außerordentlich kirre machen. Eine beſondre Neugier iſt ihnen, ſo wie der ganzen Familie der Nachtigallen, eigen, daher ſie ohne viele Mühe gefangen werden.

Die Bachſtelze, Motacilla alba et flaua.

Da ſich die gemeine ſogenannte weiße Bachſtelze der Inſekten wegen gern an Bächen aufhält, und ziemlich lange Beine — Stelzen — hat, um im Nothfalle ihren Raub bis vorn ins Waſſer verfolgen zu können: ſo iſt ihr jener Name beigelegt worden. Sie heißt auch Ackermännchen, weil ſie auf friſchgepflügten Aeckern Würmer ſucht. Am Kopfe ſieht ſie ſchwarz, am Bauche dunkelweiß und auf dem Rücken aſchblau aus. Im März kommt ſie hier an, baut ihr Neſt auf Dächern, in Baumhöhlen und Holzſtößen, legt vier bis ſieben Eier, und brütet zuweilen dreimal im Jahre. Es ſind ſehr lebhafte und muthige Vögel, die ihren Feind herzhaft verfolgen. Sie haben einen leichten, hüpfenden Gang, und bewegen den Schwanz immer auf und nieder. Wann ſie im Herbſte in wärmere Gegenden ziehen wollen, ſo verſammlen ſie ſich auf Dächern

chern oder Steinhaufen, machen ein lautes Geſchrei, und fallen faſt jeden vorbeifliegenden Vogel neckend an.

Die gelbe Bachſtelze (Kuhſtelze) iſt etwas kleiner als die weiße, und hat einen aſchfarbigen Kopf, gelbgrünlichen Rücken, gelben Unterleib und ſchwarze Flügel. Sie macht ihr Neſt auf der Erde am Ufer der Bäche, oder in dem Gemäuer bei Mühlen, und bringt ebenfalls fünf bis ſieben Junge. Man ſieht ſie häufig unter den Viehheerden, wo ſie die herumſchwärmenden Inſekten wegfängt. Im Herbſte läßt ſie, eben ſo wie jene, einen leiſen, angenehmen Geſang hören, und man kann ſie zu dem Ende im Käfig mit Milch und Semmel unterhalten. Von dieſen ziehen nicht alle weg.

Der Steinſchmacker (Motacilla oenanthe), von der Größe einer Feldlerche, iſt auf dem Kopfe und Rükken aſchfarbig, an den Seiten ſchwarzgefleckt, und hat an den Augen eine ſchwarze Binde. Das Weibchen ſieht aber bräunlich und an der Bruſt ein wenig rothgelb aus. Er ſitzt meiſtens auf Steinhaufen und Felſen, wo er einen kurzabſetzenden Geſang anſtimmt. Gewöhnlich niſtet er auch in Steinhaufen oder Felslöchern, und brütet des Jahrs zweimal. Im Herbſte werden dieſe Vögel ſehr fett. Man fängt ſie in England in Schlingen in ungeheurer Menge, und verkauft das Stück für achtzehn Kreuzer. Sie ſind ebenfalls Zugvögel.

Der Zaunkönig, Motacilla troglodytes.

Man hat dies kleine Vögelchen vermuthlich ſpottweiſe und im Gegenſatze des großen Adlers ſo benannt. Es wiegt kaum drei Quentchen, iſt kurz von Leibe, tragt den Schwanz ſteif in die Höhe, und läßt die Flügel etwas herabhängen. Die herrſchende Farbe iſt oben dunkelbraun, mit ſchwärzlichen Querſtrichen, unten etwas weißlich. Im Sommer halten ſich dieſe Vögel in Gebüſchen auf, und

nähren ſich da von allerlei Inſekten und Gewürmen. Ihr Neſt machen ſie von weichem Mooſe, in der Form eines Back-ofens, und laſſen an der Seite eine kleine Oeffnung. Es iſt nach Verhältniß ihres Körpers ziemlich groß. Sie hängen es an Holzſtöße, Büſche, auch wol an Strohdächer der Bauernhäuſer. Im Mai legen ſie ſechs bis acht weiße, mit röthlichen Pünktchen beſtreuete Eier, die nicht viel größer als eine Erbſe ſind. Sie brüten im Auguſt noch einmal. Im Winter kommen ſie in die Gärten und Höfe, flattern in den Zäunen, Reishaufen und Holzſtößen umher, und ſuchen die Larven und Eier der Inſekten auf, wodurch ſie uns außerordentlich nützlich werden. Ihr Geſang, beſonders zur Zeit der Paarung, iſt angenehm, und ſtärker, als man von einem ſo kleinen Vogel erwarten ſollte. Im Käfig werden ſie mit Inſekten und Mohnſaamen gefüttert, da ſie dann auch mitten im Winter eben ſo lebhaft als im Felde ſingen. Läßt man ſie aber frei in der Stube umherlaufen, ſo verlieren ſie ſich bald.

Das Goldhähnchen, Motacilla regulus.

Dies iſt der kleinſte Europäiſche Vogel, etwas über drei Zoll lang und ein Quentchen ſchwer. Oben ſieht es olivenfarbig, unten bräunlich weiß aus, und auf dem Kopf iſt es mit einer goldgelben, roth untermiſchten und ſchwarz eingefaßten Krone von Federn geziert, die es willkürlich aufrichten und niederlegen kann. In der Lebensart gleicht es dem Zaunkönig. Es findet ſich auch bei uns in Wäldern, niſtet in dichten Fichtenbüſchen nahe an der Erde, und legt fünf bis ſieben rothgefleckte Eierchen. Spät im Herbſt ziehen einige weg, viele aber bleiben hier, und ſuchen im Winter gleichfalls in Gärten ihre Nahrung. Ihre Stimme klingt hell und anmuthig.

Der Kanarienvogel, Fringilla canaria.

Seit dem ſechszehnten Jahrhundert hat man dieſen Vogel, der auf den Kanariſchen Inſeln zu Hauſe gehört, in Deutſchland gezogen, und er iſt nunmehr ſo gemein, daß man ihn für einheimiſch halten kann. Die natürliche Farbe deſſelben iſt weißlichgelb mit grünlichen Schwanz- und Schwungfedern *); aber durch Vermiſchung mit Stieglitzen, Hänflingen und Zeischen werden unzählig viele Abänderungen hervorgebracht. In ihrem Vaterlande niſten die Kanarienvögel an den Ufern kleiner Flüſſe und Graben, und nähren ſich hauptſächlich von dem Kanarienſaamen, den das Kanariengras gibt. Man bauet dies Gewächs in verſchiednen Ländern und auch in Deutſchland, z. B. in Thüringen, mit Vortheil an, da die ausgebreitete Zucht dieſer Vögel den Abſatz des Saamens vermehrt und vervielfältigt hat. Außerdem iſt das Zuckerrohr ein Leckerbiſſen für ſie, und man ſieht ſie in den Zuckerpflanzungen jener Inſeln eben ſo ungern, wie unſre Sperlinge in den Getraidefeldern.

Eine helle und angenehme melodiſche Stimme hat dieſe Vögel hauptſächlich empfohlen. Dazu kommt nun noch die ſchöne Farbe und niedliche Bildung, die Gelehrigkeit, die einnehmende Vertraulichkeit, zu welcher ſie ſich gewöhnen laſſen; und was ſonſt noch die Liebhaberei von ihnen rühmen mag. In Anſehung des Geſanges haben ſie vor den Nachtigallen den Vorzug, daß ſie uns zu allen Jahrszeiten damit ergötzen, nur die Zeit der Mauſe ausgenommen. Auch können ſie dahin gebracht werden, daß ſie des Abends und des Nachts ſingen, wenn man den Tag über den Käfig verfinſtert, und ihnen des Nachts bei der Lampe zu freſſen gibt. Sie laſſen ihre ſchmetternde Stimme nie ſtärker hören, als beim Klang muſikaliſcher In-

*) Latham ſagt, die natürliche Farbe dieſes Vogels ſei grau.

Inſtrumente, oder wenn Menſchen und andre Vögel in ih-rer Nähe ſingen, oder ſonſt bei lermendem Getöſe. Fremde Melodien lernen ſie leicht nachpfeifen, auch einzelne Worte ausſprechen.

Aller dieſer Eigenſchaften wegen haben die Kanarienvögel in ganz Europa erſtaunlichen Beifall gefunden. Um ſie in größerer Menge, und alſo auch wohlfeiler, zu bekommen (denn man bezahlte anfangs das Stück mit mehr als zehn Thalern,) hat man ſie in Hecken ſich fortpflanzen laſſen. Sie ſind ſehr fruchtbar. Die Weibchen brüten in Einem Sommer drei bis fünfmal, und bringen jedesmal nach vierzehn Tagen vier bis ſechs Junge aus. Durch eine Art von Kultur, da man auf ihre Erziehung und auf eine vollkommnere Ausbildung ihrer Stimme viel Sorgfalt verwandte, ſind ſie wirklich veredelt worden. Solche in Hecken erzogne ſingen ſchöner, als die urſprünglich wilden in ihrem Vaterlande, und man kauft daher auch jene lieber. Eben dies behaupten Kenner von einigen Baſtard-arten, die im Geſang und in der Dauerhaftigkeit weit vorzüglicher ſein ſollen, als die ächten Kanarienvögel ſelbſt. Auch pflanzen ſich dieſe Baſtarde, als Ausnahme von der in der erſten Thierklaſſe angezeigten Regel, gewöhnlich weiter fort. Von der Zucht und Wartung dieſer beliebten Fremdlinge, findet man in beſondern Schriften ausführlichen Unterricht, wie z. B. in Hervieux Nachricht von den Kanarienvögeln, welche zu Frankfurt und Leipzig 1758 überſetzt erſchienen iſt *). Die Kanarienhecken werden nicht nur von Liebhabern zum Vergnügen unterhalten, ſondern noch viel häufiger von Vogelhändlern, welche die Zucht dieſer Vögel als ein Gewerbe betreiben. Vorzüglich gibt man ſich in Tyrol und in der Gegend des Schwarzwaldes damit

*) Jetzt noch beſſer in Bechſteins Geſchichte der Stubenvögel.

damit ab, und verſendet jährlich eine große Menge durch eigne Träger nach England, Rußland und in die Türkei. In Konſtantinopel ſollen ſie die meiſten Abnehmer finden. Die Träger, wovon jeder drei= bis vierhundert Stück auf ſeinen Rücken ladet, kaufen ſie auch an andern Orten in Deutſchland und in der Schweiz, wo man dergleichen Hekken hält, auf, um ſie wieder mit Vortheil in jenen entfernten Ländern zu verhandeln. In London bezahlt man ihnen für das Stück ungefähr einen Thaler und acht bis ſechszehn Groſchen.

An und für ſich ſind die Kanarienvögel im Käfig leichter zu erhalten, als die Nachtigallen, denn dieſe ertragen den Verluſt ihrer Freiheit nicht ſo gelaſſen. Allein, die allzuzärtliche Behandlung jener Ausländer hat ein ganzes Heer von Krankheiten und Zufällen über ſie gebracht, wovon die wenigſten weder ihnen ſelbſt im Stande der Natur, noch den Nachtigallen und andern in Freiheit aufgewachſenen Vögeln zuſtoßen. Etwas mehr Abhärtung gegen die Eindrücke der freien Luft, beſtändig reines Waſſer und einfache Nahrung, ſind die vornehmſten Mittel zur Erhaltung ihrer Geſundheit. Einige haben daher die Hecken im Sommer nicht mit Fenſtern, ſondern nur mit Drathgittern verwahrt, ja wol gar dieſe Weichlinge ganz im Freien niſten laſſen, nachdem dieſelben ſo zahm gemacht waren, daß ſie dabei in das Vogelhaus ein= und ausflogen. Eine muntre und dauerhafte Nachkommenſchaft beſtätigte die Erwartung eines glücklichen Erfolgs von dieſem Verſuch. Es gibt auch wirklich in Spanien, Frankreich, Italien, in der Schweiz und in Deutſchland eine Art wilder Kanarienvögel, welche von ächten abſtammen, aber freilich theils durch das veränderte Klima, theils durch Vermiſchung mit andern Vögeln, nach und nach ausgeartet ſind. Doch iſt ihr Urſprung nicht zu verkennen. Sie haben in den verſchiedenen Ländern, auch nach den ver=

verſchiednen Abartungen, verſchiedne Namen, z. B. Cini, Serin, Fäd-eulen, Hirngrill, Schwederle u. ſ. w.

Die Kanarienvögel lieben friſches reines Waſſer, nicht nur zum Trinken, ſondern auch zum Baden. Bei großer Hitze im Sommer gibt man es ihnen täglich etlichemal, und ſetzt auch zuweilen ein flaches Gefäß zum Baden hin. Im Winter darf das Trinkwaſſer doch nicht über einen Tag alt werden. Man legt auch wol zur Stärkung etwas Stahl, und zum Wohlgeſchmack und zur Kühlung Süßholz hinein. Zu gutes und zu häufiges Futter macht ſie krank; allein in der Angabe des eigentlich dienlichen ſtimmen nicht alle überein, wie es denn auch wirklich nach Beſchaffenheit der Umſtände abgeändert werden muß. In einer gewiſſen Vorſchrift wird eine Miſchung von acht Loth Hanf, zwei Loth Kanarienſaamen, zwei Loth Rübſaamen und einem Loth Hafergrütze, als das beſte gewöhnliche Futter, empfohlen. Zuweilen gibt man ihnen auch etwas Grünes, Sallatblätter, Hühnerdarm und dergleichen; nur nicht, wann ſie mauſern oder Junge haben. Eingeweichten Zwieback und Zucker freſſen ſie bekanntlich ſehr gern, doch ſoll man von letzterm nur ſparſam reichen.

Der Krankheiten dieſer Vögelchen ſind, wie geſagt, ſehr viel. Die Verſtopfung der Drüſe über dem Bürzel haben ſie mit andern Vögeln gemein, und man kurirt ſie auf eben die Art, wie bei dieſen. An dem Mauſern ſterben ſie ſehr häufig, wobei man ihnen wenig Hülfe leiſten kann. Einige Tropfen weißer Wein auf Zwieback oder Zucker dient ihnen dann zur Stärkung. Eine Entzündung der Eingeweide, welche man den Bruch nennt, iſt faſt allemal tödtlich. Sallatſaamen, Melonenſaamen und andere kühlende und abführende Mittel helfen doch nur ſelten. Damit ſie nicht von Ungeziefer und Mieten geplagt werden, muß man den Käfig fleißig reinigen und mit friſchem Sande beſtreuen. Gegen die fallende Sucht braucht man

etwas warmgemachten rothen Wein, womit man ſie wöchentlich einigemal beſprützt. Allein, die meiſten Krankheiten, wenn ſie heilbar ſind, werden von der Natur öfters beſſer, als von der Kunſt beſorgt.

Der Hänfling, Fringilla cannabina.

Unter allen Vögeln paart ſich der Hänfling mit dem Kanarienvogel am leichteſten, und die davon entſtehenden Baſtarde zeugen auch meiſtens wieder Junge; zwei Umſtände, welche die Verwandtſchaft dieſer Vögel ſattſam beweiſen. Man unterſchied ſonſt den Bluthänfling, den Steinhänfling und den grauen Hänfling als Gattungen. Allein nach neuern Beobachtungen iſt der graue Hänfling nichts anders als das einjährige Männchen des gemeinen Hänflings (Fr. cannabina). Dieſes bekommt nach der erſten Mauſerung den Namen Steinhänfling, oder gelber Hänfling, weil alsdann rothe Federn unter den grauen hervorſchimmern. Allemal nach drei Jahren wird es an der Stirn und auch an den Seiten der Bruſt blutroth, und heißt nun Bluthänfling, folglich zeigen dieſe drei verſchiedenen Namen nur eine und eben dieſelbe Gattung an. Dagegen iſt der viel kleinere Flachsfink, oder Karminhänfling (Fring. linaria) eine beſondre Gattung. Das Männchen hat auf dem Kopfe einen rothen Fleck, und wird deshalb auch wol der rothplattige Hänfling genannt. Der Flachsfink hält ſich vorzüglich in nördlichen Ländern auf, und kommt im Winter häufig nach Deutſchland.

Die gemeinen Hänflinge lieben zwar den Hanfſaamen, wenn man ſie aber allein damit füttert, ſterben ſie bald. Man muß daher auch andere Sämereien, z. B. Kanarienfutter und Rübſaamen, darunter miſchen. Ihr natürlicher Geſang iſt angenehm: ſie fangen ihn gewöhnlich mit einer Art von Vorſpiel an. Sie niſten gern an Hügeln und auf Bergen in dicken Gebüſchen und ſtachlichten Geſträu=

ſträuchen, und brüten des Jahrs gemeiniglich zweimal. Das Weibchen futtert die Jungen aus dem Kropf. Im Herbſt ziehen die meiſten in wärmere Gegenden, doch ſieht man ſie in Deutſchland an einigen Orten auch mitten im Winter noch. Sie ſind eben ſo gelehrig wie die Kanarienvögel, und werden zum Vergnügen im Käſig gehalten. Wenn man Junge im Neſt aufziehen will, rührt man zerquetſchten Rübſaamen mit Waſſer zu einem Brei, und futtert ſie damit.

Der Fink, Fringilla caelebs et montifringilla (Buchfink und Bergfink.)

Der Name Fink ſoll aus dem einfachen Ton Pink, Pink, welchen dieſer Vogel öfters hören läßt, entſtanden ſein. Man unterſcheidet vornämlich den Bergfinken und den Buchfinken Jener heißt auch Tannenfink, Miſtfink, Winterfink, Segler u. ſ. w., und iſt etwas größer als der Buchfink und ſchöner gezeichnet. Er hält ſich im Sommer in gebirgigten nördlichen Gegenden auf, und brütet auch da; im Herbſt kommt er zu uns, weil ihn vermuthlich die allzuheftige Kälte und der Schnee aus ſeiner Heimat vertreibt. Sie nähren ſich von allerlei Geſämen in Wäldern und auf dem Felde, ſtreichen, wann tiefer Schnee fällt, aus einer Provinz in die andre, und kehren gleich wieder zurück, ſobald der Schnee geſchmolzen iſt. Weil ſie keine Wärme vertragen können, ſo verlaſſen ſie im Frühjahr unſer Land, um im kältern Norden zu niſten.

Der Buchſink (Gartenfink, Rothſink) iſt unter uns bekannter, als der vorhergehende, und wird in ganz Europa angetroffen. Seinen muntern Geſang fängt er noch zeitiger an als die Nachtigall. Das Weibchen macht zwiſchen den Aeſten und an den äußerſten Zweigen der Bäume ein ſehr feſtes künſtliches Neſt, und legt im

 Mai

Mai fünf bis ſechs Eier. Die Jungen werden mit Raupen und andern Inſekten gefuttert, welche die Alten nebſt Körnern und Sämereien ebenfalls freſſen. Einige bringen den ganzen Winter bei uns zu, die meiſten aber ziehen im September und Oktober nach Italien und in andre mildre Gegenden. Die Muthmaßung, daß nur die Weibchen fortzögen und die Männchen zurückblieben, hat ſich noch nicht beſtätigt. Im Frühling, wann die Männchen anfangen zu ſingen, werden alle Farben an ihnen lebhafter, und der Schnabel färbt ſich himmelblau. In ihrem Geſange herrſcht ungemein viel Mannigfaltigkeit und Abwechslung, daher man eine Menge Namen erfunden hat, um das Charakteriſtiſche jeder Sing-art damit zu bezeichnen; dergleichen ſind z. B. Reitzu, Mitſoviel, Zitzigall, Malvaſier, Disderet u. ſ. w. Faſt in jedem Bezirk von etlichen Meilen hört man einen andern Finkenſchlag, ja zuweilen hat Ein Fink drei bis vier Abänderungen ſeines Geſangs. Außerdem drücken ſie Traurigkeit, Zorn und Freude mit verſchiednen Tönen aus, und kündigen Veränderung des Wetters mit einer zirkenden Stimme an. Künſtliche Melodien lernen ſie nicht. Man hält ſie aber ihres natürlichen Geſangs wegen im Käfig, und da ſie weit ſtärker ſchlagen, wenn ſie blind ſind, ſo begeht man zuweilen die Grauſamkeit, und blendet ſie auf eine ſehr ſchmerzhafte Weiſe. Man berührt nämlich die Augenlieder etlichemal mit einem glühenden Drath, doch ohne den Augapfel zu beſchädigen, worauf ſie ſich zuſammenziehen und ſich ganz verſchließen. Beſonders bedient man ſich ſolcher geblendeten Finken als Lockvögel auf Vogelheerden, weil ſie unermüdet ſingen und vor nichts erſchrecken. Sie werden von Bartholomäi bis zu Ende des Oktobers in großer Menge gefangen. Ihr Fleiſch ſchmeckt zwar bitter, ſoll aber doch geſund ſein.

In der Gefangenſchaft futtert man ſie mit Lein= oder Rübſaamen; denn ob ſie gleich den Hanf gern freſſen, bekommt er ihnen doch nicht wohl. Im dunkeln Käfig ſchlagen ſie ſo ſtark, als wenn ſie geblendet ſind.

Der Stieglitz, Fringilla carduelis.

Von Farbe einer der ſchönſten inländiſchen Vögel. Er hat mit den Finken gleiches Vaterland, und heißt auch Diſtelfink, weil er den Diſtelſaamen liebt. Den Namen Stieglitz leitet man ebenfalls von dieſem Gewächs her, daher ſollte man ihn, dieſer Ableitung gemäß, eigentlich Stichlitz oder Stechlitz (von Stechen) ſchreiben. Roth, Gelb und Schwarz ſind die Hauptfarben, womit ſein Gefieder geſchmückt iſt. Sein Neſt gleicht dem Finkenneſt, und er befeſtigt daſſelbe auch an den äußerſten Zweigen. Das Weibchen brütet des Jahrs zweimal, und bringt jedesmal drei bis vier Junge aus. In der Gefangenſchaft ſollen ſich die Männchen eher mit fremden Weibchen, z. B. mit einer Kanarien=Sie, als mit einem Weibchen ihrer eignen Gattung paaren.

Ihr Geſang iſt nicht ſo anmuthig, wie der Geſang der Hänflinge, ſie lernen aber allerlei Künſte, und ſind deshalb beliebt. Man lehrt ſie z. B. ſich ſtellen, als ob ſie todt wären, eine kleine Kanone abfeuern, ihr Futter in einem Eimer in die Höhe ziehen u. ſ. w.

Da ſie nicht Sämereien allein, ſondern auch Inſekten freſſen, und die Bäume von Blattläuſen reinigen, ſo ſollte man dieſe nützlichen Vögelchen nicht ſchießen und unnöthig fangen, denn zum Eſſen ſind ſie zu klein.

Der Zeiſig, Fringilla ſpinus.

Ein kleiner niedlicher Vogel, der bei uns meiſtens nur im Herbſt bemerkt wird. Oben ſieht er grün mit ſchwarzen und gelben Strichen und Fleckchen, unten weißgelb aus. Seine liebſte Nahrung iſt der Saame der Erlen, daher heißt er auch Erlenſink. Er hängt ſich wie die Meiſe an Baumzweige und Saamenkapſeln und Gewächſe, und ſtreuet durch das Aufhacken den Saamen umher. In Hopfengärten thut er viel Schaden, wenn er etwas zeitig ankommt. Von ſeinem Sommeraufenthalt hat man widerſprechende Nachrichten. Einige wollen ihn mitten in Deutſchland das ganze Jahr hindurch, und alſo auch im Sommer geſehen haben; andre meinen, er ziehe im Frühjahr von uns in die nördlichen Länder und brüte daſelbſt. Vermuthlich iſt beides richtig, denn man weiß auch von andern Zugvögeln, daß nicht alle jedesmal die gewöhnliche Reiſe mit machen. Von den zurückbleibenden Zeiſigen behauptet man, daß ſie zwar hier niſten und brüten, aber daß ihr Neſt noch nie, oder doch höchſt ſelten entdeckt worden ſei. Der gemeine Aberglaube träumt daher von einem Stein, vermöge deſſen ſie das Neſt unſichtbar machen könnten. Im Thüringer Walde pflanzen ſie ſich häufig fort. Hr. Bechſtein ſagt, daß er ihr Neſt ſchon als Knabe gekannt habe. Sie niſten in Schwarzwäldern auf den Spitzen der höchſten Baumzweige, ſelten auf Erlenbäumen am Bache. Das Neſt iſt halb kugelförmig und von außen mit Spinngewebe, Puppenhülſen u. dergl. bekleidet. Man findet zur Brütezeit darin 5 bis 6 grauweiße Eier mit purpurbraunen Flecken.

Die Zeiſige laſſen ſich ebenfalls zu verſchiednen Künſten abrichten, lernen Lieder nachpfeifen, Worte ſprechen und werden außerordentlich kirre. In der Gefangenſchaft zeigt einer für den andern viel Zärtlichkeit und Freundſchaft.

Der

Der Fliegenſchnäpper, Muscicapa.

Das Geſchlecht der Fliegenſchnäpper iſt ſehr zahlreich. Man kennt gegen hundert Gattungen, wovon ſich aber die meiſten in warmen Ländern aufhalten. Ihr Schnabel iſt lang und dünne, faſt dreikantig und an der Spitze etwas eingekrümmt. Sie nähren ſich blos von Fliegen, Mücken und dergleichen Inſekten. In Deutſchland und dem gemäßigten Europa überhaupt, gibt es nur zwei Gattungen dieſes Geſchlechts, den grauen (musc. atricapilla) und den ſchwarzen (musc. muscipeta) Fliegenſchnäpper. Der erſte iſt etwa ſo groß wie ein Rothkehlchen, der andre etwas kleiner. Beide ſind nicht ganz grau und ſchwarz, ſondern nur am obern Theil des Körpers; am Bauche ſehen ſie weiß aus, auch finden ſich am Kopf, Hals, an den Flügeln und am Schwanz weiße Streifen und Flecken.

Da ſie nur von Inſekten leben, ſo ſind ſie natürlich in unſern Gegenden Zugvögel. Sie kommen gegen das Ende des Aprils und ziehen im September dahin, wo ein wärmeres Klima ihnen hinlängliche Nahrung verſchafft. Ihr Neſt legen ſie in niedrigen Baumſtämmen an, auch unter Dächern und an andern bequemen Oertern in der Nähe von Gebäuden. Zuweilen brüten ſie zweimal, und legen jedesmal drei bis vier Eier. Der Kukuk bedient ſich ihres Neſtes zuweilen, um ſein Ei hinein zu legen und es ausbrüten zu laſſen. Die Fliegenſchnäpper laſſen ſelten ihre Stimme hören, welche außer der Paarungszeit nur in einer Art von Schmatzen beſteht, und ſind den ganzen Tag mit nichts, als dem Fange der Inſekten beſchäftigt. Zu dem Ende ſetzen ſie ſich gern ſo, daß ſie eine freie Ausſicht haben, und wann ſie eine Fliege erblikken, ſchießen ſie darauf los, kehren aber gewöhnlich auf ihren Stand-ort zurück. Weil ſie noch eifriger und ge-

ſchickter

ſchickter im Fliegenfangen ſind, als die Rothkehlchen, ſo hält man ſie ſtatt dieſer in Zimmern. Sie werden aber nicht ſo leicht kirre.

Der Dohmpfaff, Loxia pyrrhula.

In Betracht ſeines dicken Schnabels zählt man dieſen Vogel zu dem Geſchlechte der Kernbeiſſer. Er führt auch die Namen Gimpel, Blutfink, Gieker u. ſ. w., und iſt beinahe ſo groß wie ein Krammetsvogel; doch gibt es auch etwas kleinere Abarten. Die ſonderbare Benennung Dohmpfaff, hat vermuthlich ihren Grund in der Zeichnung des Oberleibes, denn der Kopf iſt gleichſam mit einer ſchwarzen Kappe bedeckt, und Flügel und Schwanz ſind mit einem ſchwarzen Mantel umhüllt, welchen einige weiße Streifen, wie Säume zieren. Das Wort Gimpel bedeutete ehemals einen Schleier der Weiber, und kann alſo wol eine ähnliche Beziehung haben, wie das erſte. Da indeß der Vogel wirklich ein etwas einfältiges Anſehen hat, ſo nannte man nachher auch einen einfältigen Menſchen Gimpel. — Der Unterleib des Männchens ſieht roth und bei dem Weibchen röthlichgrau aus.

In Deutſchland niſten dieſe Vögel nicht häufig. Die meiſten überwintern nur bei uns, und ziehen im Frühling in gebirgigte, nördliche Gegenden. Sie bauen ihr Neſt auf niedrige Gebüſche und junge Schläge, die ſo dick ſtehen, daß man kaum durchkommen kann. Vier bis ſechs Eier brüten ſie in vierzehn Tagen aus, und futtern die Jungen aus dem Kropf, wie die Hänflinge. Ihre Nahrung beſteht in allerlei Saamen und Beeren; doch ſollen ſie von den Beeren auch nur den Saamen herausſuchen und das Fleiſch liegen laſſen.

Der Dohmpfaff iſt ein ſtiller, melancholiſcher Vogel, der auch ſelbſt in der Freiheit wenig Lebhaftigkeit zeigt. Seine Stimme gleicht einem ſanften Flötenton; er wechſelt aber

aber mit einem nicht ganz angenehmen, abgebrochnen Geſchrei ab. Durch Unterricht läßt ſich die Stimme noch ſehr verbeſſern, auch lernt er fremde Melodien pfeifen und Worte ausſprechen. Das Weibchen pfeift beinahe eben ſo ſchön, wie das Männchen; ein ſeltner Fall *)! Sie werden in der Gefangenſchaft ungemein vertraulich, und leben bei Hanf und andern Sämereien einige Jahre im Käfig. Man kann ſie ſichrer und länger erhalten, wenn man Männchen und Weibchen beiſammen läßt, denn Freundſchaft und Liebe äußern auf dieſe gutmüthigen Geſchöpfe einen wohlthätigen Einfluß.

Der Grünfink, Loxia chloris (Grünling).

Ein ganz gemeiner Vogel, der ſich durch nichts beſondres in ſeiner Lebensart auszeichnet. Die Hauptfarbe iſt gelblichgrün. Er niſtet in dichten Geſträuchen, und legt ſechs blaßgrüne, etwas rothgefleckte Eier. Seine Nahrung beſteht größtentheils in Körnern und Geſäme. Im Winter hält er ſich an den Zäunen und Landſtraßen auf, kommt auch wol mit den Gold-ammern in die Höfe. Man fängt ſie häufig, und ißt ſie. Zur Frühlingszeit ſingen ſie doch auch, wiewol nur ſchwach.

Die Meiſe, Parus.

Von den mehr als dreißig Gattungen, woraus dieſes Geſchlecht beſteht, ſind ungefähr acht in Europa, und von dieſen die meiſten in Deutſchland einheimiſch. Sie nähren ſich

*) Latham ſagt, die Stimme dieſer Vögel ſei nicht unangenehm. Bechſtein hingegen beſchreibt ſie als ſehr unangenehm; ſie klinge faſt, wie das Knarren einer ungeſchmierten Stubenthür, oder eines Schiebkarrens; durch das beſtändige Knirren würden ſie im Zimmer dem Ohr höchſt beſchwerlich.

ſich gröſtentheils von Inſekten, freſſen aber auch Saamen, Beeren und Früchte. Man ſieht ſie in beſtändiger Bewegung und Unruhe, indem ſie von einem Baume zum andern fliegen, und überall picken, wie die Spechte und Baumläufer. Die meiſten legen achtzehn bis zwanzig Eier. Zu bemerken ſind:

Die Haubenmeiſe (Parus cristatus) mit einem ſchwarz= und weißbunten Federbuſch auf dem Kopfe, und einem ſchwarzen Ring um den Hals. Der übrige Theil des Leibes iſt hellgrau und weiß. Sie halten ſich gern in Nadelwäldern auf, und fliegen gemeiniglich ſchaarenweiſe beiſammen.

Die Kohlmeiſe (P. major) [Brandmeiſe] hat einen ſchwarzen Kopf, weiße Schläfe, eine gelbliche Kehle, weiße Bruſt, einen grünen Rücken und gelben Bauch. Das Männchen iſt beinahe ſo groß wie eine Lerche. Außer der gewöhnlichen Nahrung nehmen ſie auch Fleiſch und andre Speiſen an, tödten kleine Vögel, und freſſen ihnen das Gehirn aus. Man weiß auch Beiſpiele, daß ſie ſchlafenden Kindern nach den Augen gehackt haben. Sie ſind überaus neugierig, tragen, was ſie bekommen können, in einen Winkel, und zerrupfen es. Man muß ſie deshalb in Zimmern, wo ſie frei herumfliegen, wohl hüten. Die Männchen ſingen im Frühjahr ganz artig.

Die Blau=meiſe (P. caeruleus) [Pimpelmeiſe] iſt eine der kleinſten, aber nützlichſten Gattungen, indem ſie im Herbſt und Winter fleißig die Bäume beſucht, und die Brut des Ungeziefers vertilgt. Kopf und Flügel ſind blau und weiß gezeichnet.

Die Tannenmeiſe, (P. ater) [Waldmeiſe, Holzmeiſe], deren Kopf ſchwarz, der Rücken grau und der Bauch ſchmutzigweiß iſt, hält ſich gewöhnlich in Tannenwäldern auf, kommt aber doch im Herbſt auch in die Gärten zur Aufſuchung der Inſekten.

Die Schwanzmeiſe [Moormeiſe, Schneemeiſe] (P. caudatus) hat unter allen den kürzeſten Schnabel; der Schwanz aber iſt länger als der ganze Körper. Kopf, Bruſt und Unterleib ſehen größtentheils weiß, der Rücken und Schwanz braun, die Flügel ſchwarz und weiß aus. Sie macht ein ſehr künſtliches ſackförmiges Neſt, und bekleidet es von außen mit den nämlichen Mooſen, womit der Baum, woran ſie es befeſtigt, bewachſen iſt. Man findet an zwanzig Eier darin.

Die Beutelmeiſe [Pendulin, Remitz] (P. pendulinus] wird vorzüglich in Süd-europa angetroffen. Die unterſcheidende Farbe am Kopf, an den Flügeln und am Schwanz iſt roth- und ſchwarzbraun. Ihr Neſt webt ſie aus Wolle, Hanf und dergleichen ſehr feſt, und hängt es an einen dünnen Zweig wie einen Beutel auf, wodurch die Jungen gegen Raubvögel und andre Thiere geſichert werden. Man ſammlet dieſe Neſter an einigen Orten, z. B. in Polen, Rußland, Italien, und verkauft ſie als ein wirkſames Mittel gegen böſe Hälſe.

Die Schwalbe, Hirundo.

Wir beſchließen die Reihe der inländiſchen Vögel, die man des Nutzens und Vergnügens wegen hegt, mit demjenigen Geſchlechte, wovon die bekannteſten Gattungen ſich ſelbſt zu unſern Hausgenoſſen aufdrängen. Auch ſieht man dieſe Zudringlichkeit in Wirthſchaftsgebäuden und Ställen nicht ungern, ungeachtet der Unſauberkeit, womit ſie den Ort ihres Aufenthalts beſchmitzen.

Die Schwalben unterſcheiden ſich durch ihre Bildung und Lebensart von den übrigen Vögeln ſehr merklich. Ihr aufgeſperrter Schnabel hat eine ſo weite Oeffnung, daß ihr eigner Kopf beinahe hinein ginge. Die meiſten haben lange Flügel und einen getheilten Schwanz, der unter dem Namen Schwalbenſchwanz bekannt iſt. Man erblickt ſie faſt

faſt nie gehend, ſondern immer fliegend oder ſitzend. Sie nähren ſich blos von Inſekten, und ziehen gegen den Winter in wärmere Länder. Zuweilen werden einige, wenn ſie der Inſekten wegen an Sümpfen und Flüſſen zu lange verweilen, von der Kälte übereilt, erſtarren und verſinken in den Schlamm. Dieſe ſterben, und können im Frühjahre weder durch die Sonnenwärme, noch durch künſtliches Erwärmen ins Leben zurückgebracht werden. Allein eben ſo, wie im Herbſte einige ſich verſpäten, ſo kommen im Frühjahre einige auch zu früh an, werden von Spätfröſten in den Zuſtand der Erſtarrung verſetzt, und liegen in einer Art von Scheintod da. Dieſe ſind es, welche, weil ſie nur kurze Zeit in dem todten=ähnlichen Zuſtande bleiben, durch die belebende Kraft der Sonne oder durch künſtliche Wärme wieder erweckt werden können.

Man hat unſre Schwalben auf Guinea, in Afrika, angetroffen. Dort ſind ſie, und betragen ſich wie Fremdlinge; ſie bauen und niſten nicht. Bewundernswürdig iſt es, daß eine Schwalbe, nach ſo langer Abweſenheit, und nach einer Reiſe von vielleicht mehr als tauſend Meilen, die Stadt, oder das Dörfchen, ja ſelbſt das Plätzchen wieder findet, wo ſie ihr Neſt im vorigen Sommer hatte. Von unſern einheimiſchen Gattungen ſind folgende bekannt:

Die Rauchſchwalbe (Feuerſchwalbe, Hir. rustica), deren Kehle ſchmutzigroth und die Schwanzfedern weißgefleckt ſind, hat ihren Namen vielleicht von der Farbe, indem ſie wie geräuchert ausſieht. Sie hält ſich mehrentheils in Städten auf, und bauet ein offnes Neſt an die Dachgiebel, Ställe, Scheunen und Rauchfänge. Man ſieht ſie gemeiniglich im Frühjahre eher, als die andern. Von der letzten Brut — denn ſie brüten zweimal — bleiben oftmals einige ſo ſchwach, daß ſie den Alten im Herbſte nicht folgen können, wann ſie fortziehen. Dieſe findet man hin und wieder auf dem freien Felde todt.

Die Hausſchwalbe (Mehlſchwalbe, Fenſterſchwalbe, Hir. urbica) iſt etwas größer, und hat einen bläulich-ſchwarzen Rücken, ungefleckte Schwanzfedern, einen weißen Bauch und beſiederte Füße. Sie läßt ſich erſt im Mai ſehen, und fängt gegen Johannis an zu brüten. Ihr Aufenthalt iſt mehr in Dörfern als in Städten; auch bauet ſie ein, wie ein Back-ofen zugerundetes Neſt außerhalb der Häuſer an hervorſtehenden Balken, an den Kirchenfenſtern u. ſ. w.

Die Uferſchwalbe (Erdſchwalbe, Hir. riparia), kleiner als die beiden vorigen, ſieht oben ſchwarzgrau, unten weiß aus, hält ſich am Ufer und über dem Waſſer auf, und niſtet in trocknen Sandbergen, Hügeln und Ufern.

Die Mauerſchwalbe (Steinſchwalbe, Thurmſchwalbe, Hir. apus), die größte unter allen, iſt ganz ſchwarz, und nur an der Kehle weiß, und hat kurze Beine mit vier vorwärtsgerichteten Zehen, daher ſie ſich an Mauern und Wänden ſehr gut anklammern kann. Sie niſtet in Mauerlöchern, Thürmen, hohlen Bäumen, die nicht weit von Gebäuden ſtehen, und verbirgt ſich auch im Winter darin. Gewöhnlich fliegt ſie nur des Morgens und Abends nach Nahrung aus.

Die Kunſt und Feſtigkeit, womit die beiden erſten Gattungen ihre Neſter von Erde, Lehm, Miſt und Stroh verfertigen, iſt in der That zu bewundern. Man muß Gewalt brauchen, um ein ſolches Neſt loszureißen und zu zerbrechen. Auch findet man bei genauer Beſichtigung die einzelnen Theile ziemlich regelmäßig über einander geſchichtet, indem das Ganze faſt aus lauter viereckigten Stücken beſteht. Wann ſie es einmal fertig haben, laſſen ſie ſich aus dem Beſitze deſſelben nicht ſo leicht vertreiben, wie andre Vögel. Ja, ſelbſt nach einer gänzlichen Zerſtörung, bauen ſie es öfters wieder an der nämlichen Stelle auf. Man erzählt, daß einſt ein Sperling, der ſich in ein

Schwalben-neſt geſetzt, und durch die vereinigte Macht einer ganzen Schaar von Schwalben nicht wieder daraus habe vertrieben werden können, zuletzt lebendig von denſelben eingemauert worden ſei. — Sie bedienen ſich auch, wie bekannt, deſſelben Neſtes mehrere Jahre lang. Meiſtens legen ſie ſechs und mehr Eier, und das Weibchen wird im Brüten von dem Männchen unterſtützt. Ein rührendes Schauſpiel iſt es, wenn nach der Ausbrütung das Männchen oder Weibchen durch einen Zufall umkommt, wie ſauer es dem Einzelnen wird, das ganze Neſt voll Junge mit Futter zu verſorgen.

Wann ſie ſitzen, laſſen ſie manchmal einen nicht unangenehmen, ganz eignen Geſang hören. Im Fliegen zwitſchern ſie nur, und bei Erblickung eines Raubvogels machen ſie ein durchdringendes, abgebrochnes Geſchrei, auf welche Loſung alle aus der ganzen Nachbarſchaft herbei eilen, und ihn muthig verfolgen.

Ohne Zweifel gehören die Schwalben zu den allernützlichſten Vögeln, ob wir ſie gleich weder eſſen, noch ſonſt etwas von ihnen benutzen. In Spanien und einigen andern Ländern ſollen ſie als eßbare Vögel öffentlich verkauft werden, welcher Gebrauch eben nicht löblich iſt, da ſie lebendig weit nutzbarer ſind, und es an beſſern Nahrungsmitteln nicht fehlt. Der einzige Vorwurf, den man ihnen machen kann, iſt die Verunreinigung der Gebäude, wo ſie niſten; auch ſagt man, daß in ihren Neſtern gern Wanzen hecken.

Der Adler, Aquila.

Obgleich unter den eigentlichen Raubvögeln und denen, die hier mit ihnen zuſammengeſtellt ſind, ſich verſchiedne befinden, welche uns unmittelbar nützen können: ſo hat doch das ziemlich einſtimmige Urtheil über ihre Gemein-

ſchäd-

ſchädlichkeit ſie dem Banne preisgegeben. Man duldet und hegt ſie nicht, ſondern verfolgt ſie vielmehr, und ſucht ihre Zahl zu vermindern, wo nicht gar die ganze Gattung auszurotten. Ob immer mit Recht und aus wohl abgewognen Gründen? Das iſt eine andre Frage.

Die Namen der größten Raubvögel ſind ehemals theils mit einander verwechſelt, theils unnöthig gehäuft worden, indem man Anfangs einer Gattung mehrere Namen gab, und in der Folge aus dieſen Namen wieder einzelne Gattungen ſchuf. Auch hat vielleicht zu dieſer Verwechslung die auffallende Ungleichheit der Geſchlechter beigetragen; denn die Männchen der Raubvögel ſind faſt um ein Drittel kleiner als die Weibchen, und weit unanſehnlicher in Betracht der Schönheit des Gefieders. Faſt noch mehr Verwirrung und Schwierigkeit in Unterſcheidung der Gattungen hat der Umſtand gemacht, daß die meiſten Raubvögel mit zunehmendem Alter ihre Farbe ſo ſehr ändern, daß man einen jungen oft für einen ganz andern Vogel hält, als den alten derſelben Gattung. Jetzt begreift man unter jener allgemeinen Benennung folgende vier Geſchlechter: die **Geier**, die **Falken**, die **Eulen**, die **Würger**. Raubvögel, deren Kopf unbefiedert, der Schnabel gerade und nur an der Spitze hakenförmig gebogen iſt, nennt man Geier; bei den Falken hingegen iſt der Kopf mit Federn beſetzt, der Schnabel iſt gekrümmt und an der Wurzel mit einer Wachshaut verſehen. Die Falken theilen ſich wiederum in zwei Familien. Zu der einen gehören alle die, deren Beine befiedert ſind; zu der andern die mit nackten Beinen. Die erſtern unterſcheiden ſich auch durch ihre vorzügliche Größe, und heiſſen **Adler**; die letztern behalten den gemeinſchaftlichen Namen **Falken**.

Da die Geier in Deutſchland nicht leicht gefunden werden: ſo folgt ihre Beſchreibung erſt in der zweiten Ord-

nung, und wir betrachten hier zunächſt die **Adler** und die eigentlich ſogenannten **Falken**

Der Name Adler iſt aus Edel-Aar zuſammengezogen, denn Aar nannte man vor Zeiten jeden Raubvogel, und um die anerkannten Vorzüge dieſes Vogels (des wahren Adlers) zu bezeichnen, ſetzte man das Wort Edel oder Adel davor. Nach den angegebnen Kennzeichen ſind der **Gold-adler**, der **gemeine Adler** und der **Fiſch-adler** verſchiedne Gattungen dieſes Geſchlechts.

Der **Fiſch-adler** (Falco albicilla), ſonſt auch Pygargus genannt, lebt in Nord-Europa, und nährt ſich nicht blos von Fiſchen, ſondern auch von andern Thieren. Er pflegt ſeine Jungen aus dem Neſte zu treiben, ehe ſie noch vollkommen flügge ſind, vermuthlich weil er nicht im Stande iſt, ihnen Nahrung genug zu ſchaffen. Der Kopf und Hals dieſes Adlers iſt ſchmutzigweiß, der Rücken und Unterleib dunkelbraun mit einigen weißen Flecken, der Schwanz weiß. Von ihm iſt zu unterſcheiden der **Fiſch-aar** (Falco haliaetus), eine eigne Gattung. Er hält ſich in Deutſchland häufig an Seen und Teichen auf, wird zwei Fuß lang, und hat einen dunkelbraunen Rücken und weißen Unterleib. Man kann ihn zum Fiſchfange abrichten, da er dann die Fiſche etliche Fuß tief unter dem Waſſer hervorholt. Noch eine andre Gattung iſt der **See-adler** (Beinbrecher, Falco ossifragus), der an Größe den gemeinen Adler übertrifft, auch viel Stärke beſitzt, ſo, daß er z. B. mit dem Schnabel Knochen zerbrechen kann. Seinen Aufenthalt hat er in Deutſchland theils an Seeküſten, theils auf dem platten Lande, und ſtößt auf Fiſche, Seevögel, Haaſen, Lämmer und dergl. Dem Aaſe geht er mehr, als andre Adler, nach.

Man glaubte ſonſt, daß Adler kein Aas fräßen, und wollte daher in der bekannten bibliſchen Stelle: **Wo ein Aas iſt, da ſammlen ſich die Adler**; ſtatt dieſes Wortes das Wort **Geier** ſetzen. Allein dies iſt unnöthig. Die

Adler

Adler freſſen allerdings auch Aas, wenn ſie nichts anders haben, und die See-adler ſcheinen ihm ſogar den Vorzug vor friſchem Fleiſche zu geben.

Der gemeine, bei uns ſogenannte Stein-Adler (Falco aquila) hat einige Verſchiedenheiten in der Farbe; z. B. eine Art oder Varietät iſt braun (fuluus), eine andere ſchwarz (melanaëtus). Weiße Stein-adler ſind eine Seltenheit, wie weiße Sperlinge. Als Misgeburt hat man ein- oder etlichemal einen zweiköpfigen ſogenannten doppelten Adler geſehen. Das Weibchen des Stein-adlers iſt ſo groß wie ein Puter, das Männchen etwas kleiner. Die edle Stellung des Körpers, das Feuer ſeiner großen Augen, die furchtbaren Klauen und Fänge, geben ihm ein ſchönes Anſehen. Beſonders ſcheint er im Fluge weit größer, als er wirklich iſt, weil ſeine Flügel von ungemeiner Länge ſind. Man findet dieſen kühnen Raubvogel in den gemäßigten Gegenden von Europa, im nördlichen Aſien, in Amerika; auch in Deutſchland iſt er nicht ſelten. Er bauet ſein Neſt auf hohen Bäumen von Reisholz und Zweigen; es iſt platt, und hat über vier Fuß im Durchmeſſer. Das Weibchen legt nur zwei Eier. Gewöhnlich ſtößt er auf Haaſen, Gänſe und dergleichen ſchwächere Thiere; bisweilen wagt er ſich auch an junge Rinder, Pferde u. ſ. w. Wann er noch jung iſt, läßt er ſich, wiewol mit vieler Mühe, zur Jagd abrichten.

Der Gold-adler (Falco chrysaëtos), der König der Vögel, wie ihn ſchon die Alten nannten, iſt der größte, ſchönſte und mächtigſte dieſer Gattung. Er übertrifft noch an Höhe den Fiſch-adler. In aufrechter Stellung iſt er drei bis vier Fuß hoch, die Breite der ausgefalteten Flügel von einer Spitze zur andern beträgt über ſechs Fuß, und das Gewicht des ganzen Körpers achtzehn bis zwanzig Pfund. Er iſt mit einem fünf Zoll langen und an der Wurzel beinahe zwei Zoll breiten Schnabel bewaffnet. Sein Gefieder

iſt ſchwarzbraun und roſtfarbig, mit einem Goldglanze. Die großen blitzenden Augen umgibt ein goldgelber Ring. Er horſtet auf hohen Gebirgen zwiſchen Felſen (daher der Name Stein=adler), und bauet von Zweigen und Stöcken ein feſtes Neſt auf Lebenszeit. Die gemäßigten und warmen Länder der alten Welt ſind ſein Vaterland, auch wird er zuweilen in Deutſchland angetroffen. Man findet aber in einem gewiſſen Diſtricte nie mehr als Ein Paar, denn ſie leiden in ihrem Jagdreviere ſo wenig ihres Gleichen, wie andre Raubvögel; außer der Begattungszeit leben auch Männchen und Weibchen getrennt. Selbſt ihre eignen Jungen treiben ſie fort, wann ſie kaum im Stande ſind, ſich zu erhalten. Vor ihrer fürchterlichen Stimme ſollen alle Vögel ſich entſetzen und fliehen, wie das Wild vor dem Brüllen des Löwen. Sie ſind kühn genug, Hirſche anzufallen, und ſtark genug, ſich ihrer zu bemeiſtern. Wann ſie Junge haben, tragen ſie ihnen Haaſen, Lämmer, junge Rehe u. ſ. w. reichlich zu, welchen Vorrath ſich Diejenigen fleißig zu Nutze machen, die ein ſolches Neſt entdecken. Ihr Geſicht iſt ſcharf; ſie erblicken den Raub von einer unermeßlichen Höhe, und ſchießen pfeilſchnell auf ihn herab. Kein Vogel ſchwingt ſich ſo hoch in die Luft als der Gold=adler, der auch in einer Viertelſtunde eine Meile weit fliegt.

Uebrigens haben die Adler in Anſehung ihrer körperlichen und ſittlichen Eigenſchaften viel Aehnliches mit dem Löwen. Ein königlicher Anſtand, ein gedrungener nervigter Körper, ein feuriges geiſtvolles Auge, edler Stolz bei der Wahl ihrer Beute, indem ſie kleinere Thiere und Aas verachten, eine Stärke, die ihrem Muthe entſpricht, und Mäßigung im Genuſſe ihres Raubes; denn wenn ſie nicht Junge zu verſorgen haben, laſſen ſie von ihrer Mahlzeit immer etwas für andere Thiere liegen. Sie werden ſehr alt, und ſelbſt in der Gefangenſchaft hat man einen ſchon hundert Jahr erhalten.

Der Falke, Falco.

Die Falken ſind nicht nur kleiner als die Adler, ſondern haben auch zum Theil ganz nackte, zum Theil kaum halbbefiederte Beine, und einen kürzern Hals. Außer einigen minder merkwürdigen Abänderungen werden folgende Gattungen dahin gerechnet: der **Weihe**, der **Habicht**, der **Sperber** und der **Edelfalke**.

Der **Weihe** (Gabelgeier, Milan, Taubenfalke, Hühnerdieb, (Falco miluus) iſt noch nicht ſo groß wie ein gemeines Huhn, am Körper braunroth, am Kopfe weißlich, der Schwanz iſt ſcheerenförmig, wie ein Schwalbenſchwanz. Wann er ſich aufſchwingt, beſchreibt er in der Luft kreiſende Wirbel, bewegt aber doch im Fliegen die Flügel faſt gar nicht, daher er auch der **Schwimmer** heißt. Er iſt ein Zugvogel, kommt im Frühjahre zu uns, und niſtet auch hier in Wäldern auf hohen Bäumen. Den Gänſen, Enten, Hühnern ſtellt er vorzüglich nach; doch frißt er auch Aas, Schlangen u. ſ. w., und wird dieſerhalb an einigen Orten in heißen Ländern gehegt. Im Herbſte ziehen ſie in großen Schaaren nach Afrika und Aſien.

Der Habicht *) (Taubengeier, Falco palumbarius) hat auf dem Kopfe nur wenig Federn, ſieht am obern

*) Von einem Fiſchhabicht in Nord-amerika erzählt man, daß er nicht nur für ſich, ſondern auch für einen andern größern Raubvogel, den man Adler nennt, Fiſche fangen müſſe. Dieſer letztere ſei nämlich unfähig, ſich ſeine Nahrung aus dem Waſſer zu holen, und begleite daher jenen Fiſchhabicht bei ſeiner Jagd, und ſchwebe drohend über ihm, ſobald er einen Fiſch erhaſcht habe. Der Fiſchhabicht, aus Furcht, von dem Adler zerriſſen zu werden, laſſe ſodann den Fiſch fallen, den dieſer, mit einer unbegreiflichen Geſchwindigkeit herabſchießend, auffange, noch ehe er wieder die Fläche des Waſſers erreiche. Noch ſonderbarer aber iſt es, daß ein Fiſchhabicht, der ſich etwa in

Theile des Leibes braun, unten weiß oder gelb gefleckt aus, und iſt mit kürzern Flügeln, als andre dieſer Gattung, verſehen. Man kennt in Anſehung der Größe drei Abarten: den großen, den mittlern und den kleinſten. Der erſte wird völlig ſo groß und wol noch etwas größer als eine Henne, doch nur das Weibchen; denn das Männchen iſt um ein Drittel kleiner. Er lebt gern in einſamen Gegenden und dichten Wäldern, macht ſein Neſt in ſtarken hohlen Bäumen, und legt vier rothgeſprenkelte Eier. Das Vaterland hat er mit dem Weihen gemein. Da die Habichte ſchwer zu ſchießen ſind, ſo fängt man ſie in Kaſten, welche vermittelſt eines ſtarken Netzes gleichſam in zwei Stockwerke getheilt ſind. In das unterſte ſetzt man eine Taube oder ein Huhn mit hellen Farben, damit der Raub ihm beſſer in die Augen fällt.

Der Sperber (Vogelfalke, Finkenhabicht, Falco nisus), ungefähr von der Größe einer Elſter. Der Rükken iſt braun, der Schwanz mit ſchwarzen Querſtrichen gezeichnet, die Bruſt weiß mit braungrauen Wellenlinien durchzogen. In Deutſchland und in dem größten Theile von Europa iſt er einheimiſch, kommt aber auch, mit einigen Abänderungen, in den übrigen Erdtheilen vor. Das Weibchen bauet ſein Neſt auf hohen Bäumen, alten Thürmen, Mauern und Felſen, und legt vier rothgelb gefleckte Eier. Die Sperber ſind das Schrecken des kleinen Geflügels, der Repphühner, Wachteln, Tauben, Lerchen, Finken u. ſ. w. Sie haben einen äußerſt ſchnellen Flug, und ſind zum Angriff keck und muthig, wenn gleich der Raub für ſie zuweilen zu groß iſt. Man pflegt ſie zur

Jagd

---

in der Stille vorher allein geſättigt hat, den Adler herbei ruft, wenn derſelbe nicht von ſelbſt erſcheint; denn er ſchwingt ſich, mit einem Fiſche im Schnabel, hoch in die Luft, und flattert laut ſchreiend ſo lange umher, bis ſein Gaſt kommt, und die Beute in Empfang nimmt, die jener für ihn fallen läßt.

Jagd abzurichten. Die Lerchen haben eine ſolche Furcht vor dieſem Vogel, daß ſie ſich nicht getrauen aufzufliegen, wann man ihn auf der Hand hält, und er einige Bewegungen mit den Flügeln macht, daher man ſie auf die Weiſe vor ſich hin ins Netz treiben kann. Auch nehmen ſie oft auf freiem Felde, wann ſie einen Sperber in der Nähe bemerken, ihre Zuflucht zu Menſchen, verbergen ſich in oder unter einem Wagen, u. ſ. w.

Der Edelfalke (Falco gentilis), mit graubraunem Rücken, weißem Bauche, dunkelbraun geflecktem Halſe und gelben Füßen, erreicht die Größe eines Haushahns, und iſt nach dem Adler der ſtärkſte dieſes Geſchlechts. Man nennt ihn auch Geierfalk, weil er ſogar die Geier anfallen ſoll. Weiße Falken ſind ſelten, und werden ganz beſonders geſchätzt; in nördlichen Gegenden, vorzüglich in Island, gibt es dergleichen. Ueberhaupt iſt der Edelfalke unter einem kältern Himmelsſtriche größer, muthiger und ſtärker. Er findet ſich aber auch in dem gemäßigten und ſüdlichen Europa, und in Deutſchland iſt er gar nicht unbekannt. Sein Neſt macht er gewöhnlich auf Felſen in Höhlen und Ritzen, legt ſehr früh im Jahre vier Eier, und hat ſchon in der Mitte des Maies ausgewachſene Junge, die er, wie der Adler, bald von ſich treibt. Auf den Raub ſtößt er nicht, wie der Habicht und andre Raubvögel, von der Seite, ſondern in gerader Linie herab. Er ſchwebt ſehr hoch in der Luft, und ſpähet, vermöge ſeines ſcharfen Geſichts, Repphühner, Faſanen und dergleichen Geflügel aus. Da er ſehr große Flügel hat, ſo iſt ſein Flug auch außerordentlich ſchnell. Man weiß ein Beiſpiel, daß ein Falke in ſechzehn Stunden hundert und acht und zwanzig Meilen weit geflogen iſt. Man richtet bekanntlich die Falken zur Baize (zur Jagd) ab. Es geſchieht dies vornämlich durch Verhinderung des Schlafs, und koſtet ungemein viel Mühe. Man legt dem Vogel lederne Feſſeln an die Füße, und ſetzt ihn dann in einen hölzernen Reifen, welcher an

einer Schnur frei hängt, und leicht bewegt werden kann. Sobald er nun ſchlafen will, ſtößt man den Reifen an, wodurch der Falke genöthigt wird, ſich feſt zu halten, und alſo beſtändig zu wachen. Wann er drei bis vier Tage und Nächte auf dieſe Weiſe behandelt worden iſt, wird er gleichſam verrückt, vergißt ſeinen vorigen Zuſtand und ſeine Freiheit, und bequemt ſich ganz nach dem Willen des Jägers. Allein alle dieſe angewandte Mühe iſt nach einem Jahre verloren; denn wann der Falke ſich mauſert, wird er zur Baize untüchtig, und iſt nachher nicht mehr zu gebrauchen. Doch ſoll er von neuem auf eben die Art wieder abgerichtet werden können. Man ſieht aber hieraus, daß bei dem Mauſern zugleich eine große Veränderung in der Vorſtellungskraft des Vogels vorgehen muß. Von den Isländiſchen Falken wird hingegen verſichert, daß ſie mehrere Jahre brauchbar ſein.

Die Falkenbaize iſt eine koſtbare Beluſtigung großer Herren; denn ſie müſſen einen abgerichteten Falken zuweilen mit hundert Thalern bezahlen. Jedoch iſt ſie mit weit weniger Gefahr und Grauſamkeit verbunden, als die gewöhnliche Parforcejagd. Der Falkonier trägt den Vogel, deſſen Kopf mit einer ledernen Kappe bedeckt iſt, auf der Hand. Wann nun ein jagdbares Wild, z. B. Haaſen, Repphühner u. ſ. w. ſich zeigt, nimmt er ihm die Kappe ab, worauf der Falke ſogleich ſehr hoch in die Luft ſteigt, dann plötzlich herabſtürzt, und, nachdem er das Wild getödtet hat, ſich ruhig wieder auf die Hand des Jägers ſetzt. Er kann auch größere Thiere, z. B. Rehe, überwältigen, wenn man ihn darauf abrichtet, ihnen die Augen auszuhacken.

Nach Island wird jährlich von Kopenhagen aus ein Schiff geſchickt, um Falken zu holen. Man erhielt von daher ſchon in einem Jahre hundert und acht und vierzig, worunter zwölf weiße waren, wovon der König das Stück mit zwölf Thalern bezahlt; ein bunter gilt zehn, ein grauer

grauer nur fünf bis ſieben Thaler. Auch kam ehemals aus Holland gegen den Herbſt alle Jahr ein Falkenfänger nach dem Herzogthume Bremen, wo er in etlichen Monaten zuweilen ſechs bis zehn Stück fing, ſie nachher abrichtete, und in Frankreich für einen recht ſchönen fünf bis ſechs hundert holländiſche Gulden erhielt.

Daß die Falken eben ſo, wie die Adler, ein ungemein hohes Alter erreichen, beweiſet folgende Anekdote: Vor wenigen Jahren erhielt Jemand in London einen Falken vom Vorgebirge der guten Hoffnung, den man mit einem goldenen Halsbande gefangen hatte, worauf in engliſcher Sprache ſtand: Sr. Majeſtät, König Jakob von England. Anno 1610. Es waren alſo ſeit ſeiner Gefangenſchaft 182 Jahre verfloſſen. Und wie alt mogte er geweſen ſein, als er entfloh? — Selbſt in dieſem hohen Alter war er noch ſtark und munter.

Die weichen Federn am Halſe und an der Bruſt des Falken ſind faſt ſo ſchön wie Eiderdunen, und man bezahlt für das Pfund zwei Thaler.

Die Eule, Strix.

Dieſer nächtliche Raubvogel iſt durch ſeine ſonderbare Geſtalt von andern Vögeln hinlänglich ausgezeichnet. Der große katzen-ähnliche Kopf, die ebenfalls großen Augen, die mehr vorwärts, wie beim Menſchen, ſtehen, und im Dunkeln leuchten, die mit borſten-artigen Federn bedeckten Naſenlöcher und die faſt aufrechte Stellung des Leibes ſind unterſcheidende Kennzeichen. An den befiederten Füßen kann ein Zeh vor- und rückwärts gelegt werden. Auch iſt der obere und untere Theil des hakenförmigen Schnabels eben ſo, wie bei den Papagaien, beweglich, womit ſie einen knarrenden oder knackenden Ton hervorbringen. Das Geſicht der Eule iſt am Tage ſchwächer, als in der Dämmerung; wann es aber ſtockfinſter iſt, kann

ſie

ſie eben ſo wenig ſehen, wie andre Thiere. Sie hat ein überaus feines Gehör, auch ſehr weiches Gefieder und daher einen leiſen Flug, der wälzend iſt, als ob ſie vom Winde getrieben würde.

Das Geſchlecht der Eulen wird in zwei Familien abgetheilt. Einige haben an beiden Seiten des Kopfs aufrechtſtehende Federn, die den Ohren der Säugethiere gleichen, und die ſie willkührlich niederlegen und aufrichten können; ſie heißen deshalb Ohr-eulen oder gehörnte Eulen. Die andern, welchen dieſe Federbüſche fehlen, nennt man glattköpfige Eulen.

Von den Ohr-eulen iſt eine große, eine mittlere und eine kleine bekannt. Die erſte führt von ihrem Geſchrei den Namen Uhu oder Schubut (Strix bubo) ſcheint in ihrem dicken Federkleide beinahe die Größe einer Gans zu haben, und ſieht oben rothbraun, am Bauche gelb und ſchwarz gefleckt aus. Sie findet ſich meiſt in ganz Europa, und hält ſich an hohen Felſen, einſamen Thürmen, alten Schlöſſern und in dichten Wäldern auf. Ihr drei Fuß weites Neſt bauet ſie an eben dieſen Oertern von Wurzeln und Reiſern, und belegt es inwendig mit Baumblättern. Das Weibchen legt drei weiße, faſt runde Eier, größer als Hühner-eier. Des Nachts gehen ſie auf Raub aus, wobei ihnen ihr ſtiller, geräuſchloſer Flug, den ſie mit dem ganzen Geſchlechte gemein haben, ſehr wohl zu ſtatten kommt. Sie ſtoßen auf Haaſen, Kaninchen, Fledermäuſe, Kröten, Fröſche, Inſekten, Krähen und andere Vögel, welche letztere ſie auf ihren Schlafſtellen überfallen. Auch Aas verſchmähen ſie nicht. Ihre Stärke iſt außerordentlich, und man hat ſchon geſehen, daß ein gemeiner Adler im Kampfe mit einem Schubut verlor. Zur Zeit der Begattung jagen ſie ſich des Nachts in der Luft umher, ſtreiten mit einander, und ſchreien dabei fürchterlich. Von fern lautet ihre Stimme wie Hundegebell. Dies hat zu der bekannten Fabel vom wilden

Jäger Veranlaſſung gegeben. Sie können das Tageslicht ziemlich vertragen, und kommen bisweilen aus ihren Löchern hervor, da ſie denn ſogleich von einem Schwarme anderer Vögel umgeben und von allen Seiten geneckt werden. Sobald aber die Dämmerung einbricht, verſchwinden dieſe kecken Spötter plötzlich. Man bedient ſich deshalb auch dieſer Eulen zum Herbeilocken andrer Vögel, die man fangen oder ſchießen will, und hält ſie in Faſanerien, bei Vogelheerden und Krähenhütten.

Die mittlere Ohr-eule (Strix otus) iſt etwa ſo groß wie eine Krähe, von Farbe röthlichgelb und braun und grün geſtreift. Sie bauet ſich ſelbſt kein Neſt, ſondern legt ihre Eier in die Neſter der Krähen, Elſtern, Raben u. ſ. w. Man braucht ſie, wie die vorhergehende, zum Vogelfange. Am Tage machen ſie gar lächerliche und komiſche Geberden, wann ſie einen Menſchen oder ein Thier erblicken.

Die kleine Ohr-eule (Strix scops), die einzige dieſes Geſchlechts, von welcher man gewiß weiß, daß ſie jährlich in wärmere Länder zieht. Sie hat nur die Größe einer Droſſel, und ſieht ſchön buntgeſprenkelt aus. Ihr Neſt legt ſie in hohlen Bäumen an, und nährt ſich größtentheils von Feldmäuſen.

Zu den glattköpfigen Eulen gehören die Nacht-eule, die Stein-eule, das Käuzchen und die Tag-eule.

Die Nacht-eule (große Baum-eule, Nacht-rabe, Str. aluco), ſo groß, zuweilen noch etwas größer als ein Haushahn, braun, grau, auch etwas weiß von Farbe, hält ſich des Sommers in hohlen Bäumen, des Winters in alten Gebäuden, Scheunen u. ſ. w. auf. Sie legt ihre Eier ebenfalls in fremde Neſter, ſchwärmt des Nachts herum, und fängt Ratten, Mäuſe und Vögel. Ihre traurige Stimme, die einem Geheule gleicht, wird vom Aberglauben für eine Ankündigung des Todes gehalten.

Die

Die Stein-eule (Kirch-eule, Schleier-eule, Strix ulula) iſt ziemlich um ein Drittel kleiner als die vorhergehende, oben gelb, grau und braun mit weißen Flecken, unten weiß und ſchwarz punktirt. Sie wohnt in Städten, verbirgt ſich am Tage auf Thürmen, Kirchen und andern hohen Gebäuden, und bauet gar kein Neſt, ſondern legt die Eier auf bloße Steine oder Schutt in den Ritzen der Mauern. Außer der gemeinen Nahrung der andern Eulen, pflegen dieſe auch gern das Oel aus den Lampen, wenn ſie dazu kommen können, wegzunaſchen. Sie haben eine kreiſchende, grauſige Stimme, und ſchnauben auch am Tage unaufhörlich, welches faſt wie das Schnarchen eines ſchlafenden Menſchen klingt. Alle Eulen haben die Gewohnheit, ſo zu ſchnauben, wann ſich ein Menſch oder Thier ihnen nähert, von dem ſie einen Angriff erwarten.

Das Käutzchen (der Todtenvogel, Strix passerina) kommt an Größe der kleinen Ohr-eule bei, iſt braun und weiß gefleckt, und hat in der Lebensart viele Aehnlichkeit mit der Stein-eule; jedoch macht es eine Art von Neſt für ſeine Jungen. Zuweilen fliegt dieſe Eule auch am Tage aus, und ſucht Schwalben zu erhaſchen.

Die Tag-eule (Strix nyctea) iſt in den nördlichen Erdſtrichen einheimiſch, und verirrt ſich nur bisweilen zu uns. Sie wird ſo groß wie der Schubut, ſieht ſchön aus, und iſt weiß von Farbe mit braunen Flecken. In ihrem Vaterlande ſtreift ſie bei Tage herum, und ſtellt den Birkhühnern und anderm Geflügel nach. Ihr Flug iſt ſchneller und rauſchender, als der Flug der übrigen Eulen.

Die Eulen ſind nicht nur in Anſehung ihrer Geſtalt und Lebensart, die zum Theil noch nicht genug beobachtet iſt, merkwürdig, ſondern gehören auch überhaupt mehr zu den nützlichen als ſchädlichen Vögeln. Sie befreien uns von den beſchwerlichen Mäuſen und anderm Ungeziefer, und können zu dem Ende auch in Häuſern ſtatt der Katzen gehalten werden. Man ſollte ſie daher, nur die Schubuts

ausgenommen, lieber hegen als vertilgen. Aber zu Geſpenſtergeſchichten und allerlei Aberglauben haben ſie öfters Anlaß gegeben, beſonders auch die durch ihr beſtändiges Blaſen und Schnauben berüchtigte Stein-eule.

Der Würger, Lanius.

An dem Beiſpiele dieſer kleinen Vögel ſieht man, wie viel auch eine geringe Stärke, wenn ſie von Muth beſeelt wird, auszurichten vermag. Von den mehr als funfzig Gattungen dieſes Geſchlechts iſt keine größer als eine Amſel, einige aber nur wie eine Lerche; und dennoch überwältigen ſie weit größere Vögel, und vertheidigen ſich herzhaft gegen mächtige Raubvögel. Beſonders iſt von Seiten der Kühnheit der tyranniſche Würger (Lanius tyrannus) in Nord-amerika berühmt, der, wann das Weibchen brütet oder Junge hat, ſogar Adler und Habichte eine Viertelmeile weit vom Neſte entfernt hält. Unglaublich ſcheint es, daß dieſe ſich wirklich vor ihm fürchten und fliehen. Man will geſehen haben, wie er ſich einem Adler auf den Rücken geſetzt, und ihn durch unaufhörliches Schreien und Hacken ſo ermüdet hat, daß dieſer gern gewichen iſt, um ihn nur los zu werden.

Bei uns kennt man den grauen und rothköpfigen Würger und den Neuntödter.

Der graue Würger (der Wächter, die Berg-elſter, Lanius excubitor) iſt ſo groß wie ein Krammetsvogel, hat einen grauen Rücken, ſchwarze, mit einem weißen Fleck bezeichnete, Flügel, und einen keilförmigen, weißgeränderten Schwanz. Er lebt in gebirgigten, waldigten Gegenden, macht auf hohen Bäumen ein feſtes Neſt von Haidekraut und weichen wolligten Pflanzen, und futtert es inwendig mit Moos und Haaren. Das Weibchen legt ſechs bis acht hellgrüne Eier. Die Jungen werden Anfangs mit Inſekten, nachher mit Fleiſch gefüttert, und

auch, wann ſie erwachſen ſind, noch von den Eltern geſchützt und gepflegt. Sie tödten nicht nur Sperlinge, Lerchen u. ſ. w., ſondern manchmal auch wol Krähen und Elſtern. Nach Fleiſch ſind ſie ſehr begierig, ob ſie gleich auch Inſekten freſſen. Den Namen Wächter ſollen ſie davon haben, weil ſie gegen den Ueberfall größerer Raubvogel beſtändig auf ihrer Hut ſind, und andre Vögel durch ein lautes Geſchrei von der Ankunft derſelben benachrichtigen. Berg-elſtern nennt man ſie, weil ſie mit dem Schwanze eben die Bewegungen machen, wie die Elſtern.

Der rothköpfige Würger (Finkenbeiſſer, Lanius collurio) hat auf dem Kopfe einen rothbraunen Fleck; der Rücken iſt ſchwarzbraun, bei dem Weibchen grau, Bruſt und Bauch ſind meiſtens weiß. Er ahmt die Stimme verſchiedner Singvögel ſehr geſchickt nach, lockt ſie damit an ſich, und fängt ſie. Am meiſten verfolgt er die Finken, und wann er einen erhaſcht hat, hält er ihn mit der einen Klaue, indem er auf dem andern Fuße ſteht, und zerfleiſcht ihn. Man kann ihn auch im Käfige mit Fleiſch und Inſekten erhalten, wo er durch ſeine ſonderbaren Töne, durch Pfeifen, Knarren, Zwitſchern u. ſ. w. beluſtiget. Er zieht im Herbſte in warme Gegenden, und kommt im Frühjahre zurück.

Der Neuntödter (Dorntreter, Lanius collurio minor seu spinitorquus), etwas kleiner als der vorhergehende, dem er aber in der Lebensart ähnlich iſt. Man ſagt, daß er zuerſt neun Vögel oder Inſekten tödte, ehe er anfange davon zu freſſen. Doch behaupten Einige dies auch von der ganzen Gattung der Würger, und geben ihnen deshalb den gemeinſchaftlichen Namen Neuntödter. — Vermuthlich iſt dieſe Meinung daher entſtanden, weil er wirklich eine Menge Käfer und Fliegen um ſein Neſt herum auf Dornen ſpießt, die er dann nach und nach für ſich oder ſeine Jungen wegholt. Auch macht er die Stimmen andrer Vögel nach, und zieht ebenfalls im Herbſte weg.

Der Rabe, Coruus.

Man rechnet zu dieſem Geſchlechte auch die Krähen, Dohlen, Elſtern und Heher, welche in der Bildung des Schnabels und der Füße, ſo wie auch in der Lebensart, einander ähnlich ſind. Als einen Namensverwandten des eigentlichen Raben, bemerken wir zuerſt den Wald-raben (Coruus graculus), der ſich auf hohen Gebirgen in Deutſchland, in der Schweiz und in Italien aufhält. Er iſt von der Größe eines Huhns, und hat einen ſehr langen bogenförmigen rothen Schnabel, einen langen Hals, rothe Füße und einen kurzen Schwanz. Die ſchwarze Farbe der Federn ſchillert mit einem ſchönen grünen Widerſcheine. Seine Nahrung beſteht in allerlei Gewürmen und Inſekten. Er niſtet auf alten Thürmen, Ruinen, oder in den Ritzen ſteiler Felſen, wo man mit Lebensgefahr die Jungen aus dem Neſte holt, welche für eine große Delikateſſe gehalten werden.

Der Kolk-rabe (Gold-rabe, große Galgenvogel, Coruus corax) iſt noch etwas größer als der Wald-rabe, und ſoll von ſeiner kohlſchwarzen Farbe den Namen Kohl- oder Kolk-rabe erhalten haben; wiewol man auch in der Farbe einige Abänderungen und zuweilen ganz weiße findet. Er iſt in ganz Europa zu Hauſe, niſtet auf den höchſten Bäumen, und brütet ſehr früh im Jahre. Man hat ſchon im Februar Eier im Neſte gefunden. Dieſe ſind ſo groß wie kleine Hühner-eier, von Farbe ſchmutziggrün mit kleinen braunen Flecken; gemeiniglich liegen vier bis ſechs in einem Neſte. Das Männchen ſoll dem brütenden Weibchen Nahrung zutragen, und ſich nie weit vom Neſte entfernen. Die ſich einmal gepaart haben, bleiben gewöhnlich Zeitlebens beiſammen. Sie leiden in der Nähe kein andres Neſt. Unter allen Vögeln haben ſie den ſchärfſten Geruch, denn ſie wittern das Aas in großer Entfernung. Sie fallen auch junge Lämmer, Haſen,

 Gänſe,

Gänſe, Hühner u. ſ. w. an, und bemächtigen ſich ihrer, freſſen aber auch allerlei Saamen, Inſekten, Fiſche, Krebſe. Sachen, die ſie nicht genießen können, ſtehlen ſie dennoch, und verbergen ſie, beſonders blankes Metall und dergleichen. Man kann ſie ſehr zahm machen, und wenn man ihnen die Zunge löſet, lernen ſie ziemlich gut Worte nachſprechen. Auch ſind ſie ſonſt gelehrig und ſchlau. Ihr Leben ſollen ſie auf hundert Jahr bringen. Man fängt ſie unter andern mit papiernen Tüten, die inwendig mit Vogelleim beſtrichen ſind, und worin ein Stück Fleiſch liegt.

Die Flügelfedern dienen zum Zeichnen und Schreiben, und zum Befiedern der Tangenten des Flügels (eines muſikaliſchen Inſtruments).

Die Krähe.

Dieſen Namen führen drei hieher gehörige Gattungen von Vögeln: die ſchwarze Krähe (Coruus corone), die Saatkrähe (Coruus frugilegus) und die graue Krähe (Coruus cornix).

Die ſchwarze Krähe (Rabenkrähe) iſt am ganzen Leibe bläulichſchwarz, kaum halb ſo groß wie der Rabe, und findet ſich am häufigſten in Süd-europa; doch iſt ſie auch in Deutſchland nicht ſelten. Die Nahrung und übrige Lebensart haben ſie meiſtentheils mit den Raben gemein. Nach Vogel-eiern ſind ſie ſehr begierig, und ſuchen deshalb im Frühjahre die Repphühner-neſter auf.

Die Saatkrähe (Ackerkrähe) hat eine dunkelſchwarze Farbe, eine kahle weißliche Haut um den Schnabel, und einen etwas zugerundeten Schwanz. Sie iſt kleiner als die beiden andern. Man findet ſie in vielen Ländern Europens in erſtaunlicher Menge. Ihre Neſter bauen ſie nahe bei einander, und man ſieht oft auf Einem Baume wol zehn bis zwanzig derſelben. Sie wählen dazu gern

die Nachbarſchaft bewohnter Oerter, vielleicht aus Furcht vor Raubvögeln, welche ihnen ſehr nachſtellen. Wenn ſie mit dem Baue beſchäftigt ſind, muß immer eine von dem Paare zurückbleiben, indeß die andre Materialien herbeiholt; ſonſt fallen die übrigen das angefangene Neſt an, und zerſtören es. Die Weibchen legen drei bis fünf grünliche Eier mit braunen Flecken, und futtern die Jungen aus dem Kropfe. Ihre Nahrung beſteht in verſchiednen Getraide-arten, Inſekten und Würmern. Wegen des Schadens, den ſie auf beſäeten Aeckern, beſonders Erbſenfeldern, anrichten, ſucht man ſie an einigen Orten gänzlich zu vertilgen; da ſie aber zugleich Engerlinge, Kornmaden und andre ſchädliche Inſekten freſſen, ſo wird die Ausrottung dieſer Vögel nicht überall gebilligt. In England hat man auch den dazu gegebenen Befehl ſchon längſt wieder zurückgenommen. Gegen den Winter ziehen ſie — doch nicht alle — aus Deutſchland und den nördlichen Ländern mehr nach Süden, kommen im Frühjahre zurück, und bedienen ſich gewöhnlich ihrer alten Neſter wieder, die ſie etwas ausbeſſern. Die Eier und die Jungen werden hin und wieder gegeſſen. Letztere ſollen faſt wie junge Tauben ſchmecken.

Die graue Krähe (Nebelkrähe, Mantelkrähe, weil ſie gleichſam einen grauen Mantel übergeworfen hat), die gemeinſte in unſern Gegenden, iſt ein wenig größer als die beiden vorhergehenden, und ſieht aſchgrau aus; nur der Kopf, die Flügel und der Schwanz ſind glänzend ſchwarz. Dieſe bauen ihr Neſt nicht ſo hoch und nicht ſo dicht bei einander, wie die Saatkrähen. Man findet es nicht nur in Büſchen, ſondern auch in Obſtgärten. Das Weibchen legt vier bis ſechs hellgrüne, braungefleckte Eier. Im Mai und Junius haben ſie Junge. Zuweilen brüten ſie des Jahrs zweimal. Die Alten rauben junge Hühner und Enten, und tragen ſie oft lebendig ins Neſt zu den Jungen. Sonſt freſſen ſie auch Mäuſe, allerlei Gewürme, Mu-

ſcheln, Schnecken und Fiſche. Man ſieht ſie häufig auf feuchten Wieſen an Flüſſen, Sümpfen u. ſ. w., um dieſe Nahrung aufzuſuchen. Vogel-eier, Wallnüſſe, Kirſchen und Birnen ſind ihnen ebenfalls angenehm. Gegen den Winter begeben ſie ſich in die Städte und Dörfer, wo ſie in den Goſſen, auf den Miſthaufen, in Ställen und Scheunen ihrem Futter nachgehen. Im Nothfall behelfen ſie ſich mit Körnern, und pflücken die Aehren zu dem Ende aus. Aas riechen ſie ſehr weit, und verzehren es mit Appetit; ihr Fleiſch wird deshalb nicht gegeſſen, und iſt ſogar den Hunden zuwider. Auf friſchgepflügte Aecker fallen ſie haufenweiſe, und reinigen ſie von Inſekten und Gewürmen. In eben der Hinſicht ſind ſie auch den Wieſen nützlich, indem ſie Millionen von Heuſchrecken, Raupen und Raupenlarven verzehren. Da ſie nun nicht ſo begierig nach Körnern ſind wie die Saatkrähen, ſo verdienen ſie noch eher geſchont zu werden. Sie haben auch eine Vorempfindung von Veränderung des Wetters, und kündigen ſie durch ein dumpfes, heiſeres Krächzen an. Bei Sturm und Regen ſcheinen ſie ſich wohl zu befinden; ſie tummeln und jagen ſich dann oftmals in der Luft umher, ſchreien laut, und laſſen ſich vom Winde, ohne Widerſtand zu thun, eine Strecke mit fortführen, erheben ſich dann wieder u. ſ. w.

Die Dohle, Coruus monedula.

Ein ſehr lebhafter, munterer Vogel, ungefähr von der Größe einer Taube. Sie iſt am Hinterkopfe hellgrau, ſonſt überall ſchwarz, doch am Unterleibe etwas heller. Im ſüdlichen Europa iſt ſie ſeltner als im nördlichen. Sie fliegen ſchaarenweiſe beiſammen, und miſchen ſich gern unter die Krähen. In hohlen Bäumen, Thürmen und alten Mauern legen ſie ihre Neſter an, und man ſieht ſie da öfters zu Hunderten. Das Weibchen legt fünf bis ſieben Eier, die auf einem weißgrünen Grunde braune Flecken haben.

haben. Sie leben von Inſekten, Saamen und Früchten. Nach Aas fliegen ſie zwar, ſuchen aber nur die Maden davon ab; doch freſſen ſie in der Gefangenſchaft Fleiſch. Im Winter nähren ſie ſich meiſt von Körnern, die ſie auf Miſthaufen und um den Ställen finden. Man kann ſie leicht zahm machen und ſprechen lehren, ſie ſtehlen aber wie die Raben. Beſonders tragen ſie gern glänzende Sachen in ihre Neſter. Vor nicht langer Zeit fand man auf dem Dom in Erfurt in ihren Neſtern alte römiſche Münzen. Die Jungen ſind eßbar. Zwei Verwandte unſrer gemeinen Dohlen, die Bergdohle und die Steindohle, werden in Deutſchland ſelten oder gar nicht geſehen. Die erſte findet ſich unter andern in der Schweiz, und thut den Getraidefeldern vielen Schaden. Beide ſind größer als die gemeine Dohle.

Die Elſter, Coruus pica.

Die Elſter (Atzel, Aglaſter, Heiſter), ein ſchwarz und weißbunter Vogel mit kurzen Flügeln und langem keilförmigen Schwanze, etwas kleiner als die Nebelkrähe. Sie hält ſich auch gern in der Nähe von Städten und Dörfern auf, und wird in einigen Gegenden ſehr häufig, in andern ſeltner angetroffen; jedoch iſt ſie in dem größten Theile von Europa einheimiſch. Ihr Neſt iſt künſtlicher als ein Krähenneſt, denn ſie bedeckt es oben mit Dornen und kleinen Zweigen, und läßt nur an der einen Seite eine enge Oeffnung. Das Weibchen legt ſieben bis acht verhältnißmäßig ziemlich kleine Eier, deren Grundfarbe grünlich und mit feinen braunen Flecken beſprengt iſt. Zur Brutzeit vertheidigen ſie ihr Neſt muthig gegen größere Vögel, die ſich demſelben nähern, verlaſſen es aber ganz, wann ihm ein Menſch zu nahe gekommen iſt. Die Jungen wachſen langſam, und bekommen erſt im zweiten Jahre den langen Schwanz, ſie werden von Einigen gegeſſen.

Die Elſtern ſind ſehr ſchlaue Raubvögel, und ſtellen dem jungen Federviehe auf den Höfen begierig nach. Andre kleine Vögel überfallen ſie in ihren Neſtern, und wenn ſie die Alten verfehlen, erhaſchen ſie doch die Jungen, oder verzehren die Eier. Sie fallen ſelbſt junge Haſen an, holen auch reifes Obſt, z. B. Pflaumen, von den Bäumen. Ueberhaupt freſſen ſie alles, wovon ſich die Krähen nähren; ſogar Aas iſt ihnen nicht zuwider. Auch ſtehlen ſie glänzende Sachen, wie die Raben. Wegen ihrer kurzen Flügel können ſie nicht hoch und weit fliegen, ohne dazwiſchen zu ruhen. Wann ſie ſich ſetzen, bewegen ſie den Schwanz ſehr lebhaft auf und nieder. Ihre heiſre, ſchäckernde Stimme, die ſie oft hören laſſen, hat ſie zum Sinnbild der Schwätzer gemacht. Man ſagt daher in einigen Gegenden von einem Plauderer: er hat Elſter-eier gegeſſen. Sie lernen auch die Stimmen andrer Thiere nachahmen und Worte ausſprechen.

In der Gefangenſchaft werden ſie ſehr zahm und dreiſt, gehen unter Hunden und Katzen umher, und necken ſich mit ihnen. Es gibt auch ganz weiße Elſtern.

Der Heher.

Unter dieſem Namen begreift man zwei Gattungen: den Nußheher (Coruus caryocatactes) und den Tannenheher, (Coru. glandarius).

Der Nußheher (Eichelheher, Hazler, Holzſchreier, Holzheher) iſt etwas dünner und länger als eine Dohle. Die Hauptfarbe der Federn iſt ein Gemiſch von Grau und Röthlichbraun, die Kehle ſieht weißlich aus, der äußerſte Theil des Hinterleibes ganz weiß, an den Flügeln befinden ſich blaue und ſchwarze Streifen. Die Federn auf dem Kopfe kann er, wie einen Buſch, aufrichten und niederlegen. Er hat einen ſtarken ſchwarzen Schnabel, und lange, gekrümmte Nägel. Sein Vaterland iſt vorzüglich das ge-

mäßigte

mäßigte Europa. Er niſtet gern auf Eichen, weiß aber das Neſt ſehr künſtlich zu verſtecken. Es iſt gemeiniglich von dürren Zweigen, und inwendig mit Heidekraut ausgefuttert. Man findet zur Brutzeit fünf bis acht grünlich-graue Eier darin. Die Nahrung dieſer Vögeln ſind Eicheln, Haſelnüſſe, Kaſtanien, Erbſen, Bohnen, allerlei Beeren und Geſäme. Zuweilen fangen ſie auch kleine Vögel und freſſen ſie. Von Eicheln und ähnlichen Früchten ſammlen ſie ſich einen Wintervorrath in hohlen Bäumen. Sie ſind ſehr muntre und muthwillige Vögel, die allerlei komiſche Stellungen machen. Man ſieht gewöhnlich nur zwei in Geſellſchaft beiſammen, und wann man ſich ihnen nähert, fliegen ſie mit einem kurzen, aber heftigen Geſchrei nicht weit davon nach einem andern Baum. Dies Geſchrei gleicht theils der Stimme der Elſtern, theils dem Katzengeſchrei. Man kann ſie auf eine poſſierliche Art fangen, wenn man einen lebendig auf den Rücken legt, und beide Flügel mit zwei hölzernen Haken an der Erde befeſtigt, ſo, daß die Füße frei in die Höhe ſtehen. In dieſer ängſtlichen Lage macht er ein unaufhörliches Geſchrei, worauf die andern, im Buſche ſich aufhaltenden, Heher herbei eilen, und ſich ihm aus Mitleiden oder Neugier nähern. Sobald der liegende aber einen mit ſeinen Klauen erreichen kann, packt er ihn ſo feſt, (vermuthlich um ſich an ihm aufzuhelfen), daß er nicht anders als durch die Hand des Vogelſtellers befreiet wird. Nach einer kleinen Weile geht es einem zweiten und dritten eben ſo u. ſ. w. Auf eben die Art ſoll man auch die Rabenkrähen fangen. Die Nußheher werden der Gefangenſchaft leicht gewohnt, und lernen ſehr vernehmlich Worte nachſprechen.

Der Tannenheher (Nußbeiſſer, Marcolph) faſt von der nämlichen Größe wie der vorhergehende, hat aber einen längern und ganz geraden Schnabel. Der Leib iſt ſchwarzbraun mit weißen länglichten Flecken, Flü-

gel und Schwanz ſind ſchwarz, die Spitzen der Schwanzfedern weiß. Er liebt die gebirgigten Gegenden, die mit Tannenwäldern beſetzt ſind, und kommt zuweilen, nach Art der Strichvögel, in die Ebnen herab. In Deutſchland niſten ſie ſeltener, als in den ſüdlichen Ländern von Europa. Da ſie meiſtens in einſamen und entlegenen Gebirgen wohnen, ſo iſt von ihrer beſondern Lebensart wenig bekannt. Sie nähren ſich von Tannenſaamen, Hanf, Eicheln, Beeren, Inſekten. Haſelnüſſe verſchlucken ſie ganz. Mit ihrem langen Schnabel ſollen ſie Löcher in die Bäume bohren; man hält ſie deshalb für ſchädlicher, als die Nußheher.

Der Birkheher, Coracias garrula.

Obgleich dieſer Vogel den Namen Heher führt, ſo macht er doch ein eigenes Geſchlecht aus, das man Racker nennt, und wozu etwan achtzehn Gattungen gezählt werden. Nur Eine davon iſt bei uns einheimiſch, und das iſt der Birkheher, der auch Roller, Mandelkrähe, Blaukrähe u. ſ. w., heißt. Er hat wirklich in Betracht ſeiner Lebensart und ſelbſt in der Größe und Bildung des Körpers mit den Hehern und Elſtern einige Aehnlichkeit; an Schönheit der Farbe übertrifft er die meiſten europäiſchen Vögel. Kopf, Hals, Bruſt, Bauch und Steiß ſind bei dem Männchen blaugrün, der Rücken und die Schultern rothbraun, die Grundfarbe der Flügel iſt violet, die Schwanzfedern ſind ſchwarz. Er findet ſich in verſchiedenen Gegenden von Europa, und niſtet auch in Deutſchland, gehört aber zu den Zugvögeln. Sein Neſt legt er in hohlen Bäumen in den dickſten Wäldern an, und wählt am liebſten Birken oder Eichen dazu. Er nährt ſich von Fröſchen, Inſekten, Eicheln, Beeren und Getraidekörnern. Im Herbſte ſieht man ſie auf den Getraidegarben, welche Mandeln heißen, ſitzen, und die Körner aus den Aehren picken,

picken, daher der Name Mandelkrähe. Sie werden um die Zeit ungemein fett. Da ſie ſehr ſcheu ſind, laſſen ſie ſich ſchwer ſchießen und fangen. Eingeſperrt leben ſie kaum etliche Tage. Auch empfehlen ſie ſich nur durch ihr ſchönes Geſieder, denn die Stimme gleicht faſt dem Geſchrei eines Laubfroſches. In der Freiheit treiben ſie doch bisweilen manchen Spaß. Sie erheben ſich z. B. ziemlich hoch in die Luft, fallen dann unter beſtändigem Taumeln und Wälzen herunter, und machen dabei ein klägliches Geſchrei, als ob ſie um Hülfe riefen. Dies wiederholen ſie etlichemal.

Der Specht, Picus.

Dieſes Geſchlecht unterſcheidet ſich vornämlich durch einen geraden, vieleckigen und an der Spitze keilförmigen Schnabel, durch kurze Kletterfüße und einen ſonderbaren Bau der Zunge, welche ſehr lang, rund, ſpitzig und vorn mit kleinen Borſten beſetzt iſt. Vermittelſt dieſer Einrichtung des Körpers können ſie ſehr geſchickt an den Bäumen herumklettern, die Rinde aufhacken, und die darunter verborgenen Inſekten fangen. Folgende, die jedoch nicht alle zu dem Einen Geſchlechte gehören, führen dieſen Namen.

Der Schwarzſpecht (gemeine Specht, die Holzkrähe, Picus martius), ziemlich ſo groß wie eine Krähe, am ganzen Leibe ſchwarz, nur am Kopfe roth. Er nährt ſich nicht nur vom Ungeziefer, ſondern auch von Tannenſaamen, bohrt zu dem Ende mit dem Schnabel ein Loch in den Baum, ſteckt den Tannenzapfen mit dem Stiele hinein, daß er feſt ſteht, und öffnet alsdann die Schuppen des Zapfens mit dem Schnabel. Sein Neſt macht er von Zweigen, Rohr und Pflanzenſtengeln, und legt vier bis fünf glänzendweiße Eier. Im Winter bleibt er zwar hier, zieht ſich aber doch in die dickſten Waldungen zurück.

Der Grünſpecht (Grasſpecht, Picus viridis), von der Größe einer Droſſel, ſieht gelblich grün aus, und das Männchen hat einen rothen Fleck auf dem Kopf. Bienen, Weſpen und dergleichen Inſekten ſind ſeine vornehmſte Nahrung, daher man ihn von den Bienenſtöcken zu entfernen ſucht. Er niſtet in der Erde, zuweilen auch in hohlen Bäumen. Die Eier, deren man gegen ſechs im Neſte findet, ſind ſchmutzigweiß mit röthlichen Streifen.

Der Buntſpechte gibt es zwei Gattungen, einen großen (Picus maior) und einen kleinen (Picus minor). Jener hat eine gelblich braune Stirn, eine ſchwarze Scheitel, die (bei dem Männchen) hinten mit einer karmoiſinrothen Binde eingefaßt iſt; der Rücken iſt ſchwarz, die Schultern ſind weiß; Flügel und Schwanz ſind ſchwarz mit weißen Streifen; der Unterleib iſt ſchmutzig weiß, der After karmoiſinroth. Er hat die Größe einer Taube, und findet ſich in allen unſern Waldungen. Seine Nahrung beſteht in allerlei Sämereien, Nüſſen, Inſekten ꝛc. Man kann ihn nur in einem eiſernen Käſig halten; hölzerne hackt er entzwei, mögen ſie auch noch ſo ſtark ſein. Der kleine Buntſpecht iſt ſo groß wie eine Lerche, und ebenfalls ſchön gezeichnet.

Der Blauſpecht (Grauſpecht, Spechtmeiſe, Sitta europaea), deſſen Schnabel und Füße etwas anders als bei den vorhergehenden gebildet ſind, und welcher desfalls zu einem eignen Geſchlechte gerechnet wird, der aber doch in der Geſtalt und Lebensart den Spechten ähnelt, ſieht oben bläulich grau, unten röthlichweiß, an den Flügeln braun aus. Er hat die Größe eines Sperlings, niſtet in hohlen Bäumen, verklebt den Eingang mit Lehm bis auf eine kleine Oeffnung, und legt ſieben bis acht, faſt kugelrunde, hellweiße Eier. Seine Stimme läßt er oft des Nachts hören.

Der Mauerſpecht (Certhia muraria) wird auch zu einem beſondern Geſchlechte gerechnet, das man Baum-

läufer nennt, und das aus mehr als ſechszig Gattungen beſteht, wovon aber nur zwei in Deutſchland einheimiſch ſind. Einige ſind etwas größer als ein Sperling, andre kleiner. Die Baumläufer klettern mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit an Bäumen und Mauern auf und ab, und ſuchen die Eier und Puppen der Inſekten. Sie ſind nicht ſonderlich ſcheu, und laſſen ſich zuweilen ſo nahe kommen, daß man ſie greifen kann. Der gemeine Baumläufer ſieht oben aſchgrau aus, und hat zinnoberrothe Flügeldeckfedern; am Bauche iſt er weiß; die Schwanzfedern ſind glänzendſchwarz mit aſchgrauer Einfaſſung. An Mauern und Wänden läuft er geſchickt hinan, und ſucht Spinnen und andre Inſekten ab. Er macht ſein Neſt hinter abſtehenden Baumrinden und in Baumhöhlen, und legt fünf bis ſieben weiße, mit röthlichen Pünktchen gezeichnete Eier. Der eigentliche Mauerſpecht iſt von lichtgrauer Farbe, und hat einen röthlichen Fleck an den Flügeln. Er hält ſich gewöhnlich an Thürmen und alten Gebäuden auf, und an den Mauern der Kirchhöfe. Im nördlichen Europa ſieht man ihn ſelten.

Der Bienenfreſſer, Merops apiaster. (Immenwolf.)

In Deutſchland findet ſich dieſer Vogel ſeltner, als in den ſüdlichen Ländern Europens und in Aſien, wo es auch mehrere Gattungen dieſes Geſchlechts gibt. Der, welcher ſich bei uns in Sachſen, Baiern u. ſ. w. in kleinen Schaaren zuweilen ſehen läßt, iſt ungefähr von der Größe eines Staars, ſieht auf dem Rücken rothbraun, am Bauche und Schwanze grünlichblau, an der Kehle gelb aus, und hat zwei lange Schwanzfedern. In vielen Stücken gleicht er dem Eisvogel. Er macht ſein Neſt von Moos, in Höhlen unter der Erde. Heuſchrecken und andere Inſekten, vorzüglich aber Weſpen und Bienen, ſind ſeine Nahrung. Die

lange

lange Zunge dient ihm zum Fange derſelben, indem er damit in die Ritzen der Bienenſtöcke hineinfährt, und ſo wie ſich einige darauf ſetzen, ſie nach ſich zieht und verſchluckt. Auf der Inſel Candia fangen die Knaben ſie mit Angeln in der Luft, indem ſie Heuſchrecken an leichte Angelhaken ſtecken, welche an Zwirnsfaden befeſtigt ſind. Die noch lebenden Heuſchrecken fliegen mit dem Haken in die Höhe, wo ſie von den Bienenfreſſern, wie bei uns die Fliegen von den Schwalben, weggeſchnappt, und die Vögel alſo daran gefangen werden. Das Fleiſch dieſer Vögel iſt ſehr ſchmackhaft.

Der Kernbeiſſer, Loxia coccothraustes.

Der Kernbeiſſer (Kirſchfink, Dickſchnabel) wohnt hin und wieder in Europa, und brütet auch in Deutſchland. Er hat mit dem Krammetsvogel ziemlich einerlei Größe; die herrſchende Farbe iſt rothbraun, an der Kehle ſchwärzlich, am Bauche weiß, und auf den Flügeln ſieht man einen weißen Strich. In dem dicken Schnabel beſitzt er eine außerordentliche Stärke, er beißt nicht nur Kirſchkerne mit vieler Leichtigkeit auf, ſondern wehrt ſich auch damit gegen Hunde und Katzen. Sein liebſter Aufenthalt ſind Buchwälder, wo er auch im April und Mai auf den Gipfeln der höchſten Bäume niſtet, und gemeiniglich vier bis fünf Junge ausbrütet. Sobald die Kirſchen zu reifen anfangen, kommen ſie in die Gärten, und plündern die Kirſchbäume. Das Fleiſch laſſen ſie fallen, und zerbeiſſen die Kerne in der Fuge. Sie ſind ganz ſtill dabei, ſo wie ſie überhaupt ſelten ihre Stimme hören laſſen; aber das laute Knacken verräth ſie. Die Alten füttern die Jungen auf den Bäumen, wenn ſie noch zu ſchwach ſind, die Steine ſelbſt aufzubeiſſen, mit dem Marke derſelben. Mit Hülfe eines Lockvogels und vermittelſt der Leimruthen kann man um die Zeit auf den Kirſchbäumen ſehr viele fangen.

Wann

Wann die Kirſchzeit vorbei iſt, kehren ſie in die Wälder zurück, und nähren ſich da von dem Saamen der Roth- und Weißbuche, von Eicheln, Schlehen u. ſ. w. Gegen den Winter ziehen die meiſten weg, einige bleiben aber hier, nähern ſich bei ſtrenger Kälte den Wohnungen der Menſchen, und ſuchen ihr Futter kümmerlich zuſammen. Sie können auch in Vogelhäuſern gemäſtet werden, und ihr Fleiſch halten Einige ſo hoch, wie das Fleiſch der Krammetsvögel.

Der Kirſchvogel, Oriolus galbula.

Er führt noch eine Menge anderer Namen, z. B. Golddroſſel, Bülow, Pirol, Pfingſtvogel u. ſ. w., und iſt ausnehmend ſchön gezeichnet. Das Männchen ſieht goldgelb und ſchwarz aus, das Weibchen zeiſiggrün; die Flügel ſind ſchwärzlichgrau. An Größe gleichen ſie den Amſeln, auch iſt ihre Stimme flötend, wie bei dieſen. Man findet ſie vornämlich in Süd-europa und Aſien. Zu uns kommen ſie in der Mitte des Maimonats oder um Pfingſten, und fangen dann gleich an zu brüten. Das Neſt befeſtigen ſie zwiſchen zwei Aeſten, wie ein Körbchen mit einwärts gebogenem Rande, damit bei dem Schwanken der Zweige die Eier oder Jungen nicht herausfallen. Die Weibchen legen vier bis fünf ſchmutzigweiſe Eier mit ſchwarzen Flecken. Sie nähren ſich von Inſekten, Würmern, Beeren und Saamen; ihre liebſte Speiſe aber ſind Kirſchen und Feigen. So wie die Kernbeiſſer nur die Steine nehmen, und das Fleiſch verachten: ſo freſſen hingegen dieſe nur das Fleiſch, und laſſen die Kerne fallen. Sie ſind aber nicht ſo häufig wie jene. Gegen Ende des Auguſts oder im Anfange des Septembers verlaſſen ſie unſere Gegenden, und ziehen in wärmere Länder. In der Gefangenſchaft leben ſie nicht lange. Ihr Fleiſch wird gegeſſen.

Der Sperling, Fringilla domestica.

Das Vaterland dieſes bekannten Vogels, der auch Spaz und Lüning heißt, iſt ſehr ausgebreitet. Man findet ihn faſt in der ganzen alten Welt, obgleich mit einigen Abänderungen. In Anſehung der Farbe gibt es außer dem gemeinen auch zuweilen bunte, weiße und ſchwarze. Sonſt unterſcheidet man noch die Feld- oder Baumſperlinge (Fring. montana) als eine eigne Gattung von den Hausſperlingen. Jene ſind kleiner. Kopf und Schwanz ſehen braun aus, der Rücken grau und ſchwarzbunt, die Kehle ſchwarz, Bruſt und Bauch weißlich. Sie kommen ſelten in bewohnte Oerter, und niſten in hohlen Bäumen, beſonders in Weiden, die an den Landſtraßen ſtehen. Die Eier, deren ſie fünf bis ſieben legen, ſind ebenfalls kleiner, als die vom Hausſperlinge, dunkelbraun und artig marmorirt. Vaterland und Lebensart haben ſie mit dieſem gemein, doch ſind ſie lebhafter und wilder.

Der Hausſperling zieht ſich eben ſo nach den Wohnungen der Menſchen, wie die Ratte und Maus. Er hält ſich in den Scheunen, Kornböden, Höfen, Taubenhäuſern u. ſ. w. auf, niſtet auch da unter den Dächern und in Mauerlöchern, und brütet des Jahrs dreimal. Sie brauchen nicht mehr als vier und zwanzig Stunden Zeit, um ein Neſt ganz fertig zu machen, und wenn man ihnen die Eier nimmt, ſo haben ſie in acht bis zehn Tagen die volle Zahl wieder. Bei dieſer erſtaunlichen Fruchtbarkeit vermehren ſie ſich ſo ſehr, daß ſie zur Landplage werden; denn ſie thun nicht nur auf den Getraidefeldern und Kornböden großen Schaden, ſondern verzehren auch Kirſchen, Weintrauben und andere Beeren, kratzen die Saat-erbſen aus dem Acker, hacken die jungen Erbſen aus den Schoten, und freſſen ſelbſt zarte Pflanzen und ihren Saamen. Dagegen iſt freilich auch nicht zu läugnen, daß ſie viele

ſchädliche Würmer, Käfer und Raupen, beſonders die grünen Wickelraupen, vertilgen, und dadurch jenen Schaden, wo nicht erſetzen, doch einigermaßen vergüten *). Man ſollte daher nur auf ihre Verminderung, nicht aber auf ihre Ausrottung bedacht ſeyn, welche ohnehin nicht wohl möglich iſt. Denn wenn gleich die Rechnung übertrieben ſcheint, nach welcher ein jeder Sperling, im Durchſchnitte, des Jahrs für einen Gulden Getraide und andere Früchte verzehrt: ſo iſt es doch immer rathſam, ihre Anzahl nicht zu ſtark anwachſen zu laſſen. Sie ſind ſehr ſchlau, und laſſen ſich nicht leicht berücken. Am bequemſten fängt man ſie in geräumigen Körben, die mit ſpitzzulaufenden Eingängen verſehen ſind, ungefähr wie die dräthernen Mäuſefallen oder Fiſchreuſen, wo ſie zwar hinein, aber nicht wieder heraus können. In dieſe Körbe ſtreuet man allerlei Getraidekörner, friſchen Käſe u. ſ. w.

Von Kirſchbäumen, Erbſenfeldern u. ſ. w. kann man ſie nicht anders, als mit übergeſpannten Netzen abhalten; denn ſie ſind ſehr keck und dreiſt, und achten keinen aufgeſtellten Popanz. Doch ſcheuen ſie ausgeſtopfte Raubvögel und Katzen noch am meiſten. Auch verſichert man, daß durch einige gläſerne Flaſchen, die man an die Zweige der Bäume bindet, die Früchte vor ihrer Gefräßigkeit geſichert werden.

---

*) Bradley, Profeſſor der Botanik zu Cambridge, hat nach ſorgfältiger Beobachtung berechnet, daß ſich die Anzahl der Raupen, welche Ein Sperling wöchentlich für ſeine Jungen braucht, auf 3360 beläuft. Raupen und ähnliche Inſekten ſind die einzige Nahrung der Jungen.

Zweite

Zweite Ordnung.

Der Strauß. | Der Ibis.
Der Kaſuar. | Der Eider.
 | Die Indianiſche Schwalbe.
Der Geier. | Der Taucher.

Der Strauß, Struthio camelus.

Unter den ausländiſchen nicht nur, ſondern unter allen bekannten Vögeln iſt der Strauß der größte, wenigſtens der höchſte. Er ragt wie ein Rieſe über die andern Geſchöpfe dieſer Klaſſe hinweg. Mit dem Kopfe erreicht er eine Höhe von acht bis zehn Fuß, ſo daß er ihn bequem auf den Kopf eines zu Pferde ſitzenden Menſchen legen kann. Der Hals allein iſt über drei Fuß lang, aber verhältnißmäßig dünne; die ſtarken, fleiſchigten Beine haben ziemlich eben die Länge. Den Umfang des Leibes, Hals und Füße abgerechnet, kann man dreimal ſo groß, wie den Körper des Trappen annehmen. Die Augen an dem verhältnißmäßig kleinen Kopfe ſind nicht rund, wie bei andern Vögeln, ſondern oval, wie beim Menſchen, und an den Augenliedern finden ſich ordentliche Wimpern. Er hat nur kleine Flügel, die er im Laufen, wie ein Menſch die Arme, ausſtreckt, und gleichſam damit rudert; fliegen kann er nicht. Am Ende jedes Flügels ſtehen zwei horn-artige Stacheln, etwas länger als ein Zoll, deren Gebrauch man nicht weiß. Die Bruſt, ſo wie auch der Hinterleib, iſt mit einer ſchwieligten Haut verſehen, worauf er ſich beim Liegen ſtützt. In den Beinen beſitzt er eine große Kraft; die Schenkel ſind ſo ſtark wie Mannsſchenkel. An jedem Fuße hat er zwei vorwärtsgerichtete

Zehen,

Zehen, und hinterwärts einen ſehr kurzen Sprungknochen, der ihm ſtatt des Hakens dient. Die ganze Bildung dieſes Vogels, beſonders der lange Hals, der gebogne Rücken, die Bruſtſchwiele und die Geſtalt der Beine gibt ihm einige Aehnlichkeit mit dem Kameele, daher man ihn auch Kameelſtrauß nennt. Was die Bedeckung und Farbe deſſelben betrifft, ſo iſt der obere Theil des Kopfs ganz bloß, die Kehle und der Hals aber ſind mit weißer, haar-ähnlicher Wolle beſetzt. Den übrigen Leib bedecken weiße, ſchwarze, und bei dem Weibchen auch aſchgraue Federn, wovon aber jede Faſer der Fahne wieder eine eigne kleine Feder ausmacht. Der Schwanz beſteht aus einem dicken Büſchel krauſer Federn, welche man für die ſchönſten hält. Die Schenkel ſind bei den Alten nackend; bei den Jungen, die ganz grau ausſehen, findet ſich eine ähnliche Bedeckung wie am Halſe.

Das Vaterland der Strauße ſind die Wüſten in Afrika und Arabien, wo man ſie heerdenweiſe antrifft. Von fern ſieht ein ſolcher Haufe wie eine Karavane von Kameelen aus. Sie leben von Datteln und andern Früchten aus dem Gewächsreiche, verſchlingen aber aus Freßbegierde zuweilen auch Steine und Stücken Metalle, die ſie unverdauet wieder von ſich geben. Doch hat man die Nachrichten hiervon auch ſehr übertrieben, z. B., daß ſie glühendes Eiſen verſchluckten. Sie können nicht einmal jene unnatürliche Nahrung ohne Schaden oft zu ſich nehmen. Zum Brüten machen ſie kein Neſt, ſondern ſie legen die Eier in den bloßen Sand, den ſie in Form eines Neſtes zuſammenſcharren. Die Zahl derſelben beläuft ſich auf etliche zwanzig. Sie brüten aber mehr als einmal im Jahre, und mögen alſo wol zuſammengenommen an funfzig legen. Man ſagt, daß ſie nur des Nachts über den Eiern ſitzen, und dieſelben am Tage der Sonnenhitze überlaſſen. Da ſie in der Freiheit ſich nur an wüſten Oertern aufhalten, ſo dürfte eine genaue und wiederholte Beobachtung hierüber ihre Schwierigkeiten

gehabt haben. Von den zahmen verſichern wenigſtens die neuern Reiſebeſchreiber einſtimmig, daß ſie, eben ſo wie andre Vögel, Tag und Nacht, Männchen und Weibchen abwechſelnd, brüten. Auch nehmen ſie ſich der Jungen an, und füttern ſie, bis ſie ſelbſt im Stande ſind, ſich Nahrung zu ſuchen, welches doch nur wenige Tage dauert *).

Die Stimme derſelben, welche ſie beſonders des Nachts hören laſſen, beſteht in kläglichen, ächzenden Tönen, die dem Wandrer ein Grauſen erwecken. Bisweilen ſollen ſie ein ſtarkes, abgebrochnes Geſchrei ausſtoßen, welches einigermaßen dem Brüllen des Löwen gleicht. Sie ſind furchtſam, und ergreifen beim Anblick eines Menſchen die Flucht. Ob ſie gleich ſchneller laufen als das ſchnellſte Pferd, ſo werden ſie doch durch ein fortgeſetztes Jagen und durch Liſt gefangen. Wenn ſie nicht entrinnen können, verbergen ſie den Kopf in einem Strauche, da man denn hinan reitet, und ſie mit Stöcken todtſchlägt. Einige haben dies Verbergen des Kopfs einer Dummheit zugeſchrieben, als ob der Strauß glaubte, von ſeinen Feinden nicht geſehen zu werden, wann er ſie nicht mehr ſähe. Wahrſcheinlicher iſt es indeß, daß er dies inſtinktmäßig thut, um den Kopf,

---

*) Levaillant hat dieſen Vogel genau beobachtet, und durch ihn wiſſen wir nun mit Gewißheit, daß er auch am Tage brütet. Er jagte mehrmals Strauße am Tage von ihren Neſtern, ſchoß ſie auch todt auf den noch warmen Eiern. Männchen und Weibchen löſen ſich beim Brüten ab. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß das Weibchen mehrere Eier um das Neſt herum legt, welche nicht mit bebrütet werden, ſondern den ausgekommenen Jungen zur Nahrung dienen. Eben ſo merkwürdig iſt es, daß zuweilen mehrere Strauße ihre Eier in Ein Neſt legen, und dann gemeinſchaftlich brüten. Levaillant fand einmal in Einem Neſte 38 Eier, und mehrere Weibchen kamen an das Neſt, um die Brütende abzulöſen.

Kopf, als den ſchwächſten Theil des Leibes, gegen Verletzung zu ſichern.

So furchtſam und ſcheu dieſe Vögel von Natur ſind, ſo laſſen ſie ſich doch leicht zähmen; auch pflanzen ſie ſich gezähmt in ihrem natürlichen Klima fort. Man hält ſie theils der Seltenheit wegen in Menagerien, theils des Nutzens wegen als wirkliche Hausthiere. In Europa gewöhnen ſie ſich ſogar an einen kalten Himmelsſtrich; denn man hat ſelbſt in Petersburg einen gehegt. Allein in Afrika unterhalten verſchiedene Völker große Heerden derſelben, wie wir die Hühner und Gänſe. Das Fleiſch iſt zwar hart und ſchlecht, wird aber doch von Einigen gegeſſen. Die Eier, welche beinahe ſo groß wie ein kleiner Kinderkopf ſind, und wovon eins drei bis vier Pfund wiegt, ſättigen mehr, als Hühner-eier, ob ſie gleich nicht ſo angenehm ſchmecken. Aus der harten, dicken Schaale macht man Trinkgeſchirre und allerlei andre Gefäße. Das Fett, mit dem warmen Blute des Straußen vermiſcht, nennen die Landeseinwohner Straußbutter, und ſchätzen es nicht nur als ein wohlſchmeckendes Eſſen, ſondern auch als Arznei, ſehr hoch. Die Haut wird zu Leder verarbeitet, und ſodann verſchiedentlich benutzt; es ſoll ſo dick wie Bockleder ſein. Den größten Vortheil geben aber die Schwanz- und Flügelfedern, womit auch in Europa weit und breit ein nicht geringer Handel getrieben wird. Die beſten ſind eine halbe Elle lang, und zieren die Turbans der Türken, Frauenzimmerhüte u. ſ. w. Die Straußwolle oder Straußhaare, welche am Halſe, unter den Flügeln u. ſ. w. ſich befinden, gebraucht man zu Hüten und groben Tüchern.

Wenn man ein Mittel ausfindig machen könnte, die zahmen Strauße ſo zu lenken und zu regieren, wie die Pferde, ſo würden ſie dem Menſchen auch noch mit ihrer Stärke und Geſchwindigkeit dienen. Sie laufen ſo ſchnell, daß der darauf ſitzende Reiter in Gefahr iſt, zu erſticken, und es ſoll faſt kein anderes Thier auf der Erde ihnen im

Laufe gleich kommen. Sogar zwei Menſchen tragen ſie, ohne daß dieſe Laſt ſie an ihrer Schnelligkeit ſonderlich hindert. Bisher hat man jedoch dergleichen Verſuche nur aus Neugier oder zum Vergnügen angeſtellt, weil man die Kunſt nicht verſteht, ſie zweckmäßig abzurichten.

Der Kaſuar, Struthio casuarius.

Hat einen kürzern Hals und kürzere Füße als der Strauß, und iſt daher auch nur halb ſo hoch; aber an Stärke und Umfange des Leibes gibt er ihm nicht viel nach. Auf dem Kopfe ſitzt ein horn-artiges Gewächs, drei Zoll hoch, vorn ſchwarz und hinten gelb. Am Halſe hängen zwei fleiſchige Häute, einen halben Zoll lang, die theils roth, theils bläulich ausſehen. Die Flügel ſind noch kleiner als beim Strauß, und haben bloße Federkiele ohne Bart. An den Füßen befinden ſich drei vorwärts gerichtete Zehen. Der Kopf und die Hälfte des Halſes haben eine nackte, bläuliche Haut. Der übrige Theil des Leibes und die Schenkel ſind mit ſchwarzen Federn beſetzt. Die Federn ſelbſt ähneln den Pferdehaaren, und es entſpringen immer zwei und zwei Schafte aus Einem gemeinſchaftlichen Kiele. Ueber dem Hintern hängen die längſten herab, welches ihm das Anſehen eines zottigten Thiers gibt.

Der Kaſuar iſt in Oſtindien einheimiſch, und kommt in Anſehung der Sitten und Lebensart meiſtens mit dem Strauß überein. Sein Fleiſch wird ſehr gern gegeſſen. Es ſoll wie Truthühner-fleiſch ſchmecken.

In Amerika findet ſich ein ſechs Fuß hoher Vogel, welcher in einigen Stücken dem Strauße, und in andern dem Kaſuar ähnlich iſt, und deshalb Straußkaſuar (Struthio Rhea), auch Straußbaſtard oder Amerikaniſcher Strauß genannt wird. Er iſt der größte amerikaniſche Vogel, und lebt in den Wüſten des ſüdlichen Amerika. Die herrſchende Farbe ſeines Gefieders iſt grau;

am Bauche ſind einige weiße Federn. Fliegen kann er ebenfalls nicht. Das Weibchen legt über 50 Eier. Die Jungen ſind ſo wenig ſcheu, daß ſie ſogar dem Menſchen nachlaufen. Sie geben ein wohlſchmeckendes Fleiſch.

Der Geier, Vultur.

Unter dieſer Benennung verſteht man diejenigen Raubvögel, deren gerader Schnabel nur an der Spitze hakenförmig gebogen, und der Kopf, zum Theil auch der Hals, unbefiedert iſt. Von den Adlern und Falken unterſcheiden ſich die Geier auch noch dadurch, daß ſie in Geſellſchaft beiſammen ſind, daß ſie einen trägen Flug haben, und das Aas lieben, welches jene nur im Nothfall freſſen. Folgende Gattungen ſind vorzüglich zu bemerken:

Der Condor (Cuntur, Greifgeier, Vultur gryphus), der größte unter den fliegenden Vögeln, der den Goldadler zweimal an Größe übertreffen ſoll, iſt in Peru und Chili, in Süd-amerika, einheimiſch. Die ausgebreiteten Flügel ſind von einer Spitze zur andern gegen achtzehn Fuß breit, und die Schwungfedern am Kiele beinahe Fingersdick. Auf dem kahlen Kopfe ſteht ein langer fleiſcherner Kamm, der aber nicht, wie bei den Hühnern, eingekerbt iſt. Die Kehle iſt auch kahl. Am Oberleibe ſehen dieſe Vögel ſchwarz- und weißbunt aus, am Bauche grau. Sie niſten zwiſchen hohen Gebirgen und Felſen, rauben Kälber, Schaafe u. ſ. w., freſſen aber auch todte Fiſche, die das Meer auswirft. Da ſie ſogar auch Kinder von zehn bis zwölf Jahren anfallen, ſo pflegen die Einwohner von Peru, wie man ſagt, die Figur eines Kindes von klebrigtem Thone nachzubilden, und es nicht weit von ihrem Aufenthalte hinzuſtellen. Sobald ein Condor dieſe Geſtalt erblickt, fliegt er hinzu, und ſchlägt ſeine Klauen ein, um das vermeinte Kind zu rauben, bleibt aber in der zähen Materie ſtecken, und wird gefangen.

Die eigentliche Geſchichte dieſes Vogels iſt noch wenig bekannt und mit mancherlei Fabeln vermiſcht.

Der Geierkönig (Kuttengeier, Sonnengeier, Vultur papa) hat die Größe eines Truthahns, und wird wegen ſeiner Schönheit der König der Geier genannt. Kopf und Hals ſind kahl; den untern Theil des Halſes umgibt ein dichter Kragen von langen aſchgrauen Federn, in welchen er den nackten Hals und Kopf faſt ganz zurück ziehen kann. Die übrigen Federn am Leibe ſind weiß, gelb und roth gemiſcht, der Schwanz aber iſt ſchwarz. Sein Vaterland iſt Süd-amerika, wo er ſich von Aas, Schlangen, Eidechſen und andern Amphibien nährt. Er gibt einen häßlichen Geruch von ſich.

Der Bartgeier (Lämmergeier, Goldgeier, braunrother Geier, Vultur barbatus) unterſcheidet ſich von andern durch einen ſtarken bräunlichrothen Bart am Kinne, deſſen Federn den Borſten oder Haaren ähnlich ſind. Auch iſt ſein Kopf mit kurzen Haaren beſetzt, der Hals aber faſt ganz kahl, und am Ende ebenfalls mit einer Halskrauſe geziert. Die herrſchende Farbe des Leibes iſt oben graubraun, unten röthlichgelb. An Größe übertrifft er noch den Gold-adler: ſeine Länge beträgt vier Fuß, und ſeine ausgeſpannten Flügel hat man acht bis neun Fuß breit gefunden. In Europa iſt er der größte Vogel. Er hält ſich vornämlich in den Tyroler- und Schweizergebirgen auf, und niſtet in unzugänglichen Felſenhöhlen, daher man ſein Neſt noch nicht hat entdecken können. Seine vornehmſte Nahrung ſind Gemſen, Ziegen u. ſ. w. Auch kleine Kinder ſoll er fortſchleppen, und ſich ſogar gegen Erwachſne muthig wehren. In der Schweiz ſind von der Obrigkeit Preiſe auf ſeinen Kopf geſetzt.

Der Aasgeier (Erdgeier, Vultur percnopterus) in Paläſtina, Arabien, Aegypten und Süd-europa, gleicht an Größe ungefähr dem Raben. Das Männchen ſieht braun aus, am Halſe und an den Schultern aber ſchwärzlich und

weiß

weiß gefleckt; die Farbe des Weibchens iſt weiß, Schwanz- und Schwungfedern ſind ſchwarz. Am Kopfe und Halſe ſitzen nur wenige weiße Dunen. Sein Anſehn ſoll zwar widrig ſein; aber man hält ihn dennoch im Orient ſehr werth, da er das Land von Mäuſen, Schlangen u. ſ. w., beſonders aber von Aas reinigt, welches dort häufig mitten auf die Straßen hingeworfen wird, und ohne den Dienſt dieſer Vögel liegen bleiben und die Luft vergiften würde. Sie finden ſich zu dem Ende in großen Schaaren in der Nachbarſchaft der Städte und Dörfer ein, wo ſie gemeinſchaftlich mit den Hunden die todten Körper verzehren. So folgen ſie auch den Karavanen nach, um gleich in der Nähe zu ſein, wann ein Kameel umfällt, oder wann die Eingeweide geſchlachteter Thiere weggeworfen werden. Dieſer ungemeinen Nutzbarkeit wegen haben ſchon die alten Aegypter bei Lebensſtrafe verboten, dieſe Vögel zu tödten. Und noch heut zu Tage ſetzt mancher fromme Türke in ſeinem Teſtamente gewiſſe Summen aus, wofür ihnen an beſtimmten Tagen Fleiſch geſpendet werden muß.

Sowol von dieſen letztern, als auch noch von einigen andern Gattungen der Geier, benutzt man die Häute zu Pelzwerk. Die langen und dicken Federn werden behutſam ausgezogen, ſo daß nur die weichen Flaumfedern daran bleiben. Nach der Zubereitung ſollen ſie ſo ſtark wie Ziegenfelle ſein. In Aegypten füttert man die ſchönſten ſeidenen Kleider mit Geierhäuten; auch in Frankreich und in andern Gegenden werden ſie getragen.

Der Ibis, Tantalus ibis.

Das Geſchlecht der, wegen ihrer Gefräßigkeit, ſogenannten Nimmerſatte gehört zu der Familie der Sumpfvögel. Von dieſem Geſchlechte iſt der ſchon im Alterthume berühmte, auf alten Monumenten häufig abgebil-

dete Ibis eine Gattung. Eine andre Gattung, den Sichelſchnabel (Tant. falcinellus) findet man auch im ſüdlichen Deutſchland, in Italien u. ſ. w. Er hält ſich ebenfalls in Sümpfen auf, und nährt ſich von Amphibien und allerlei Waſſerthieren. — Alle zum Tantalus-Geſchlechte gehörige Gattungen haben unter der Kehle einen von Federn entblößten Sack, der bei einigen von einer beträchtlichen Größe — wol einen Fuß lang — iſt.

Der Ibis, welcher vorzüglich in Aegypten angetroffen wird, gleicht in der Bildung dem Storche, iſt zwar dem Leibe nach etwas kleiner, hat aber längere Beine und einen längern Hals. Der kahle Kopf iſt mit einer rothen runzlichen Haut bedeckt; die Federn am Körper ſehen röthlichweiß, die Schwungfedern ſchwarz aus. Auch gibt es ganz ſchwarze, die etwas kleiner ſind als jene. Dieſe Vögel freſſen Schlangen, Eidechſen, Fröſche u. ſ. w., und reinigen Aegypten beſonders von dergleichen Thieren, welche nach der jährlichen Ueberſchwemmung des Nils auf den Feldern zurückbleiben. Sie werden daher ebenfalls ſorgfältig gehegt *). Vor Zeiten verehrte man ſie göttlich, balſamirte ſie nach ihrem Tode zu Mumien ein, und ſetzte ſie in beſondern Gewölben bei. Eine Merkwürdigkeit erzählt man noch von ihnen. Sie ſollen öfters von Verſtopfungen geplagt werden, und alsdann mit dem langen Schnabel ſich ſelbſt Waſſer in den Hintern ſprützen, um ſich Oeffnung zu verſchaffen. Dies ſoll die Menſchen auch zuerſt auf den Gebrauch des Klyſtiers

---

*) In Nieder-Aegypten, das nicht mehr ſo waſſerreich iſt, wie ehemals, findet er ſich jetzt nur ſparſam; er hat ſich mehr nach Ober-Aegypten, und vorzüglich nach Aethiopien, zurückgezogen. — Nach neuern Nachrichten gibt es vom Ibis noch eine Gattung (oder Varietät?), welche am Kopfe und auf dem Rücken bräunlich ausſieht, und ſchwarze Schwanzfedern, einen weißen Hals, ſchwarzen Bauch und ſchwarze Füße hat.

ſtiers geleitet haben. Allein dieſe Nachricht ſcheint einer Fabel nicht unähnlich. Vermuthlich frißt der Vogel, wann er verſtopft iſt (wie auch andre Thiere in ſollen Fällen thun), aus einem gewiſſen Inſtinkt abführende Gewächſe oder dergleichen, und wird ſo ſein eigner Arzt.

Der Eider, Anas molliſsima.

Der Aufenthalt dieſes Vogels ſind die nördlichen Seeküſten, vorzüglich ſieht man ihn häufig um Island, Grönland, Norwegen und Schottland. Den Namen leitet man unrichtig von dem Eiderfluſſe im Holſteinſchen her, wo er ſelten oder gar nicht hinkommt. Vielmehr iſt er von dem Worte Edder entſtanden, welches in der nordiſchen Sprache eine Gans bedeutet, indem er zu dem Geſchlechte der Gänſe und Enten gehört, auch in Betracht der Größe zwiſchen beiden in der Mitte ſteht. Das Männchen iſt durchaus ſchwarz und nur an der Bruſt weiß, das Weibchen ſchwarzgrau, braun und weißgefleckt. Vom Frühjahre bis zum Herbſte halten ſie ſich an den Küſten auf, wo ſie ihre Neſter zwiſchen Felſen bauen, und ſich ſelbſt die beſten Dunen ausrupfen, um ſie damit auszufuttern. Hierauf legen ſie fünf bis acht Eier, und brüten dieſelben in Monatsfriſt aus. Ihre Nahrung beſteht in Muſcheln, Schnecken, Würmern und dergleichen. Den Winter über entfernen ſie ſich von den Küſten, und begeben ſich auf die weite See.

Dieſe Vögel bringen jenen Ländern großen Vortheil. Das Fleiſch hat zwar einen thranigten Geſchmack, und wird nicht ſonderlich geachtet, auch iſt es in Island und Norwegen ſtreng verboten, ſie zu tödten; aber die Eier, und vornämlich die Federn, ſind eine beliebte Waare. Mit Lebensgefahr laſſen ſich daher die Küſtenbewohner an Stricken hinab, um die an den ſteilen Felſen ſitzenden Neſter zu plündern, deren Benutzung jedoch Demjenigen zu-

kommt, in deſſen Gebiete ſie ſich finden. Wenn ſie die zu⸗erſt gelegten Eier ausgenommen haben, ſo legen die Vö⸗gel zum zweitenmale, und dieſe laſſen ſie dann ausbrü⸗ten. Doch lähmen ſie nachher den Jungen zuweilen die Flügel, damit ſie ihnen, wann ſie flügge ſind, nicht ent⸗gehen können. Die Federn rauben ſie aus dem Neſte, noch ehe die Eier darin liegen, zwei⸗ bis dreimal — denn ſo oft erſetzen die Vögel den Verluſt — ; geſchieht es öfter, ſo verlaſſen ſie das Neſt ganz. Durch dieſen dreimaligen Raub erhält man aus einem Neſte etwa ein halb Pfund Dunen, die aber noch mit Moos, Stroh, Meergras u. ſ. w. vermiſcht ſind. Man trocknet ſie alſo, da ſie auch durch die Ausdünſtung der See etwas Feuch⸗tigkeit angenommen haben, an der Sonne, ſchüttelt und ſchlägt ſie dann mit einer Art von Fachbogen, wie die Hutmacher gebrauchen, um ſie aufzulockern, und lieſet zuletzt alle Unreinigkeiten mit den Fingern aus. Auf dieſe Weiſe ſchwinden zehn Pfund ungereinigte zu drei Pfund gereinigten zuſammen.

Man pflegt auch wol von den getödteten Eider⸗vögeln die Haut mit den weichen Federn zu Pelzwerk zuzurichten.

In Island und Norwegen ſind ſie zum Theil ſchon halb gezähmt, indem die Einwohner durch allerlei Mittel ſie dahin gebracht haben, daß ſie nahe an ihren Wohnungen niſten, oder ſich wenigſtens der Neſter bedienen, welche ſie ihnen an bequemen Oertern ſelbſt bereitet haben. Von dem Verkaufe der Dunen ſiehe die Technologie *).

*) Vergleiche hiermit Beckmanns Vorbereitung zur Waa⸗renkunde, St. 2. S. 268 u. f.

Der

Die Indianiſche Schwalbe, Hirundo esculenta.

So häufig man den Neſtern der Eider nachtrachtet, um ihre Eier und Federn zu erhalten: eben ſo begierig ſucht man die Neſter der Salangane oder der Indianiſchen Schwalben, um ſie zu verzehren.

Die Salangane gehört, der gemeinſchaftlichen Kennzeichen wegen, zu dem Geſchlechte der Schwalben; ſie hat aber nur die Größe eines Zaunkönigs, und wiegt kaum ein halbes Loth; doch iſt der Schwanz ſo lang wie der ganze übrige Leib. Von Farbe ſieht ſie ſchwarzgrau, etwas ins Grünliche ſpielend, aus; nach dem Schwanze zu und am Unterleibe iſt ſie weißgrau. Am häufigſten findet man ſie auf den Inſeln des Indianiſchen Meeres, z. B. auf Java, Sumatra, auch auf der Halb-inſel jenſeit des Ganges, in Tunkin, weshalb die Neſter auch Tunkinsneſter heißen; in China ſollen ſie aber gar nicht anzutreffen ſein. Sie bauen ihre Neſter in den Vertiefungen und Höhlen der Klippen, und brauchen zur Verfertigung derſelben eine Zeit von zwei Monaten. Sodann legen ſie zwei Eier, und brüten ſie in funfzehn bis ſechzehn Tagen aus. Ihre Nahrung beſteht in allerlei Inſekten, die über ſtillſtehenden Waſſern ſchweben. Mit Tagesanbruch fliegen ſie aus ihren Löchern hervor, und kommen erſt gegen Abend wieder zurück, ausgenommen, wann ſie brüten und Junge haben, da ſie öfter ab- und zufliegen.

Sobald die Jungen flügge ſind, fängt man an, die Neſter einzuſammlen, welches des Jahrs dreimal geſchieht; denn ſo oft bauen die Vögel wieder. An einigen Orten läßt man die Jungen nicht ausfliegen, ſondern nimmt ſie ebenfalls weg, und verkauft ſie, weil ſie in Indien als eine beſondre Delikateſſe zu hohen Preiſen bezahlt werden. Bei dem Einſammlen ſelbſt büßt Mancher ſein Leben ein. Man bedient ſich dazu der Stricke, der Leitern

und Hängewerke von Bambusrohr. Da die Neſter ein Eigenthum derjenigen Perſonen ſind, die den Diſtrikt beſitzen, wo dieſe Vögel bauen: ſo werden die ganze Zeit über Wachen ausgeſtellt, um Diebereien zu verhindern. Dennoch reizt die Gewinnſucht Viele zu dieſen halsbrechenden Unternehmungen, die um deſto gefährlicher ſind, weil ſie des Nachts und heimlich geſchehen müſſen. Man beſticht auch wol die Wachen mit Gelde, oder gibt ihnen Opium ein, u ſ. w.

Man ſchätzt die Anzahl der jährlich geſammleten Neſter auf mehrere Millionen, wovon die meiſten nach China verkauft werden. Blos auf der Inſel Java erhält man oft in Einem Jahre am Gewichte drittehalb tauſend Pfund ſolcher Neſter. Sie ſind von verſchiedner Güte, und alſo auch von verſchiednem Werthe. Dem Anſehen nach gleichen ſie der Hauſenblaſe oder einem Gummi. Einige ſehen grau, andre röthlich, und noch andre weiß und hell durchſcheinend aus; dieſe ſind die beſten, aber ſehr rar. Man weiß noch nicht gewiß, was für Materie eigentlich dazu genommen iſt. Der gemeinen Meinung zufolge geben gewürzhafte, gallert-artige Seegewächſe den Stoff, der von dem Vogel noch beſonders bearbeitet wird. Ein neuer Beobachter glaubt, daß ſie aus den beſten und kräftigſten Ueberbleibſeln ihrer genoſſenen Nahrung beſtehen. Hierüber könnte wol eine genaue chemiſche Unterſuchung, die man noch nicht angeſtellt zu haben ſcheint, den ſicherſten Aufſchluß geben. Vielleicht beſtehen ſie aus einem gewiſſen Seegewürme (holothuria tremula), welches an ſich ſchon für eine Leckerei gehalten wird. Dem Herrn Forſter wurden am Kap ſolche Neſter vorgeſetzt; er fand ſie aber äußerſt fade, und nur erſt ſchmackhaft durch das hinzugekommene Gewürz. — Sie ſollen ſtark zur Wolluſt reizen, und dies iſt vermuthlich mehr, als ihr Geſchmack, der Grund, warum man ſie ſo begierig ſucht.

Die

Die Größe und Schwere dieſer Neſtchen iſt zwar nicht durchgängig gleich; aber im Durchſchnitte ſchätzt man eins auf ein halbes Loth ſchwer, die Dicke auf einen Viertelzoll, und die obere Breite drei Querfinger. Es hat die Geſtalt eines halben, nicht völlig regelmäßigen Zirkels. Der Preis eines ſolchen Neſtchens (ſie werden nach dem Gewichte verkauft) iſt dort auf der Stelle ſechs bis acht Groſchen; in Europa ſind natürlich dieſe Leckerbiſſen ungleich theurer. Sie werden mit Kalbfleiſch und Hühnerbrühen gekocht, und für ſehr nahrhaft gehalten. Die Kochkunſt gibt ihnen aber erſt den recht angenehmen und kräftigen Geſchmack, den ſie an ſich und ohne weitern Zuſatz nicht haben ſollen. Verſtändige Aerzte verſichern überdies, daß ſie ſchwerverdaulich ſind.

Der Taucher.

Einige Geſchlechter von Waſſervögeln, die wiederum verſchiedne Gattungen unter ſich begreifen, werden mit dem Namen Taucher bezeichnet, weil ſie unter das Waſſer tauchen, um ſich ihre Nahrung zu ſuchen. Sie können zum Theil tief und lange unter dem Waſſer herumſchwimmen. So heißt ein Geſchlecht wegen des Schnabels, der dem Schnabel der Papageien ähnelt, Papageientaucher (Alca). Die Naſelöcher liegen bei ihnen hinter dem Schnabel, und die Beine ſtehen ſo weit nach dem Schwanze zu, daß ſie faſt ganz aufrecht gehen müſſen, wann ſie ans Land kommen, welches aber ſelten geſchieht. Sie halten ſich an den nördlichen Seeküſten auf. Der See-papagei (Puffin, Alca arctica), der hierher gehört, iſt etwas größer als eine Taube, oben ſchwarz, unten weiß, und um den Hals geht ein ſchwarzer Ring. Er niſtet in Höhlen unter der Erde, und das Weibchen legt zu einer Brut nur Ein Ei. Dieſe Vögel ſchlafen auf dem Rücken liegend. Die Isländer

der fangen ſie in großer Menge, theils des Fleiſches wegen, theils wegen ihrer ſchönen weichen Dunen. Eine andre, ebenfalls ſehr nutzbare Art, die ſich in Kamtſchatka häufig findet, iſt wegen des Fanges merkwürdig. Die Einwohner ſetzen ſich nämlich des Abends, in große Pelze gehüllt, ans Ufer, ziehen die Arme aus den weiten Pelzärmeln, und ſitzen unbeweglich ſtill. Sobald es finſter wird, kommen jene Vögel herbei, kriechen in die Aermel, die ſie für eine bequeme Schlafſtelle halten, und werden dann mit leichter Mühe ergriffen.

Die **Greve** (Colymbus cristatus), die zu einem beſondern Geſchlechte gehört, iſt ſo groß wie eine Ente, und heißt ſonſt auch Haubentaucher. Am Oberleibe ſieht ſie dunkelbraun aus, am Unterleibe glänzend ſilberweiß. Der Schwanz fehlt ihr, und die Beine liegen, wie bei den Papageitauchern, ganz am Ende des Leibes. Man ſieht ſie am häufigſten auf dem Neufchateller- und Genferſee, und zwar hauptſächlich im Winter; im Sommer lebt ſie vermuthlich auf den höchſten Alpenſeen, die im Winter zufrieren. Auch auf den Seen in Deutſchland findet ſie ſich. Sie iſt ſehr ſchwer zu fangen, da ſie gleich untertaucht, wann ſie einen Menſchen wahrnimmt. Aus der Haut vom Bauche macht man prächtiges Pelzwerk zu Damenmuffen u. ſ. w. Das Stück koſtet zwei bis drei Thlr., und ein ganzer Muff, wozu wenigſtens fünf Häute gehören, kommt auf fünf und zwanzig Thaler zu ſtehen. Durch die häufigen Nachſtellungen wird die Anzahl dieſer Vögel jetzt ſehr vermindert.

Eben ſo benutzt man im Norden die **Polar-ente** (Col. arcticus), das **Täucherhuhn** (Col. troile) und andre hieher gehörige Waſſervögel.

Auch

Auch in Deutſchland finden ſich hin und wieder ſolche Vögel, z. B. der Lorch oder Nork in den Seen bei Sonnenburg, deſſen Bauchfell zu vier Groſchen verkauft und zu Pelzwerk zugerichtet wird. Das Fleiſch deſſelben genießt man ebenfalls; es wird vorher ſtark gebrühet, damit es den wilden Fiſchgeſchmack verliert, und dann gekocht und gegeſſen. Es ſoll ſehr zart und wohlſchmeckend ſein.

Dritte Ordnung.

Der Pinguin
Der Sturmvogel
Die Fregatte
Der Anhinga
Der Pelikan
Der Kormoran
Der Verkehrtſchnabel
Der Sekretär
Der Flamingo
Die Löffelgans

Der Dronte
Der Pfefferfreſſer
Der Nashornvogel
Der Madenfreſſer
Der Wendehals
Der Kukuk
Der Honigkukuk
Die Nachtſchwalbe
Der Wiedehopf
Der Kreuzſchnabel

Der Papagei
Die Spottdroſſel
Der Indianiſche Staar
Der Prediger
Der Paradiesvogel
Der Schneidervogel
Der Jupujaba
Der Kolibri.

Wir heben nun aus der Zahl der übrigen Vögel noch diejenigen aus, welche auch ohne beſondre Rückſicht auf ihre mittelbare oder unmittelbare Nutzbarkeit bemerkt zu werden verdienen. Den Anfang mögen einige Waſſervögel machen, da ſich die zweite Ordnung mit denſelben ſchloß.

Der Pinguin (die Fettgans, Aptenodytes), ein zahlreiches Geſchlecht, findet ſich in der Südſee in großer Menge. Eine Gattung davon (apten. demersa), etwas größer als eine Ente, hat ſtatt der Flügel blos häutige Lappen ohne Federn, womit ſie zwar im Waſſer rudern, aber nicht in die Luft fliegen kann. Die Beine liegen ganz nahe am Hintern, und ſie ſchwimmt deshalb aufrecht, ſo daß nur der Schwanz und der hintere Theil des Leibes mit Waſſer bedeckt iſt; die andere Hälfte des Leibes aber auf der Oberfläche des Waſſers gerade in die Höhe ſteht. Sie nährt ſich von Fiſchen. Eine andre Gattung von Pinguinen hat ſehr lange Flügel, und fliegt ungemein hoch.

hoch. Am Kap ſoll man eine Gattung Pinguine von Neu-Guinea gezähmt und zu Hausthieren gemacht haben.

Der Sturmvogel (Procellaria pelagica) kommt nicht leicht ans feſte Land, ſondern wohnt auf Klippen in der freien See. Es gibt mehrere Gattungen dieſes Geſchlechts. Der hier genannte heißt auch Petrel, weil er — wie Petrus — über das Waſſer laufen kann, ohne einzuſinken. Er iſt ſo groß wie eine Lerche, ſieht ſchwarz und weiß aus, und fliegt bei einem bevorſtehenden Sturme ſchaarenweiſe um die Schiffe. Dieſer Vogel iſt ſehr fett, daher gebrauchen ihn die Einwohner der Inſel Faroe und Andre ſtatt einer Lampe. Sie ziehen nämlich einen Docht durch den Rachen und After, und zünden ihn an, der dann ſo lange brennt, als er noch Fett aus dem Leibe des Vogels an ſich ziehen kann.

Die Fregatte (Pelecanus aquilus) von den ſchnellſegelnden Schiffen dieſes Namens ſo benannt, ſoll zuweilen an dreihundert Meilen weit übers Meer fliegen, ohne dazwiſchen auszuruhen. Sie iſt nur ſo groß wie ein Huhn, hat aber ungeheure Flügel, die ausgeſpannt auf vierzehn Fuß breit ſind. Das Männchen ſieht ganz ſchwarz aus, das Weibchen am Bauche weißlich. Wann Regen und Wind ihnen im Fluge beſchwerlich fallen, ſo erheben ſie ſich ſo hoch, daß man ſie ganz aus dem Geſichte verliert. Dennoch erblicken ſie von einer ſolchen Höhe die fliegenden Fiſche, und ſchießen auf ſie herab. Faſt ein eben ſo guter Luftſegler iſt der Albatros (Diomedea exulans), der die Größe eines Schwans, aber etwas kleinere Flügel als die Fregatte hat.

Der Anhinga (Plotus anhinga) iſt eine Gattung aus dem Geſchlechte der Schlangenhalsvögel. Dieſe haben ein ſonderbares Anſehen, denn ihr Fußlanger Hals iſt wie eine Schlange geſtaltet, und windet ſich auch wie eine Schlange, ſo daß es ſcheint, es ſei auf dem Rumpfe eines Vogels eine Schlange eingepfroſt. Der Anhinga

lebt in Süd-Amerika, hat etwa die Größe einer Ente, und nährt ſich meiſt von Fiſchen. Wann er auf Beute lauert, ſo rollt er den langen Hals ſpiralförmig zuſammen, und ſchnellt dann den Kopf, wie einen Pfeil, gegen die Fiſche, die er erſchnappen will. — Levaillant hat auch in Afrika eine Gattung von dieſem Geſchlechte entdeckt.

Der Pelikan (die Kropfgans, Pelecanus onocrotalus), noch einmal ſo groß wie eine Gans — wiewol es auch etwas kleinere gibt, — hat aſchgraue Schulterfedern, ſchwarze Schwungfedern, und iſt ſonſt überall blaßroth oder fleiſchfarben nach der Mauſerung. Im Winter wird er weiß. Er iſt der größte Schwimmvogel, und lebt vorzüglich in Klein-Aſien. Nach dem ſüdlichen Europa kommt er auch zuweilen; ſelbſt in Thüringen hat man einmal einen geſchoſſen. — Der beutelförmige Kropf, der an dem Unterkiefer des Schnabels hängt, und ſich bis zur Größe eines Menſchenkopfs ausdehnen läßt, faßt an zehn bis zwölf Maaß, oder dreißig Pfund, Waſſer. In denſelben ladet er Speiſe und Trank für ſeine Jungen, und füttert ſie daraus. Daher iſt die Fabel entſtanden, daß er ſich die Bruſt aufhacke, und die Jungen mit ſeinem Blute ernähre, wann er den Schnabel aufſperrt, und den Unterkiefer, worin ſich die Oeffnung zu dem Sacke befindet, an die Bruſt herunter hält, damit die Jungen dazu kommen können. Der Anblick des rothen Schnabels und der blutigen Fiſche in dem Sacke gab Veranlaſſung zu dem Irrthume, als ob die Jungen aus einer Oeffnung in der Bruſt ſelbſt fräßen. Der Schnabel iſt achtzehn bis zwanzig Zoll lang. Seine Stimme gleicht einigermaßen dem Geſchrei des Eſels. Man kann ihn zahm machen, und zum Fiſchfange abrichten.

Der Kormoran (See-rabe, Waſſer-rabe, Pelecanus carbo), beinahe ſo groß wie eine Gans — nämlich

lich die größere Gattung, — auf dem Rücken ſchwarz, an der Bruſt und am Bauche braun und aſchfarbig, wohnt in Europa und Aſien, niſtet auf Felſen und Bäumen, und nährt ſich von Fiſchen. Von ſeinen Eiern behauptet man, daß ſie nicht hart würden, wenn man ſie auch noch ſo lange kochte!! Eine dem Kormoran ſehr ähnliche Gattung, Pelecanus sinensis, wird zum Fiſchfang abgerichtet, und in China eben ſo dazu gebraucht, wie in Europa die Hunde zur Jagd. Auch in England geſchah es ehemals. Ein einziger Menſch kann wol hundert ſolche Vögel regieren. Sie werden auf den Rand des Boots geſetzt, in welchem man auf den Fiſchfang ausfährt; und hier ſitzen ſie ganz ruhig, bis ihnen ein Zeichen von ihrem Herrn gegeben wird. Sogleich fliegen ſie fort, verbreiten ſich über das Waſſer, und tauchen ſo oft unter, bis ſie eine Beute erhaſcht haben, die ſie unverzüglich ihrem Herrn überbringen. Iſt der Fiſch zu groß und zu ſchwer, ſo kommen ſie einander zu Hülfe: der eine packt den Kopf, der andre den Schwanz u. ſ. w., und ſo tragen ſie ihn ins Boot. Damit ſie nicht in Verſuchung kommen, die Fiſche ſelbſt zu freſſen, ſo wird ihnen ein ziemlich enger eiſerner Ring um den Hals gelegt, der ſie hindert, die Biſſen hinunter zu ſchlucken. Wann ſie aber eine gewiſſe Anzahl gefangen haben, ſo bekommen ſie ebenfalls ihren Antheil an der Beute. Sie ſind ſehr gefräßig, und verſchlingen die kleinern Fiſche ganz, daher ſie dieſelben, wenn ſie ihnen beim Fange nicht bequem in den Schnabel kommen, ſo geſchickt in die Höhe werfen, daß ſie mit dem Kopfe in den aufgeſperrten Rachen fallen.

Der Verkehrtſchnabel (Waſſerſcheerer, Rhinchops nigra), in Amerika einheimiſch, der einzige Vogel, deſſen Oberſchnabel kleiner und kürzer iſt, als der Unterſchnabel, und in demſelben, wie ein Taſchenmeſſer in ſeiner Schaale, liegt. Er fährt mit dem Unterſchnabel ſchnell

über die Fläche des Waſſers hin, um Inſekten zu fangen, daher heißt er Waſſerſcheerer. An Größe übertrifft er eine Taube; die Farbe iſt auf dem Rücken ſchwärzlich.

Der Sekretär (Falco serpentarius) hat ſeinen Namen von den langen Federn, welche ihm hinten am Kopfe herunter hängen, und ihm das Anſehen eines Schreibers geben, der ſich die Schreibfeder hinter das Ohr geſteckt hat. Er iſt drei Fuß hoch, und hat einen ſcharf gekrümmten Adlerſchnabel. Kopf, Hals, Bruſt und die obern Theile des Körpers ſind aſchgrau, ins Bläuliche ſpielend; die Schwungfedern, der Steiß, die Schenkel ſind ſchwarz; der Schwanz iſt bräunlich-aſchgrau, gegen das Ende ſchwarz, und an der Spitze weiß. Er wohnt im Innern von Afrika, auch einwärts vom Kap und auf den Philippinen. Seine Nahrung ſind Ratten, Eidechſen, und vornämlich Schlangen. Der letztern bemächtigt er ſich auf die Art, daß er ſie zu wiederholtenmalen in die Luft ſchleudert, und wann ſie dadurch abgemattet ſind, tödtet er ſie vollends und frißt ſie. Forſter nahm zwei dieſer Vögel auf ſeiner Rückreiſe nach England mit. Unterweges fütterte er ſie mit den Eingeweiden der auf dem Schiffe geſchlachteten Schaafe. Sie behandelten aber die Gedärme immer ſo, wie die Schlangen, und warfen ſie etlichemal in die Höhe, ehe ſie dieſelben verzehrten.

Der Flamingo (Flamant, Phoenicopterus ruber), noch größer als der Europäiſche Reiher, mit dem er aber ſonſt viel Aehnlichkeit hat, wohnt in den wärmern Erdſtrichen außer Europa. Die Farbe der Alten iſt ſcharlachroth, der Jungen im erſten Jahre grau, im zweiten röthlichgrau. Er hält ſich in ſumpfigten Gegenden auf, und nährt ſich von Amphibien, Inſekten und Würmern. Sein Neſt macht er auf einem Haufen Erde, den er zuſammenſcharrt, oben eine Vertiefung hineinmacht, und dann zwei Eier legt. Wann er brütet, ſitzt er auf dieſem Hügel wie auf einem Stuhle, indem beide Füße an der

Seite herabhängen. Die Federn dieſes Vogels werden zum Putze gebraucht; die Zunge, welche hinten einen Klumpen Fett hat, ißt man als eine Delikateſſe, das Fleiſch aber ſoll zähe und unſchmackhaft ſein.

Die Löffelgans (der Löffelreiher, Platalea leucorodia) hat hohe Beine, einen langen Hals, und einen faſt platten Schnabel, der am Ende kreisrund — wie ein Löffel — geſtaltet iſt. An Größe gleicht ſie einer Ente, an Farbe einem Schwane. Sie findet ſich im ſüdlichen und öſtlichen Europa, Aſien und Afrika (auch nach Deutſchland verirrt ſie ſich manchmal), lebt von Fiſchen und Waſſerkräutern, und niſtet auf hohen Bäumen. Es gibt auch noch eine andre Gattung in Amerika, die am ganzen Körper rothe Federn hat.

Der Dronte (Didus ineptus), ein der Geſtalt nach höchſt ſeltſames Geſchöpf. Er führt auch den Namen Dudu, Tölpel, Walgvogel, Einſiedler. Sein Körperbau weicht ſo ſehr von dem gewöhnlichen Ebenmaaße und Verhältniſſe ab, daß man Anfangs die Nachricht von ihm für eine ſcherzhafte Erdichtung hielt. Aber die Wirklichkeit deſſelben hat ſich durch neuere glaubwürdige Zeugniſſe beſtätigt. Er lebt auf der Inſel Bourbon und Isle de France — bei Afrika, — iſt größer als ein Schwan, dick, faſt würfelförmig und äußerſt plump. Die meiſte Misgeſtalt zeigt ſich am Kopfe und am Schnabel. Letzterer mißt neun Zoll, iſt außerordentlich dick, in der Mitte gebogen, wo zugleich zwei Wulſten in der Quere herüber liegen, und vorn ſpitzig. Auf dem Schnabel ſitzen die großen ſchwarzen Augen, welche mit weißen Ringen umgeben ſind. Die Spalte des Schnabels geht bis hinter die Augen, und endigt ſich nahe an den Ohren. Hier umgibt ein ſonderbarer Federſaum die Wurzel des Schnabels, und tritt auf der Stirn in eine Art von Schnepfe hervor. Der Hals hat einen ſtarken Kropf; die Flügel ſind kurz, und zum Fliegen unbrauchbar; der Schwanz beſteht aus einem Büſchel krau-

ſer Federn, die aber nicht am Hintern, ſondern faſt mitten auf dem Rücken empor ſtehen; die plumpen Füße tragen den ſchweren Körper mit Mühe, daher das Thier ſich nur langſam und ungeſchickt fortbewegen kann. Die Farbe der Federn iſt aſchgrau, mit ein wenig Weiß und Gelb gemiſcht. Man hat ihn bis jetzt noch nicht nutzbar gefunden, denn auch ſein Fleiſch iſt unſchmackhaft. *).

Der Pfefferfreſſer (Ramphastos tucanus) wird nur in Süd=Amerika angetroffen, und zeichnet ſich durch ſeinen ungeheuer großen Schnabel von andern Vögeln aus. Er iſt kaum ſo groß wie eine Taube; allein der Schnabel iſt vier bis fünf Zoll lang, und ſo dick wie ein ſtarker Mannsfinger, dabei aber doch inwendig hohl und alſo leicht. Es gibt mehrere Gattungen, wovon die meiſten ſchöne Federn haben.

Der Nashornvogel (Buceros rhinoceros) iſt in Indien einheimiſch, hat die Größe eines Haushahns und einen gegen zehn Zoll langen Schnabel, auf welchem ein über ſechs Zoll hoher hornigter Auswuchs ſteht. Er lebt von Aas, iſt unflätig, und verbreitet einen ſo häßlichen Geruch um ſich her, daß weder Vögel noch andre Thiere ihm nahe kommen. Eine andre Gattung dieſes Geſchlechts, bucor. hydrocorax, frißt die Muskatnüſſe, und ſein Fleiſch hat daher einen angenehmen gewürzhaften Geſchmack.

Der

---

*) Nach den Verſicherungen des Herrn Morels, welcher deshalb an Ort und Stelle Unterſuchungen angeſtellt hat, ſind dieſe Vögel jetzt gänzlich ausgerottet. Dies kann man um ſo weniger bezweifeln, da der Dronte ein ſo plumpes Thier iſt, das ſich nicht gegen Nachſtellungen zu ſchützen weiß. S. Blumenbachs Beiträge zur N. G. Erſt. Th. S. 28.

La Peyrouſe traf aber dieſen Vogel an mehrern Orten innerhalb der Wendekreiſe an, folglich iſt er wol nur auf jenen beiden Inſeln ausgerottet, aber nicht auf der ganzen Erde. S. deſſen Reiſe, überſ. von Forſter und Sprengel, B. I, S. 392. und 401.

Der Auswuchs, welchen dieſe Vögel auf dem Schnabel haben, iſt hohl, und dient ihnen, wie man glaubt, als Werkzeug zur Verſtärkung des Geruchs.

Von dem Geſchlechte der Madenfreſſer (Crotophaga) iſt vorzüglich die Gattung zu bemerken, welche Ani (Crot. ani), oder auch der Afrikaniſche Madenfreſſer heißt, wiewol ſie nicht nur in Afrika, ſondern auch in Süd-Amerika lebt. Dieſe Vögel niſten und brüten in Geſellſchaft zuſammen, füttern auch nachher die Jungen gemeinſchaftlich, ohne daß jedes Paar ſeine eignen unterſcheidet und vorzieht. Levaillant erwähnt ihrer in ſeiner Reiſebeſchreibung, desgleichen Patterſon, welcher von ihrer Oekonomie folgende Nachricht gibt: Sie bauen ihr Neſt auf einem Baume — einer Gattung Mimoſa, — der einen glatten Stamm, ausgebreitete Aeſte und viel Gummi hat. Als Materiale gebrauchen ſie das ſogenannte Buſchmannsgras, wovon ſie einen ſo anſehnlichen Bau machen, daß das Neſt einem Hauſe mit einem Strohdache gleicht, und gegen tauſend Vögel darin Platz haben. Das Neſt hat mehrere Eingänge, deren jeder zu einer regelmäßigen Gaſſe führt, worin ſich auf beiden Seiten einzelne Neſter (Zellen) befinden, die ungefähr zwei Zoll von einander entfernt ſind. Der Rand des Neſtes bildet einen über den Eingängen ruhenden Winkel, der ſo ſcharf iſt, daß kein Ungeziefer, keine Schlangen 2c. eindringen können.

Die Nahrung dieſer Vögel beſteht in Ungeziefer, welches ſie den größern Thieren vom Rücken leſen. Letztere ſcheinen dies als Wohlthat zu erkennen; denn ſie leiden willig, daß ſich die Vögel auf ihren Rücken ſetzen, legen ſich auch wol dabei nieder. Der Ochſenhacker (Crot. buphaga africana) macht ſich beſonders an das Rindvieh, und hackt die Larven der Ochſenbremſen aus der Haut heraus.

Der Wendehals (Iynx torquilla), etwas größer als eine Lerche, von Farbe braun und ſchwarz und wellenförmig geſtreift, iſt in ganz Europa einheimiſch. Er hält

ſich meiſtens in hohlen Bäumen auf, wo er die Inſekten und ihre Larven aufſucht; er niſtet auch da, und legt acht Eier. Sein Hals iſt ungemein gelenkig, ſo daß er ihn um und um drehen und winden kann, wie eine Schlange. Einen Unerfahrnen, der ihn in der Hand hält, macht er durch dieſe Wendung leicht ſo beſtürzt, daß er ihn wieder fliegen läßt.

Der Kukuk (Cuculus canorus) erſcheint bei uns gegen Ende des Aprils, und verliert ſich im Auguſt wieder, da er in wärmere Länder zieht; denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er den Winter in hohlen Bäumen, in einer Art von Winterſchlaf, zubringt, wie Einige meinen. Es finden ſich in Deutſchland zwei Gattungen von dieſem Vogel, eine größere und eine kleinere. Bei jener iſt die herrſchende Farbe des Oberleibes aſchgrau, bei dieſer braun. Der aſchgraue iſt der gemeinſte. Sie nähren ſich blos von Inſekten und Würmern, wiewol Herr Profeſſor Blumenbach meint, daß ſie auch kleine Vögel freſſen. Im Anfange des Junius legen ſie ihre Eier — alle acht Tage etwa eins, — und fahren damit bis zur Mitte des Julius fort. Sie ſind rundlich, ſchmutzigweiß, mit braunen Flecken, und gewöhnlich etwas kleiner als die Eier der Hausſchwalben, welches, im Verhältniß gegen die Größe des Vogels, ſehr merkwürdig iſt. Das Kukuksweibchen legt dieſelben in das Neſt des Zaunkönigs, der Graſemücke, der Bachſtelze und ähnlicher kleiner Vögel; doch ſehr ſelten mehr als ein Ei in ein Neſt. Man hat bemerkt, daß dieſe, wann der Kukuk ſich ihrem Neſte nähert, eine außerordentliche Freude bezeugen, von dem Neſte herunterfliegen, um ihm Platz zu machen, und während dem, daß der Kukuk das Ei legt, vor ihm herumhüpfen und zwitſchern. Der kleine Vogel wirft alsdann etliche von ſeinen eigenen Eiern aus dem Neſte, um das Kukuksei deſto beſſer bebrüten zu können. Wann nachher der junge Kukuk ausgekommen iſt, ſo wirft dieſer die noch übrigen Eier, ſo

wie

wie auch die vor ihm ſchon ausgebrüteten Jungen ſelbſt heraus; nur in ſeltnen Fällen ziehen die Eltern eins oder einige ihrer ächten Kinder mit auf. So wie der junge Kukuk flügge wird, dehnt er das Neſt weiter aus, und wann er endlich ausgeflogen iſt, ſo kommen auf ſein Geſchrei — welches mit dem Rufen der Alten gar nichts Aehnliches hat — alle kleinen Vögel aus der Nachbarſchaft zuſammen, und wetteifern mit einander, ihm Futter zuzubringen. — Eine weiſe Einrichtung der Natur, da die Pflege-ältern allein nicht mehr im Stande ſind, die Forderungen des heranwachſenden Jungen zu befriedigen. — Dieſe Sorge der kleinen Vögel für die Ernährung des Kukuks dauert ſo lange, als er ihrer Unterſtützung noch bedarf. Am Ende des Auguſts oder im Anfange des Septembers ziehen ſie von uns in wärmere Länder.

Die Urſache, warum der Kukuk ſeine Eier nicht ſelbſt ausbrütet, ſcheint nicht in einem beſondern Baue des Körpers, welcher das Brüten unmöglich macht, zu liegen, ſondern in dem heftigen Begattungstriebe, in der langſamen Entwickelung der Eier zur gehörigen Reife — da ſie nur alle acht Tage Eins legen — und in ſeinem kurzen Aufenthalte in unſern Gegenden. Das Fleiſch der jungen Kukuke ſoll ſehr gut ſchmecken.

Der Kukuk wird für das Sinnbild der Undankbarkeit gehalten; denn man ſagt, daß derſelbe, wann er im Neſte herangewachſen ſei, ſeine treuen Pflege-ältern auffreſſe. Ein Augenzeuge verſichert geſehen zu haben, daß ein ziemlich erwachsner Kukuk den Kopf der Graſemücke, die ihm Futter zugebracht, aus Gierigkeit faſt ganz in ſeinen weiten Hals mit hineingezogen, und ſie alſo beinahe gewürgt hätte. Dieſer Fall iſt ſehr wol möglich, und ſo kann der kleine Vogel zuweilen in dem Rachen ſeines Wechſelkindes den Tod finden, ohne daß dieſes wirklich eine mörderiſche Abſicht hat.

Der Honigkukuk (Cuculus indicator), in Südafrika einheimiſch, braun und weiß gefleckt, etwas kleiner als der europäiſche, nährt ſich am liebſten vom Honig der wilden Bienen. Da er aber die Neſter derſelben nicht ſelbſt erobern und plündern kann, ſo zeigt er dem Honigdachſe [ſ. die erſte Klaſſe] oder einem Menſchen den Weg zu den Erdhöhlen und Bäumen, wo Bienenſchwärme niſten, und wartet, ob bei der Zerſtörung für ihn auch etwas abfalle oder liegen bleibe. Beſonders pflegt er des Morgens und Abends dieſe Neſter aufzuſpüren. Die Einwohner gebrauchen ihn daher zu ihrem Wegweiſer, wann ſie wilden Honig ſuchen und einſammlen wollen. Sie horchen im Walde auf die Stimme dieſes Vogels, gehen ihm nach, und antworten ihm gleichſam durch Pfeifen. Sobald der Vogel den Menſchen erblickt, fliegt er unter beſtändigem Geſchrei, welches wie Tſcherr, Tſcherr lautet, in einer kleinen Entfernung vor ihm her, bis ſie an den Baum kommen, wo die ſüße Beute verborgen iſt. Hier ſetzt er ſich dann auf einen Baum gegenüber, und erwartet Belohnung für ſeine Verrätherei. Man läßt ihm aber nicht zur Sättigung, ſondern nur etwas Weniges auf der Erde liegen, damit er zum weitern Aufſuchen gereizt werde.

Die Nachtſchwalbe (der Ziegenmelker, Nacht-rabe, die Hexe, Caprimulgus europaeus) iſt in Anſehung des Schnabels und Rachens den Schwalben ähnlich, hat aber ziemlich die Geſtalt und die Größe des Kukuks. Auf beiden Seiten des obern Theils des Schnabels ſtehen ſteife Borſten; die Ohren ſind große Löcher, dicht hinter dem Schnabel. Die Farbe iſt ein Gemiſch von Schwarz, Braun, Gelb und Weiß, wie marmorirt. Sie lebt im gemäßigten Europa, und kommt, wie die Eulen, nur des Nachts aus ihren Schlupflöchern hervor. Im Fluge, der ſanft und geräuſchlos iſt, macht ſie allerlei Wendungen, faſt wie die Fledermäuſe, und fliegt dem Wandrer unab-

läſſig um den Kopf, ohne ſich verſcheuchen zu laſſen, als ob er — nach dem gemeinen Ausdrucke — mit ihr behert wäre. Ihre Nahrung beſteht in Nachtſchmetterlingen und andern Inſekten. Bei Mondſchein iſt ſie am munterſten, und erfüllt die Luft mit einem eintönigen Geſchrei, welches mit einem ſtarken Klatſchen der Zunge einige Aehnlichkeit hat. Im Mai legt ſie zwei weiß- und ſchwarzgefleckte Eier auf die bloße Erde unter Heidekraut, und brütet ſehr eifrig. Die fabelhafte Sage, daß ſie des Nachts den Ziegen die Milch ausſauge, hat ihr den Namen Ziegenmelker gegeben.

Der Wiedehopf (Kothhahn, Upupa epops), er iſt etwa ſo groß wie eine Droſſel, das Gefieder röthlichgelb, mit braunſchwarzen Flecken. Auf dem Kopfe hat er einen anderthalb Zoll langen Federbuſch, den er nach Gefallen aufrichten und niederlegen kann; das erſtere thut er gemeiniglich, wann er gejagt oder erſchreckt wird. Er lebt in dichten Wäldern, kommt aber auch in die Nähe bewohnter Oerter. Sein Geſchrei, welches wie Hop, Hop, klingt, läßt er häufig ertönen, und wurde ehemals vom Aberglauben als eine Anzeige eines nahen Krieges angeſehen. Inſekten und Würmer, die er aus dem Miſte hervorſucht, ſind ſeine Nahrung; daher hält er ſich am liebſten an unreinen Orten auf. Das Weibchen legt zwei hellgraue Eier in einen hohlen Baum, ohne ein eigenes Neſt gemacht zu haben; vorzüglich wählt es gern dazu ausgefaulte Köpfe alter morſcher Baumſtrünke. Zuweilen findet ſich darin ein altes Neſt von einem andern Vogel, das ſich dann der Wiedehopf zueignet. Die Jungen haben nicht den Inſtinkt, wie andre junge Vögel, ſich ihres Kothes außerhalb des Neſtes zu entledigen; daher häuft ſich der Unrath unter ihnen ſo ſehr an, daß ihr Neſt von Koth gemacht zu ſein ſcheint, wie man ehemals auch wirklich glaubte. Uebrigens hat der Vogel ſelbſt keinen widrigen Geruch, welches man ſonſt ebenfalls bemerkt haben wollte. Gegen den Winter

ter zieht der Wiedehopf in die wärmern Gegenden von Europa. Man kann ihn zahm machen, und im Hauſe herumlaufen laſſen, da er dann Spinnen und andere Inſekten wegfängt; auch iſt er ſehr poſſierlich, und macht allerlei luſtige Sprünge. Aber eingeſperrt lebt er nicht lange. In Italien wird ſein Fleiſch gegeſſen.

Der Kreuzſchnabel (Krünitz, Loxia curuirostris) hat in der Größe und Bildung mit dem Kernbeiſſer viel Aehnliches. Am auffallendſten unterſcheidet er ſich indeß nicht nur von dieſem, ſondern auch von allen andern Vögeln durch den Schnabel, deſſen gekrümmte Spitzen ſich vorn kreuzweis über einander legen. Bei einigen geht der untere Schnabel zur Rechten, bei andern zur Linken neben dem obern Schnabel weg. Dieſer Unterſchied beruhet indeß vermuthlich nur auf einem Zufalle, wie etwa die Jungen gerade Anfangs ihn beim Gebrauche auf die eine oder die andere Seite hingewöhnen. In der Jugend iſt das Männchen hellroth, und hat ſchwarze Schwung- und Schwanzfedern; nachher wird ſein Geſieder gelblichgrün, und ſo bleibt es. Das minder ſchöne Weibchen iſt ſchmuzziggrau und grün. Man trifft ſie vornämlich in den nördlichen Gegenden, in Tannenwäldern, an, wo ſie ſich von dem Saamen der Tannenzapfen nähren, deren Schuppen ſie ſehr geſchickt mit dem Schnabel aufbrechen, wozu ihnen die beſondre Geſtalt deſſelben die beſten Dienſte leiſtet. Sie bedienen ſich des Schnabels auch zum Klettern, wie die Papageien; und da ſie dieſen ebenfalls in Anſehung der ſchönen Farben und des ganzen Betragens ähnlich ſind, ſo nennt man ſie auch Tannenpapageien. Eine andere Merkwürdigkeit dieſes Vogels iſt, daß er mitten im Winter — im Januar — brütet, weil er gerade in dieſer Jahrszeit Nahrung für ſeine Jungen — den Saamen der Fichten und Tannenzapfen — im Ueberfluſſe findet. Er macht das Neſt von dünnen Fichten- und Tannenreiſern, und bekleidet es inwendig mit weichem Mooſe. Wolle, Federn

und

und dergleichen findet man nicht darin. Einige ſagen, daß er es von außen noch gegen das Eindringen der Näſſe und Kälte mit Harz überziehe. Dies iſt aber falſch, denn es ſteht gewöhnlich ſchon an einem ſolchen Platze, wo es von den herüberhängenden grünen Zweigen der Fichten und Tannen gegen Schnee und Regen geſchützt wird. Die Eier, deren drei bis fünf in einem Neſte liegen, ſind grünlich-weiß. Im Herbſte werden dieſe Vögel ſehr fett, und ſind eine geſunde, wohlſchmeckende Nahrung. Man treibt deswegen an einigen Orten Handel damit, bereitet ſie auf eine beſondre Art zu, ſchichtet ſie in Fäſſerchen, und verſendet ſie. Die Männchen hält man auch wol, ihres poſſierlichen Betragens wegen, im Käfig, und lehrt ſie Lieder pfeifen. Abergläubige meinen, daß dieſer Vogel den Menſchen von gewiſſen Krankheiten, beſonders von ſogenannten Flüſſen, befreie.

Der Papagei (Psittacus) wohnt in den wärmſten Ländern der Erde, Europa ausgenommen, und zwar an einigen Orten in erſtaunlicher Menge. Das Geſchlecht dieſer Vögel enthält über 150 Gattungen, welche man wiederum in zwei Familien theilt. Zu der erſten Familie gehören die Papageien mit langen keilförmigen Schwänzen, zu der zweiten die mit kurzen geraden Schwänzen. Alle haben einen etwas dicken, hakenförmigen Schnabel, deſſen Obertheil ſehr beweglich iſt, und den ſie zum Klettern und Anhalten ſtatt eines Fußes gebrauchen können. Die Füße ſelbſt ſind zum Klettern recht eigentlich, wie bei den Spechten, eingerichtet. Sie niſten in Baumhöhlen, und nähren ſich von den Saamen und Früchten verſchiedner Gewächſe, wodurch ſie, bei ihrer Menge, den Pflanzungen oft ſehr ſchädlich werden, daher die Eigenthümer derſelben ſie häufig verfolgen und tödten, zum Theil auch ihr Fleiſch eſſen. Im Betracht ihrer Lebensart und ihrer Eigenſchaften haben ſie viel Sonderliches und Merkwürdiges. Sie ſind ungemein poſſierlich, und im Betragen den Affen ähnlich. Ihre

Speiſe

Speiſe bringen ſie mit dem einen Fuße zum Munde, unterdeß ſie auf dem andern ruhen; auch ſcheinen ſie — wider die Gewohnheit aller andern Vögel — dieſelben gleichſam zu kauen und recht zu ſchmecken. Sie freſſen faſt alles, was Menſchen genießen mögen; beſonders lieben ſie Zuckergebacknes, Kuchen in Wein getunkt u. ſ. w. Aber Peterſilienkraut und der Saame davon iſt ihnen ein Gift. Seufzen, lachen, ſich räuſpern, nieſen, gähnen, haben ſie mit dem Menſchen in einiger Aehnlichkeit gemein. Ihre Gelehrigkeit iſt bekannt. Sie lernen, wegen ihrer breiten fleiſchigten Zunge, ſehr vernehmlich und bis zur Täuſchung Worte ausſprechen. Auch die ſonderbare Einrichtung und Geſtalt ihres Schnabels ſcheint dieſe Sprachfähigkeit zu begünſtigen. Ein Herr de Langle ſahe in Madrit einen Papagei, der Spaniſch und Franzöſiſch ſprach, und auswendig gelernte Fabeln und Anekdoten im Zaſammenhange herſagte. Er hatte dreißig Guineen gekoſtet. — In der Gefangenſchaft pflanzen ſie ſich höchſt ſelten fort, erreichen aber ein Alter von hundert Jahren und drüber. Man kauft ſie in Europa theils wegen ihrer Schönheit und Spaßhaftigkeit, theils weil ſie die menſchliche Sprache ſo geſchickt nachahmen lernen, und zahlt für das Stück, nach der verſchiednen Güte, zehn bis hundert Thaler. In ihrem Vaterlande genießt man nicht nur das Fleiſch derſelben, ſondern benutzt auch die Federn zum Putze.

In der Familie der Langſchwänze zeichnet ſich der Indianiſche Rabe (Aras, Ps. macao) durch ſeine Größe und ſein unbeſchreiblich prachtvolles Gefieder aus; man ſieht dergleichen in den Wäldern von Süd-amerika ſchaarenweiſe herumfliegen. Er hat faſt die Größe einer Henne. Die Hauptfarbe ſeiner Federn iſt ein prächtiges Roth, die Flügel ſind oben himmelblau, und haben gewöhnlich gelbe Deckfedern. Von den Kurzſchwänzen bemerken wir nur den Kakadu (Ps. cristatus), der etwas kleiner als der vorige iſt, und von ſeinem gewöhnlichen

Ge-

Geſchrei jenen Namen erhalten hat. Sein ganzes Gefieder iſt weiß, ins Iſabellfarbige ſpielend. Auf dem Kopfe hat er einen Federbuſch, den er nach Gefallen aufrichten und niederlegen kann. Man findet dieſe Gattung in Oſtindien.

Uebrigens verdient von den Papageien noch der Umſtand bemerkt zu werden, daß verſchiedne Gattungen derſelben ein ſo eingeſchränktes Vaterland haben, daß in gewiſſen Inſelgruppen, z. B. in Oſtindien, eine gewiſſe Gattung ſich blos auf dieſer, und auf keiner andern Inſel findet, und daß hingegen auf ganz nahe liegenden Inſeln wieder andre Gattungen einheimiſch ſind.

Das Fleiſch vieler Papageien wird ſowol in Oſtindien als in Amerika häufig gegeſſen.

Die Spottdroſſel (der Spottvogel, Turdus polyglottus) iſt von der Größe der Schwarzdroſſel, aber ſchlanker. Sie hat ein einförmiges graues Gefieder, und wird in Amerika, ihrem Vaterlande, des angenehmen Geſanges wegen eben ſo geſchätzt, wie bei uns die Nachtigall. Sie ſoll aber dieſe noch an Anmuth übertreffen, und überhaupt der reizendſte Singvogel auf der Erde ſein. Dabei beſitzt ſie die Geſchicklichkeit, die Stimmen und Geſänge andrer Vögel täuſchend nachzuahmen, vom Kolibri bis zum Adler (wie Pennant wenigſtens verſichert); ſogar den Schall lebloſer Dinge weiß ſie nachzumachen. Pennant hörte einen, welcher, im Käfig eingeſperrt, das Mauen der Katzen, das Geſchrei der Elſtern und das Knarren der Wetterfahne bei ſtarkem Winde ausdrückte. Die Mexikaner nennen dieſe Vögel deswegen Cencontlatolli, d. i. Vögel mit 400 Zungen. In den warmen Gegenden von Amerika ſingen ſie unaufhörlich, Tag und Nacht, vom März bis zum Auguſt. Sie fangen mit ihrer eignen Melodie an, und endigen mit den Tönen des ganzen Vögel-Chors. Dabei tanzen ſie gleichſam, indem ſie während des Geſanges ſich mit den Füßen erheben und mit den Flügeln ſchlagen. (Dies thut die Piep-lerche bei uns auch.)

Der

Der indianiſche Staar (Gracula religiosa), welcher die Größe einer Amſel hat, lernt noch beſſer und deutlicher, als der Papagei, ſprechen, und übertrifft in dieſer Geſchicklichkeit alle andere bekannte Vögel. Die Farben ſeiner Federn ſind violet, grün, ſchwarz und weiß, in einer vortreflichen Miſchung. Er ſingt auch angenehm, und läßt ſich den ganzen Tag mit Plaudern und Singen hören. Man findet ihn deshalb in den Häuſern der Indianer noch häufiger und höher geachtet, als den Papagei.

Der Prediger, (Ramphastos picatus), in Südamerika einheimiſch, größer als eine Taube, mit einem ungeheuren, alles Verhältniß überſteigenden Kopfe, und einem ſechs bis ſieben Zoll langen Schnabel. Er hat jenen Namen von der ſonderbaren Gewohnheit erhalten, daß er des Abends, wann andre Vögel auf den Bäumen um ihn herum ſitzen und ſchlafen, unabläſſig ſchwatzt und plappert, indem er immer den Kopf von einer Seite zur andern wendet. Man meint, er thäte dies, um die Raubvögel abzuhalten.

Der Paradiesvogel (Paradisea) iſt auf Neuguinea und den Moluckiſchen Inſeln zu Hauſe. Abergläubiſche Unwiſſenheit gab ihm dieſen Namen, indem man glaubte, er komme aus dem Paradieſe oder vom Himmel, eſſe und trinke nicht, und ſetze ſich nie auf die Erde, ſondern ſchwebe ſtets in der Luft. Zu dieſer Meinung gab der Irrthum Anlaß, daß der Vogel keine Beine habe. Er diente nämlich ſchon ſeit langer Zeit den Eingebornen und den benachbarten Völkern zu Federbüſchen und andern Zierrathen, und deshalb ſchnitt man ihm die Beine, als unnütze Theile, ab, welches der Grund jenes Irrthums ward. — Der eigentliche Paradiesvogel (parad. apoda), eine Gattung dieſes zahlreichen Geſchlechts, ungefähr von der Größe einer Amſel, ſieht am Kopfe und Halſe oben goldfarbig aus, der Leib iſt röthlich kaſtanienbraun, oben heller, unten dunkler. Aus den Weichen ſtehen eine Menge

feiner, flor-artiger Federn, theils von hellbrauner, theils von gelber Farbe, hervor. Der Schwanz endigt ſich in zwei kahlen, fadenförmigen Federn von drittehalb Fuß Länge, welche nur am Ende eine gebogne Fahne haben. Die Nahrung der Paradiesvögel beſteht hauptſächlich in Schmetterlingen.

Der Schneidervogel (Motacilla sartoria), von Farbe blaßgelblich, kleiner als ein Zaunkönig, wiegt nur ein halbes Quentchen. Sein Vaterland iſt Indien. Den Namen hat er von der überaus künſtlichen Art, wie er ſein Neſt verfertigt. Er nimmt nämlich ein trocknes Blatt, und nähet dies an ein grünes, welches noch am Baume ſitzt, vermittelſt ſehr feiner Faſern von Gewächſen, wie eine Tute zuſammen. Der ſpitzige Schnabel vertritt die Stelle der Nähnadel, indem er damit die Löcher bohrt, und die Faſern durchzieht. Sodann futtert er die Höhlungen mit Flaumfedern und Baumwolle aus. Der Stiel eines einzigen Blattes trägt alſo nicht nur das Neſt und die Eier, ſondern auch die brütende Mutter und die Jungen.

Ein ſehr künſtliches Neſt bauet auch der Jupujaba (Oriolus persicus), in Süd-amerika einheimiſch. Es beſteht aus Schilf und Binſen, und gleicht einem langen Beutel, an deſſen Ende ſich eine enge Oeffnung befindet. Dieſes Neſt hängt der Vogel an der äußerſten Spitze eines Baumzweiges auf, ſo, daß die Oeffnung nach unten zu gerichtet iſt. Dadurch ſichert er ſeine Jungen gegen Ueberfälle von Affen und Schlangen.

Das Geſchlecht der Kolibri's (Trochilus), der kleinſten und ſchönſten unter allen Vögeln, beſteht beinahe aus ſiebzig Gattungen, welche in zwei Familien eingetheilt werden. Zu der einen rechnet man alle die, welche einen gebognen Schnabel haben, zu der andern die mit durchaus geradem Schnabel. Einige Naturbeſchreiber geben den erſtern den Namen Kolibri in engerer Bedeutung, und

nennen die letztern, zum Unterſchiede, Fliegenvögel. Der Wuchs der eigentlichen Kolibris iſt etwas länger und geſtreckter, als bei den Fliegenvögeln. — Dieſe prächtigen Geſchöpfe finden ſich größtentheils in Südamerika. Ihre Schönheit iſt über alle Beſchreibung. Grün, roth, blau und goldgelb ſind die Hauptfarben ihres Schmucks. Eine Gattung hat auf dem Kopfe einen glänzend ſchwarzen Federbuſch; die Bruſt iſt roth; Rükken, Flügel und Schwanz ſind blaßgrün, mit goldfarbigen Flecken beſtreuet. Der kleinſte Fliegenvogel kommt an Größe kaum einer Hummel bei. Sein Oberleib iſt glänzend grün, der Bauch weiß, der Schwanz ſchwärzlichblau und weiß, die Flügel ſind violetblau. Der röhrenförmige Schnabel hat die Dicke einer ſtarken Nadel, worin die Zunge wie ein Faden liegt. Sie ſchwärmen, wie die Bienen, mit einem ſummenden Geräuſche um die Blumen, und ſaugen den Saft derſelben, welcher ihre einzige Nahrung iſt. In die größern Blumenkelche kriechen ſie ſo tief hinein, daß man ſie öfters darüber ertappt und fängt. Sonſt fliegen ſie außerordentlich ſchnell, ſo daß man ſie kaum ſehen kann, und mit gerade ausgebreiteten Flügeln, wie die Bienen. Sie ſind ſehr ſtreitbar und herzhaft, und fallen weit größere Vögel an. Ein gefährlicher Feind iſt die große Buſchſpinne, der ſie leicht zum Raube werden. Im heißeſten Sommer brüten ſie. Das Neſt machen ſie von Baumwolle, rund wie eine Kugel, und hängen es gemeiniglich an einen Brombeerſtrauch. Es iſt nicht größer als eine wälſche Nuß. Die Eier ſind kleinen Erbſen ähnlich. Man findet das Neſt ſehr ſelten, und es wird deswegen in den Naturalienſammlungen höher geachtet, als der Vogel ſelbſt. Dieſen fängt man, indem man ihn mit Waſſer oder Sand beſchießt. Jede andre Gewalt würde ihn zu ſehr beſchädigen. Ob er gleich im Tode von

von ſeiner Schönheit verliert: ſo wird er doch, einbalſamirt, von dem Frauenzimmer ſtatt Ohrgehänge getragen, indem man ihn mit den Füßen einhängt. Auch die einzelnen Federn von dieſem und von den andern Gattungen benutzt man zum Putze, vorzüglich auf den Sandwichsinſeln. Die alten Mexikaner brauchten ſie zur Verfertigung ſchöner moſaiſcher Gemälde.

Dritte Klaſſe.

Amphibien.

Das Wort Amphibien bedeutet zwar urſprünglich ſolche Thiere, die eben ſowol im Waſſer, als auf dem Lande leben können; aber hier wird es in einem etwas eingeſchränktern Sinne genommen. Denn Amphibien, in jener urſprünglichen Bedeutung des Worts, gibt es in den übrigen fünf Klaſſen auch; ſelbſt unter den Vögeln kennt man einige Gattungen von Tauchern, die auf dem Boden unter dem Waſſer herumgehen, um Muſcheln und dergleichen Nahrung zu ſuchen. Man kann alſo die Thiere nicht nach ihrem Aufenthalte in Klaſſen zuſammenſtellen, ſondern nach dem Unterſchiede im Körperbau. Dieſer Unterſchied fällt nicht bei allen ſo in die Augen, wie bei den Vögeln; vielmehr ſind einige Thiere, dem äußern Anſehn nach, einander ähnlich, die doch nicht zu einer Klaſſe gehören, z. B. die Schlange und der Aal. Andre hingegen ſcheinen, auf den erſten Anblick, wenig Aehnlichkeit zu haben, z. B. der Wallfiſch und das Pferd, ob ſie gleich in weſentlichen Merkmalen übereinſtimmen. Man hat daher auch die wahren und unveränderlichen Kennzeichen der Amphibien hauptſächlich nur in der innern Einrichtung ihres Körpers zu ſuchen. Demnach rechnet man zu der dritten Klaſſe alle die Thiere, welche rothes kaltes Blut haben, und durch Lungen athmen, und dieſe verſteht man jetzt unter dem Worte Amphibien. Jedoch wollen Einige ſie lieber Knorpelthiere nennen, weil ſie ſtatt der Knochen meiſtens Knorpel haben. Das kalte Blut unterſcheidet ſie von den Thieren der beiden erſten Klaſſen; es iſt aber nicht

nicht eiskalt, ſondern hat ungefähr die Wärme der Luft oder des Waſſers, worin ſie leben. Das Athmen durch Lungen trennt ſie von der nächſtfolgenden Klaſſe, und verbindet ſie gewiſſermaßen auch wieder mit den Säugethieren und Vögeln. Indeß ſind die Lungen der Amphibien anders gebildet und weit lockerer, daher ſie auch nicht ſo regelmäßig athmen, und der freien Luft viel länger entbehren können, als jene.

Dieſe angegebenen Kennzeichen hat man bei vier Geſchlechtern von Thieren gefunden, aus welchen folglich die Klaſſe der Amphibien beſteht, nämlich bei den Fröſchen, Eidechſen, Schildkröten und Schlangen. Die meiſten von ihnen können im Waſſer und auf dem Lande leben, aber nicht alle. Ihr Körper iſt kalt anzufühlen, und entweder mit einer bloßen ſchlüpfrigen Haut, oder mit Schuppen, Schildern und harten Schalen bedeckt. Verſchiedne haben ein finſtres, widriges Anſehen; einige hingegen ſind lebhaft, artig gebildet, und mit ſehr ſchönen Farben geſchmückt.

Die Fortpflanzung geſchieht theils vermittelſt einer wirklichen Begattung des Männchens mit dem Weibchen, welche bei einigen mehrere Tage und Wochen lang dauert; theils werden die Eier — welche weichſchaligt ſind — von dem Männchen außer dem Leibe der Mutter befruchtet, wobei keine eigentliche Paarung Statt findet. Die Mütter brüten die gelegten Eier nicht ſelbſt aus, wie die Vögel, ſondern überlaſſen ſie der Wärme des Waſſers, der Luft, des Sandes, des Miſtes. Einige bringen lebendige Junge zur Welt, wovon aber jedes noch in derſelben Haut gehüllt liegt, welche die Eier umgibt, daher man auch wol dieſe zu den eierlegenden und nicht zu den lebendig-gebärenden Thieren zählt, weil die Jungen in Geſtalt der Eier zur Welt kommen. Bald nach der Geburt zerreißt das Häutchen, und das vollkommne Geſchöpf iſt da. Die Fröſche und einige Gattungen von Eidechſen gelangen erſt einige

Zeit nach der Geburt zu ihrer völligen Ausbildung, indem ſich die Theile des Körpers nach und nach entwickeln. Alle Amphibien wachſen langſam, und erreichen zum Theil ein ſehr hohes Alter.

Merkwürdig iſt die außerordentliche Lebenskraft dieſer Geſchöpfe. Sie halten eine ziemliche Zeit in fixer und phlogiſtiſirter Luft *) aus, welche den meiſten andern Thieren

*) In der Sprache der neuern Chemie (des ſogenannten antiphlogiſtiſchen Syſtems; ſ. oben die Anmerkung in der Einleitung) heißt fixe Luft jetzt kohlenſaures Gas; phlogiſtiſirte Luft nennt man Stickluft oder Stickgas, und dephlogiſtiſirte Luft führt den Namen Lebensluft oder Sauerſtoffgas.

Die gemeine atmoſphäriſche Luft beſteht aus zwei Arten von Gas (luftförmigen Stoffen): aus Sauerſtoffgas (Oxygene) und Stickgas (Azote). Erſteres iſt reſpirabel (taugt zum Einathmen), letzteres irreſpirabel (untauglich zum Einathmen.). Zur Zuſammenſetzung der atmoſphäriſchen Luft gehören 73 Theile Stickgas und 27 Theile Sauerſtoffgas. Von dem kohlenſauren Gas (Luftſäure, fixe Luft) befindet ſich nur ein ſehr kleiner Theil (nach Lavoiſier $\frac{1}{100}$), und zwar zufällig, nicht als Beſtandtheil, in der Atmoſphäre. Dieſe Gasart hat ihren Namen davon, weil ſie ſich hauptſächlich beim Verbrennen der Kohlen entwickelt. Man kann ſie durch die Kunſt auf verſchiedne Art erhalten und darſtellen, z. B. durch das Brennen roher Kalk-erden, oder durch Auflöſung derſelben in Säuren. Sonſt erſcheint ſie auch von ſelbſt, insbeſondere bei der Weingährung, bei der Fäulniß, bei dem Ausathmen warmblütiger Thiere. Sie hat folgende merkwürdige Eigenſchaften: Alle lebendige Geſchöpfe, die ſich in derſelben befinden, ſterben, einige ſchneller, andre langſamer; es brennt kein Feuer in ihr; ſie iſt ein Drittel ſchwerer, als die gemeine Luft. Man kann ſie mit Waſſer vermiſchen, wodurch ein künſtliches Sauer-

ren augenblicklich den Tod bringt. Kröten und Fröſche findet man zuweilen lebendig in menſchlichen Magen und in den Gedärmen; ſie frieren in Eisſchollen ein, und leben nach dem Zerſchmelzen derſelben wieder auf; ja, mitten in Baumſtämmen und Steinen kann eine Kröte mehrere Jahre lang, ohne Verluſt ihres Lebens, eingeſperrt ſitzen. Fröſche hüpfen umher, nachdem ihnen ſchon das Herz ausgeriſſen worden, und Schildkröten, denen man das Gehirn aus

---

Sauerwaſſer (z. B. Selterwaſſer) entſteht; ſie beſitzt fäulniß-widrige Kräfte, und man kann nicht nur friſches Fleiſch lange darin erhalten, ſondern ſogar das ſchon etwas verdorbne Fleiſch wieder verbeſſern, wenn man es etliche Tage in Luftſäure hängt.

Das Stickgas, von der Wirkung ſo genannt, welche es mit der Luftſäure gemein hat, daß Thiere durch das Einathmen derſelben erſticken (daher auch der Name Azote, von α und ζων, des Lebens beraubend), wird aus der atmoſphäriſchen Luft, wovon jenes Gas ein Beſtandtheil iſt, gewonnen. Man entzieht nämlich der atmoſphäriſchen Luft das Sauerſtoffgas (ihren andern Beſtandtheil) durch ſolche Körper, welche letzteres (das Sauerſtoffgas) einſaugen, z. B. durch Phosphor, den man in einem verſchloſſenen Raume atmoſphäriſcher Luft verbrennt. Von dem kohlenſauren Gas unterſcheidet ſich das Stickgas dadurch, daß es keine ſaure Eigenſchaften zeigt (z. B. blaue Pflanzenſäfte nicht roth färbt); daß es ſpezifiſch leichter iſt, als die atmoſphäriſche Luft; daß es ſich mit dem Waſſer nicht miſchen läßt. Dagegen iſt es eben ſo, wie die Luftſäure, zum Einathmen und zur Unterhaltung des Lichts untauglich; auch dem Wachsthume der Pflanzen iſt es nachtheilig, wie die neueſten Beobachtungen gelehrt haben. (Sonſt behauptete man das Gegentheil.)

Das Sauerſtoffgas beſteht aus Sauerſtoff, mit Wärmeſtoff verbunden (der Wärmeſtoff iſt ein Beſtandtheil aller Gasarten). Den Sauerſtoff nimmt man an

dem Kopfe genommen hatte, leben doch noch Monate lang. Einigen Gattungen der Amphibien, z. B. den Waſſermolchen, wachſen ſogar abgeſchnittene Glieder von neuem. Auch können die Thiere dieſer Klaſſe außerordentlich lange faſten, weil ſie nur wenig ausdünſten, und dennoch zehren ſie nicht ſonderlich dabei ab. Von den Schildkröten ſagt man, daß ſie über ein Jahr ohne Nahrung ſich hinhalten.

Die Frösche, Schlangen und Eidechſen pflegen, wie die Raubvögel,* den Reſt der genoſſenen Speiſen wieder durch den Mund von ſich zu geben, nachdem ſie die Nahrungstheile ausgeſogen haben.

Die Benutzung dieſer Thiere beſteht darin, daß verſchiedne derſelben dem Menſchen zur Speiſe und zur Arznei dienen. Von den Schildkrötenſchaalen verfertigt man allerlei

---

als den Grundſtoff aller Säuren, der in der ganzen Natur verbreitet ſei, und beinahe den dritten Theil des Gewichts der ganzen Atmoſphäre ausmache. Man erhält dieſe Gasart aus den Metallkalken, und am wohlfeilſten aus dem Braunſteine. Sie entwickelt ſich aber auch aus den Gewächſen, jedoch nur unter Einwirkung des Sonnenlichts. Die vornehmſten Eigenſchaften derſelben ſind: 1) Sie iſt zum Athmen weit geſchickter, als die gemeine Luft, und man ſieht ein Thier in einem mit dieſer Gasart angefüllten Gefäße ungleich lebhafter und muntrer, als in der gemeinen Luft; doch wird eben dadurch die Lebenskraft deſſelben ſchneller verzehrt, und es lebt nicht — wie neuere Verſuche gezeigt haben — länger in dephlogiſtiſcher Luft, als in der atmoſphäriſchen, ſondern nicht einmal ſo lange. 2) Das Verbrennen der Körper befördert ſie in einem hohen Grade. Ein glimmender Docht geräth in derſelben in Flamme. Phosphor brennt darin mit einem ſo blendenden Glanze, daß es das Auge kaum ertragen kann.

lei Kunſtſachen, und der ſchönſten Schlangenhäute bedienen ſich die Indianer zum Putze.

Schädlich werden hingegen einige beſonders durch ihr Gift, welches heftiger iſt, als bei den Thieren der übrigen Klaſſen. Doch ſind bei weitem nicht alle die Amphibien giftig, die man im gemeinen Leben dafür hält, auch nicht alle in dem Grade, wie man wol glaubt.

Erſte Ordnung.

Fröſche.	Eidechſen.	Schlangen.
Der Landfroſch	Die Kupfer-eidechſe	Die Schuppen-ſchlange.
Der Waſſerfroſch	Die Land-eidechſe	Die Bruchſchlange. (Blindſchleich.)
Der Laubfroſch	Die Sumpf-eidechſe	Die Natter.
Die Kröte	Der Waſſermolch.	Die Otter.
Die gemeine Kröte		Die Ringelnatter.
Die Feuerkröte		Die Viper.
Die Unke.		Die Kreuz-otter.

Der Froſch, Rana.

Dies Geſchlecht, zu welchem ſechs und dreißig Gattungen gezählt werden, findet ſich in allen Erdtheilen, und zwar die Gattung der gemeinen Fröſche an einigen Orten in erſtaunlicher Menge. Ihr Leib iſt glatt; die Hinterbeine ſind viel länger, als die Vorderbeine. Sie haben einen großen Rachen, und keine Zähne in den Kinnladen. Eine einzige Gattung ausgenommen — dies iſt der ſogenannte Froſchfiſch (Rana paradoxa), in Süd-amerika, welcher einen ſtarken, fleiſchigten, auf den Seiten plattgedrückten Schwanz hat, — iſt das ganze Geſchlecht ungeſchwänzt. Die meiſten haben an den Vorderfüßen freie Zehen, hinten aber Schwimmfüße. Sie können auch ſpringen, und auf dem Hintertheile, mit aufgerichtetem Vorderleibe, faſt wie ein Hund, ſitzen. Die klebrige Zunge liegt zuſammengerollt im Maule, weil ſie, gerade ausgeſtreckt, wegen ihrer Länge heraushängen würde.

Bei der Paarung im Frühjahre beſteigt das Männchen den Rücken des Weibchens, welches ſodann die Eier,

die

die wie an einer Schnur zuſammenhängen, von ſich läßt. Das Männchen befördert die Geburt derſelben mit den Hinterfüßen, und befruchtet ſie, außer dem Leibe der Mutter, mit einer weißen, gallert-artigen Feuchtigkeit. Die Eier ſind Anfangs rund, wie Augen, werden aber in drei Tagen länglicht, und ſcheiden ſich nach drei Tagen von dem weißen Schleime, der ſie umhüllte und zuſammenhielt; auch kann man dann ſchon Kopf und Schwanz erkennen. Etliche Tage darauf zeigt ſich am Kopfe eine Art von Floſſen, die ſich nach vierzehn Tagen wieder verlieren, an deren Statt der Rücken mit einer langen durchſichtigen Floſſe beſetzt wird. So entſteht die Geſtalt eines kleinen ſchwärzlichen, dickleibigen und langgeſchwänzten Fiſchchens, welches ſich von Waſſerpflanzen nährt; man nennt es in hieſigen Gegenden Kaulpadde. Nach zehn bis zwölf Wochen bekommt dies Fiſchchen Hinterbeine, dann Vorderbeine; der Schwanz fällt ab, und der völlig ausgebildete Froſch hüpft aufs Land, und nährt ſich von Inſekten und Gewürmen. Erſt im vierten Jahre hat er ſein vollkommnes Wachsthum erreicht, und lebt ungefähr bis ins zehnte oder zwölfte Jahr.

In Amerika iſt der ſogenannte Ochſenfroſch (Rana ocellata) einheimiſch, der faſt ſo groß wie ein Kaninchen wird, und eine ſtarke brüllende Stimme hat; desgleichen der gehörnte Froſch (Rana cornuta), über deſſen Augen zwei ungeheure tutenförmige Erhöhungen, wie große Augenlider, hervorſtehen.

Von unſern einheimiſchen ſind hauptſächlich drei Gattungen bekannt: der Landfroſch, der Waſſerfroſch und der Laubfroſch.

Der Landfroſch (Rana temporaria) hat einen braunen Rücken und einen weißlichen oder gelblichen braungefleckten Bauch, lebt im Sommer meiſt auf dem Lande, den Winter aber und die erſte Frühlingszeit bringt er im Waſſer zu. Auch legt er im Waſſer ſeinen Laich ab. Die

jungen

jungen Fröſche kommen dann, nach einem warmen Regen, plötzlich in großer Menge ans Land, und dieſe Erſcheinung hat Anlaß zu der Sage vom Froſch=regen gegeben. — Die Nahrung dieſer Fröſche beſteht in Land= und Waſſerinſekten, und da er ſehr weite Sprünge machen kann, ſo fängt er Schmetterlinge im Graſe ſo geſchickt, wie eine Katze die Mäuſe. Beſonders frißt er gern Schnekken, und mäſtet ſich recht damit; die kleinern ſoll er ſogar mit den Schalen verzehren, ſo wie er auch hartſchaligte Käfer ganz verſchlingt. Weil er manchmal auch giftige Inſekten zu ſich nimmt, ſo iſt es nicht rathſam, ihn als ein Nahrungsmittel für Menſchen zu empfehlen. Sonſt kann man ihm, als einem unſchuldigen, und durch Vertilgung der Inſekten ſelbſt nützlichen Geſchöpfe, den Aufenthalt in Gärten wol erlauben. Nur muß man ihn nicht in der Nähe von Bienenſtöcken dulden, weil er ein gefährlicher Feind der Bienen iſt.

Der Waſſerfroſch (Röling, Rana esculenta), mit grünem, etwas höckrigem Rücken, über welchen zwei gelbe Streifen bis an die Schenkel hingehen, und mit weißem Bauche. Dieſe Gattung iſt größer als die vorhergehende, und hält ſich auch mehr im Waſſer auf, beſonders in Teichen, Sümpfen und Bächen. Die Männchen quaken ſehr laut, wobei ſie zwei große Blaſen aus den Maulwinkeln treiben. Durch Feuer oder Licht am Ufer kann man ſie die ganze Nacht zum Schweigen bringen. Sie kommen auch ans Land, verbergen ſich im Graſe gegen die Sonnenhitze, und lauern da auf Inſekten. Was man aber kaum glauben ſollte, wenn es nicht glaubwürdige Zeugen anführten: ſie ſollen ſogar Mäuſe und Sperlinge fangen, ſich der jungen Enten auf dem Waſſer und mittelmäßiger Fiſche bemächtigen und ſie verzehren. Sie ſelbſt werden von Sumpf= und Waſſervögeln, von Krebſen und andern Feinden verfolgt, vornämlich von Schlangen, welche, wenn ſie auch gar nicht

dick

dick ſind, doch die größten Fröſche hinunter ſchlingen können. Hohlwurz [ſ. Gewächsreich] in das Waſſer geworfen, hält man für ein ſichres Mittel, ſie daraus zu vertreiben. An einigen Orten fängt man ſie, um die Schenkel zu eſſen, die, in Paſteten zugerichtet, wie Hühnerfleiſch ſchmecken; nur müſſen ſie in klarem, reinem Waſſer gelebt haben. Man könnte ſie zu dem Ende unterhalten, und mit Schnecken mäſten. Dieſe Speiſe halten mehrere Aerzte für leicht verdaulich, andere ſagen das Gegentheil.

Der Laubfroſch (Rana arborea), der kleinſte unter den hieſigen Fröſchen, hat eine glatte, ſchlüpfrige Haut; die Zehen ſind durch keine Schwimmhaut verbunden, die Nägel rund und breit. Unter den Füßen befinden ſich weiche, runde Warzen, aus welchen eine klebrigte Feuchtigkeit dringt, ſo wie auch der ganze Körper mit Schleim, nach Art der Schnecken, überzogen iſt. Vermittelſt dieſer Feuchtigkeit können ſie ſich an das Laub der Bäume feſthängen. Der Rücken ſieht hellgrün, der Bauch weiß, die Kehle der Männchen braun aus. Man trifft ſie faſt in ganz Europa an, nur nicht in England. Im Frühjahre, zur Paarungszeit, halten ſie ſich im Waſſer auf, wo die Männchen ihre Stimme vielfältig hören laſſen. Dies Geſchrei gleicht faſt dem Geraſſel eines Schellenſchlittens, und kann ſehr weit gehört werden. Die Kehle wird dabei zu einer Kugel aufgetrieben, die faſt ſo groß wie der Leib iſt. Wann die Laichzeit vorbei iſt, gehen ſie ans Land, klettern auf die Bäume, und nähren ſich von Inſekten. Hier ſchreien ſie nur bei bevorſtehender Veränderung des Wetters, und zwar meiſt des Abends und des Nachts, vom Junius bis Auguſt. Gegen den Winter verkriechen ſie ſich in die Erde, und erſtarren. Man pflegt ſie als Wetterpropheten in Gläſern mit feuchtem Graſe zu halten, und mit Fliegen zu füttern; ſie freſſen aber nur lebendige Inſekten, und rühren kein todtes an.

Von

Von dem Froſchlaiche machte man ehemals das bekannte Froſchlaich-pflaſter, welches jetzt nicht ſonderlich mehr im Gebrauche iſt. Man nimmt aber nur den Schleim, der die Eier umgibt, nicht die Eier ſelbſt, dazu. Auch noch verſchiedne andre Arzneien verfertigte man von den Fröſchen, z. B. das Froſch-öl, indem man zwölf Fröſche in anderthalb Pfund Baum-öl kochte. Dies ſollte wider den Krebs und ähnliche Krankheiten dienen.

Die Kröte.

Sie gehört zu dem Geſchlechte der Fröſche, und pflanzt ſich eben ſo wie dieſe fort, unterſcheidet ſich aber durch den runden, dicken, warzigen Leib und die kurzen Füße, die mehr zum Kriechen als zum Hüpfen eingerichtet ſind.

Die gemeine, ſchwarzbraune Kröte (Lork, Padde, Rana bufo) iſt grün, braungelb und ſchwarzgelb, lebt an feuchten, ſchattigten Orten, in Gebüſchen, Gärten, auf Wieſen, bei alten Gebäuden, auch in dumpfigten Kellern, und wird an 5 bis 6 Zoll lang und 4 Zoll breit. Gewöhnlich kommt ſie nur des Nachts hervor, um ihre Nahrung zu ſuchen. Sie nährt ſich meiſtens von Inſekten und Würmern, und durchwühlt zu dem Ende die Oberfläche der Erde, faſt wie die Maulwürfe. Man ſagt, daß ſie durch ihren ſtarren Blick oder betäubenden Geruch die fliegenden Inſekten, und ſelbſt Sperlinge und Mäuſe, ſo bezaubere und ängſtige, daß ſie nicht von der Stelle können, ſondern ſich ihr ergeben müſſen. Dies ſcheint aber ungegründet zu ſein, eben ſo, wie die Erzählung von der Feindſchaft (Antipathie) dieſer Thiere und der Spinnen ein Mährchen iſt. — Sie hat einen unangenehmen knoblauch-artigen Geruch, iſt aber nicht giftig, wie man ſonſt glaubte. Der in den Warzen an ihrem Leibe befindliche milchigte Saft iſt jedoch ſcharf und ätzend. Ein Paar Beiſpiele, welche die giftige Eigen-

ſchaft

ſchaft der Kröten zu beweiſen ſcheinen, ſ. in Bieths phyſik. Kinderfr. 2r. B. S. 90.

In den Kellern benagen dieſe Kröten öſters allerlei Eßwaaren, Gartengewächſe u. ſ. w., welches man denn fälſchlich den Mäuſen Schuld gibt. Auch kriechen ſie wol in Biertonnen und andre Gefäße, wenn ſie dazu kommen können. Mit Raute, deren Geruch ihnen zuwider iſt, ſollen ſie ſich vertreiben laſſen.

So viel Zweifel man auch gegen die Möglichkeit der Sache erregt hat, daß lebendige Kröten in feſten Steinblöcken und geſunden Bäumen ſich aufhalten können: ſo iſt ſie doch durch unverwerfliche neuere Zeugniſſe beſtätigt worden. Aus dem Alter eines ſolchen Baums hat man geſchloſſen, daß die Kröte, die man darin fand, über achtzig Jahre in dieſem Gefängniſſe müſſe gewohnt haben *). Wie ſie aber hinein kommen, läßt ſich freilich nicht leicht erklären.

Den

*) Noch vor etlichen Jahren ſahe man dieſe Merkwürdigkeit in einem Steinbruche bei Caſſel. Der Stein war 4 Fuß lang, 3 Fuß breit und eben ſo dick. Als man ihn zerſchlug, fand man in der Mitte 3 Kröten neben einander liegend. Sie hatten dieſen Ort ſo lieb, daß man ſie nur mit Mühe herausbringen konnte; denn ſo wie man eine herausgenommen hatte, ſprang ſie gleich wieder hinein. Man ſetzte ſie endlich ins Gras, wo ſie ſich Anfangs ſehr munter bezeigten, aber nach einer halben Stunde waren alle drei todt. — Von auſſen bemerkte man an dem Steine nicht die geringſte Spur einer Oeffnung.

Da die Kröten nur im Waſſer ausgebrütet werden, ſo können ſie nicht als Laich in den Stein gekommen ſein, ſondern ſie müſſen als wirkliche Kröten ihren Aufenthalt darin genommen haben, vielleicht zu einer Zeit, wo die Steinmaſſe noch nicht verhärtet war. Auch können ſelbſt dicke Kröten durch erſtaunlich enge Ritzen und Löcher ſich durchdrängen.

Den Kröten ſchrieb man ſonſt ebenfalls mediziniſche Kräfte zu. Man machte Kröten-öl, Krötengeiſt und andre Arzneien davon. Beſonders iſt das Mittel gegen den böſen Grind, deſſen Entdeckung in unſre Zeiten fällt, berühmt geworden. Der Großherzog von Toskana (nachmaliger Kaiſer, Leopold II.) gab dem Beſitzer dieſes Geheimniſſes eine jährliche Penſion von zweitauſend Livres, und ließ es alsdann durch öffentliche Blätter bekannt machen. Das Verfahren wird ſo angegeben: man ſetzt etliche lebendige Kröten in einen irdenen wohlglaſirten Topf, bedeckt ihn mit einem irdenen Tiegel, und verkittet die Fugen aufs genaueſte, damit nichts ausdünſten kann. Hierauf läßt man die Kröten in einem heißen Ofen ſo lange trocknen, bis man ſie zu Pulver reiben kann. Sodann ſchmiert man den grindigen Kopf mit Schweinefett, und ſtreuet von dieſem Pulver ſo viel darauf, daß aller Grind damit bedeckt wird. Hierüber legt man eine wohl paſſende Haube von Schweinsblaſe, und über dieſelbe noch ein leinenes Tuch. Wann man nach vier und zwanzig Stunden dieſe Decke abnimmt, ſo geht der Grind ohne Schmerzen gänzlich los. Man muß aber noch etliche Tage auf die nämliche Weiſe verfahren, und den Kopf ſorgfältig bedekken, daß die Luft nicht dazu kommt. Wann die Narben geheilt ſind, iſt auch die Kur zu Ende.

Die Feuerkröte (Rana bombina) hat von den feuerrothen Flecken am Bauche dieſen Namen erhalten; oben ſieht ſie ſchwarzgrau aus. Sie iſt kleiner und lebhafter, als die gemeine Kröte, kann auch etwas hüpfen, und hat kein ſo widriges Anſehen. Ihr Aufenthalt iſt in Sümpfen; doch ſagen Einige, daß ſie auch außer dem Waſſer gern an feuchten, ſalpetrigen Wänden ſitze. Nach einem warmen Regen kommt ſie, ſelbſt am Tage, zum Vorſcheine.

Die Unke (Rana portentosa) hält ſich meiſtens in ſtehenden Waſſern auf, wo ſie den bekannten melancholiſchen Ton hören läßt. Zuweilen findet ſie ſich auch in

naſſen

naſſen Kellern. Die Farbe des Körpers iſt ſchwarz, mit gelben und röthlichen Flecken. Es ſoll eine Abänderung davon geben, welche mit einem gelben Kreuze gezeichnet iſt, daher ſie den Namen Kreuzkröte führt. Andre halten dieſelbe für eine beſondre Gattung.

Die Eidechſe, Lacerta. Inländiſche Gattungen.

Der langgeſtreckte Körper dieſer Thiere iſt mit einer nackten, etwas ſchuppigten Haut verſehen, vierfüßig und geſchwänzt. Sie können alle im Waſſer leben; einige Gattungen ſieht man jedoch gewöhnlich auf dem Lande, und daher nennt man dieſe Land-eidechſen. Die meiſten legen häutige Eier, aus welchen, wenn ſie von Waſſereidechſen ſind, fiſch-ähnliche Thierchen kriechen, die erſt nach einiger Zeit die Geſtalt der Eidechſen bekommen. Die jungen Land-eidechſen haben aber gleich ihre vollkommne Geſtalt. Verſchiedne Gattungen gebären auch lebendige Junge, nach der in der Einleitung beſchriebenen Weiſe.

Unter den inländiſchen Eidechſen findet man ganz kleine, deren Länge nur etliche Zoll beträgt, auch mittlere von ſechs bis ſieben Zoll; ſeltner ſind aber die großen, die zuweilen zwei Spannen meſſen. Die grüne Eidechſe (Kupfer-eidechſe, Lacerta agilis) trift man bei uns ſehr häufig an, beſonders in heißen Sommern. Sie wird etwa eine Spanne lang, ſieht auf dem Rücken grün, an den Seiten bräunlich, mit ſchwärzlichen Flecken, am Bauche weißgelb oder kupferfarbig aus. In dem wärmern Europa und in Indien hat ſie eine noch glänzendere Schönheit. Der lange, geringelte Schwanz bricht leicht ab, wächſt aber auch wieder. Ihr Aufenthalt iſt in trocknen Gegenden, auf Felſen, in Mauerritzen u. ſ. w., wo ſie an heiſſen Tagen hervorgeht, um ſich zu ſonnen. Sie iſt

unſchädlich, wie alle hieſigen Eidechſen, und nährt ſich von Inſekten. Das Weibchen legt an zwanzig Eier, die eine Zeitlang im Finſtern leuchten. Den Winter bringen ſie in Erſtarrung zu. Man bediente ſich ihrer ſonſt auch in der Medizin.

Die gemeine Land⸗eidechſe (Lac. vulgaris), die ſich unter Geſträuchen und Hecken aufhält, iſt kleiner als jene, ſonſt aber in der Lebensart derſelben ähnlich.

Die Sumpf⸗eidechſe (Lac. palustris) in Sümpfen und ſtillſtehenden Waſſern, ſieht oben bräunlich, unten gelb aus, mit braunen Flecken, und iſt der Fiſchbrut ſchädlich. Man vertreibt ſie aus Teichen und Fiſchbehältern, wenn man Salzlake hinein ſchüttet.

Der Waſſermolch (Lac. lacustris), viel dicker und größer als die vorige, und von ſchwarzgrüner Farbe. Die Männchen haben im Frühjahre eine vom Kopfe bis zum Schwanze, über den Rücken hinlaufende, emporſtehende ausgezackte Haut. Man legt ihm beſondre Kräfte bei, daher ihn auch die Türken als ein Stärkungsmittel gebrauchen und theuer bezahlen. Dieſer und die vorhergehende ſind wegen ihrer ſtarken Reproduktionskraft vorzüglich berühmt.

Die Schlangen, Serpentes. Inländiſche Gattungen.

Die Schlangen zeichnen ſich ſowol durch ihren Körperbau, als durch verſchiedne Eigenſchaften, vor andern Thieren merklich aus. Sie haben keine äußere Gliedmaßen, und beſitzen doch ſo viel Gelenkigkeit, und bewegen ſich ſo behende! Der ganze Körper ſo einfach, und doch ſo ſchön! In ihrem Blicke ſo viel Ausdruck und Geiſt! — Ungeachtet einige durch ihr heftiges Gift die fürchterlichſten Geſchöpfe in der Natur ſind, ſo werden ſie doch ſo zahm,

daß

daß man mit ihnen, wie mit den unſchuldigſten Schooß-hündchen, ſcherzen kann. Von der Art iſt die an ſich unſchädliche Schooßſchlange (Jungfernſchlange, Coluber domicella) in Indien, welche von dem Frauenzimmer zur Abkühlung in den Buſen geſteckt wird. Schlau, gelehrig, folgſam, laſſen ſie ſich von Gauklern zu verſchiedenen Künſten abrichten, welches dem gemeinen Zuſchauer die Wirkung einer Zauberei oder Beſchwörung zu ſein ſcheint. Sie ſind daher ſchon vor Alters im Orient als das Sinnbild der Klugheit und Liſt angeſehen, und zu mancherlei abergläubiſchen Dingen gemißbraucht worden.

Aeußere Gehörwerkzeuge haben dieſe Thiere zwar nicht, aber ſie können dennoch hören, weil ſie mit den innern Gehörknochen verſehen ſind. Wegen der beſondern Einrichtung der Kinnbacken können ſie die Speiſe nicht kauen; doch laſſen ſich die Kinnbacken mit dem Schlunde und den andern innern Theilen ſo weit auseinander dehnen, daß ſie zum Theil Thiere verſchlingen, die dicker ſind, als ſie ſelbſt. Die Zunge iſt ſchmal und hat zwei Spitzen. Die ſcharfen Zähne gebrauchen ſie zum Feſthalten der Beute. Einige Gattungen haben auf jeder Seite vor der obern Kinnlade zwei hohle Giftzähne, die in einem eignen Beutel liegen. Vermittelſt gewiſſer Muskeln können dieſe Zähne ausgeſtreckt und zurückgezogen werden. Wenn ſie nun ein Thier beiſſen, ſo laſſen ſie durch die Giftzähne von ihrem Gifte in die Wunde fließen, welches gefährliche oder tödtliche Wirkungen hervorbringt. Das Gift ſelbſt, das in einer Drüſe an den Kinnbacken bereitet wird, iſt, nach der verſchiedenen Gattung der Schlangen, verſchieden; auch richtet ſich die Stärke deſſelben nach dem Alter des Thiers, nach dem Klima und der Jahrszeit. Es ſchadet nur, wenn es in eine Wunde kommt, und ſich unmittelbar mit dem Blute vermiſcht; denn man kann es ohne Lebensgefahr verſchlucken, man müßte denn ſehr ſtarke Portionen nehmen. Auch werden

die giftigſten Schlangen von Schweinen ohne Schaden gefreſſen. Man glaubt, daß es den Schlangen nicht nur zur Vertheidigung, ſondern auch zur Verdauung nöthig ſei.

Die Männchen haben doppelte ſpitzige Zeugungsglieder, ſo wie die Weibchen, zur Aufnahme derſelben, eine doppelte Mutterſcheide. Die meiſten legen weißgraue, faſt wie länglichte Bohnen geſtaltete Eier, welche kettenförmig an einander hängen. Aus jedem derſelben kommen oft zehn bis zwölf Junge.

Einige Gattungen von Schlangen leben im Waſſer, andre auf dem Lande, noch andre abwechſelnd an beiden Orten. Verſchiedne nehmen ihren Aufenthalt auf Bäumen, und niſten auch in den Löchern derſelben. Sie nähren ſich theils von Gras und Kräutern und mancherlei Früchten, theils von Inſekten, Fiſchen, Vögeln und Säugethieren. In kalten Gegenden erſtarren ſie im Winter. In eben dieſer Jahrszeit erzeugt ſich bei allen Schlangen eine neue Haut unter der alten, welche letztere ſie gegen das Frühjahr abſtreifen. Die neue hat oft ganz andre Farben als die alte. Man weiß nicht, wie lange ſie wachſen, und wie hoch ſie ihr Leben bringen; wie denn überhaupt noch manche Dunkelheit in ihrer Geſchichte herrſcht.

Man theilt die Schlangen, nach der Bedeckung des Körpers, in ſechs Geſchlechter. Das erſte begreift die Schuppenſchlangen, welche über den ganzen Leib mit Schuppen bekleidet ſind. Zu dem zweiten rechnet man diejenigen, welche verlängerte, halbmondförmige Schuppen, die man Schilder zu nennen pflegt, unter dem Bauche haben. Sie werden mit dem Namen Nattern bezeichnet. Bei dem dritten Geſchlechte finden ſich dergleichen Schilder unter dem Bauche und dem Anfange des Schwanzes, und bei dem vierten iſt der Bauch und der ganze Schwanz mit Schildern beſetzt. Das fünfte Geſchlecht hat weder Schuppen noch Schilder zur Bedeckung, ſondern Ringe, welche den ganzen Körper umgeben, daher heißen ſie auch Ringelſchlan-

ſchlangen. Das ſechste unterſcheidet ſich von allen vorhergehenden durch Runzeln auf der ſonſt glatten Haut, in welchem Stücke ſie den Regenwürmern ähnlich ſind. Dieſe führen den Namen Runzelſchlangen, und ſcheinen zunächſt an die Klaſſe der Gewürme zu gränzen.

Von den beiden erſten Geſchlechtern werden auch in Deutſchland einige Gattungen angetroffen, die vier letztern aber ſind alle ausländiſch. Unſrer Eintheilung zufolge, bemerken wir alſo hier zunächſt die Schuppenſchlange und die Natter.

Die Schuppenſchlange, Anguis.

Sie unterſcheidet ſich nicht nur durch die glatten Schuppen, welche den ganzen Leib bedecken, ſondern ſie iſt auch daran kenntlich, daß der abgeſtumpfte Schwanz dem ſpizzigen Kopfe ziemlich ähnelt, ſo daß es ſcheint, als ob ſie zwei Köpfe hätte. Man nennt ſie auch Aalſchlange. Die ſechs und zwanzig Gattungen, welche man zu dieſem Geſchlechte zählt, ſollen alle ohne Gift ſein. Eine davon iſt auch unter uns nicht unbekannt, nämlich die Bruchſchlange (Anguis fragilis), die hier ſelten über einen Fuß, in Italien aber wol vier bis fünf Fuß lang wird. Sie ſieht oben bräunlichgrau, am Bauche ſchwarz aus, an den Seiten nach oben röthlich, an den Seiten nach unten aber weißlich; wiewol die Farben bei allen Schlangen, und alſo auch bei dieſer, veränderlich ſind. Wegen der ſehr kleinen Augen und der langſamen Bewegung, gibt man ihr den Namen Blindſchleiche. Ihr Aufenthalt iſt an dumpfigten Orten und alten Mauern, auch liegt ſie gern unter Haſelſträuchen, weshalb ſie von Einigen Haſelwurm genannt wird. Bei warmem Wetter trift man ſie zuweilen mitten auf dem Wege zuſammengewickelt an, und da ſie nicht leicht vor Menſchen flieht, ſo wird ſie häufig getödtet.

tödtet. Tritt man unverſehens auf ſie, ſo ſchlägt ſie ſich zwar um den Fuß und beißt, es hat aber keine gefährliche Folgen. Sonſt macht ſie ſich gewöhnlich bei einer ſchwachen Berührung ſtockſteif, und wenn man ſie nur mit einer dünnen Ruthe ſchlägt, oder ſie hart anfaßt, bricht ſie entzwei (daher Bruchſchlange). Die einzelnen Stücken bewegen ſich noch nach einigen Stunden. Dieſe Schlange gebiert lebendige Junge.

Die Natter, Coluber.

Das allgemeine Kennzeichen der Nattern iſt der mit Schildern beſetzte Bauch. Nach der Anzahl dieſer Schilder und der Schuppen unter dem Schwanze beſtimmt man die Gattungen, deren man über hundert kennt. Hieher gehört auch die Otter und die Viper; doch verſteht man unter dem Namen Otter gemeiniglich alle giftigen Schlangengattungen in Europa, ſo wie hingegen das Wort Natter nicht überall das Geſchlecht bezeichnet, ſondern auch von einer beſondern Gattung gebraucht wird.

Die eigentlich ſo genannte Otter (Coluber aspis) ſieht man in Deutſchland nicht ſehr häufig. Sie wird ungefähr etwas über einen Fuß lang, und hat eine glänzend röthliche, auch ſchwarzbraune gefleckte Farbe. Wenn ein Menſch oder Thier ihr zu nahe kommt, ſpringt ſie zu, und beißt; der Biß aber hat gewöhnlich nur eine leichte Entzündung und Geſchwulſt zur Folge. Man hält ſie blos für eine Abart der gemeinen Otter oder Viper (Coluber berus.)

Die Natter oder Ringelnatter (Coluber natrix), von ſtahlblauer Farbe, mit weißen (bei dem Weibchen; bei dem Männchen, mit gelben) Flecken an den Seiten des Halſes, in Geſtalt eines Ringes, daher der Name. Dieſe Schlange iſt die gemeinſte bei uns, und findet ſich von verſchiedner Größe. Sie lebt in hohen und niedrigen,

trocknen und feuchten Gegenden, auf Wieſen, unter Geſträuchen, zieht ſich nach den Kellern, Ställen und Miſthaufen, und legt auf dieſe — aber auch ins Gras — ihre Eier. Zur Begattungszeit riecht das Männchen ſehr unangenehm. Ihre Nahrung ſind Fröſche, die ſie aus dem Waſſer holen und ganz verſchlingen, Eidechſen, Schnekken und andre Gewürme und Inſekten. Sie ſind ſo unſchädlich, daß man ſie ohne Gefahr anfaſſen, und ihnen ſogar den Finger ins Maul ſtecken kann. Auch iſt ihr Fleiſch eßbar.

Eben dieſe Ringelnatter iſt es, welche in einigen Gegenden Deutſchlands, vornämlich in Thüringen, den Namen Unke oder Hausunke führt, wovon der Aberglaube mancherlei fabelt, z. B. daß er eine Krone auf dem Kopfe trage, dem Hauſe, worin er ſich aufhalte, Glück bringe, verborgne Schätze anzeige, zu Zeiten auch wol durch ſeine Erſcheinung den Tod eines Hausgenoſſen verkündige u. ſ. w. — Wahr iſt von dem Allen freilich nichts; jedoch kann dieſe Schlange, als ein unſchuldiges Geſchöpf, welches überdies ſeinen Aufenthalt von Mäuſen und anderm Ungeziefer reinigt, in einem Hauſe wol geduldet werden.

An manchen Orten wird auch der Iltis und die Kreuzkröte mit dem Namen Unk bezeichnet.

Die Viper (Coluber berus), in dem wärmern Deutſchland hin und wieder an ſteinigten, bewachſenen Orten, häufiger in Italien und den ſüdlichen Ländern der alten Welt überhaupt. Sie iſt kaum einen Fuß lang, Fingersdick, von Farbe graubraun, mit einem gezackten ſchwärzlichen Striche über dem Rücken. Der Name Viper bedeutet ein lebendig gebärendes Thier, denn dieſe Gattung bringt lebendige Junge. Sie hat zwar Giftzähne, und beißt ziemlich heftig, aber einem Menſchen verurſacht der Biß ſelten mehr als Entzündung und Fieber, und es würden fünf bis ſechs Biſſe nöthig ſein, um ihn zu tödten. Kleine Thiere ſterben allerdings ſchon von Einem Biſſe. Der

Aezſtein wird für das einzige ſichre Mittel gegen die tödtlichen Wirkungen dieſes Gifts gehalten. Das Fleiſch der Vipern, vorzüglich der Italieniſchen, verordnen die Aerzte zu Kraftbrühen. Sie werden zu dem Ende theils lebendig, theils getrocknet verſchickt. Die Aegyptiſche Viper, weiß und braungefleckt, wird zwei bis drei Fuß lang, und in der Mitte zwei Zoll dick. Von ihr gewinnt man das in den Apotheken bekannte flüchtige Viperſalz, welches als ein Gegenmittel gegen den Biß der Viper gebraucht wird. Das Fleiſch derſelben kommt mit zum Theriak *), welche Arznei bei uns eben nicht mehr gebräuchlich iſt.

Die Kreuz-otter (Col. chersea), iſt die giftigſte unter den einheimiſchen Schlangen. Sie mißt 6 bis 12 Zoll, und hat einen platten, faſt ovalen Kopf, und einen gleich dicken Körper, der nur am Schwanze zugeſpitzt iſt. Der Rücken iſt roſtfarbig; auf dem Kopfe ſtehen zwei Halbzirkel, mit den convexen Seiten gegen einander gekehrt, und bilden die Figur)(. Ueber den ganzen Rücken hin läuft ein brauner Strich im Zickzack; an den Seiten ſtehen rothbraune Flecken; unten iſt ſie aſchgrau mit weißen Querbinden. Sie läuft ſehr ſchnell, hält ſich unter niedrigen Geſträuchen, unter Erdbeeren, Heidelbeeren u. ſ. w. auf, und tödtet durch ihren Biß, wenn nicht gleich Hülfe gebraucht wird.

*) Dies Wort iſt zuſammengeſetzt aus dem Griechiſchen θηρ, ein Thier, und ιαω, ich heile, und bedeutet ein Mittel wider den Biß giftiger Thiere.

Zweite Ordnung.

Schlangen.	Eidechſen.	Schildkröten.
Die Klapperſchlange	Das Krokodill	Die Rieſenſchildkröte
Die Rieſenſchlange.	Das Amerikaniſche Krokodill	Die Schuppenſchildkröte
	Der Wachhalter	Die Moſaiſche Schildkröte
	Der Leguan	Die Geometriſche Schildkröte
	Der Stink	Die gemeine Flußſchildkröte.
	Der Gekko.	

Die Klapperſchlange, Crotalus.

Nach der oben angeführten Eintheilung gehören die Klapperſchlangen zum dritten Geſchlechte. Ihren Namen haben ſie von der Klapper, welche das Ende des Schwanzes ausmacht. Dieſe Klapper beſteht aus durchſichtigen, harthäutigen Blaſen, die gliederweiſe an einander hängen, und gegen das Ende zu ſchmaler werden. Die Zahl der Gelenke iſt von 20 bis 40. Jedes Jahr ſoll das Thier ein neues Gelenk erhalten. Das Geräuſch, welches die Klapper verurſacht, wird mit dem Geräuſche einer Blaſe verglichen, worin Erbſen befindlich ſind. Iſt die Klapper feucht, (z. B. nach einem Regen), ſo hört man nichts, wenn gleich die Schlange damit raſſelt, welches jedesmal bei Erblickung einer Beute, oder auch im Zorne, geſchieht. Von Natur ſind dieſe Thiere träge und friedlich, und fallen kei-

nen Menſchen an, wenn ſie nicht beleidigt, oder vom Hunger gequält werden. Dem Menſchen iſt alsdann die Klapper am Schwanze ein Warnungszeichen, daß er ſchleunig die Flucht nimmt. Von einigen Thieren hingegen — die Klapperſchlange frißt Haſen, Eichhörnchen, Mäuſe, Vögel, Fröſche, Inſekten und verſchiedne Waſſerthiere, die ſie im Waſſer fängt, weil ſie gut ſchwimmen kann — verſichert man für gewiß, daß ſie, anſtatt ſich zu entfernen, vielmehr, durch den Ton der Klapper herbei gelockt, ſich der Schlange immer mehr nähern, bis dieſe ſie erhaſchen kann. Auf die Weiſe zaubert ſie gleichſam die Eichhörnchen und Vögel von den Bäumen herab. — Dieſe merkwürdige Erſcheinung wird verſchiedentlich erklärt. Einige ſchreiben ſie dem giftigen Hauche und der betäubenden Ausdünſtung der Schlange zu; Andre meinen, daß die bloße Angſt bei dem Anblicke des Thiers, welches die ſchwächern Geſchöpfe als ihren Mörder kennen, ihnen alle Beſinnung raube; oder daß es vielleicht ein inſtinkt-artiger Haß ſei, womit z. B. auch Raubvögel von Schwalben und andern kleinern Vögeln verfolgt werden. Nach Blumenbachs Verſicherung ſollen die Wilden in Amerika auf die Art Eichhörnchen fangen, daß ſie das Geräuſch der Klapperſchlange täuſchend nachmachen, und jene Thierchen damit herbeilocken. Hierüber iſt vor Kurzem wieder eine neue Beobachtung des Profeſſor Smith-Barton in Philadelphia bekannt geworden. Dieſer ſahe, daß ein Schneefink (Emberiza hiemalis) mit einer Klapperſchlange in Einem Käfig eingeſperrt war, aber nicht die geringſte Furcht äußerte. Er will ferner bemerkt haben, daß nur diejenigen Vögel, welche nahe an der Erde niſten, dieſe Furcht zur Heckezeit zeigen. So ſahe Jemand einen Vogel auf dem Kopfe einer Klapperſchlange mit großem Geſchrei herumflattern, während dieſe die Jungen ruhig verzehrte. — Die Klapperſchlange, ein unbehülfliches Thier, ſuche ihre Nahrung auf die bequemſte Art, und nur nahe an der Erde

zu

zu bekommen. Das Erd=eichhorn (Myoxus striatus), und vorzüglich der Ochſenfroſch, ſei ihre Hauptnahrung.

Die Klapperſchlangen ſind in Oſtindien und Amerika einheimiſch. Sie machen ein Geſchlecht von fünf Gattungen aus, welche alle lebendige Junge gebären. Die furchtbarſte und giftigſte iſt die Schauerſchlange (Crot. horridus), welche ſechs Fuß lang und Armsdick wird. Sie hat einen ſtumpfen, platten Kopf; das Maul iſt ohne Zähne; nur oben ſtehen zwei ſcharf zugeſpitzte gekrümmte Giftzähne, die im Zahnfleiſche verborgen ſtecken. Der Leib iſt weißgelblich und braun mit ſchwarzen Flecken. Der Schmerz, den ihr Biß verurſacht, gleicht nur einem Nadelſtiche; aber bald darauf überfällt den Gebißnen ſchreckliche Angſt; der verwundete Theil des Leibes ſchwillt an, und brennender Durſt quält den Patienten. Trinkt er, ſo erfolgt augenblicklich der Tod. Jedoch iſt der Biß nicht immer gleich gefährlich, denn es kommt dabei viel auf das Alter der Schlange, auf die Jahrszeit (ob in großer Hitze), und dergleichen Umſtände an. Das beſte Gegengift iſt die Senegawurzel (Polygala senega). Schweine ſind die einzigen Thiere, denen der Biß jener Schlange nicht ſchadet, vermuthlich weil das Gift nur in den Speck und nicht in das Blut geht. Die Schlangen fürchten ſich ſogar vor den Schweinen, denn ſie werden von dieſen begierig aufgeſucht und gefreſſen. Auch eſſen Indianer und Europäer das Fleiſch derſelben. Man tödtet ſie, indem man ihnen ſchnell den Kopf abhauet, damit das Gift nicht in den Körper dringt. — Dieſe fürchterliche Schlange läßt ſich doch zahm machen.

Die Rieſenſchlange, Boa.

Dies vierte Geſchlecht zeichnet ſich vor den übrigen durch ſeine erſtaunliche Größe aus. Von den zehn hieher gehörigen Gattungen hat zwar keine wirkliche Giftzähne, allein ihre Stärke macht ſie fürchterlich genug. Sie finden ſich in

in Oſtindien und Afrika, und erreichen eine Länge von zwanzig bis dreißig Fuß. Die größte Gattung heißt die Königsſchlange oder Abgottsſchlange (Boa constrictor), weil ſie von einigen Völkern, ihres furchtbar prächtigen Anſehens wegen, göttlich verehrt wird. Man will ſie über vierzig Fuß lang, und dicker als ein Mann im Leibe geſehen haben. Die Farbe iſt verſchieden, meiſtens aber gelblich und bläulich, mit einem breiten ſchwarzen Streife über dem Rücken, und mit bräunlichen Flecken. Die ganze Haut glänzt, als wenn ſie mit Firniß überſtrichen wäre, ſie ſteht daher wegen ihrer Schönheit auch in großem Werthe, und iſt in jenen Ländern ein Handelsartikel. Der mit ſcharfen Zähnen bewaffnete Rachen iſt weit genug, um einen Haaſen ganz zu verſchlingen. Ihr Aufenthalt iſt theils an Flüſſen, theils auf Bäumen, wo ſie auf vorübergehende Thiere lauert. Wenn ſie eins nahe genug ſieht, ſchießt ſie plötzlich herab, umſchlingt es etlichemal, und ſchnürt es ſo zuſammen, daß es erſticken muß. So bemächtigt ſie ſich der größern Thiere, der Rehe, Hirſche, Büffel, Tieger u. ſ. w., indem ſie ihnen die Knochen im Leibe zerbricht, das Blut ausſaugt, und ſie ſtückweiſe verſchlingt. Die Knochen begeifert ſie, um ſie ſchlüpfrig zu machen, und verſchluckt ſie ganz. Nach einer ſo reichlichen Mahlzeit wird ſie träge und unbehülflich, und iſt dann leicht zu überwältigen. Wenn ſie keine große Thiere erhaſchen kann, begnügt ſie ſich mit kleinen Schlangen, Eidechſen, Kröten und Heuſchrecken, die dort in ungeheuren Schwärmen das Land überziehen. Sie iſt alſo eher zu den nützlichen als ſchädlichen Thieren zu rechnen. Von den Völkern, welche ſie nicht für heilig halten, wird ihr Fleiſch gegeſſen. Sie läßt ſich ebenfalls zähmen, und ſelbſt zu verſchiednen Künſten abrichten.

Von dem fünften und ſechsten Geſchlechte der Schlangen iſt keine beſonders merkwürdig.

Die gehörnte Schlange, Coluber cerastes.

Sie gehört zu dem Geſchlechte der Nattern, wird ungefähr zwei Fuß lang, und hat auf dem Kopfe zwei, den Fühlhörnern der Schnecken ähnliche Auswüchſe, daher der Name Ceraſt (von κεϱας, ein Horn). Dieſe Hörner gebraucht ſie beſonders, um Vögel zu berücken, denn ſie verſteckt ſich ins Gras oder in den Sand, ſo daß nur die Hörner hervorragen, welche ſie hin und her bewegt, und damit ſpielt; die Vögel ſehen dieſelben für Würmer an, und fallen darauf, um ſie zu freſſen, werden aber augenblicklich von der Schlange ergriffen und verzehrt. Ihr Vaterland iſt Aegypten *).

Das Krokodill, Lacerta crocodilus.

In Anſehung der Geſtalt und der Kennzeichen überhaupt gehört das Krokodill zu dem Geſchlechte der Eidechſen. Es lebt

---

*) Haſſelquiſt fand in Aegypten zwei Gattungen gehörnter Schlangen aus verſchiednen Geſchlechtern; die eine nennt er Coluber cornutus, die andre Anguis cerastes. Jene hat ein kleines Horn über jedem Auge, welches auf der abgekehrten Seite etwas gekrümmt, ausgehöhlt, rinnenförmig, ein wenig hart, mit einer zähen Haut überzogen, und am Grunde mit einer Reihe ſehr zarter Schuppen umgeben iſt. Bei der andern ſtehen die Hörner am Grunde der obern Kinnlade, auf jeder Seite eins. Dieſe ſind einer Vogelklaue ähnlich, und beweglich.

Vermuthlich iſt Coluber cornutus der Ceraſt des Linne', und dieſelbe Gattung, welche Bruce als giftig beſchreibt, wie auch ſeine Verſuche beweiſen. Er ließ nämlich durch einen Ceraſt 18 Tauben nach einander am Schenkel verwunden, und alle ſtarben. Auch ein zahmer Pelikan ſtarb 13 Minuten nachher, als er gebiſſen worden war.

lebt ſowol in Flüſſen als in Seen, vornämlich im Nil in Aegypten, doch auch in Aſien. Die Länge deſſelben beträgt etliche zwanzig, oder, nach einer andern Beſchreibung, gar an funfzig Fuß. Oben ſieht es braun oder ſchwarzgrau gefleckt, unten gelblichweiß aus. Die ſchuppigte Haut iſt ſo hart, daß kein Flintenſchuß durchdringt; am Bauche aber iſt ſie weich. Der breite Kopf endigt ſich in eine Art von Rüſſel, und in dem großen Rachen ſtehen in jedem Kiefer an funfzig ſcharfe Zähne. Die Zunge fehlt ihm, an deren Statt ihm eine häutige Klappe zur Verſchließung der Kehle dient. Die Augen, welche den Schweinsaugen gleichen, ſind mit einem knorpelartigen Kreis umgeben. Die Vorderfüße haben fünf wie Finger geſtaltete Zehen; die vier Zehen der Hinterfüße ſind mit einer Schwimmhaut verbunden. Der Schwanz iſt noch einmal ſo lang, wie der ganze Körper, und oben mit einer gedoppelten Reihe ſchuppigter Zacken beſetzt. Es hat darin ſo viele Stärke, daß es ein kleines Fahrzeug damit umwirft, und einen Menſchen mit Einem Schlage tödtet. Seine Nahrung beſteht in Fiſchen und allerlei andern Thieren, die es, am Ufer verſteckt, erhaſchen kann. Auch Menſchen iſt es gefährlich. Es verzehrt ſeinen Raub nie im Waſſer, ſelbſt die Fiſche bringt es ans Land, und wenn es einen Menſchen oder ein Thier erbeutet hat, eilt es zwar damit ins Waſſer, kommt aber bald wieder mit demſelben hervor. Es läuft ſchnell, und ſchießt wie ein Pfeil auf ſeinen Raub; da es ſich aber nur mit Mühe umwenden kann, ſo entgeht man ihm leicht durch einen Seitenſprung. Seine Stimme iſt brüllend, man hört ſie jedoch ſelten, und meiſt nur des Nachts. Die Krokodillsthränen gründen ſich auf eine fabelhafte Sage.

Ein Weibchen legt an hundert Eier, und verſcharret ſie in den Sand. Sie ſind kaum ſo groß wie Gänſe-eier, und mit einer häutigen Schaale bekleidet. Wann die Jungen von der Sonnenhitze ausgebrütet, und dem Aus-

kriechen nahe ſind, ſollen die Alten ihnen zu Hülfe kommen, ſie aus dem Sande hervorſcharren, auf den Rücken nehmen und ins Waſſer tragen. Die dann nicht ſchwimmen können, ſollen ſie verſchlingen. Jedoch werden die meiſten Eier von dem Ichneumon aufgeſucht und gefreſſen. Die fabelhaften Erzählungen von letzterm Thiere ſind in der Beſchreibung deſſelben bemerkt worden. Auch die Menſchen trachten den Eiern nach, entweder um ſie zu zerſtören, oder um ſie zu eſſen. Die alten Krokodille ſelbſt werden ebenfalls häufig getödtet und gegeſſen; auch fängt man ſie wol in Gruben lebendig, und mäſtet ſie, ehe man ſie ſchlachtet. Jung gefangen, laſſen ſie ſich zähmen und abrichten. Ehemals wurden ſie in Aegypten göttlich verehrt, von beſondern Prieſtern bedient, und nach dem Tode königlich begraben. In der Bibel wird das Krokodill unter dem Namen Leviathan beſchrieben.

Das Amerikaniſche Krokodill (Kaiman, Alligator, Lacerta alligator) weicht in der Geſtalt und Lebensart von jenem ab, und iſt auch kleiner und furchtſamer. Es gehört eben ſo, wie das Oſtindiſche (Lac, gangetica), welches ſich im Ganges aufhält, zu einer eignen Gattung.

Von den übrigen ausländiſchen Eidechſen bemerken wir hier den Wachhalter (L. monitor), in Oſt- und Weſtindien einheimiſch, ſchwarz und weiß gefleckt, und etwa anderthalb Ellen lang, der die Nachbarſchaft der Krokodille durch ein helles Pfeifen verräth; den Leguan (L. iguana) in Weſtindien, gegen fünf Fuß lang, deſſen Fleiſch und Eier von beſonderm Wohlgeſchmacke ſind, und der deshalb auch zuweilen lebendig nach Europa geſchickt wird. Ueber den Rücken deſſelben geht ein zackigter Kamm, und am Halſe hängt ein ausgezackter Sack, der ihm ſtatt eines Kropfs dient. Ferner, den Stink (L. Stincus) in Arabien, Aegypten und den angränzenden Ländern, einen halben Fuß lang, der von den Landeseinwohnern als ein beſondres Stärkungsmittel gebraucht wird; und endlich den

Gekko

Gekko (L. Gecko) in Oſtindien, Aegypten und Süd-europa, dem ein giftiger Saft zwiſchen den Fußzehen hervordringt, womit er die Speiſen vergiftet *), über welche er hinläuft, denn er ſchleicht ſich gern in die Häuſer ein. Wann es regnen will, gibt er einen Laut von ſich, der wie ſein Name klingt. Er wird beinahe einen Fuß lang.

Die Schildkröte, Testudo.

Ob es gleich auch in Deutſchland, z. B. in der Donau, eine kleinere Gattung von Schildkröten gibt, ſo iſt dies doch in Anſehung der Menge und der Nutzbarkeit gegen die ausländiſchen ſo unbeträchtlich, daß wir ihrer in der erſten Ordnung gar nicht erwähnt haben. Von dem ganzen Geſchlechte ſind drei und dreißig Gattungen bekannt.

Die Schildkröten haben vier Füße und einen Schwanz, wie die Eidechſen, einen kleinen, faſt ſchlangen-artigen Kopf, und auf dem Rücken und unter dem Bauche eine Bedeckung von einem knochigten Schilde, das aber doch bei einigen Gattungen weich iſt. Das Bauchſchild iſt platt, und etwas kleiner, als das erhabne, gewölbte Rückenſchild. Beide ſind an den Seiten feſt verbunden, ſo daß ſich nur vorn und hinten eine Oeffnung oder ein Ausſchnitt in dem Bauchſchilde befindet; durch jenen ſteckt das Thier den Kopf und die Vorderbeine, durch dieſen die Hinterbeine und den Schwanz. Es kann ſich aber auch ganz in ſein Schild zurückziehen und darin verbergen, wo es ſo ſicher iſt, daß ein beladener Wagen darüber fährt, ohne es zu beſchädigen. Auf dem Oberſchilde, welches eben ſo mit dem Rücken verwachſen iſt, wie das Unterſchild mit dem Bauche,

*) Andre ſagen, daß es der Urin oder Speichel ſei, womit er die Speiſen vergifte, und daß nach dem Genuſſe derſelben gefährliche Koliken entſtehen.

Bauche, liegen horn = ähnliche Schuppen (Padden) und dieſe geben das eigentliche Schildpad, das in den Handel kommt, und zu feinen Kunſtſachen verarbeitet wird. Die harte Schaale ſelbſt benutzt man nur zu gemeinen Arbeiten. Auch kann man dieſe Blättchen oder Schuppen nicht von allen Schildkröten = gattungen gebrauchen, ſondern nur von einigen größern, die ſtark und ſchön genug dazu ſind. Gemeiniglich befinden ſich dreizehn dergleichen Schuppen in der Mitte, und vier und zwanzig um den Rand herum.

Die Nahrung dieſer Thiere beſteht in kleinen Fiſchen, Inſekten, Würmern und Seegewächſen. Zähne haben ſie zwar nicht, aber der Rand des Mundes und die Kinnbacken ſind ſcharf. Sie ſind in allen ihren Bewegungen langſam (doch ſchwimmen die Waſſerſchildkröten ziemlich ſchnell), und eben ſo auch in der Begattung, die mehrere Wochen dauert. Feſte Speiſen können ſie lange entbehren, denn ſie erhalten ſich in der Gefangenſchaft wol ein Jahr von bloßem Waſſer. In feuchten Kellern dauern ſie ohne alle Nahrung auch eine ziemliche Zeit. Ihr Leben iſt ſo zähe, daß die Glieder des Leibes ſich noch vierzehn Tage nachher bewegen, nachdem der Kopf ſchon vom Rumpfe getrennt iſt.

Einige leben meiſtens auf dem Lande, und heißen deshalb Landſchildkröten; die Zehen an ihren Füßen ſind ohne Schwimmhaut. Von denen, die ſich im Waſſer aufhalten, haben die Meerſchildkröten floſſen = ähnliche Füße, die Flußſchildkröten aber Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden. In Anſehung der Größe findet ſich unter den funfzehn Gattungen, die man bis jetzt kennt, eine beträchtliche Verſchiedenheit. Einige ſind nur ſo groß, wie die Hand eines Knaben; andre werden, wo nicht höher, doch länger und dicker, als ein ausgewachsner Ochſe. Man benutzt von den meiſten, außer dem ſchon genannten Schildpad, auch das Fleiſch und die Eier, wel-

ches beſonders für Seefahrende eine geſunde und erquickende Speiſe iſt. Selbſt die Europäiſchen Flußſchildkröten werden zu dem Ende an einigen Orten gehegt.

Die merkwürdigſten Gattungen ſind folgende:

Die Rieſenſchildkröte (Mydas, Test. Mydas), die größte unter allen, wird acht bis neun Fuß lang, und gegen vier Fuß breit. Sie wiegt oft über acht hundert Pfund, und trägt eine Laſt von mehrern Zentnern auf ihrem Rücken; auch haben ſieben bis acht Männer darauf Platz, mit welchen ſie ſich fortbewegt. Ihr eigentlicher Aufenthalt iſt im Weltmeere, zwiſchen den Wendezirkeln, bisweilen wird ſie aber auch an die Europäiſchen Küſten verſchlagen. Das Weibchen ſoll jährlich über tauſend Eier legen, die ſie in den Sand verſcharrt. Sie ſind rund, mit einer pergament-artigen Haut umgeben, und etwa noch einmal ſo groß wie Gänſe-eier. Wann die Jungen von der Sonne ausgebrütet ſind, kriechen ſie ins Waſſer, werden aber auf dem Wege dahin häufig von Seevögeln und andern Raubthieren gefreſſen. Die Alten ſelbſt, können, wenn ſie ſich auf dem Lande befinden, gar leicht gefangen werden, weil ſie ſich nur langſam fortbewegen. Man ſteckt etliche Stangen unter den Bauch, wirft ſie auf den Rücken, und tödtet ſie. Das Fleiſch iſt im Geſchmacke dem Kalbfleiſche ähnlich, das Fett hat eine ſchöne grüne Farbe, und iſt ebenfalls ſehr gut zu gebrauchen. Im Waſſer fängt man ſie gewöhnlich mit ſtarken Netzen, und auf einigen Inſeln wird mit dem eingeſalznen Fleiſche ein anſehnlicher Handel getrieben. Das Rückenſchild hat keine horn-ähnliche Schuppen, ſondern iſt mit einer leder artigen Haut überzogen. Weil es ſchwarzgrünlich ausſieht, und auch wegen der grünen Farbe des Fettes, nennt man ſie wol die grüne Schildkröte. Die Indianer machen aus dieſem Schilde Kähne, Tröge, Schilder u. ſ. w.

Die Schuppenſchildkröte (Test. imbricata) und die Karetſchildkröte (Test. caretta) in Oſt- und Weſtindien

indien einheimiſch, geben das ſchönſte und brauchbarſte Schildpad. Sie werden nur etliche Fuß lang.

Die moſaiſche Schildkröte (Test. graeca), noch einmal ſo groß wie eine Mannshand, hat ihren Namen von der Zeichnung des Rückenſchildes, welche der künſtlichen Muſiv-arbeit ähnlich iſt, und aus gelben und ſchwarzen würfelförmigen Flecken beſteht. Ihr Vaterland iſt Afrika.

Die geometriſche Schildkröte (Test. geometrica), kleiner als die vorige, ſtellt auf ihrem Schilde artige Zeichnungen, wie geometriſche Figuren, vor. Sie lebt in Aſien.

Die Caroliniſche Schildkröte (Test. carolina), in Amerika, auch nur von der Größe der vorigen, iſt, ſo wie dieſe, eine Landſchildkröte. Beide Gattungen halten ſich in Büſchen und Gärten auf, leben gern geſellig, und rücken des Nachts ſo nahe zuſammen, daß ſie gleichſam ein Pflaſter machen, worüber man eine ganze Strecke weggehen kann.

Die gemeine Flußſchildkröte (Test. orbicularis) wird in den meiſten Europäiſchen Ländern angetroffen. Das ſchwärzliche Schild iſt etwas flach. Sie hält ſich meiſt auf dem Boden im Schlamme auf, und wird mit Netzen herausgezogen. Ihr Fleiſch iſt eßbar, und die Brühe davon empfiehlt man ſchwindſüchtigen Perſonen. Die Länge derſelben beträgt etwa einen halben Fuß. Im Winter verkriecht ſie ſich in die Erde, und liegt da in einer Art von Betäubung. Man kann ſie in Waſſergefäßen mit Kleie, Mehl und dergleichen lange erhalten.

Dritte Ordnung.

Die Pipa.
Das Chamäleon.
Der Salamander.
Der Baſiliske.
Der Drache.
Die Brillenſchlange.

Die Pipa, Rana pipa.

Unter den merkwürdigen Thiergattungen dieſer Klaſſe zeichnet ſich die Pipa vor andern aus. Sie gehört zu dem Geſchlechte der Fröſche und Kröten, iſt aber größer als unſre hieſigen Kröten, und ſieht ſchwarzbraun und weißgefleckt aus. Ihr Vaterland iſt Süd-amerika, beſonders die Gegend um Surinam, daher ſie auch die Surinamiſche Kröte heißt. Ihre Fortpflanzungsart hat ſie zu einem Gegenſtande der allgemeinen Bewunderung gemacht, und in der That iſt ſie auch, ſo viel man weiß, einzig in der Natur, und ſonderbar genug. Wann nämlich das Weibchen die Eier gelegt hat, ſtreicht das Männchen dieſelben auf den Rükken des Weibchens, wälzt ſich ſelbſt rücklings darüber her, drückt ſie dadurch in die Grübchen oder Zellen, welche ſich in der Rückenhaut des Weibchens befinden, und befruchtet ſie zuletzt noch mit ſeinem Saamen. Hierauf verwachſen die Eier gleichſam mit der Haut der Mutter, und werden in einer Zeit von beinahe drei Monaten ausgebrütet. Die Jungen gehen ebenfalls, wie unſre hieſigen Fröſche, durch eine

eine Art von Verwandlung, und verlaſſen erſt den Rücken der Mutter, nachdem ſie ihre vollkommene Geſtalt erhalten haben. Die Anzahl der Jungen, die auf dieſe Weiſe zur Welt kommen, beläuft ſich zuweilen über hundert, denn man zählt zweihundert Zellen auf dem Rücken eines Weibchens. Sie ſoll aber nur einmal in ihrem Leben zur Zeugung tüchtig ſein. Gift hat dieſe Gattung ſo wenig, wie unſre Fröſche und Kröten. Die Wilden eſſen ihr Fleiſch.

Das Chamäleon, Lacerta chamaeleon.

Dies artige Thierchen iſt durch eine uralte Fabel berühmt geworden. Man gab vor, daß es die Farbe ſeines Körpers nicht nur nach Willkühr ändern könne, ſondern daß es auch jederzeit die Farbe des Gegenſtandes, der ihm am nächſten ſei, annehme. Jetzt ſind wir aber beſſer davon unterrichtet.

Das Chamäleon wird zum Geſchlechte der Eidechſen gerechnet, und findet ſich in verſchiedenen Gegenden von Afrika, Aſien und Amerika, auch im ſüdlichen Spanien. Seine Länge beträgt etwa einen Fuß, die Dicke zwei Zoll, und die natürliche Farbe iſt ſtahlgrau, wiewol es auch blau- und weißmarmorirte gibt. Es hält ſich auf Bäumen und Hecken auf, und fängt mit ſeiner langen klebrigen Zunge Inſekten, zu welchem Zweck das Maul immer offen ſteht. Aus dieſem letztern Umſtande muthmaßte man ehemals, daß es blos von der Luft lebe. Die großen goldfarbnen Augen haben die beſondre Einrichtung, daß ſie beide zugleich nach verſchiedenen Richtungen bewegt werden können, ſo daß das Thier z. B. mit dem einen in die Höhe, und zu gleicher Zeit mit dem andern hinterwärts ſehen kann. Vermittelſt der ungeheuer großen Lungen kann es ſich ungemein aufblaſen, und auch wieder dünne machen. Wird es zornig, oder ſonſt lebhaft gerührt, ſo zeigt ſich auf der ſchuppigten Haut eine gelbli-

che, ſchwarze oder gefleckte Farbe — vielleicht eine Wirkung der Galle —; und dies mag der Grund jenes Irrthums von der Veränderung der Farben ſein. Uebrigens iſt es ein ganz unſchädliches Geſchöpf, das leicht kirre wird. Im Oriente hält man es in Zimmern, theils zur Vertilgung der Inſekten, theils zum Vergnügen.

Der Salamander, Lacerta Salamandra.

Eine ähnliche Verunſtaltung der natürlichen Geſchichte hat dieſe Eidechſengattung ehemals unter die Wunderthiere verſetzt. Der Salamander (Molch) ſollte mitten im Feuer leben können, und man nannte ihn deshalb Feuerſalamander, zum Unterſchiede von dem Waſſerſalamander, deſſen in der erſten Ordnung gedacht iſt. Er iſt etwa eine Spanne lang und Daumsdick, ſchwarz und gelb gefleckt, lebt an ſchattigten Orten auf dem Lande und an Gebäuden, und meidet den Sonnenſchein, ob er gleich ſeinen Aufenthalt nur in ſüdlichen Gegenden nimmt. Hin und wieder findet er ſich auch in Deutſchland. Seine Nahrung ſind Fliegen und andre Inſekten. Giftig iſt er nicht. Auf dem Rücken ſtehen zwei Reihen Warzen, in welchen eine milchigte übelriechende Feuchtigkeit enthalten iſt. Wenn man ihn daher auf Kohlen oder in ein ſchwaches Feuer wirft, ſo dämpft er es mit jener Feuchtigkeit und mit dem Safte, den er aus dem Maule fließen läßt, ſo daß er ſich unbeſchädigt wieder heraushilft. Allein in einem ſtarken Feuer muß er, ſo gut wie andre Thiere, verbrennen. In einem geringern Grade findet ſich dieſe Eigenſchaft auch bei einigen Kröten, daß ſie durch Feuchtigkeiten, die aus ihrem Leibe dringen, glühende Kohlen löſchen, und ſich damit retten.

Der

Der Baſiliske, Lac. basiliscus.

Unter einem Baſilisken dachte man ſich vor Zeiten ein furchtbar giftiges Thier, das aus einem Hahnen-eie entſtehe, und deſſen bloßer Anblick tödtlich ſei. Der Geſtalt nach gleiche es größtentheils einem Hahne; es habe aber auch etwas von der Bildung einer Kröte und Schlange an ſich. Sein gewöhnlicher Aufenthalt ſei ein tiefer Brunn oder Keller, in deſſen Mauer es ſich verberge; durch Hülfe eines Spiegels könne man es dahin bringen, daß es ſich ſelbſt vergifte, u. ſ. w.

Der eigentliche Baſiliske, der unter dieſem Namen wirklich in der Natur vorhanden iſt, gehört ebenfalls zu den Eidechſen, und lebt in Süd-amerika und im Oriente auf Bäumen; man findet ihn aber ſelten. Er wird ungefähr anderthalb Fuß lang, ſieht bläulichgrau und weißgefleckt aus, hat auf dem Hinterkopfe einen Kamm, den er aufblähen kann; von der Kehle hängen kamm-artige Lappen herab, und über den Rücken läuft ein ſolches Gewächs, wie eine Floſſe, bis zur Hälfte des Schwa zes hin. Vermittelſt dieſer ausgeſpannten Häute am K pfe und auf dem Rücken kann er nicht nur von einem Aſte zum andern ziemlich weit ſpringen, ſondern auch ſich auf der Fläche des Waſſers emporhalten und ſchwimmen. Die Nahrung hat er mit den übrigen Eidechſengattungen gemein. Er iſt ebenfalls ohne Gift.

Der Drache, Draco volans.

Drachen und Baſilisken ſtellt die Einbildung gemeiniglich zuſammen, indem die fabelhafte Vorwelt von beiden eine abentheuerliche Meinung hegte. Na h ihrer Schilderung war der Drache eine ungeheure geflügelte Schlange mit zwei Füßen, die auf ihre Feinde Feuer ſpie, und dergleichen. Jetzt iſt jenes Unthier zu einer unſchuldigen

geflügelten Eidechſe, von der Länge eines Fußes, zuſammengeſchrumpft; wenigſtens hat ſie jenen fürchterlichen Namen geerbt.

Dieſer Drache iſt in Oſtindien und Afrika einheimiſch, hat vier Füße, und auch ſonſt die Geſtalt der Eidechſen, lebt auf Bäumen, wie der Baſiliske, nährt ſich von Inſekten, und iſt unſchädlich wie dieſer. In Anſehung der Farbe findet man ſie verſchieden, grüngefleckt, blau, braun, ſchwärzlich u. ſ. w. An beiden Seiten des Körpers ſind Häute, wie Floſſen, gewachſen, die durch knorpel-artige Rippen unterſtützt, und auch, mit den Füßen etwas verbunden, leicht ausgeſpannt werden können. Dieſe Häute nennt man uneigentlich Flügel; ſie dienen dem Thiere, weite Sprünge zu machen, aber keineswegs wirklich zu fliegen.

Die Brillenſchlange, Coluber naja.

Eine der giftigſten Schlangengattungen iſt die Brillenſchlange; wir bemerken ſie aber hier mehr wegen ihrer Fähigkeit, ſich abrichten zu laſſen, als wegen ihres heftigen Giftes. Man findet ſie in Oſt- und Weſtindien. Die Farbe iſt gemeiniglich röthlich oder gelb, und auf dem Rücken, nach dem Halſe zu, ſieht man die braune Zeichnung einer Brille. Die Länge beträgt drei bis ſechs Fuß. Der Ichneumon (viuerra ichneumon) ſtellt ihr nach, und frißt ſie ohne Schaden. Wann ſie gereizt wird, richtet ſie ſich gerade in die Höhe, ſo, daß ſie auf dem Schwanze ſteht; ſie bläſet dann die Haut am Kopfe weit auf, und verwundet Den, der ihr zu nahe kommt. Der Biß iſt in wenig Minuten tödtlich, wenn nicht gleich ein Gegenmittel gebraucht wird. Dennoch wiſſen die Indianer dieſe Schlangen ſo zu behandeln, daß ſie ſich nach ihrem Willen erheben, und gleichſam nach dem Takte tanzen müſſen. Sie ziehen mit einem ſolchen Thiere,

wie unſre Taſchenſpieler und Bärenführer, umher, und laſſen ihre Künſte für Geld ſehen. Die Schlange wird in einem verdeckten Gefäße erhalten, und wann ſie tanzen ſoll, lockt ſie der Gaukler hervor, und reicht ihr einen Tuchlappen oder dergleichen hin, wo ſie etlichemal hineinbeißt, und ſich ihres Gifts entledigt. Nun iſt ihr Biß auf eine kurze Zeit unſchädlich; er reizt ſie alſo durch einen ſchwachen Stoß, daß ſie ſich aufrichten muß. Sobald dies geſchieht, hält er ihr ſeine Fauſt vor, ſtimmt einen Geſang an, und bewegt die Fauſt vor ihr auf und ab und nach allen Seiten hin. Das Thier ſperrt den Rachen auf, die Zunge ſpielt vor dem ziſchenden Maule, und die funkelnden Augen ſind auf die Fauſt gerichtet. Sie folgt mit dem Kopfe und der Hälfte des Körpers den Bewegungen der Fauſt, und drehet ſich alſo in einem Kreiſe von etlichen Spannen umher, dabei aber doch der Schwanz auf ſeinem Orte unbeweglich ruhet. Dieſer Tanz währt etwa eine halbe Viertelſtunde, da ſodann der Gaukler den Geſang abbricht, und die Fauſt ſinken läßt, worauf auch gleich das ermüdete Thier ſich niederlegt, und gelaſſen wieder in ſein Gefängniß kriecht.

Vierte Klaſſe.

Fiſche.

So wie das Athmen durch Lungen die Amphibien in gewiſſem Grade mit den Säugethieren und Vögeln verbindet, das kältere Blut hingegen ſie von jenen warmblütigen Thieren wieder trennt: ſo haben die Fiſche das rothe kalte Blut mit den Amphibien gemein, entfernen ſich aber von denſelben dadurch, daß ſie nicht durch Lungen, ſondern durch Kiemen athmen. Zwar ſind einige Fiſche auch noch mit einer Art von unvollkommnen Lungen verſehen, ſo daß dieſe durch Lungen und Kiemen zugleich zu athmen ſcheinen, daher ſie auch von verſchiednen Naturforſchern zu den Amphibien gezählt werden; allein Andre nehmen ſie mit größerm Rechte in die Klaſſe der Fiſche auf. Wenigſtens machen dieſe Thiere von den Amphibien zu den Fiſchen einen faſt unmerklichen Uebergang. Auch ihre Kiemen unterſcheiden ſich von den Kiemen der übrigen Fiſche, und beſtehen in einigen Luftlöchern hinter dem Kopfe.

Die weſentlichen Kennzeichen eines Fiſches ſind alſo: rothes kaltes Blut und das Athmen durch Kiemen, wozu man auch noch die Floſſen rechnen kann, vermittelſt welcher ſie ſich im Waſſer bewegen. Jedoch bedarf es wol in den wenigſten Fällen einer kunſtgerechten Beſchreibung, um einen Fiſch von einem andern Thiere zu unterſcheiden, da der bloße Anblick hiezu hinreichend iſt.

Der Körper der Fiſche ſcheint, in Vergleichung mit den Thieren der drei erſten Klaſſen — die Schlangen etwa ausgenommen — ungemein einfach. Aber bei genauerer Betrachtung deſſelben findet ſich eben ſo viel Wunderba-

derbares und Merkwürdiges, wie bei jenen. Man glaubt auf den erſten flüchtigen Blick nichts weiter als eine belebte Maſſe Fleiſch vor ſich zu ſehen: ſo ſehr weicht die Form dieſer Geſchöpfe von dem Modell der meiſten andern ab. Kopf, Hals, Bruſt, Leib und Schwanz beſtehen aus einem, ohne merkliche Abtheilung unterſchiedenen Stücke, und den Mangel der Beine erſetzen die Floſſen, die kaum eine Vergleichung mit jenen aushalten. — Allein deſſen ungeachtet iſt weder Ebenmaaß im Verhältniſſe der einzelnen Theile zu einander, noch Schönheit des Ganzen, zu verkennen. Vorzüglich muß man die Mannigfaltigkeit in der Bildung bewundern, welche die Natur bei dieſer Klaſſe von Thieren aufſtellt. Der größte Theil der Fiſche hat zwar, wie bekannt, einen von beiden Seiten zuſammengedrückten Körper; dagegen ſind aber andre in die Breite platt gedrückt; noch andre walzenförmig, eckigt, und einige ſogar faſt kugelrund. Eben ſo verſchieden iſt die Bildung des Kopfs. Auch die Zähne ſtehen nicht immer, wie bei andern Thieren, in den Kinnladen, ſondern zuweilen auf der Zunge, oder im Gaumen, oder im Schlunde, oder, wie bei den Karpfen, hinter den Kiemen, in einem beſondern Knochen, auch wol an mehrern der genannten Orte zugleich. Der After liegt gemeiniglich mitten am Bauche; bei den Karpfen näher am Schwanze; bei den Schollen an der Bruſt; bei dem Schlangenfiſche nahe am Kopfe, und bei den Finn-aalen an der Kehle. — In der Größe findet ſich unter ihnen ein eben ſo beträchtlicher, vielleicht noch höherer Abſtand, als von dem Elephanten bis zur Zwergmaus; denn es gibt Fiſche, die nie länger werden, als eine Stecknadel; und nun denke man ſich dagegen das Ungeheuer, den Hai, der ein ganzes Pferd in ſeinem Leibe beherbergen kann!

Was die einzelnen Theile des Fiſchkörpers insbeſondere betrift, ſo ſind davon die Kiemen oder Kiefern

zuerſt

zuerſt und hauptſächlich zu bemerken. Sie dienen ihnen anſtatt der Lungen, indem ſie das Waſſer mit dem Munde einziehen, und zu gleicher Zeit die Kiemen mit dem Deckel verſchließen, da ſodann die in dem Waſſer befindliche Luft durch die feinen Gefäße ins Blut gebracht wird. Sobald dies geſchehen iſt, öffnen ſich die Kiemen, und das eingezogene Waſſer dringt wieder heraus. Da kein Thier ohne Lunge eine Stimme von ſich geben kann, ſo ſind natürlich auch die Fiſche ſtumm. Jedoch laſſen einige, z. B. die Peizker, wenn ſie angegriffen oder gedrückt werden, einen Laut hören, welches durch die Kiefern auf ähnliche Art bewirkt wird, wie bei den Inſekten durch die Flügel u. ſ. w.

Die Floſſen (Floßfedern, Finnen) ſind die vornehmſten Werkzeuge zur Bewegung der Fiſche. Sie beſtehen aus Gräten, die mit einer zarten Haut verbunden und durch eigne Muskeln regiert werden. Von der Stelle, wo ſie ſitzen, bekommen ſie ihre Namen, und es gibt daher Rückenfloſſen, Bruſtfloſſen, Bauchfloſſen und Schwanzfloſſen. Jede Art von Floſſen hat ihren beſondern Nutzen, welches man daraus ſieht, daß der Fiſch eine oder die andere Bewegung nicht mehr machen kann, nachdem man ihm dieſe oder jene Floſſe abgeſchnitten hat. Bei einigen Gattungen von Fiſchen ſind die Floſſen ſo groß, daß ſie ihnen zum Fliegen dienen.

Auch die Schwimmblaſe befördert die Bewegung, beſonders das Auf- und Niederſteigen im Waſſer. Sie liegt im Bauche nach der Länge des Rückgrats, und iſt bei einigen einfach, bei andern doppelt, auch ſonſt von verſchiedener Bildung. Die Luft, mit welcher ſie angefüllet iſt, dehnt den Körper aus, und macht ihn alſo auch leichter, daß er oben ſchwimmen kann. Will nun der Fiſch in die Tiefe hinab, ſo preßt er, vermittelſt gewiſſer Muskeln, die Luft aus der Blaſe, wodurch der Körper ſchwerer wird und ſinkt. Sobald dieſer Druck nachläßt,

ſteigt auch der Fiſch wieder in die Höhe. Wenn man einem lebendigen Fiſche die Blaſe mit einer Nadel oder einem ähnlichen Inſtrumente verletzt, ſo kann er ſich nicht mehr von dem Boden des Waſſers erheben; doch haben die Gattungen, welchen die Blaſe gänzlich fehlt, das Vermögen, ſich aufwärts zu bewegen, durch eine andre Einrichtung des Körpers erhalten. — Um die ſtrom-abwärts fließende Nahrung aufzufangen, ſchwimmen die Fiſche meiſtens dem Strome entgegen.

Die horn-artigen Schuppen, womit die meiſten Fiſche bedeckt ſind, haben gewöhnlich einen ſchleimigten Ueberzug, und bei jeder Gattung eine eigne Bildung, zum Theil auch einen ausnehmend ſchönen Gold- und Silberglanz. Verſchiedne ſind nur mit einer ſchlüpfrigen Haut bekleidet; die ſogenannten Knorpelfiſche aber größtentheils mit Schildern und knochigten Schalen.

Wahre Knochen finden ſich bei den Fiſchen nur ſehr wenige; denn einige haben ſtatt derſelben Knorpel, und heißen deshalb auch Knorpelfiſche; andre haben Gräten, welche zwiſchen den Knochen und Knorpeln in der Mitte ſtehen und elaſtiſch ſind.

Die Fiſche haben ein ſehr feines Gefühl, ſo daß ſie auch die geringſte Bewegung des Waſſers empfinden, und ob ihnen gleich das äußere Ohr mangelt, ſo können ſie doch leiſe hören, da ſie mit innern Gehörwerkzeugen verſehen ſind. Daher vermeiden die Fiſcher beim Fiſchfange alles Geräuſch und ſelbſt das laute Sprechen. Eben dieſe Leute wiſſen den ſcharfen Geruch der Fiſche zu benutzen, indem ſie den Köder mit Bibergeil, Lein-öl und ähnlichen ſtarkriechenden Dingen beſtreichen, um ſie aus der Ferne herbei zu locken. Das Auge iſt ungemein hell und ſchön, und der innere Bau deſſelben bewundernswürdig. Sie können auch des Nachts ſehen, denn die meiſten gehen um dieſe Zeit ihrem Raube und andern Geſchäften nach, und ruhen am Tage in der Tiefe. Aus dieſem Grunde wird

die Nachtzeit für die bequemſte zum Fiſchfange gehalten. Ob ſie zu ihrer Erholung eines täglichen Schlafs bedürfen, kann, aus Mangel hinlänglicher Erfahrung, nicht mit Gewißheit geſagt werden. Doch vermuthet man, daß bei mehrern Gattungen ein Winterſchlaf Statt findet. Ueberhaupt können die Bemerkungen über ihre beſondere Lebensart, Sitten und Eigenſchaften nicht anders als mangelhaft und unvollkommen ſein, da die Natur des Elements, worin ſie leben, uns nähere und fortgeſetzte Beobachtungen verbietet.

Der größte Theil der Fiſche entſteht aus Eiern, und nur wenige kommen lebendig zur Welt. Die noch nicht gelegten Eier nennt man Rogen, daher heißen die Weibchen, die gemeiniglich auch etwas dicker ſind als die Männchen, Rogner; wann aber das Weibchen ſie von ſich gelaſſen hat, heißen ſie Laich. Den Männchen gibt man den Namen Milchner, weil der Saame derſelben Milch, und zum Unterſchiede von der eigentlichen Milch in den Brüſten der Säugethiere, der Milch genannt wird. Die Anzahl der Eier von einem Weibchen iſt unglaublich groß, und beläuft ſich bei einigen Gattungen auf mehrere Millionen. Dieſe Fruchtbarkeit wird theils durch die vielen Raubfiſche und Waſſervögel eingeſchränkt, theils durch unzählige andre Unfälle, denen die von allem Schutze entblößte Brut ausgeſetzt iſt. Auch die Menſchen ſelbſt tragen nicht wenig zur Verminderung dieſes faſt verſchwenderiſchen Ueberfluſſes bei.

Wann die Laichzeit eintritt, werden die Weibchen von den Männchen aufgeſucht, und durch allerlei Liebkoſungen gereizt, den Laich von ſich zu geben, den dieſe ſogleich mit ihrem Saamen begießen; allein eine wirkliche Begattung findet dabei nicht Statt. Nur die wenigen, welche lebendige Junge gebären, z. B. die Aale, paaren ſich wahrſcheinlich nach Art anderer lebendig gebärenden Thiere. Gemeiniglich legen die Weibchen die Eier, die vermittelſt einer

ner klebrigten Gallerte zuſammenhängen, in der Nähe des Ufers an Waſſerpflanzen, oder ſie ſcharren ſie in den Sand, in den Boden des Waſſers, wo ſie von der Wärme der Sonne ausgebrütet werden. Die jungen Fiſche entwickeln ſich zum Theil, wann ſie ausgekrochen ſind, erſt nach und nach zu ihrer vollkommnen Geſtalt. Sie wachſen aber ſehr geſchwind, einige vermuthlich Zeitlebens, ohne je eine beſtimmte Größe zu erreichen. Ihre Nahrung iſt ſehr verſchieden. Es gehören dahin Pflanzen, Schlamm, allerlei Unrath, Inſekten, Gewürm und andere Waſſerthiere; ſehr viele leben blos vom Raube der Schwächern ihres eignen Geſchlechts und vom Rogen.

Merkwürdig iſt der Trieb, jährlich beſtimmte Züge aus einem Waſſer ins andere anzuſtellen, den einige Fiſche mit den Vögeln gemein haben. Sie thun dies hauptſächlich, um bequeme Plätze zum Laichen aufzuſuchen, theils auch wol der Nahrung wegen. So gehen z. B. die Meer-aale aus der See in die Flüſſe, um ihre Brut da anzuſetzen; die gemeinen Aale hingegen ziehen in eben der Abſicht aus den Flüſſen in die See. Dieſe Einrichtung kommt beſonders den Küſtenbewohnern gut zu ſtatten, denen jene Fiſche heerdenweiſe, oft aus den entfernteſten Gewäſſern, entgegenſchwimmen, und alſo weit bequemer als zu einer andern Zeit gefangen werden; dies iſt der Fall mit den Häringen, den Kabeljauen, den Lachſen.

Der Nutzen der Fiſche ſchränkt ſich größtentheils auf den Genuß ihres Fleiſches ein, iſt aber in dieſer Hinſicht für einen großen Theil der Menſchen äußerſt wichtig. Viele Nationen, beſonders die auf Inſeln, am Meere und in kalten, ſonſt nicht ſehr fruchtbaren Ländern wohnen, nähren ſich blos oder hauptſächlich vom Fiſchfange. Auch hat ſie das Bedürfniß gelehrt, einen mannigfaltigen Gebrauch von den Fiſchen zu machen. Sie mahlen z. B. die Knochen derſelben, oder das gedörrte Fleiſch, zu Mehl, bereiten Gebacknes davon u. ſ. w. In Island füttert man öfters Kühe

und Pferde, aus Mangel an Graſe, mit gedörrten Fiſchen. Desgleichen leben auch viele tauſend Europäer von dem Fange, der Zubereitung und dem Verkaufe der Häringe, der Kabeljaue, der Hauſen und andrer Fiſche. Außer dem Fleiſche benutzt man vornämlich von einigen Fiſchen noch beſonders den Rogen, der eingemacht Caviar heißt, das Fett zu Thran, die Blaſe zu Leim, die Haut zu Chagrin und anderm Leder, die Schuppen zu Glasperlen.

Sowol die Vortheile des Fiſchfanges überhaupt, als auch die Fortzucht und Hegung dieſer nutzbaren Thiere insbeſondere, machen uns eine richtige Kenntniß derſelben nothwendig und ſchätzbar. Die Geſchicklichkeit, Fiſche in freien Gewäſſern zu fangen, welche die Fiſcher kunſtmäßig erlernen und ausüben, iſt der Gegenſtand der ſogenannten wilden Fiſcherei. Hierzu gehören hauptſächlich drei Stücke. Erſtlich eine genaue Bekanntſchaft mit dem Gewäſſer, wo man fiſchen will, und mit den Gattungen der Fiſche, die ſich daſelbſt aufhalten. Anders wird die Fiſcherei auf dem Meere, anders auf Strömen und Flüſſen, anders auf Seen getrieben; ja jeder Diſtrikt erfodert oft beſondre Anſtalten. Zweitens muß ein Fiſcher die beſten Werkzeuge des Fiſchfangs nicht nur kennen, ſondern auch größtentheils ſelbſt zu verfertigen, wenigſtens anzugeben wiſſen, z. B. allerlei Netze und Garne, Reuſen, Angeln u ſ. w. Drittens iſt ihm eine ſorgfältige Beobachtung der Natur und Lebensart der Fiſche unentbehrlich, um die bequemſte Zeit zum Fange, und die ſicherſte Lockſpeiſe (den Köder) für jede Gattung derſelben zu erfahren. Aus dem Köder machen die Fiſcher gewöhnlich ein Geheimniß; man weiß aber im Allgemeinen, daß alle ſtark- und angenehmriechende Sachen, z. B. Biſam, Bibergeil u. dergl., die Fiſche herbeilocken. So wie aber ein Jäger nicht alles Wild, was ihm vor die Augen kommt, und nicht ebendaſſelbe zu allen Zeiten niederſchießt: ſo muß auch beim Fiſchfange dieſe Regel einer klugen Schonung wohl beobachtet werden. Die

nicht

nicht ungegründeten Klagen über die Abnahme der Fiſche, die man häufig führt, ſind meiſtens Beweiſe von der Unwiſſenheit, oder von einem verkehrten, ſich ſelbſt beſtrafenden Eigennutze derer, welche die Fiſcherei treiben. Beſonders wird die Abnahme an ſolchen Oertern verſpürt, wo eine ganze Gemeine, oder doch Mehrere zugleich, das Recht, zu fiſchen, haben. Dies iſt noch ſchädlicher als das Recht der Gemeinhütung. Denn hier fängt ein Jeder, was und wie viel er fangen kann, unbekümmert, ob die Nachkommen darunter leiden oder nicht. Jedoch wirthſchaften auch wohl Fiſcher, die einen Diſtrikt allein gepachtet haben, zu Zeiten nicht viel beſſer. In verſchiedenen Ländern hat nun die Obrigkeit dieſem Uebel durch Verordnungen abzuhelfen geſucht. Nach denſelben iſt es verboten, Fiſche zur Laichzeit zu fangen, und zu dem Ende iſt dieſe Zeit, von den bekannteſten Gattungen, namentlich angegeben. Um der jungen Brut zu ſchonen, ſollen keine zu enge Netze gebraucht werden; daher hat man die Weite der Maſchen genau beſtimmt. Wenn von ungefähr ſich junge Fiſche mitfangen, müſſen ſie gleich wieder ins Waſſer geworfen werden; deshalb ſind auch den Fiſchern und Fiſchhändlern hölzerne Modelle von jeder Gattung zugeſtellt worden, und die Polizei wacht darüber, daß kein Fiſch verkauft wird, der die gehörige Größe nicht hat. Einige Arten des Fiſchfanges ſind an manchen Orten gänzlich unterſagt, weil ſie den Ruin der Fiſcherei nach ſich ziehen, z. B. die Nachtfiſcherei, beim Scheine der Fackeln oder einer Blendlaterne, die ins Waſſer hinabgelaſſen wird; desgleichen die ſogenannten Fiſchkörner [ſ. den zweiten Theil der Naturgeſchichte], und andre betäubende Mittel, die zum Theil der Geſundheit Derer nachtheilig ſind, die dieſe Fiſche eſſen. Dieſe und ähnliche heilſame Verordnungen würden bei Erwachſenen noch wirkſamer ſein, wenn ſie in der Jugend eine gründliche Unterweiſung in der ökonomiſchen Naturgeſchichte der Fiſche erhielten, und wenn man zugleich die vielen Vorurtheile und

abergläubiſchen Meinungen auszurotten ſuchte, die bei dieſem Gewerbe zu herrſchen pflegen.

Nicht ſowohl eines großen Vortheils wegen, als vielmehr um der Bequemlichkeit und des Vergnügens willen, hält man auch in Teichen und andern eingeſchränkten Waſſern allerlei Fiſche, wartet und ſchützt ſie, und ſorgt für ihre Fortpflanzung. Dies nennt man die zahme Fiſcherei, deren Hauptgeſchäft mehr in der Fortzucht und Wartung, als in dem Fange der Fiſche beſteht: denn dieſer hat hier wenig Schwierigkeit. Ehemals war das Beſetzen eines Teichs mit junger Brut ſehr mißlich, und zum Theil mühſam und koſtbar, weil man es nicht anders als mit laichenden Rognern bewerkſtelligen konnte, welche oft ſchwer zu bekommen, und noch ſchwerer an Ort und Stelle zu ſchaffen waren, entweder unterweges abſtarben, oder die Veränderung des Waſſers nicht vertrugen u. ſ. w. Seit einiger Zeit hat man aber glückliche Verſuche mit dem Laich gemacht, den man mit den Pflanzen, woran er ſitzt, aus dem Waſſer nimmt, ihn in einem gläſernen mit Flußwaſſer angefüllten Gefäß an die Sonne ſetzet, und einen Tag um den andern friſches Waſſer eingießt, da denn in einer Zeit von acht oder mehrern Tagen (nachdem der Laich früher oder ſpäter gelegt war) die Fiſchchen auskommen. Dies geſchieht eben ſo gut in dem Teiche ſelbſt, wenn man nur den Laich vor Raub und Beſchädigung ſicher ſtellt. In China iſt dieſe Methode ſchon längſt bekannt geweſen, und man treibt da mit dem Fiſchlaiche einen ſtarken Handel. Auch hat man bei uns eine künſtliche Befruchtung der Eier erfunden und zu benutzen geſucht. Man nimmt nämlich einen Rogner zur Laichzeit, hält ihn über ein Gefäß mit Waſſer, ſtreicht ihm mit den Fingern etlichemal über den Bauch nach unten hin, ſo läßt er die Eier fahren. Hierauf verfährt man eben ſo mit einem Milchner, der den Milch darüber gießt. Sodann menget man beides mit der Hand oder mit einem Spane unter einander, verhütet aber das Zuſammenklümpern,

ſonſt

ſonſt faulen ſie leicht. Nach etlichen Wochen erſcheinen die ausgebrüteten Jungen. Auf dieſe Weiſe kann man wahrſcheinlich nützliche Baſtarde ziehen. — Man hat ſogar auch Fiſche verſchnitten oder kaſtrirt, um ſie fetter und ſchmackhafter zu machen, welches jedoch keine Nachahmung verdient, da viele daran ſterben, und der gehoffte Vortheil nicht ſonderlich iſt.

Die übrige Sorge betrift beſonders die Reinigung des Teichs von Schilf und andern unnützen Dingen. Großen Aufwand von Koſten erfordert und trägt ein mittelmäßiger, von der Natur ſelbſt gebildeter Teich nicht. Denn ein Saatacker von gleicher Größe bringt doch mehr ein, als ein Teich; aber nicht jeder Teich läßt ſich urbar machen, und bisweilen iſt auch der Fleck ſo unbeträchtlich, daß er kein großer Zuwachs zu den übrigen Ländereien des Beſitzers ſein würde. Auch iſt es angenehm, von dieſen Gütern der Natur etwas Eigenes zu haben.

Weit koſtbarer iſt aber die zahme Fiſcherei im Großen, da künſtliche Teiche angelegt und mit vielem Aufwande unterhalten werden müſſen. Dies iſt ein Gegenſtand der Teichwirthſchaft, deren vortheilhafte Betreibung in eigenen Büchern gelehrt wird. Nur reiche Gutsbeſitzer können ein ſolches Unternehmen ausführen, und die Koſten der Unterhaltung beſtreiten. Dieſe werden zwar von dem Verkaufe der Fiſche erſetzt, auch wohl reichlich erſetzt, wenn alles gehörig betrieben wird, z. B. die Karpfenteiche des Kottbus und Peiz bringen jährlich mehrere tauſend Thaler ein; aber dennoch iſt Feldbau minder koſtbar, und dabei einträglicher, als die Teichwirthſchaft.

Die gewöhnlichſten und vortheilhafteſten Gattungen der Teichfiſche ſind Karpfen, Hechte und Forellen, davon jede Gattung in einem beſondern Teiche gehalten werden muß; denn die Karpfen gedeihen am beſten in einem ſchlammigten und fetten Waſſer; die Forellen hingegen

gen in einem klaren, kieſigten Bache, und die Hechte ſind ſo räuberiſch, daß man keine andere Fiſche, die ſich fortpflanzen ſollen, zu ihnen ſetzen darf. Die Karpfenteiche haben in einer vollſtändigen Fiſcherei, drei verſchiedene Abtheilungen. Die erſte liegt der Quelle am nächſten, und iſt für die junge Brut beſtimmt; ſie heißt der Streich- oder Laichteich, weil die Streichkarpfen ſich darin befinden. Aus dem Streichteiche werden die Jungen nach zwei Jahren in den Streckteich gebracht, wo ſie ſich ſtrecken, d. i. bis zur gehörigen Größe des Satzes wachſen müſſen. Aus dieſem kommen ſie endlich nach einem Jahre in den Satzteich, worin der Satz — ſo nennt man die dreijährige Brut — noch einige Jahre bleibt, und dann ausgefiſcht wird. Die Teiche müſſen nicht nur öfters gereinigt, ſondern auch alle ſechs Jahr gebrachet werden, indem man ſie ausfiſchen, austrocknen, pflügen, und mit Getraide, Rüben und dergleichen beſäen läßt. Dies geſchieht theils darum, damit der Boden nicht verſaure, theils, damit er durch die Bearbeitung wieder fett und nahrhaft für die Fiſche werde. Auch iſt ein ſolcher Boden ſehr fruchtbar, und dieſe Art der Benutzung deſſelben erhöhet alſo den Ertrag der Teichwirthſchaft.

Fiſche

Fiſche. Erſte Ordnung.

Teichfiſche nebſt den dahingehörigen Gattungen.

Die Forelle.
Der Hecht.
Der Karpfen.

Karpfengattungen:

Der Blei
Die Karauſche
Die Giebel
Die Schleie
Die Barbe
Der Raapfen
Der Aland
Die Plötze
Das Roth-auge.
Der Naſenfiſch.
Der Döbel
Die Zärthe
Der Lauben
Die Zope
Der Kühling
Die Ziege
Die Alandsblecke
Der Uekelei
Der Gründling
Die Ellritze
Der Spierling
Der Bitterling.

Die Schmerle
Der Baarſch
Der Stachelbaarſch.

Fiſche mit ſchlangen-ähnlichem Körper.

Der Aal
Die Aalraupe
Die Kaulquappe
Das Neun-auge.

Der Wels. Der Lachs mit einigen Gattungen.

Der Rheinanken
Die Maräne
Die Aeſche
Der Salbling
Der Schnäpel
Der Stint
Das Blaufellchen.

Die Forelle, Salmo.

Von den zahmen Fiſchen, das iſt, von denen, die des Nutzens wegen in Teichen gehalten werden, ſind die Forelle, der Hecht und der Karpfen die wichtigſten, daher ſie auch hier billig die erſten Stellen einnehmen.

Die Forelle gehört eigentlich zu dem Geſchlechte der Lachſe, und lebt, wie dieſe, vom Raube. An Geſtalt iſt ſie einem Hechte ähnlich. Man kennt, außer der Teichforelle, von der hier zunächſt die Rede ſein wird, noch hauptſächlich folgende Gattungen.

Die Lachsforelle (Lachsfohre, Rheinanke, Salmo trutta) ſteht gewöhnlich, in Anſehung der Größe, zwiſchen dem Lachſe und der gemeinen Forelle in der Mitte, hält ſich gern in der Geſellſchaft des Lachſes, und hat eben ſo fettes und röthliches, aber noch zarteres Fleiſch, wie dieſer. Der Rücken ſieht ſchwarzblau, die Seiten grünlich, mit ſchwarzen und röthlichen Punkten geſprengt, der Bauch weißgelblich aus. Jedoch ändert ſich nach Beſchaffenheit des Waſſers die Farbe, wie bei allen andern Fiſchen. Sie nährt ſich von kleinen Fiſchen, Würmern und Waſſer-inſekten, und wird gegen zehn Pfund ſchwer. Ihr Aufenthalt iſt im Meere; ſie kommt aber zum Laichen in die Flüſſe herauf. Ihre Laichzeit fällt in den November und December; indeß tritt ſie ſchon im Mai in die Mündungen der Flüſſe ein, und wird daher bereits in dieſem Monat bei Hamburg in der Elbe gefangen. Von Michael bis Weihnachten iſt der Fang weiter hin am ergiebigſten. Merkwürdig iſt es, daß der Gaumen, die Zunge, Kiefern und Augen dieſes Fiſches im Finſtern leuchten, und daß ſogar auch die Finger, womit man dieſe Theile berührt, dieſe Eigenſchaft annehmen. Die Urſache davon ſchreibt man einer gewiſſen ſchleimigten Materie zu.

Die Wald- oder Steinforelle (Sal. sylvaticus) unterſcheidet ſich nur wenig von der gemeinen Forelle.

Sie hat einen etwas größern ſchwarzbraunen Kopf; auch der Rücken und die Seiten ſind braun und bläulich gefleckt.

Die Alp-forelle (Bergforelle, Rothfiſch, Sal. alpinus) lebt auf hohen Gebirgen in nördlichen Ländern, wo ſie vermuthlich nach großen Ueberſchwemmungen zurückgeblieben iſt. Auf dem Rücken ſieht ſie grünlich, am Bauche weiß aus. Man findet ſie in England, am häufigſten auch in Lappland, wo ſie zu Zeiten die vorzüglichſte Nahrung der Einwohner iſt.

Die Silberforelle (Sal. Goedenii), deren Seiten und Bauch ſilberfarben, der Rücken bräunlich ausſieht, wird vornämlich in der Oſtſee angetroffen. Sie erreicht eine Länge von anderthalb Fuß.

Die gemeine Forelle (Teichforelle, Bachforelle, Sal. fario), ein ſehr ſchöner und lebhafter Fiſch, meiſtens oberwärts ſchwarzgrün, mit rothen, gelben und ſchwärzlichen Flecken, nach untenzu weiß und ungefleckt. Die Schuppen ſind klein und zart. Gewöhnlich wird ſie einen Fuß lang und ein halb Pfund ſchwer; bei guter Nahrung aber erhält ſie wol zwei bis drei Pfund am Gewichte und zwei Fuß Länge. Sie liebt, wie alle ihre Verwandte, klares, kaltes und ſchnellfließendes Waſſer mit ſteinigtem Grunde, und zieht ſchattige Bäche, die aus Gebirgen entſpringen, allen andern vor. Ihre Nahrung ſind kleine Fiſche, Würmer und Inſekten. Sie laicht vom Oktober bis December, an den Wurzeln der Bäume und an großen Steinen, woran ſie ſich reibt. Man fängt ſie unter andern in Reuſen, worin man einen Köder von Bibergeil, Kampfer und Lein-öl legt, indem man dieſe Sachen zuſammenſchmelzt, einen Büſchel Flachs hineintaucht, und dieſen in ein leinen Säckchen hängt. An die Angeln, womit man ſie fangen will, ſteckt man Krebsſchwänze, Blutigel, oder Kügelchen aus Kampfer, Reiherfett, faulem Weidenholze und Honig. In England fängt man ſie mit Inſekten, die aus Seide

und Pferdehaaren nach der Natur gebildet ſind, und die man an der Angel über dem Waſſer hin- und herhüpfen läßt; denn die Forellen pflegen wol eine halbe Elle über das Waſſer nach den wirklichen Inſekten zu ſpringen. Dieſe Art der Täuſchung heißt die Sprungfiſcherei, welche beſonders bei trübem Wetter glücklich zu ſein pflegt. In den meiſten Ländern gehört der Forellenfang dem Landesherrn, und iſt Privatperſonen unter harter Strafe, im Königreiche Kongo ſogar unter Androhung der Todesſtrafe, verboten.

Dieſe Fiſche werden nun in beſondern Teichen gezogen. Zur Anlegung eines ſolchen Teichs gehört aber ein helles und hartes Quellwaſſer *), welches einen beſtändigen Ab- und Zufluß und einen kieſigten Grund hat. Auch müſſen an dem etwas hohen Ufer Bäume ſtehen, theils um Schatten zu geben, theils damit ſie an den Wurzeln derſelben den Laich abſetzen können. Kein faules Waſſer darf hineinfließen, weil ſie davon erkranken und ſterben. Zu ihrer Nahrung ſetzt man Gründlinge, Schmerlen, Ellritzen und dergleichen kleine Fiſche hinein. Getrocknete Kuchen aus Rinderblut und Gerſtenſchroot freſſen ſie auch gern. Im Herbſte werden die Streichteiche beſetzt, und im folgenden Herbſte bringt man die junge

*) Hartes Waſſer nennt man das, welches eine mit Kalk-erde aufgelöſte mineraliſche Säure — z. B. Vitriol-Salpeter-Küchenſalzſäure — bei ſich führt; weiches Waſſer hingegen, das hievon frei iſt. Hartes Waſſer gibt dem Fleiſche eine rothe, weiches aber eine weiße Farbe. Jenes erfordert zum Kochen mehr Zeit und Holz; doch ſoll es zum Fiſchſieden beſſer als weiches ſein. Durch die Fäulniß wird hartes Waſſer erweicht; daher Teichwaſſer, Sümpfe u. dgl. am weichſten ſind. Auch durch Kreide filtrirt, kann man es weich machen. Läßt man in weichem Waſſer Alaun oder Salz auflöſen, ſo wird es härter.

junge Brut in eine eigne Abtheilung des Teichs. In der Grafſchaft Lippe hat man die künſtliche Befruchtung des Laiches zur Fortpflanzung der Forellen mit großem Vortheile angewandt. Man ſtellt nämlich einen Waſſertrog an einen Ort, wo eine Quelle einen Fall hat, und leitet dieſen durch eine Rinne in den Trog. Von oben iſt der Trog mit einem durchlöcherten Brete bedeckt, und das Bret ſelbſt mit einem engen Drathgitter überzogen, damit keine Waſſermaus oder ſonſt etwas Schädliches hineinkommen kann. Unten in dem Troge iſt, etwa fünf Zoll über dem Boden, eine ebenfalls mit Drath verwahrte Oeffnung zum Abfluſſe des Waſſers. Durch dieſelbe fällt das Waſſer in einen daran ſtoßenden Teich. Den Boden des Trogs belegt man mit grobem Kieſe, etwa zwei Zoll hoch. Hierein thut man nun den Rogen und den Milch, indem man beides auf die in der Einleitung beſchriebne Weiſe den Forellen zur Laichzeit entlockt, und nur alle drei bis vier Tage nachſieht, daß ſich die Löcher in dem Drathgitter nicht verſtopfen. So werden jährlich eine große Menge dieſer Fiſche ausgebrütet, und nachher in den eigentlichen Teich verſetzt.

Das Fleiſch der Forellen iſt im Sommer röthlich, ſchmackhaft und fett; im Winter weiß und ſchlecht.

Der Hecht, Esox lucius.

Es gibt dreizehn Gattungen, die zu dem Geſchlechte der Hechte gehören. Alle ſind außerordentlich gefräßig und leben vom Raube, haben ſpitzige Zähne, einen plattgedrückten Kopf, einen runden Rücken und breiten Bauch. Wir bemerken hier nur die bekannteſten: den Hornhecht und den gemeinen Hecht.

Der Hornhecht (Meernadel, Nadelhecht, Pfeilfiſch, Esox belone) führt dieſen Namen von dem ſpitzigen Kopfe, der ſich gleichſam in ein Horn oder einen Schnabel endigt.

endigt. Der Rücken ſpielt aus dem Bläulichen und Grünlichen ins Braune, die Seiten ſind ſilberfarben, der Bauch iſt gelblich. Er wird anderthalb bis drei Fuß lang, und höchſtens drei Pfund ſchwer, lebt in den Tiefen der Meere, kommt aber vom März bis Junius an die Küſten zum Laichen, wo er zur Nachtzeit von den Fiſchern, durch den Schein der Fackeln, gelockt und mit Speeren geſtochen wird. Sein Fleiſch achtet man nicht ſonderlich, doch wird es in Pommern, wo man ihn in der Oſtſee häufig fängt, von armen Leuten gegeſſen. In Holland ſchneidet man ihn in Stücke, ſalzt ihn ein, und braucht ihn zum Dorſchfange. Die Gräten haben eine ſchöne grüne Farbe, und ſollen zuweilen im Dunkeln leuchten.

Der gemeine Hecht iſt von verſchiedner Farbe, meiſtens aber auf dem Oberleibe bräunlich und ſchwarz marmorirt, am Bauche weiß mit kleinen grauen Flecken. Einige ſind gelb und ſchwarzgefleckt, und dieſe nennt man in Holland Hechtkönige. Zur Laichzeit ändern ſich die Farben auch. Von den Zähnen in der Kinnlade iſt wechſelsweiſe der eine feſt, der andre beweglich.

Im erſten Jahre herrſcht die grüne Farbe auf dem ganzen Körper der gemeinen Hechte, und dann heißen ſie Grashechte. Außerdem theilt man ſie noch, nach der verſchiednen Laichzeit, in Hornungshechte, Märzhechte und Froſch- oder Paddenhechte. Die Hornungshechte (Hornhechte) laichen im Februar. Wenn ſie an den Ufern der Seen und Flüſſe keine bequeme Stellen zum Laichen finden, ſo gehen ſie auf die Wieſen, wo die Flüſſe ausgetreten ſind, und ſetzen den Laich im Graſe ab. Man kann ſie da oft mit Händen greifen. Auch werden die Jungen leicht ein Raub der Krähen und Waſſervögel, oder wenn das Waſſer plötzlich und zu früh fällt, vertrocknet der Laich, welches zur Verminderung dieſer fruchtbaren und räuberiſchen Thiere viel beiträgt. Die Märzhechte ſind etwas größer als die vorigen, ſollen aber von ſchlech-

term Geſchmacke ſein. Sie laichen gegen Ende des Märzes, und ziehen ſich in der Abſicht ebenfalls zuweilen nach bethaueten Wieſen. Die dritte Art laicht im April, mit dem Froſche zu gleicher Zeit, und wird deshalb durch jenen Namen von den beiden erſten unterſchieden.

Dieſe Hechte finden ſich in den meiſten Gegenden von Europa, in Flüſſen, Seen und ſtehenden Gewäſſern; nur in Spanien und Portugall ſoll man keine antreffen. Sie leben von allerlei Fiſchen, die ſie bezwingen können, von jungen Waſſervögeln, Ratten, Schlangen, Fröſchen, Kröten — welches Einige mit Unrecht leugnen; — ſie verſchlingen auch Krebſe, zur Zeit der Mauſe, wann ſie die Schaale abgeworfen haben, freſſen todte Hunde, Katzen und Menſchen an; ja ſie verſchonen ihre eigene Gattung nicht, wann ihnen andre Nahrung mangelt. Nur die Schleien ſollen unangetaſtet unter ihnen herumſchwimmen. Sonſt fürchten ſie ſich nicht vor Fiſchen, die faſt gleiche Größe mit ihnen haben, denn ſie halten ſie mit ihren ſcharfen Zähnen ſo lange beim Kopfe feſt, bis ſie todt ſind, da ſie dieſelben dann gemächlich verzehren.

Im erſten Jahre iſt ein Hecht gewöhnlich acht bis zehn Zoll, im dritten gegen zwanzig und nach ſechs Jahren anderthalb Ellen lang. Zuweilen erreichen ſie eine Länge von ſechs bis acht Fuß und darüber, und wiegen dreißig bis vierzig Pfund. In dem Magen eines Hechts, der ſieben Fuß maß, fand man ſechzehn Pfund unverdauete Fiſche. Man fängt ſie mit Zug-garnen, Hamen, Angeln u. ſ. w., oder ſchießt ſie mit Kugeln, da ſie gemeiniglich auf Einem Flecke ſtille ſtehen, um einen Raub zu belauern; oder man ſticht ſie mit Spießen unter dem Eiſe. Als einen Beweis des hohen Alters, wozu dieſe Fiſche gelangen können, erzählt man, daß im Jahre 1497 bei Heilbrunn, in Schwaben, ein Hecht gefangen ſei, dem Kaiſer Friedrich der Dritte im Jahre 1230 einen Ring habe umlegen laſſen, wie man aus der Inſchrift deſſelben erkannt

kannt habe. — Mit Gewißheit weiß man, daß er an hundert Jahre alt wird.

Da die Hechte zu den ſchmackhafteſten und geſundeſten Fiſchen gehören, ſo hält man ſie in eignen Teichen, und ſetzt zu ihrer Nahrung andre Fiſche mit hinein. Die Karpfen gedeihen nur in warmen Teichen, mit fettem Boden; die Hechte hingegen kommen in allen Waſſern fort. Kleine und große Hechte dürfen nicht in einem Teiche beiſammen ſein, wenn nicht zugleich Futterfiſche in Menge darin ſind; denn ſonſt werden die kleinen von den großen gefreſſen. Am beſten bringt man zu kleinen Hechten große Futterfiſche, die bald laichen wollen. So ungern man auch Hechte in Karpfenteichen ſieht, wohin ſie zuweilen durch Enten verpflanzt werden, die den Hechtlaich auf wilden Waſſern verſchlucken, und ihn unverſehrt wieder von ſich geben: ſo ſetzt man doch manchmal auch abſichtlich kleine Hechte zu großen Karpfen in den Fett-teich, um andre unnütze Fiſche, die darin überhand genommen haben, auch Fröſche, Schlangen und dergleichen, zu vertilgen; denn an die großen Karpfen wagen ſie ſich nicht. In einen Hechtteich wirft man auch zur Futterung Gedärme von Fiſchen und andern Thieren, auch was ſonſt von thieriſchen Theilen in einer Haushaltung abgeht.

Der Hecht wird noch für geſunder gehalten, als der Karpfen, und der Genuß deſſelben von den Aerzten auch ſchwächlichen Perſonen erlaubt. Seine Leber iſt für Viele eine beſondre Delikateſſe. Unter den mannigfaltigen Zubereitungsarten dieſer Fiſche mag folgende eine der beſten ſein. Man kocht einen großen Hecht, grätet ihn rein aus, hackt das Fleiſch klein, vermiſcht es mit den Zuthaten von einem Pudding, und gibt ihm, nach vollkommner Zurichtung, die Geſtalt eines Fiſches. Sonſt iſt auch der Salz- oder Pöckelhecht ein beliebtes Eſſen, beſonders in den katholiſchen Ländern, wohin zur Faſtenzeit ein ſtarker Handel mit Salzhechten und geräucherten Hechten getrieben

ßen wird. Bei Frankfurt an der Oder unterhält man zu dem Ende anſehnliche Hechtteiche, und ſchickt die eingeſalznen Hechte tonnenweiſe nach Pohlen. Auch in Lappland iſt dies ein Handelsartikel. Das Verfahren bei dieſen Zubereitungen iſt ganz einfach. Man nimmt dem Fiſche die Eingeweide aus, wäſcht und reinigt ihn ſauber, ſchneidet ihn in Stücke, und ſalzt ihn ein. Will man ihn an der Luft trocknen, oder räuchern, ſo läßt man ihn vorher drei Tage lang im Pöckel liegen. — Von der Hechtgalle kann man eine gute gelbbräunliche Malerfarbe bereiten.

Der Karpfen, Cyprinus carpio.

Das Geſchlecht dieſes unter uns bekannten und beliebten Fiſches iſt ſehr zahlreich, und beſteht aus mehr als funfzig Gattungen. Man nennt ſie auch Weißfiſche, wegen der weißen, glänzenden Schuppen, womit ihr Körper größtentheils bedeckt iſt. Sie haben keine Zähne im Maule, ſondern weiterhin im Schlunde ſitzen kleine rauhe Knochen zum Feſthalten, wo ſich auch gleich der Darmkanal anfängt, der bis an den After geht, und ihnen ſtatt des Magens dient. Auch finden ſich bei verſchiednen Gattungen unter den Kiemen zwei mit Zähnen beſetzte Kinnladen. Einige ſind länglicht, ſchmal und etwas dick; andre breit, kurz und dünne; jene haben große und dieſe kleine Köpfe. Sie nähren ſich von fetter Erde, Miſt, allerlei Theilen aus dem Gewächsreiche, Inſekten, und zum Theil auch von kleinen Fiſchen.

Das Vaterland des gemeinen Karpfen iſt eigentlich das ſüdliche Europa, wo er in langſam fließenden Strömen, in Seen und Teichen und andern ſtehenden Waſſern lebt. Durchs Verſetzen hat man ihn nunmehr auch in die nördlichen Gegenden verbreitet, wiewol er an Größe abnimmt, je weiter er nach Norden kommt. In

Rück-

Rückſicht auf die Bedeckung des Körpers unterſcheidet ſich von ihm der Spiegelkarpfen (Karpfenkönig) und der Lederkarpfen. Jener hat ſeinen Namen von den außerordentlich großen Schuppen, welche die vom gemeinen Karpfen an Größe drei- bis viermal übertreffen; ſie gehen aber nicht über den ganzen Leib, ſondern man ſieht an mehrern Stellen des Unterleibes eine bloße gelbliche Haut. Uebrigens gleicht er in der Geſtalt und Lebensart dem gemeinen Karpfen, wird auch eben ſo wie dieſer gefangen, und an vielen Orten Deutſchlands, beſonders in Sachſen, gehegt; ſein Fleiſch ſoll aber noch ſchmackhafter ſein. Der Lederkarpfen hat gar keine Schuppen, ſondern nur eine braune, leder-artige Haut. In Schleſien iſt er nicht ſelten.

Die Nahrung der Karpfen beſteht in Würmern, Inſekten, Kräutern, Schlamm und allerlei Unreinigkeit, beſonders lieben ſie den Schaafmiſt, wovon ſie bald fett werden. Man nennt ſie in dieſem Betrachte die Schweine unter den Fiſchen. Im vierten Jahre pflanzen ſie ſich fort; und da ihre Laichzeit in den Mai oder Junius fällt, ſo ſind ſie um die Zeit nicht gut zu eſſen. Die Stromkarpfen ſteigen alsdann in ruhige Gewäſſer, um den Laich abzuſetzen, und wann dies geſchehen iſt, kehren ſie wieder zurück. Treffen ſie auf ihrem Wege ein Hinderniß an, ſo ſuchen ſie, wie die Lachſe, durch fünf bis ſechs Fuß hohe Sprünge hinüber zu kommen. Sie wachſen bis zu einer anſehnlichen Größe, und werden ſehr alt. Man hat im Anfange dieſes Jahrhunderts bei Frankfurt an der Oder einen gefangen, der zwei und drei Viertel Ellen lang, eine Elle breit und ſiebenzig Pfund ſchwer war. Auch im Dnieſter findet man ſie zuweilen drittehalb Ellen lang. Indeß ſind die mittelmäßigen von einem beſſern Geſchmacke. Ihr Alter bringen ſie über hundert Jahre, und in Teichen werden bejahrte mit bemooſten Köpfen angetroffen.

Zur Beſetzung der Teiche zieht man die Karpfen, weil ſie ſo fruchtbar und leicht zu unterhalten ſind, allen andern Fiſchen vor, und hält die Karpfenteiche für die einträglichſten. Wenn man künſtliche Teiche anlegen will, ſo nimmt man dazu unbrauchbare mit Schilf bewachsne Moräſte, oder ſumpfige Wieſen, die man nicht wohl anders benutzen kann, und läßt ſie ausgraben. Ueberhaupt müſſen Karpfenteiche einen fetten, lehmigten oder thonigten Boden haben. Bäume in der Nähe derſelben ſind nicht gut, theils weil ſie die Sonnenwärme abhalten, theils weil das herabfallende Laub und Holzwerk, vornämlich der Eichen und Erlen, das Waſſer zu einer ſchädlichen Lauge macht. Auch dürfen keine Fröſche, Enten und Raubfiſche darin geduldet werden. Hingegen bringt man von Zeit zu Zeit Miſtjauche, Schaafmiſt mit Lehm zuſammengeknetet, Bohnen, Erbſen, zerſchnittne Kartoffeln, Rüben, Oelkuchen und dergleichen hinein. Hauptſächlich rühmt man als eine gute Maſtung für Fiſche, wenn man Kürbiſſe halb durchſchneidet, ſie etwas aushöhlt, mit Lehm beſchwert, und dann in den Teich hinabſenkt.

Die Karpfen werden ſo kirre, daß man ſie mit einer Glocke zum Futtern verſammeln kann, wie man Hühner und andre Hausthiere zuſammenruft. Bei guter Nahrung wiegen ſie nach ſechs Jahren gegen vier Pfund, zuweilen noch ſchwerer. Im Winter, wann das Waſſer zufriert wühlen ſie ſich dicht neben einander in den Schlamm, und leben meiſt ohne Nahrung, da ſie dann auch etwas von ihrem Gewichte verlieren. Um ihnen Luft unter dem Eiſe zu verſchaffen, iſt es beſſer, das Waſſer etwas abzulaſſen, als Löcher (Wuhnen) hineinzuhauen. Wann der Blitz in den Teich ſchlägt, muß man ebenfalls das Waſſer ſchleunig ablaſſen, und friſches hineinleiten, ſonſt ſterben ſie. Eben dies thut man, wann ſie krank werden, woran gemeiniglich das faule Waſſer Schuld iſt. Sie bekommen nämlich

zuwei-

zuweilen eine Art Pocken, oder auch auf dem Kopfe und Rücken moos-ähnliche Gewächſe.

In Holland mäſtet man Karpfen im Keller, indem man ſie in feuchtes Moos ſchlägt, ſie dicht unter das Gewölbe aufhängt, und ihnen Semmelkrumen in Milch geweicht in das Maul ſtopft. Andre halten ſie im Keller in Ciſternen, und füttern ſie mit Brod, Salat und dergl., um ſie auch im Winter fett zu haben. Wenn man ſie in dieſer Jahrszeit lebendig verſchicken will, packt man ſie in Schnee ein, und gibt ihnen ein Stückchen in Branntwein getunktes Brod ins Maul.

Die Teichkarpfen haben keinen ſo reinen und angenehmen Geſchmack, wie die Flußkarpfen; man kann ihn aber verbeſſern, wenn man ſie etliche Tage vorher, ehe man ſie eſſen will, in Flußwaſſer ſetzt. Vom Herbſte bis zum Frühjahre ſind ſie am beſten zu genießen. Die großen und fetten pflegt man, wie den Lachs, zu mariniren, d. i. man bratet ſie in Schmalz oder Butter, und legt ſie mit Gewürz in Eſſig und Baum-öl. Außer dem Fleiſche derſelben benutzt man auch in einigen Gegenden den Rogen zum Caviar, beſonders für die Juden in Polen und in der Türkei, weil kein Jude den eigentlichen Caviar vom Hauſen und Stöhr eſſen darf, denn dieſe haben keine Schuppen, und die Jüdiſchen Geſetze erlauben nur den Genuß von ſchuppigten Fiſchen. Ferner dient die Galle zum Färben des türkiſchen Papiers, ſo wie überhaupt den Malern zum Saftgrün.

Es folgen nun die bekannteſten Gattungen dieſes Geſchlechts, wovon einige ebenfalls in Teichen gezogen werden, vornämlich der Blei, die Karauſche und die Giebel.

Blei nennt man an verſchiednen Orten verſchiedne Gattungen von Fiſchen, die einen breiten und platten Körper haben; der eigentliche Blei aber (Cyprin. brama), der auch Braſſen, Brachſen, Braden u. ſ. w. heißt, iſt der bekannteſte und vornehmſte darunter. Er erreicht, neben

einer anſehnlichen Breite, eine Länge von zwei bis dritte- halb Fuß, und ein Gewicht von zehn bis zwanzig Pfund. Der gebogne Rücken ſieht ſchwärzlich aus, die Seiten ſind gelb, weiß und ſchwarz gemiſcht. Einige haben vorzüglich helle und glänzende Farben, und werden beſtändig von einer Menge gemeiner Bleie begleitet. Dieſe nennen die Fiſcher Leit-Bleie; ſie ſtellen ihnen nicht nach, und wenn ſie von ungefähr einen fangen, ſetzen ſie ihn wieder ins Waſſer, weil er ihnen viele andre zuführt. Der Aufenthalt der Bleie überhaupt iſt in der Tiefe großer Landſeen und langſam ſtrömender Flüſſe, wo ſie von Kräutern, Würmern und fetter Erde leben. Im April und Mai kommen ſie in die Höhe, und laſſen den Laich an dem mit Gewächſen beſetztem Ufer, unter ſtarkem Geplätſcher, von ſich. Allein durch das geringſte Geräuſch werden ſie in dieſem Geſchäfte geſtört; ſie gehen dann plötzlich wieder in die Tiefe, und ſterben meiſtens an dem verhaltenen Laiche. Daher iſt an mehrern Orten in Schweden, wo der Fang dieſer Fiſche ein beträchtliches Gewerbe ausmacht, ſogar das Läuten an Sonn- und Feſttagen während dieſer Zeit verboten. Indeß verurſacht ein kalter Wind eben dieſen Unfall: das Zurücktreten der laichenden Fiſche und ihren Tod. Bei den Männchen finden ſich zur Laichzeit kleine Knötchen auf dem Leibe, wie Linſen, woran ſich die Weibchen reiben, wann ſie laichen wollen. Nachher verſchwinden dieſe Auswüchſe wieder.

Man kann dieſe Fiſche leicht verſetzen, und mit Nutzen in kleinen Seen halten, die einen lehmigten, mit Kräutern bewachsnen Grund haben. Sie wachſen aber langſam. In Pommern, Meklenburg und andern Provinzen des nördlichen Deutſchlands, wo große Seen ſind, werden ſie in erſtaunlicher Menge gefangen.

Die **Karauſche** (Cyprin. carassus) hat viele Aehnlichkeit, beſonders in der Lebensart, mit dem Karpfen. Sie wird nur eine Spanne lang und eine gute Hand

breit; der Rücken iſt gewölbt, und mit ziemlich großen goldfarbigen oder dunkelgrünen Schuppen bedeckt, der Bauch gelblich. Das Gewicht beträgt ſelten über ein halb Pfund, meiſtens darunter. Die Karauſche lebt in Teichen und kleinen Landſeen von Schlamm, Kräutern und Würmern, und läßt ſich auch leicht in Fiſchhältern erziehen. Ihre Laichzeit iſt im Mai und Junius. In Karpfenteichen ſieht man ſie nicht gern in großer Anzahl; denn da ſie geſchwinder ſind als die Karpfen, ſo nehmen ſie dieſen das nöthige Futter weg; auch vermehren ſie ſich ungemein ſtark. Sie ſollen mit denſelben Baſtarde zeugen, die man Karauſchkarpfen nennt, die nicht nur größer, ſondern auch wohlſchmeckender ſind, als die gemeinen Karauſchen. Will man ſie abſichtlich in Teichen halten, ſo behandelt man ſie eben ſo, wie die Karpfen, und mäſtet ſie mit Schaafmiſt, Bohnen, Erbſen u. ſ. w. Als Futterfiſche ſind ſie in Hecht-teichen gut zu gebrauchen. Das Fleiſch ſteckt zwar voller Gräten, wird aber doch gern gegeſſen.

Die Giebel (Gieben, Giblichen, Cypr. gibelio) unterſcheidet ſich durch die mondförmige, rund ausgeſchnittne Schwanzfloſſe von der Karauſche, der ſie ſonſt in Geſtalt und Sitten ziemlich gleicht, weshalb ſie auch Steinkarauſche genannt wird. Der ebenfalls bogenförmige Rükken iſt blau, die Seiten und der Bauch fallen ins Gelbliche. Zuweilen ſieht man einige über den ganzen Leib ſchwärzlich. Sie werden höchſtens acht bis zehn Zoll lang, und etwas über ein halb Pfund ſchwer. Stehende Waſſer, ſogar Sümpfe, Pfützen und Viehtränken ſind ein gedeihlicher Aufenthalt für ſie, ohne daß ſie einen ſo modrigen Geſchmack darin annehmen, wie die Karpfen. Sie können daher ohne ſonderliche Mühe auch vom gemeinen Landmanne mit Nutzen gehalten werden. Wenn im Sommer nur noch ein wenig Waſſer in dem Sumpfe bleibt, ſo ſchadet ihnen die größte Hitze nichts — aber Krähen und andere Raubthiere holen ſie dann leicht heraus, — und

im Winter dauern ſie auch unter dem Eiſe; denn ſie wühlen ſich tief in den Schlamm ein. Ihre Fruchtbarkeit iſt noch größer als die Fruchtbarkeit der Karauſchen; ſie laichen vom Mai bis Julius, die ältern früher, die jüngern ſpäter. Füttert man ſie noch beſonders, wie die Karpfen und Karauſchen, ſo nehmen ſie in kurzer Zeit zu, und werden ungewöhnlich groß und fett. Man trifft ſie in Deutſchland an mehrern Orten an.

Die Schleie (Cypr. tinca) iſt ein bekannter Schlammfiſch, ſchlüpfrig wie ein Aal, und mit dickem Schleime bedeckt. Der Rücken ſieht ſchwarzgrün aus, die Seiten ſchillern grün und gelblich, der Bauch iſt weiß. Die dikken undurchſichtigen Floſſen ſcheinen violet. Die Schuppen ſitzen ſehr feſt auf der ſchwarzen Haut, und ſind ſo klein, daß man ſie mit bloßen Augen kaum unterſcheiden kann, wann auch der Schleim ſchon abgenommen iſt. In Anſehung des Aufenthalts und der Nahrung gleicht die Schleie dem vorhergehenden Fiſche, denn ſie hält ſich in modrigten Graben und andern ſtillſtehenden Waſſern auf, und wühlt gern im Schlamme, worin ſie auch den Winter, größtentheils ohne Bewegung, zubringt. Im Junius ſetzt ſie ihren Laich an den Waſſerpflanzen ab. Sie wird nicht leicht über ein bis zwei Pfund ſchwer; bei vorzüglich guter Nahrung aber wol ſieben bis acht. In Karpfenteichen dürfen die Schleien kaum den dritten Theil der vorhandenen Fiſche ausmachen, worauf man bei ihrer ſtarken Vermehrung fleißig Acht zu geben hat; ſonſt entziehen ſie den Karpfen zu viel Nahrung. Ihr Fleiſch halten Einige für nicht recht geſund, dennoch wird es in einigen Gegenden, z. B. in England, ſehr geſchätzt. Die Männchen ſollen fetter und von angenehmern Geſchmacke ſein, als die Weibchen.

Eine Abänderung davon, über deren Körper ein matter Goldglanz ausgebreitet iſt, heißt die Goldſchleie (Cypr. t. aurea), die unſtreitig zu den ſchönſten Fiſchen in Europa gehört. Sie findet ſich beſonders in Schleſien und Böh-

men. In der Lebensart kommt ſie mit der gemeinen Schleie überein.

Die Barbe (Barme, Steinbarken, Rothbart Cypr. barbus) hat einen weit hervorſtehenden Oberkiefer und vier Bartfaſern, die wie ein Knebelbart herunterhängen, und ihr vermuthlich Werkzeuge eines feinern Gefühls ſind, ſo wie die Fühlfäden der Würmer. Den Kopf ausgenommen, iſt dieſer Fiſch in der Geſtalt dem Hechte ähnlich; der runde Rücken ſieht olivenfarbig aus, die Seiten ſind oberwärts bläulich, uuten weißlich, ins Grüne ſpielend. Sie lieben ſchnellfließendes Waſſer mit kieſigtem Grunde, und verbergen ſich gern in hohlen Ufern und unter großen Steinen. Im Winter drängen ſich mehrere zwiſchen Steinen, Waſſerpfählen, Brückenpfeilern u. ſ. w. zuſammen. Ihre Nahrung ſind allerlei Gewürme und kleine Fiſche, die ſie mit ihren Bartfaſern ſpielend, an ſich locken ſollen; auch freſſen ſie Aas, und ſind vorzüglich nach Menſchenfleiſch lüſtern. Den ins Waſſer gelegten Flachs, welcher andern Fiſchen zuwider und ſchädlich iſt, ſuchen ſie begierig auf, und mäſten ſich mit dem Abgange deſſelben. Die Fiſcher pflegen ſie häufig dabei zu fangen. In Deutſchland werden ſie zwei bis drei Fuß lang und acht bis zwölf Pfund ſchwer; in England ſollen ſie noch größer werden. Die Laichzeit fällt in den Mai oder Junius, wo ſie den Laich an Steinen in der Tiefe, jedoch im ſchnellſten Strome, abſetzen, und dann ein blutiges, eckelhaftes Anſehen haben. Kurz vorher ſind ſie am fetteſten; man fängt ſie aber faſt das ganze Jahr. Zum Köder bedient man ſich einer Maſſe aus Käſe, Eierdotter und etwas Kampfer, welches in ein leinenes Säckchen genähet wird. Sonſt kann man ſie auch mit Blut-igeln fangen, die man auf Vorrath ſammelt, trocknet, und zum Gebrauche wieder aufweicht. Sie ſind ganz gute gemeine Speiſefiſche. Den Rogen hielt man ſonſt für giftig; er iſt aber durch mehrere Verſuche unſchädlich befunden worden.

Der Raapfen (Rappe, Krummkiefer, Schied, Raubalet, Cypr. aspius) wird wol gegen zwölf Pfund ſchwer. Der Rücken iſt ſchwärzlich, die Seiten ſind bräunlichweiß. Er liebt Flüſſe, die kein ſchnellfließendes Waſſer, aber einen reinen Grund haben, lebt in der Tiefe, und nährt ſich nicht nur, wie die andern Fiſche dieſes Geſchlechts, von Kräutern, Inſekten und Würmern, ſondern frißt auch kleine Fiſche. Sein Fleiſch iſt voller Gräten, doch wohlſchmeckend, und pflegt beim Kochen zu zerfallen.

Der Aland (Göſe, Bratfiſch, Jentling, Giebel, Bengling, Cypr. jeses) wird im März und April, zur Laichzeit, welche nur wenige Tage dauert, häufig gefangen. Er hält ſich da am liebſten auf, wo ein ſchneller Waſſerzug iſt, z. B. bei Mühlen u. ſ. w. Zuweilen fängt man ihn zwei Fuß lang und gegen acht Pfund ſchwer. Sein Fleiſch kocht ſich gelblich.

Die Plötze (der Weißfiſch, Cypr. erytrophthalmus), wird über ein Pfund ſchwer, zehn bis zwölf Zoll lang, und drei bis vier Zoll breit. Der bräunliche Rücken ſpielt ins Dunkelgrüne, der übrige Leib iſt meiſt ſilberfarben. Sie lebt in Seen und Flüſſen mit ſandigem Grunde, laicht im April und Mai, vermehrt ſich ungemein ſtark, und wird deshalb in Hecht- und Forellenteiche zur Nahrung eingeſetzt. Ihr Fleiſch ſchmeckt angenehm, iſt aber ſehr grätig.

Das Roth-auge (der Rothfloſſer, die Rothfeder, Cypr. rutilus) unterſcheidet ſich von der Plötze, mit der es ſonſt viel Aehnlichkeit hat, durch den mehr gewölbten ſpitzigen Rücken, den breitern und dickern Kopf, und die größern Schuppen. Auch ſind die Augenringe, die Floſſen und der Schwanz bei dieſem Fiſche roth; die Plötze hingegen hat mehrentheils gelbe Augenringe und bräunliche Floſſen. In der Größe und Schwere ſind beide einander ziemlich gleich; aber das Fleiſch des Roth-auge iſt geringer.

Der Naſenfiſch (Oeſling, Schneiderfiſch, Schreiber, Schwarzbauch, Schnäper, Cypr. nasus) hat jenen Namen von dem ſtumpfen und rückwärts gebogenen Oberkiefer. Der Rücken ſieht ſchwärzlich, die Seiten und der Bauch glänzend weiß aus. Inwendig iſt der Bauch ſchwarz, und ſowohl dieſerhalb, als auch wegen ſeines ſchlechten und grätigten Fleiſches überhaupt, wird er faſt gar nicht geachtet. Seine Schwere beträgt anderthalb bis zwei Pfund.

Der Döbel (Häßling, Haſel, Mauſebeiſſer, Tabarre, Schnottfiſch, Cypr. dobula), mit grünlichem Rücken und bläulichweißen Seiten und Bauche. Man findet ihn in den Flüſſen Deutſchlands häufig. Auch kann er zur Nahrung der Hechte und Forellen in Teiche geſetzt werden. Er erreicht ein Gewicht von anderthalb Pfund.

Die Zärthe (Wimba, Cypr. vimba) iſt ein Zugfiſch, und ſteigt um Johannis aus der Oſtſee in die Oder, Ihna und Warthe, um zu laichen. Auch lebt ſie in Rußland in Flüſſen und ſtehenden Seen. Der Leib iſt oberwärts bläulich, unterwärts weiß. Sie wird einen Fuß lang und anderthalb Pfund ſchwer. Unter den bisher genannten hält man dieſen für den ſchmackhafteſten Fiſch, der ſogar marinirt weit und breit verſendet wird.

Der Lauben (Weißfiſch, Laugele, Cypr. leuciscus), wird einen bis anderthalb Fuß lang, iſt aber nicht ſonderlich beliebt.

Die Zope (Schwope, Breitling, Cypr. ballerus), mit bläulichtem Rücken, gelblichen braunpunktirten Seiten und ſilberfarbnem Bauche. Ihr Gewicht beträgt höchſtens anderthalb Pfund, und die Länge zwölf bis dreizehn Zoll. Iſt vorzüglich in Pommern einheimiſch.

Die Güſter (Bleier, Blicke, Büchſtern, Cypr. blicca) lebt in allen europäiſchen Landſeen und langſam ſtrömenden Flüſſen mit ſandigem Grunde. Sie wird gegen zwölf Zoll lang.

Der

Der Kühling (Spitzfloſſer, Nerfling, Erfling, Cypr. idus) hält ſich in großen Seen auf, aus welchen er zur Laichzeit in die Flüſſe tritt. Er wird ziemlich ſo groß wie die Barbe.

Die Ziege (Sichling, Dünnbauch, Cypr. cultratus) iſt ſehr mager und dünne, welches man auch mit jenem Namen hat ausdrücken wollen. Der Rücken ſieht dunkelgrau, der Bauch ſilberfarben aus, und iſt ſcharf wie eine Schneide. Sie erreicht die Länge einer halben Elle und drüber. Im ſogenannten curiſchen und friſchen Haf wird ſie in Menge gefangen.

Die Alandblecke (Cypr. bipunctatus), ein kleines buntes Fiſchchen, vier bis fünf Zoll lang, kommt nur in ſchnellfließenden Waſſern mit kieſigtem Grunde fort, und kann alſo wegen ſeiner ſtarken Vermehrung zur Nahrung der Forellen gehalten werden. Sie wird unter andern in der Weſer in großer Menge gefangen, und ungeachtet ihrer Kleinheit und vielen Gräten doch gern gegeſſen.

Der Uekelei (Weißfiſch, kleine Albling, Neſtling hat außer den angeführten noch mehrere andre Namen, und wird im Syſteme Cyprinus Alburnus genannt. Er iſt ein ſehr gemeiner Fiſch, vier bis ſechs Zoll lang, der ſich in allen Flüſſen und Seen Deutſchlands findet, und nicht nur gegeſſen, ſondern auch zum Köder für die Raubfiſche gebraucht wird. In Frankreich benutzt man ſeine Schuppen zu den unächten Perlen. [S. die Technologie].

Der Gründling (Greßling, Cypr. gobio) hat einen runden etwas geflecktten Körper, und in jedem Winkel des Mundes eine Bartfaſer. Die Hauptfarbe iſt oberhalb ſchwarzblau, unterwärts weiß und gelblich. Seine Länge beträgt ſechs bis acht Zoll. Er hält ſich gern auf einem reinen ſandigen Grunde (daher ſein Name), und geht den Würmern und der Fiſchbrut nach. Mit Ochſengehirn kann man ihn ködern. Im Frühjahre begibt er ſich aus den Landſeen in die Flüſſe, dem Strome entgegen,

und ſetzt im Mai den Laich an den Steinen ab. Gegen den Herbſt tritt er wieder in die Seen zurück, und wird dann in erſtaunlicher Menge gefangen. Unter dieſen geringern Karpfen-gattungen iſt er eine der beſſern.

Die Ellritze (Ellering, Cypr. phoxinus) iſt dem Gründlinge ähnlich, aber noch etwas kleiner und ſchöner gefleckt. Sie ſucht auch nicht die Tiefe, wie jener, ſondern ſchwimmt mehr an der Oberfläche des Waſſers. Man findet ſie in kleinen, mit Ellern beſetzten Flüſſen, wo ſie ſich gern zwiſchen den Wurzeln dieſer Bäume aufhält, weil ſie den Saamen derſelben liebt. Wahrſcheinlich hat ſie jenen Namen davon bekommen. Die Niederländer nennen ſie Bierchen. In der Wupper, im Herzogthume Berg, werden ſie häufig gefangen, mit Salz und Eſſig abgeſotten, und pfundweiſe verkauft. Der Fang iſt für eine anſehnliche Summe verpachtet.

Der Spierling (Moderließken, Schneiderkarpfen, Cypr. aphya), auch ein gründel-artiges Fiſchchen, von zwei bis vier Zoll.

Der Bitterling (die ſchuppigte Lambele, Cypr. amarus), der kleinſte dieſer Gattung, wird etwa zwei Zoll lang, allein über einen halben Zoll breit, und iſt ſo dünn, daß man ihn durchſehen kann. Sein Fleiſch ſchmeckt bitter.

Die Schmerle, Cobitis barbatula.

Dies Fiſchchen hat in vielen Stücken Aehnlichkeit mit dem Gründlinge, deſſen unter den Karpfengattungen gedacht iſt. Er heißt deshalb auch Bartgrundel. Man rechnet die Schmerle (oder den Schmerling) zu dem Geſchlechte der Hochſchauer (Cobitis), d. i. der Fiſche, bei welchen die Augen oben auf dem Kopfe ſehr hervorragen.

gen. An jeder Seite des Mauls hat ſie drei Bartfaſern, die ſie willkührlich bewegen, und — faſt wie die Schnekken ihre Fühlhörner — etwas einziehen und wieder hervorſtrecken kann. Der ganze Körper iſt grau und weiß marmorirt. Sie lebt in kleinen Bächen mit kieſigtem Grunde, beſonders in bergigten Gegenden, frißt Würmer und Waſſer-inſekten, und wird vier bis ſechs Zoll lang. Ihre Fruchtbarkeit iſt ſehr groß; ſie hat aber ein zartes Leben, und ſtirbt in einem Gefäße mit Waſſer, wenn es nicht beſtändig bewegt wird, gar bald ab. Das Fleiſch dieſer Fiſche wird von Einigen, in Anſehung des feinen Geſchmacks, über alle andre erhoben. Vom November bis Mai ſchmecken ſie am beſten. Sie werden auch, wie die Neun-augen, marinirt. Sonſt läßt man ſie wol in Wein oder Milch abſterben, kocht ſie in Salzwaſſer mit Wein-eſſig u. ſ. w.

Man hat ſie wegen ihres Wohlgeſchmacks mit gutem Erfolge in beſondern Gruben gezogen. Zu einer ſolchen Schmerlgrube wählt man einen Bach mit ſteinigtem Grunde, und ſchließt eine Stelle deſſelben mit einer hölzernen Einfaſſung ein, die etwa acht Fuß lang, vier Fuß breit und drittehalb Fuß tief iſt. Der Boden muß drei bis vier Zoll hoch Kies und etliche große Steine zum Laichen haben. In der hölzernen Einfaſſung macht man ober- und unterhalb ein Gitter von Blech, damit der Strom gerade durchfließen könne, und das Waſſer alſo beſtändig in Bewegung ſei. Man pflegt zur Futterung derſelben Leinkuchen, Mohnſaamen, Schaafmiſt und dergleichen hineinzuwerfen; ſie haben aber in reinem Waſſer einen weit beſſern Geſchmack. Zum Verſetzen iſt die beſte Zeit um Martini. Man kann auch noch eine beſondre Grube zum Mäſten anlegen.

Die Steinſchmerle (der Steinbeiſſer, Steingründel, Cob. taenia), eine andre Gattung von Schmerlen, mit grauem etwas gelb- und ſchwarzgeflecktem Rücken, wird

nur zwei bis drei Zoll lang, und iſt wegen ihres zähen Flei=ſches gar nicht zu genießen.

Der Baarſch, Perca.

Der Unterſchied dieſes Geſchlechts von den übrigen be=ſteht hauptſächlich in einem ſägeförmig gezähnelten Kiemen=deckel und einigen ſtachlichten Floſſen. Es ſoll über funfzig Gattungen geben, welche ſich größtentheils alle vom Raube nähren. Wir bemerken davon vornämlich den Fluß=baarſch (Perca fluuiatilis), den Sandbaarſch (Perca lucioperca) und den Kaulbaarſch (Perca cernua.

Der Flußbaarſch (Stockbaarſch, Pärſch, Berſchling) iſt einer der ſchönſten inländiſchen Fiſche. Die grün=gelbe Goldfarbe des Rückens wird durch dunkle Queerſtrei=fen unterbrochen, die von demſelben nach dem Bauche zu=laufen. Die Floſſen ſind roth, die Schuppen klein und hart, und ſitzen ſo feſt, daß man ſie an manchen Orten mit einem platten Reib=eiſen abſchabet, wenn man den Fiſch zurichten will. Er lebt in ſtehenden und fließenden Waſſern in ganz Europa, nährt ſich hauptſächlich von kleinen Fi=ſchen, auch von Fiſchlaich und Inſekten, und wird über einen Fuß lang und vier Pfund ſchwer; in nördlichen Län=dern aber noch größer. Im April und Mai laicht er, in=dem er ſich an ſcharfen, ſpitzigen Steinen u. ſ. w. reibt. Die Eier ſind in einer netzförmigen, gemeiniglich drei Ellen langen und zwei Zoll breiten Haut eingeſchloſſen, welcher Eierſack von Aalen und andern Fiſchen oft ganz verſchluckt wird. Das Fleiſch von dieſem Fiſche iſt wohlſchmeckend und geſund. Zu gewiſſen Stunden des Tages kommt er in die Höhe, und wer dieſe Zeit beobachtet, kann einen guten Fang thun. Man kann ihn auch in Teichen halten, nur nicht bei guten Fiſchen, die man hegen will. Von ſeiner Haut machen die Lappländer einen Leim wie Hauſen=blaſe.

Der

Der Sandbaarſch (Sander, Zander, Schil, Hechtbärſchling) gleicht in der Bildung des Kopfs einem Hechte, auch iſt er länglicher als der Flußbaarſch, und hat keinen ſo hochgewölbten Rücken, und einen platten und breiten Bauch. Der Rücken ſieht ſchwarzblau aus, mit röthlichen Flecken, die Seiten ſind ſilberfarben, der Bauch iſt röthlichweiß. Er hält ſich in Flüſſen und tiefen Seen mit reinem Waſſer und ſandigem Boden auf — daher Sandbaarſch, — wird zwei Fuß lang und drüber, und in manchen Gegenden etliche zwanzig Pfund ſchwer. Zur Laichzeit kommt er aus der Tiefe, und ſetzt den Laich an Steinen und andern harten Körpern ab. Er läßt ſich ebenfalls mit Vortheil in eignen Teichen halten, wo man ihm Stinte, Gründlinge u. ſ. w. zur Nahrung einſetzt.

Der Kaulbaarſch (Schroll, Rotzwolf, Goldbaarſch) hat einen rundlichen, mit Schleim überzogenen Körper, und einen ziemlich dicken Kopf — Kaulig heißt ſo viel als rund, gleichſam kugelicht. — Der Rücken iſt ſchwärzlich, die Farbe an den Seiten ein Gemiſch von Gelb, Grün und Braun; die Floſſen ſind alle gelblich. Dieſer Fiſch wird ungefähr ſechs bis acht Zoll lang, lebt hauptſächlich in nördlichen Gegenden, und nährt ſich von Würmern, Inſekten und Fiſchbrut. Im Frühjahre geht er aus großen Seen in die Flüſſe zum Laichen. Er kann auch in Teiche, die reines Waſſer und einen ſandigen Boden haben, verſetzt werden. Er vermehrt ſich ſehr ſtark, und wird in einigen Gegenden in großer Menge gefangen.

Im ſüdlichen Deutſchland werden auch noch der Zingel (Zindel, Perca zingel), der zwei bis drei Pfund ſchwer wird, und der Streber (Pfeiferle, Perca asper), von der Größe des Kaulbaarſches, gefunden, und vor andern geſchätzt.

Der Stachelbaarſch, Gasterosteus.

Der Aehnlichkeit wegen führt dieſer Fiſch im Deutſchen einen gemeinſchaftlichen Namen mit dem vorhergehenden, er macht aber doch ein eignes Geſchlecht, das an den einzelnen Stacheln auf dem Rücken und dem mit knöchernen Platten (Schildern) bedeckten Bauche kenntlich iſt. Man nennt ihn auch Stichling. Es gibt dreizehn Gattungen davon, die ſich theils im Meere, theils in Flüſſen aufhalten, und ſich von Würmern, Inſekten und Fiſchbrut nähren. Jene heißen Seeſtichlinge. In der Nord- und Oſtſee, und einigen damit verbundenen Landſeen, lebt der kleine Seeſtichling (Gast. pungitius), der nur anderthalb Zoll lang wird. Der ſogenannte große Seeſtichling (Gast. spinachia), deſſen Länge doch nicht über ſieben Zoll beträgt, bleibt ſtets im Meere, und wird häufig bei Holland und Lübeck mit Netzen gefangen, und von armen Leuten gegeſſen. Meiſtens pflegt man ihn jedoch auszukochen, und das davon erhaltene Oel zum Brennen, die Ueberbleibſel aber zur Düngung zu gebrauchen.

Der Stichling (Stachelfiſch, Wolf, Steckbüttel, Gasterosteus aculeatus), welcher ſich bei uns in ſtehenden und fließenden Waſſern findet, ſieht auf dem Rükken etwas grünlich, am übrigen Leibe ſilberfarben aus, und wird zwei bis drei Zoll lang. Wegen ihrer ſcharfen Stacheln werden die Stichlinge nicht leicht von Raubfiſchen angefallen, und wann es geſchieht, büßen dieſe oft das Leben dabei ein, wie dies unter andern dem Flußbaarſch zuweilen begegnen ſoll. Auch dem Menſchen ſind ſie wenig nütze. An einigen Orten, wo man ſie in großer Menge haben kann, z. B. bei Danzig, wird Thran aus ihnen gebrannt, und nachher das Uebrige davon auf die Aecker zum Düngen verfahren, oder man füttert die Schweine, Enten u. ſ. w. damit. Der einzige dieſer Gattung, den man als einen ſchmackhaften Fiſch rühmt,

iſt

iſt der Bootsmann oder der gleitende Stichling (Gast. ductor), der haufenweiſe die Haifiſche begleitet und hinter ihnen herſchwimmt, um ſich von dem, was dieſe übrig laſſen, zu nähren. Er wird beinahe einen halben Fuß lang, iſt in der Geſtalt dem Flußbaarſch ähnlich, und gleicht einigermaßen einem Weberſchiffchen.

Der Aal.

Das erſte allgemeine Kennzeichen der Aale iſt der Mangel an Bauchfloſſen, weshalb ſie im Syſteme Kahlbäuche genannt werden. Sie zeichnen ſich aber überdies noch durch ihren platten Kopf und den länglichrunden, ſchlüpfrigen, faſt ſchlangenförmigen Leib von andern Fiſchen merklich aus. Man zählt elf Gattungen Aale.

Im Deutſchen führen auch noch einige andre Fiſche den Beinamen Aal; aber ſie gehören nicht zu dieſem Geſchlechte, ſondern ſie ſind von demſelben weſentlich verſchieden. So gehört z. B. der berühmte elektriſche Aal, welchen wir in der dritten Ordnung anführen werden, zu dem Geſchlechte der Kahlrücken (Gymnotus). Ferner der Sand-aal (Sandfiſch, Tobiasfiſch, Sandſpierling, die Schmelte, Ammodytes Tobianus) macht auch ein eignes Geſchlecht aus. Er lebt in der Nord- und Oſtſee, und wird zu den Degenfiſchen gerechnet, die einen dünnen, ſpitzig zulaufenden Körper, mit einem rüſſelförmigen Kopfe, haben. Gewöhnlich hat er nur die Länge eines Fingers; doch findet man ihn auch wol einer Spanne lang. Gern gräbt er ſich nicht weit vom Ufer, einen halben Fuß tief, in den Sand ein, um mit ſeinem Rüſſel die Würmer aufzuſuchen. Bei ſchönem Wetter findet man ihn nur mit dem Kopfe im Sande ſtecken, der übrige Theil des Leibes iſt zirkelförmig, wie eine Schlange, zuſammengewunden. An den Küſten von England und Holland wird

er

er häufig gefangen, indem man mit einer Art von Rechen den Sand aufwühlt. Die größern dienen zur Speiſe, die kleinern zum Köder beim Fiſchfange.

Der Meer-aal (Muraena conges) unterſcheidet ſich von dem gemeinen Aale durch ſeine anſehnliche Größe, und durch eine weißpunktirte Linie an der Seite. Seine Länge beträgt oft vier bis fünf Ellen, der Umfang anderthalb Fuß, und die Schwere funfzig bis ſechzig Pfund. In der Nordſee ſoll er noch größer werden. Wann er Junge ſetzen will, welches in der Fiſcherſprache laufen heißt, begibt er ſich in die Mündungen der Flüſſe; daher wird unter andern in der Saverne, in England, eine erſtaunliche Menge junger Meer-aale angetroffen. Sein Fleiſch iſt ſüß und wohlſchmeckend, aber wegen des vielen Fettes ſchwer zu verdauen. Von dieſem weicht in der Bildung und Farbe die Meerſchlange (der bunte Aal, Seeſerpent, Muraena ophis, v. serpens marinus) etwas ab. Sie hat dunkle Flecken auf einem weißen Grunde, nähert ſich in der Geſtalt noch mehr den Schlangen, als der Meer-aal, und wird etwa 4 Fuß lang. Sie findet ſich in Oſtindien und in den europäiſchen Meeren, wird aber nicht gegeſſen, weil ſie unſchmackhaft und ungeſund iſt. Am merkwürdigſten iſt jedoch von dieſen ausländiſchen Gattungen die Muräne (Muraena Helena), welche im oſt- und weſtindiſchen Meere, und vornämlich in der Gegend von Sardinien, ſich aufhält. Sie wurde ihres delikaten Geſchmacks wegen ſchon in alten Zeiten ausnehmend hochgeſchätzt. Ihre Farbe iſt verſchieden, meiſtens aber braungefleckt. Die gewöhnliche Länge beträgt drei Fuß. Man mäſtet ſie auch in Fiſchbehältern mit Aas und Blut.

Der gemeine Aal, (Mur. anguilla) der bei uns in Flüſſen, Teichen und Seen, die einen ſchlammigten Boden haben, gefunden wird, verdient vor andern näher betrachtet zu werden. Sein Kopf iſt im Verhältniß mit dem

dem Körper, klein, vorn platt, hinterwärts mehr zugerundet. Die untere Kinnlade ſteht vor der obern etwas hervor. An der Spitze der Schnauze befinden ſich zwei Löcher, und weiter hin, gerade vor den Augen, noch zwei dergleichen, welches vermuthlich die Naſenlöcher ſind. Die kleinen runden Augen ſind mit einer ziemlich dicken Haut bedeckt. Der Schleim, womit der ganze Körper überzogen iſt, verbirgt die feinen Schuppen, die nur an einer getrockneten Aalhaut ſichtbar werden. Die Farbe des Rückens, der Seiten und Floſſen fällt aus dem Grauen ins Schwärzliche; bei einigen aber, beſonders fetten Aalen, mehr ins Grünliche; der Bauch iſt blaßgelb. Diejenigen, welche einen weißen Bauch und Schwanz haben, nennen die Engländer Silber-aale. Die Rückenfloſſe fängt ſich ziemlich weit vom Kopfe an, und läuft über den ganzen Leib, um den Schwanz herum, bis zum After, der näher am Kopfe als am Schwanze iſt.

Wie ſich die Aale begatten, ob nach Art der Schlangen, oder anders, weiß man nicht gewiß. Man wird auch ſchwerlich jemals ſichre Erfahrungen darüber machen, da ſie ſich faſt immer in der Tiefe aufhalten, und vermuthlich dann am meiſten, wann ſie mit der Fortpflanzung beſchäftigt ſind. Einige wollen ſogar verſichern, daß ſie ſich, wie Zwitter, ohne Begattung fortpflanzen. Daran zweifelt man nicht mehr, daß ſie lebendige Junge gebären; denn man hat ſie ſelbſt im Leibe der Alten gefunden. Auch ſollen die Jungen nicht im Meere, ſondern in ſüßen Waſſern, welche ihr gewöhnlicher Aufenthalt ſind, abſetzen; wiewol man auch dies nicht allgemein annimmt. Denn ſie pflegen im Frühjahre nicht nur in ſalzige Seen, die aus dem Meere ihren Urſprung haben, ſondern auch in das Meer ſelbſt überzutreten, welches das einzige bekannte Beiſpiel von einem Fiſche iſt, der in ſüßen Waſſern lebt.

Die

Die Nahrung der Aale beſteht in kleinen Fiſchen, Fröſchen, Inſekten, Schnecken und andern Würmern; auch freſſen ſie Krebſe zur Zeit der Mauſe, wenn ſie ihre Schaale abgeworfen haben. Sie gehen nur des Nachts ihren Geſchäften nach, und verbergen ſich am Tage im Schlamme, worin ſie ſich ein gutes Lager mit zwei Oeffnungen machen. Im Winter findet man mehrere bei einander im Schlamme ruhen, welches vermuthlich eine Art von Winterſchlaf iſt. Zur Frühlingszeit begeben ſich die Aale zuweilen ans Land, wenn ſie junge Saaten in der Nähe merken, und weiden ſich an den zarten Blättern derſelben, beſonders der jungen Erbſen. Sie recken um die Zeit des Abends die Köpfe aus dem Waſſer empor, und riechen, wie die Fiſcher ſagen, wo die Saat ſteht. Auf dem bethaueten Graſe wird es ihnen leicht, fortzuſchlüpfen, und noch vor Sonnen-aufgang kehren ſie gemeiniglich ins Waſſer zurück; zuweilen verbergen ſie ſich auch in ſchlammigten Graben. Ueberhaupt ſollen ſie bei feuchter Witterung etliche Tage außer dem Waſſer leben können. Wenn man aber quer über den graſigten Weg, den ſie gekommen ſind, früh Morgens mit dem Pfluge etliche Furchen zieht, oder Aſche ſtreut: ſo ſind ſie gefangen, denn über trocknes Erdreich können ſie nicht hinüber.

Da die Aale ein ungemein fettes und ſchmackhaftes Fleiſch haben: ſo ſtehen ſie allgemein in vorzüglichem Werthe. Man hält ſie daher mit Vortheil in Seen, die einen ſandigen, hin und wieder etwas modrigen Boden haben. Auch werden ſie mit Angeln, woran man Gründlinge zum Köder ſteckt, mit Netzen, Reuſen, Aalflößen, und bei Mühlengerinnen in einem ſogenannten Schwetterich gefangen. Ein ausgewäſſerter Häring, oder altes Schmeer, in ein Tuch gebunden, iſt eine gute Lockſpeiſe. Vom April bis Junius ſind ſie am beſten. Dergleichen Anſtalten heißen Aalfänge, die gewöhnlich verpachtet ſind. In trüben Waſſern, bei ſchwüler Witterung, bei Blitz und Don-

Donner iſt der reichſte Fang. In Jütland gibt es Aalfänge, wo man zuweilen etliche tauſend Stücke auf einmal fängt, und die Stadt Aalburg ſoll von dem Handel mit geräucherten und marinirten Aalen ihren Namen bekommen haben. Man fängt ſie zwei bis drei Ellen lang, und von der Dicke eines Manns-arms. Aus Workum in Friesland werden jährlich an hunderttauſend Pfund nach England geführt, ob ſie gleich daſelbſt ebenfalls nicht ſelten und von anſehnlicher Größe, funfzehn bis zwanzig Pfund ſchwer, gefunden werden. Auch im Rheine, in der Oder, in der Spree und in Schleſien ſind viele berühmte Aalfänge.

Dieſe Fiſche haben ein hartes Leben, nur Kälte vertragen ſie nicht gern. Sonſt kann man ſie in einem Gefäße mit friſchem Graſe und Erde lange lebendig erhalten und weit und breit verſchicken. Auch wenn man ſie in Stücke zerſchnitten hat, behalten die einzelnen Stücke noch etliche Stunden Reizbarkeit und Bewegung. Sie pflegen den Köchinnen, die ſie ſchlachten wollen, viel zu ſchaffen zu machen; allein ſobald man ſie mit einem Meſſer oder einem andern Eiſen berührt, werden ſie ruhig. Hieraus dürfte man faſt ſchließen, daß ſie etwas von der magnetiſchen oder elektriſchen Kraft an ſich haben.

Außer dem Fleiſche wird zuweilen das Fett noch beſonders in der Medizin und Oekonomie benutzt. Die abgezogene Haut brauchen einige tatariſche Nationen ſtatt der Fenſterſcheiben, und unſre Landleute befeſtigen, wie bekannt, die Dreſchflegel damit, da ſie dauerhafter als Leder ſein ſoll.

Die Aalraupe, Gadus lota.

Eigentlich gehört zwar dieſer Fiſch nicht zunächſt zum Geſchlecht der Aale; wir fügen ihn aber hier wegen einiger Aehnlichkeit in der Bildung des Körpers, die auch

 ſchon

ſchon ſein Name anzeigt, mit bei. Außer jener Benennung führt er noch die Namen: Quappe, Truſche, Aalrutte, Aalquappe. Er hat ein ſonderbares Anſehen; denn der Kopf gleicht dem Kopfe eines Froſches, der übrige Theil des Leibes aber einem Aale. Auch in der Bewegung iſt er dem Aale ähnlich. Die ſchlüpfrige, glatte Haut iſt oberwärts grau, mit ſchwarzen und gelblichten Flecken geſprengt, am Bauche weiß. Seine Länge beträgt wol zwei bis drei Fuß, und die Schwere gegen zwölf Pfund. Dieſe großen nennt man Quappenkönige. Sonſt werden unſre gemeinen Quappen, die ſich in ſchlammigten Waſſern aufhalten, ſelten über anderthalb Pfund ſchwer. Man findet die Aalraupe in den Flüſſen und Seen von ganz Europa, wo ſie in der Tiefe, unter Steinen und in Höhlen, auf vorbeiſchwimmende Fiſche lauert. Sie iſt außerordentlich gefräßig, und verſchlingt, außer den Thieren, deren ſie mächtig werden kann, auch Schlamm, faules Holz u. ſ. w. Zur Laichzeit — im December und Januar — kommt ſie aus der Tiefe hervor an flache Oerter. Ihre Vermehrung iſt unglaublich ſtark; die Fiſcher nennen ſie ſchlechthin den Laichfiſch. Das gräßliche Anſehen derſelben ſchreckt Manche ab, ſie zu genießen; ihr Fleiſch iſt aber fett und wohlſchmeckend, und kurz vor der Laichzeit am beſten. Die große, blaßrothe Leber wird von Leckermäulern noch weit höher geachtet, als Hechtleber, und man peitſcht auch wol unnöthiger Weiſe den lebendigen Fiſch mit Ruthen, in der Meinung, daß die Leber dadurch größer werde. Eben ſo hält man den Milch für ſehr delikat, den Rogen aber für giftig. In Fiſchbehältern können dieſe Fiſche mit Rinderherzen und dergleichen gemäſtet werden.

Die Meerquappe (Gad. mediterraneus), die auch einen aalförmigen Körper hat, wird nur anderthalb Fuß lang, und ungefähr zwei Pfund ſchwer. Sie lebt im mittelländiſchen und im Nordmeere, und iſt eßbar. Von beiden

beiden muß man noch die Aalmutter (Blennius viuiparus) unterſcheiden, welche ſowol auf dem Rücken als unter dem Bauche eine in Eins fortlaufende Floſſe hat. Man trifft ſie vorzüglich in der Nordſee an. Ihrer häßlichen Geſtalt wegen verabſcheuet man ſie, denn der Kopf ähnelt einem Krötenkopfe. Doch ſchmeckt das Fleiſch gut.

Die Kaulquappe, Cottus gobio.

Diejenigen Fiſche, deren Kopf breiter und größer, als der ganze übrige Leib iſt, nennt man Groppfiſche, Breitköpfe oder Knorrhähne, und zu dieſen wird auch die Kaulquappe (der Kaulkopf, Gropp, Rotzkolbe, Müller) gerechnet. Der unförmlich große Kopf und der an den Seiten etwas zuſammengedrückte, ſchlüpfrige Rumpf, der ſich in einen dünnen Schwanz endigt, gibt ihr einige Aehnlichkeit mit den kleinen Kaulpadden, aus welchen ſich die Fröſche entwickeln. Oberwärts ſieht ſie braun- und ſchwarzgefleckt, unten weiß aus; bei den Männchen hat der Bauch ebenfalls ſchwarze Flecke. Sie lebt in klaren Bächen mit ſteinigtem Grunde in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands, auch in andern Europäiſchen Ländern. Ihre Länge beträgt vier bis ſieben Zoll. Sie nährt ſich von Waſſer-inſekten und Fiſchbrut, und ſchießt wie ein Pfeil von einem Orte zum andern. Im März und April laicht ſie, wozu ſie ſich unter großen Steinen beſondre Gruben im Sande macht. Einige ſagen ſogar, ſie brüte über dem Laiche.

Das Fleiſch kocht ſich roth, und iſt ganz gut zu eſſen.

Neunaugen, Petromyzon.

Verſchiedne Abweichungen von der Bildung des Körpers der übrigen Fiſche, die man bei den Neunaugen und noch einigen andern Geſchlechtern fand, bewogen mehrere Naturforſcher, dieſe Geſchöpfe ganz aus der Klaſſe der Fiſche zu verweiſen, und ſie zu den Amphibien zu zählen. Man

nannte ſie alſo ſchwimmende Amphibien, auch Knorpel=fiſche. Der Unterſchied beſteht hauptſächlich in den Werkzeugen des Athemholens, welche bei den Knorpelfiſchen weder wirkliche Kiemen, noch ſolche Lungen ſind, wie man bei den Amphibien und den beiden erſten Thierklaſſen findet; ſie haben vielmehr ſtatt der Kiemen an jeder Seite ſieben Luftlöcher, welche mit eben ſo vielen lungen=artigen Säkken auf beiden Seiten in Verbindung ſtehen. Durch dieſe Säcke geht eine Röhre, welche ſich im Scheitel öffnet, und durch dieſe Oeffnung ziehen ſie Waſſer ein, verbrauchen die darin befindliche Luft, und geben das Waſſer durch die Seiten=öffnungen wieder von ſich. Dieſes Unterſchiedes ungeachtet gehören ſie doch mit größerm Rechte zu den Fiſchen als zu den Amphibien.

Der Geſchlechtsname Petromyzon, d. i. Steinſauger, deutet darauf, daß alle Gattungen ſich gern an Steinen anzuſaugen pflegen, wozu der kreisförmige Mund und die wie Klappen geſtalteten Lippen dienlich ſind. Die deutſche Benennung Neunauge gab man ihnen, weil man ehemals die ſieben Luftlöcher an den Seiten für Augen anſah, und ſie mit den wahren Augen und der Oeffnung im Nacken zuſammenzählte. Ihre Nahrung ſind Würmer, Inſekten, kleine Fiſche und fette Erde. Es gehören zu dieſem Geſchlechte:

Der **Kieferwurm** (Querder, Steinbeißer, Uhlen, Petromyzon branchialis), deſſen Körper geringelt, und an beiden Enden, wie beim Spuhlwurme, zugeſpitzt iſt. Seinen Namen hat er davon, daß er ſich an die Kiefer andrer Fiſche anzuſaugen pflegt. Er lebt in kleinen Flüſſen und Bächen, die einen ſchlammigten Boden haben, und wird etwa eine Spanne lang. In Deutſchland iſt er nicht ſelten. Man braucht ihn meiſtens nur zum Köder für Fiſche; doch kann er auch gegeſſen werden. Etwas größer, ſonſt aber dem Kieferwurme ähnlich, iſt das kleine Neunauge

auge (Petr. Planeri), von olivengrüner Farbe, das man in Thüringen häufig findet.

Höher als jene beiden ſchätzt man die Flußpricke (Petr. fluuiatilis), welche in unſern Gegenden insbeſondere den Namen Neunauge führt. Sie ſieht oberwärts ſchwarzgrün, oder ſilberfarben, an den Seiten gelblich, am Bauche ſchmutzigweiß aus. Man trifft ſie häufig in den Europäiſchen Flüſſen an, wo ſie ſich von Würmern, Fiſchbrut und Aas nähren. Im März und April, wann ihre Laichzeit fällt, legen ſie am Rande der Flüſſe zwiſchen Steinen ihre Eier ab. Den Sommer über halten ſie ſich in der Tiefe auf ſteinigtem Boden; man fängt ſie aber in dieſer Jahrszeit nicht gern, weil ſie unſchmackhaft, zähe und gewöhnlich mit einer Art von Räude behaftet ſind. Im Winter werden ſie mit Reuſen und Netzen, auch wol mit der Angel, gefangen. Da ſie ſich feſt an die Steine anſaugen, ſo kann man ſie zuweilen mit den Händen greifen. Die Fiſcher umwickeln zu dem Ende die Hand mit einem Tuche, indem ſie dieſelben ſonſt wegen der Schlüpfrigkeit nicht feſt genug packen können. Auch hauet man Löcher in das Eis, und ſteckt friſche Birkenreiſer ins Waſſer, da ſie ſich dann ebenfalls anſaugen, und mit denſelben hervorgezogen werden. In England fängt man ſie in ſo großer Menge, daß jährlich eine halbe Million nach Holland zum Kabeljaufange verkauft werden kann. Auch in Deutſchland iſt der Handel mit dieſen Fiſchen an mehrern Orten ſehr anſehnlich. Beſonders ſind die Bremer und Lüneburger Pricken beliebt. Sie laſſen ſich leicht lebendig verſchicken, weil ſie etliche Tage außer dem Waſſer dauern. Am gewöhnlichſten aber werden ſie marinirt. Man röſtet ſie nämlich gelinde über Kohlen, kocht ſie dann ab, läßt ſie kalt werden, packt ſie mit Lorbeerblättern und Engliſchem Gewürze in Fäſſer, und gießt Weineſſig darüber. Friſch werden ſie auch auf mancherlei Art zubereitet und verſpeiſet. Ihr Fleiſch iſt etwas ſchwer zu ver-

verdauen, beſonders wenn man den knorplichten Rückgrat mit ißt.

Die köſtlichſte unter den Neunaugen iſt endlich die Lamprete (Petromyzon marinus) welche vorzüglich in der Nordſee lebt, und im Frühjahre zuweilen auch in die Elbe, Saale, Mulde und andre Flüſſe zum Laichen eintritt. Man fängt ſie zuweilen über drei Fuß lang, wie ein Arm dick, und an ſechs Pfund ſchwer. Der Rücken und die Seiten ſind grünlich und blau marmorirt, der Bauch iſt weiß. Uebrigens gleicht ſie in der Lebensart und den Eigenſchaften größtentheils der gemeinen Flußpricke; ſie wird auch eben ſo zubereitet. Freilich iſt ſie aber der Seltenheit wegen theurer, und man ſoll in England um Weihnachten, wo nur wenige gefangen werden, das Stück mit einer Guinee bezahlen. Den Namen leitet man von den lateiniſchen Worten lampens petras her, welches ſo viel heißt, als Steinlecker oder Steinſauger. Sie hängen ſo feſt an den Steinen, daß man ſchon eine dreipfündige Lamprete mit einem Steine von zwölf Pfunden aus dem Waſſer gezogen hat.

Der Wels, Silurus glanis.

Der Wels, zu deſſen Geſchlechte etliche zwanzig Gattungen gehören, iſt, nebſt dem Hauſen, der größte Fiſch der ſüßen Gewäſſer, denn er wird über acht Ellen lang, an drei Zentner ſchwer, und ſo dick, daß ihn ein Menſch nicht umklaftern kann. In der Bildung des Körpers gleicht er der Aalraupe. Der Kopf iſt groß und breit, von oben nach unten zuſammengedrückt, der Bauch kurz und dick, der ganze Leib geſtreckt, und mit einer ſchleimigten, ſchuppenloſen Haut bekleidet. Auf dem Rücken

hat

hat er nur eine Floſſe, und am Maule ſtehen ſechs Bartfaſern, welches ein beſondres Kennzeichen dieſer Gattung iſt. Der obere Theil des Leibes ſieht ſchwärzlich grün, der untere lichtgrau aus, und überall finden ſich dunkle Flecken oder Wölkchen.

Dieſer Fiſch iſt in den meiſten europäiſchen Ländern einheimiſch; er lebt aber gewöhnlich in ſüßen Waſſern, ſelten in der See. In der Donau, Elbe und Weichſel wird er oft gefangen. Seinen Aufenthalt hat er in der Tiefe; jedoch ſteigt er bei ſchwüler Gewitterluft an die Oberfläche empor. Wegen der kleinen Floſſen und des dicken Körpers kann er nur langſam ſchwimmen. Er legt ſich gern in Hinterhalt unter einen großen verſunkenen Baum und dergleichen, und lauert auf die vorbeiſchwimmenden Fiſche. Auch ſpielt er zu dem Ende mit den langen Bartfaſern, da dann die Fiſchchen, in der Meinung, Würmer zu erhaſchen, ſich ihm nähern. Gänſen, Enten und andern Waſſerthieren ſtellt er eben ſowol nach, wie den Fiſchen: ja man hat ſogar ſchon Theile von menſchlichen Körpern in ſeinem Magen gefunden. Bei den größten iſt der Rachen ſo weit, daß ein kleiner Knabe hineinkriechen kann.

Man fängt dies, für die Fiſcherei höchſt ſchädliche, Raubthier mit ſtarken Angeln, ſeltner mit Netzen; oder man erlegt es mit Speeren, oder durch einen Schuß. Sein weißes, fettes, ſüßlichtes Fleiſch wird wie Lachs zugerichtet, und von Vielen dieſem beinahe gleich geſchätzt; es iſt aber ſchwerer zu verdauen. Von den alten und großen kann man es faſt gar nicht genießen. Die Haut, die Blaſe und die Gräten geben vermuthlich einen guten Leim.

Der Lachs, Salmo.

Das Geſchlecht der Lachſe iſt überaus zahlreich, denn man kennt mehr als dreißig Gattungen davon. Ein unterſcheidendes Merkmal deſſelben gibt unter andern die hinterſte Rückenfloſſe, welche ohne Gräten iſt, und gleichſam nur aus Fett beſteht.

Der gemeine Lachs (Salm, Salmo salar) hat nach ſeiner verſchiednen Beſchaffenheit, Größe, Alter und Aufenthalt verſchiedne Benennungen. Wann er ein Jahr alt iſt, heißt er Sälmling; im beſten Alter und fett, Weißlachs; mager und ſchlecht, Graulachs; zur Laichzeit, Kupferlachs; der in der See gefangne, Rothlachs. Eben ſo hört man auch Breitlachſe, Schmallachſe, Meerlachſe u. ſ. w. nennen. Unter den Deutſchen wird der Rhein- und Elblachs vorzüglich geſchätzt. Bei Grönland fängt man den ſogenannten Berglachs (Coryphaena rupestris), und bei Norwegen und England den grauen Lachs (Salmo eriox) — den man mit dem Namen Graulachs nicht verwechſeln muß, — von graugefleckter Farbe und ſehr angenehmem Geſchmacke.

Der Kopf und Rücken des gemeinen Lachſes ſind ſchwärzlich, die Seiten bläulich, und nach dem Bauche zu ſilberfarben; der Bauch ſelbſt und die Kehle ſehen gelbröthlich aus. Im Verhältniſſe mit dem langen Körper iſt der Kopf klein. In Schottland und Schweden ſoll der Lachs eine Länge von fünf bis ſechs Fuß erreichen, und über funfzig Pfund ſchwer werden. Sein eigentlicher Aufenthalt ſind die Nordiſchen Meere und Flüſſe; denn er lebt im Sommer in den Flüſſen, und im Winter in der See, und iſt alſo halb Fluß- und halb Seefiſch. Doch werden in Preußen und noch in andern nördlichen Gegenden auch des Winters Lachſe in Flüſſen gefangen, die zurückbleiben müſſen, wenn die Ströme zu zeitig zufrieren. Kleine Fiſche, Inſekten und Würmer ſind ſeine Nahrung. Er wächſt

ſchnell,

ſchnell, und ſoll im ſechſten Jahre ſchon neun bis zwölf Pfund wiegen.

Sobald an den Küſten das Eis aufgeht, treten die Lachſe in die Mündungen der Flüſſe und Ströme, die ein ſchnellfließendes Waſſer und einen kieſigten Grund haben. In die ſüdlichen Gegenden von Europa gehen ſie ſchon im Februar und März, in die nördlichen hingegen etwas ſpäter. Dieſe Reiſe machen ſie in Geſellſchaft zuſammen, indem dreißig, vierzig, und mehrere, ſich in zwei Linien ſtellen, welche die Seiten eines Dreiecks bilden. An der Spitze ſchwimmt der größte, gemeiniglich ein Rogner; nach ihm folgen die übrigen Paarweiſe, einer von dem andern etwa eine Elle weit entfernt; die kleinen Milchner machen den Beſchluß. Wird dieſe Ordnung durch einen Holzſtoß oder ein anderes Hinderniß unterbrochen, ſo ſtellen ſie dieſelbe gleich wieder her, wann ſie hinüber ſind. Bei ſtürmiſchem oder heißem Wetter ziehen ſie in der Tiefe weg, ſonſt aber nahe an der Oberfläche des Waſſers, da man dann das Geräuſch von weitem hören kann. Stoßen ſie auf ein Netz, ſo ſuchen ſie unten oder an den Seiten durchzukommen; bisweilen iſt aber der Haufe ſo ſtark, daß ſie das Netz mit Gewalt zerreiſſen. Kommen ſie an Waſſerfälle und dergleichen, ſo ſpringen ſie darüber weg. Der Lachs ſpringt vom Waſſer auf, wie eine gebogne Stahlfeder, die gegen den Boden geſchnellt wird, in die Höhe ſpringt. Er nimmt nämlich den Schwanz ins Maul, krümmt den Leib zirkelrund zuſammen, und läßt dann den feſt angezogenen Schwanz plötzlich fahren, daß derſelbe gegen die Fläche des Waſſers anprallt, und der Körper in die Luft geworfen wird. In tiefen Waſſern können ſie höher ſpringen, als in flachen, — gewöhnlich vier bis ſechs Fuß hoch — ja, nahe an der See bei Irland, wo eine anſehnliche Lachsfiſcherei iſt, ſollen ſie an zwanzig Fuß hohe Sprünge machen, welches kaum glaublich ſcheint. Beim Herunterfallen halten ſie den Kopf hoch,

hoch, und fallen allemal auf die Seite. Wann der Anführer erſt glücklich hinüber iſt, ſo folgen die andern bald nach. Anfangs gehen ſie den ſchnellſten Strömen entgegen, um, wie man ſagt, ſich gewiſſer Würmer (Lernaea salm.) dadurch zu entledigen, die an den Kiemen ſitzen, und ſie um die Zeit heftig plagen. Sie ſpringen daher auch öfters vor Unruhe und Schmerz über dem Waſſer auf. Späterhin ſuchen ſie etwas ruhigere Stellen zum Laichen. In ſüdlichen Gegenden fällt die Laichzeit im Mai, in nördlichen aber erſt im Julius. Um die Zeit findet man vornämlich bei dem Männchen braune und gelbe Flecken, weshalb ſie Kupferlachſe heißen. Die Weibchen machen dann mit den Schwänzen Gruben im Sande, legen den Laich darin ab, und bedecken ihn wieder mit Sand. Sie kommen alle Jahre wieder an denſelben Ort, wo ſie einmal gelaicht haben, ſo wie die meiſten Zugvögel ihr Neſt wieder aufſuchen. Man hat die Erfahrung davon gemacht, indem man einigen laichenden Lachſen, die man gefangen hatte, kupferne Ringe umlegte, ſie dann ins Waſſer ſetzte, und drei Jahre hinter einander ſie an der nämlichen Stelle wieder fing.

Gegen den Herbſt kehren ſie in die See zurück. Die erſt ausgekommenen Jungen bleiben den Winter über in den Flüſſen, und begeben ſich im nächſten Frühjahre in die See, bei welcher Gelegenheit ſie häufig gefangen werden, z. B. im Rheine bei Baſel und Straßburg *). Der Lachsfang überhaupt iſt in mehrern Ländern von großer Wichtigkeit. In England ſollen einige Lachsfiſchereien jährlich etliche tauſend Pfund Sterling eintragen; auch in Preußen ſind ſie beträchtlich. Man fängt ſie vornämlich mit ſtarken Netzen

*) Einige behaupten jedoch, daß dieſes eine von den Lachſen verſchiedne Gattung ſei, die in daſigen Gegenden den Namen Sälmling führe.

Netzen und in Gitterkaſten, welche hinter den Mündungen kleiner Flüſſe und über Waſſerfällen angebracht ſind.

Das Fleiſch der Lachſe iſt, wie bekannt, von ſehr angenehmem Geſchmacke, erfodert aber eine gute Verdauungskraft, beſonders wenn es geräuchert iſt. Mit eingeſalznen Lachſen treibt hauptſächlich Rußland und Schweden; mit marinirten und geräucherten, Hamburg, Bremen, Pommern und Sachſen einen vortheilhaften Handel.

Von den übrigen Gattungen dieſes Geſchlechts ſind noch folgende zu bemerken:

Der Rheinanken (Sal. ilanca), welchen man von der Lachsforelle, die auch dieſen Namen führt, unterſcheiden muß, kommt faſt in allen Stücken mit dem Lachſe überein; nur hält er ſich nicht im Meere auf. Man nennt ihn ſonſt noch Illanken oder Grundförn. Oberwärts ſieht er dunkelblau, an den Seiten hellblau, nach dem Schwanze zu ſchwarzgefleckt, am Bauche weiß aus. Er wird zuweilen vierzig bis funfzig Pfund ſchwer. Im Winter lebt er in der Tiefe des Bodenſees, und nährt ſich von Fiſchen, Inſekten, Würmern und vom Aaſe. Im April oder Mai tritt er in den Rhein, und wird alsdann bei Rhein-egg und Rheinthal in Menge gefangen. Den Laich, der in einem langen Sacke eingeſchloſſen iſt, ſetzt er da ab, wo der Strom am ſchnellſten iſt, und einen kieſigten Grund hat, welches ſich beſonders in der Gegend bei Feldkirch in dem Fluſſe Ill findet. Ihre Vermehrung iſt nicht ſonderlich ſtark, weil der Laich von vielen andern Fiſchen begierig aufgeſucht wird. Im September und Oktober gehen ſie wieder in den Bodenſee zurück. So hoch auch ihr Fleiſch geſchätzt wird — denn es ſteht mit dem Lachſe in gleichem Preiſe: — ſo ſehen ſie doch die Fiſcher nicht recht gern, da ſie außerordentlich gefräßig ſind, und in den Gewäſſern viel Schaden thun.

Die Maräne (Sal. maraena), ein ſehr wohlſchmeckender, beliebter Fiſch, mit ſchwärzlichem Rücken

und

und übrigens ſilberfarbnem Leibe, muß nicht mit der Muräne, die zum Geſchlechte der Aale gehört, verwechſelt werden. Sie wurde ſonſt von vorzüglicher Güte in dem Madüjer-See, in Hinterpommern, angetroffen, wohin ſie ein Mönch aus Italien verſetzt haben ſoll. Dieſer See iſt aber durch Brenkenhofs Veranſtaltung ausgetrocknet worden. Die Maräne hat ziemlich die Geſtalt des Karpfen, nur iſt der Rücken dünner. Gewöhnlich erreichen ſie eine Länge von zwei Fuß, und werden über ſechs Pfund ſchwer; zuweilen aber werden ſie auch größer, und ſollen gar zehn bis zwölf Pfund wiegen. Sie laichen im Herbſt, und man fängt ſie um dieſe Zeit, wo ſie am fetteſten ſind, und im Anfange des Winters unter dem Eiſe. Sie werden geräuchert, marinirt, und als eine Delikateſſe weit und breit verſchickt. Friſch ſchmecken ſie wie Forellen. Die kleine Maräne oder Moräne (Sal. maraenula) wird nur ſechs bis acht Zoll lang und fünf Loth ſchwer, und hat viel Achnlichkeit mit dem Uekelei. Sie iſt ſehr häufig in Deutſchland, lebt gleichfalls in tiefen Seen mit ſandigem Boden, und kommt zur Laichzeit in die Höhe. In Anſehung der Lebensart und Benutzung gilt von dieſer größtentheils das, was von der vorigen geſagt iſt.

Die Aeſche (Aſche, der Aſcher, Sal. thymallus) heißt in der Schweiz im erſten Jahre Kreßling; im zweiten Iſer, dann Aeſcherling, und endlich Aeſche. Sie gleicht der Forelle ziemlich, und liebt auch, wie dieſe, friſche, ſchattigte und ſteinigte Waſſer. Die Schuppen ſind groß und hart, der etwas gebogne Rücken ſchwarzgrün, die Seiten aſchgrau (daher der Name Aeſche und Aſche, der Bauch weiß, und dicker, wie bei den Forellen. Ihre Länge beträgt einen, zuweilen zwei Fuß, und im letztern Falle das Gewicht über drei Pfund. In kalten Bächen, die aus gebirgigten Gegenden kommen, hält ſie ſich gern, und nährt ſich von Schnecken, Inſekten, kleinen Fiſchen, und be-

beſonders vom Rogen der Forelle und des Lachſes. Einige verſichern, daß ſie auch aus der Nord- und Oſtſee zum Laichen in die Flüſſe heraufſteige, und im Herbſte wieder dahin zurückkehre. Im April und Mai ſetzt ſie den Laich an Steinen ab, und wird alsdann am leichteſten gefangen; außer der Zeit ſeltner, weil ſie ſehr flüchtig iſt. Allein im Herbſt und Winter iſt ihr Fleiſch am fetteſten und wohlſchmeckendſten, und ſteht in verſchiednen Gegenden in einem ſo hohen Werthe, daß dieſer Fiſch nur für die Landeshoheit gefangen werden darf. Sie ſoll einen angenehmen Geruch, faſt wie Thymian, von ſich geben, welches aber wenigſtens nicht allgemein ſein muß, da es Verſchiedne leugnen. Man findet ſie in Preußen, Pommern, Schleſien, und, außer Deutſchland, in nördlichen Ländern; doch vermehrt ſie ſich nicht ſtark.

Die ſogenannte breite Aeſche wird nur für eine Abänderung des Schnäpels gehalten.

Der Sälbling (Salvelin, Schwarzreuterl, Salmo saluelinus) iſt in den Seen des ſüdlichen Deutſchlands, z. B. in Baiern, einheimiſch, und wird gewöhnlich zwei bis drei, zuweilen auch wol ſechs bis zehn Pfund ſchwer. Der Kopf und Rücken ſind braun, die Seiten weiß und gelbgefleckt, der Bauch gelblich. Er laicht vom Oktober bis December. Sein wohlſchmeckendes Fleiſch wird geräuchert, und wie Lachs verkauft.

Der Schnäpel (Weißfiſch, Sick, Lavaret, Gangfiſch, Adelfiſch, Blauling, Salm. lauaretus) wird acht bis zwölf Zoll lang, lebt in der Tiefe der Nord- und Oſtſee, und begibt ſich ebenfalls zur Laichzeit in die Flüſſe. Der Oberkiefer ſteht in Geſtalt einer Naſe hervor. Der Kopf iſt kurz und ſtumpf, der Bauch ſpitz, der Rücken ſieht dunkelblau, ins Grüne ſpielend, der Unterleib weiß aus. Er liebt beſonders den Laich der Häringe, und folgt daher

daher dieſen auf ihrem Zuge nach. Vom Auguſt bis Oktober ziehen ſie ſelbſt ſchaarenweiſe an die Küſten und Mündungen der Flüſſe, wo der Strom ſchnell und der Boden kieſigt iſt, um die Eier abzulegen. Sie beobachten faſt dieſelbe Ordnung, wie die Lachſe, indem ſie unter einem Anführer in zwei Reihen, die vorn einen Winkel machen, ſchwimmen. Wann ein ſtarker Wind wehet, kehren ſie wieder um; ein jeder ſucht ſich dann in der Tiefe ſo gut zu verbergen, als er kann; ſobald aber das Waſſer ruhig iſt, ſetzen ſie ihren Zug in der gehörigen Ordnung fort. Nach dem Laichen gehen ſie in die See zurück. Die Jungen bleiben in den Flüſſen, bis ſie etliche Zoll groß ſind. Man fängt ſie in mehrern Gegenden, z. B. in der Elbe, ſalzt ſie ein oder räuchert ſie, und verſendet ſie tonnenweiſe. Sie laſſen ſich auch in tiefe Seen mit ſandigem Boden verſetzen.

Der Stint (Eperlan, Spiring, Smelt, Alander, Salm. eperlanus), ein ſchönes, zwei bis drei Zoll langes Fiſchchen mit dünnen, ſilberfarbnen Schuppen, die auf dem Rücken ins Graue, an den Seiten ins Grüne und Blaue, und am Bauche ins Röthliche ſpielen. Sein Körper iſt ſo durchſichtig, daß man im Kopfe die Theile des Gehirns und im Leibe den Rogen ſehen kann. Er verbreitet aber einen unangenehmen Geruch, und heißt deshalb auch an einigen Orten Stinkfiſch. In Deutſchland und andern Europäiſchen Ländern findet er ſich in Landſeen und den Mündungen der Flüſſe mit ſandigem Boden, und wird im März, zur Laichzeit, in großer Menge gefangen; denn außer der Zeit lebt er in der Tiefe, wo ihm nicht wohl beizukommen iſt. Wenn man ihn eſſen will, muß er vorher mit kochendem Waſſer ſtark gebrühet werden, um ihm den übeln Geruch zu benehmen; er iſt aber doch nur eine gemeine Speiſe. In England und Schweden werden große Haufen auf dem Markte zuſammengeſchüttet, und um ein

ein Spottgeld verkauft. Sonſt braucht man ſie auch, wegen ihrer ungemein ſtarken Vermehrung, zu Futterfiſchen in Forellenteichen. Der Seeſtint (Salmo eperlan. marinus) iſt in der Geſtalt dieſem kleinen ähnlich, hat aber keinen ſo widrigen Geruch, und wird auch größer und dicker. Seine Länge beträgt zwölf bis dreizehn Zoll, und die Schwere ein halbes Pfund. Er wohnt in den Tiefen der Nord- und Oſtſee, tritt gegen das Frühjahr in die Flüſſe, um ſeinen Laich abzuſetzen, und wird dann ebenfalls häufig gefangen. Man ſchätzt ihn viel höher, als den kleinen Stint. In Preußen trocknet man ihn an der Luft, packt ihn in Fäſſer, und verkauft ihn nach Pohlen; in England ißt man getrocknete Scheiben von Seeſtint zum Frühſtück.

Das Blaufellchen (Salmo Wartmanni) findet ſich am häufigſten im Bodenſee; jedoch wird es auch in einigen Seen Deutſchlands, z. B. in Schwaben, angetroffen. Dieſer Fiſch heißt im erſten Jahre Heuerling, auch Maidel; im zweiten Stuben (Steuben); im dritten Gangfiſch; im vierten Rhenken; im fünften Halbfelch; im ſechſten Dreier, und endlich, vom ſiebenten an, Blaufellchen. Den letztern Namen hat er von der blauen Farbe des Oberleibes; der Unterleib ſieht weißlich aus. Er wird vierzehn bis ſechzehn Zoll lang, und lebt in der Tiefe des Bodenſees von Würmern, Inſekten und einer Art von Schwamm, welcher deshalb Fiſchbrod heißt. Zur Laichzeit, im December, kommt er aus der Tiefe herauf an flache Stellen, geht aber nach dem Laichen wieder hinunter, bis im Frühjahr die warme Witterung ihn abermals hervorlockt. Was der Häring für die Nordiſchen Völker iſt, das iſt dieſer Fiſch für die Nachbarn des Bodenſees; denn es werden vom Mai bis zum Herbſt viele Millionen gefangen. Alle Abende gehen zwanzig bis funfzig Böte zum Fange aus, wovon jedes mit einer Beute von

etlichen

etlichen hunderten des Morgens zurückfährt. Bei ſtürmiſcher und kalter Witterung begeben ſie ſich in die Tiefe, und dann iſt der Fang ſchlecht. Auch iſt es verboten, Heuerlinge zu fangen. Das Fleiſch der Blaufellchen iſt das ſchmackhafteſte unter den Fiſchen des Bodenſees. Man bezahlt von den Gangfiſchen das Hundert mit fünf bis zehn Gulden. Marinirt verſendet man ſie nach Paris, Wien, Leipzig u. ſ. w.

Zweite

Zweite Ordnung.

Nützliche.	Schädliche.
Der Häring	**Der Hai.**
Der Mutterhäring	Der Meer=engel
Die Sardelle	Der Menſchenfreſſer
Der Breitling	Der Sägefiſch
Der Kabeljau	Der Pferdehai
Der Leng	**Der Seewolf.**
Der Stockfiſch	
Der Schellfiſch	
Der Dorſch	
Der Wittling	
Der Pollack	
Der Köhler	
Der Stöhr	
Der Sterlet	
Der Hauſen	
Die Scholle	
Der Heiligebutt	
Der Steinbutt	
Der Flunder	
Der Platteiß	
Die Makrele	
Der Thunfiſch	
Die Meerbarbe	
Der Rochen.	

Der Häring, Clupea harengus.

Obgleich der Häring in den Flüſſen und Seen Deutſchlands nicht angetroffen wird, ſo iſt er doch gewiß allgemein bekannter, als irgend einer unſrer einheimiſchen Fiſche. Die ungeheure Menge, und der daher entſtehende niedrige Preis, vornämlich aber die Erfindung des Einſalzens, wodurch er wohlſchmeckender und geſunder wird, auch die Eigenſchaft erhält, zu jeder Jahrszeit genießbar zu ſein — dies bringt ihn eben ſowol auf die Tafeln der Reichen, als in die Hand des Armen.

Das Geſchlecht beſteht aus zehn bis elf Gattungen, welche an dem ſchmalen, lanzettförmigen Körper, an der gezackten Oberkinnlade, und an dem ſcharfen Rande des Bauchs kenntlich ſind, den die ſägeförmigen, hervorſtehenden Schuppen verurſachen. Sie leben in der Tiefe des Meers von Inſekten, Würmern, Fiſchbrut, und beſonders von einer Gattung kleiner Krebſe. Außer dem gemeinen Häringe ſind folgende noch die bekannteſten und nützlichſten.

Der Mutterhäring (Maifiſch, die Alſe, Clup. alosa) zeichnet ſich durch ſeine anſehnliche Größe aus, weshalb er auch vermuthlich jenen Namen bekommen hat; denn er wird zwei bis drei Fuß lang, und vier Zoll breit, wiegt aber doch nur gegen vier Pfund, höchſtſelten drüber. Der Rücken iſt gelbgrünlich, die Seiten ſchwarzgefleckt, der Bauch weißlich, und ſo ſcharf wie eine Säge. Er lebt in der Nordſee und im Mittelländiſchen Meere, ſteigt im Frühjahre zum Laichen in die Flüſſe, und kehrt gegen den Herbſt ins Meer zurück. Man fängt ihn unter andern in der Elbe und im Rheine mit Netzen, Angeln und Reuſen, worin man Läppchen mit Erbſen, in Myrrhen gekocht, befeſtigt. Sein Fleiſch ſoll faſt wie Lachs ſchmecken, und zuweilen dafür verkauft werden.

Die Sardelle (der Anjovis, Clup. encrasicolus) hat einen goldfarbnen Kopf, einen bläulichgrünen Rücken

und weißen Bauch. Sie iſt dem Häringe übrigens in der Geſtalt gleich, wird aber ſelten über eine Spanne lang und einen Zoll breit. Ihr Aufenthalt iſt die Oſtſee, doch findet ſie ſich noch häufiger in der Nordſee und im Atlantiſchen und Mittelländiſchen Meere, wo man ſie vornämlich bei der Inſel Sardinien in großer Menge fängt, welches zu der Benennung Sardelle Anlaß gegeben hat. Zur Laichzeit kommt ſie aus der Tiefe an die Küſten und flachen Oerter, und wird, vom December bis März, an den franzöſiſchen Küſten gefangen. Vom Mai bis Julius findet ſie ſich bei Italien und in der Meer-enge von Gibraltar ein. Mit den eingeſalznen Sardellen wird bekanntlich von dort aus ein ſtarker Handel getrieben. Man ſchneidet ihnen nämlich die Köpfe ab, nimmt das Eingeweide heraus, ſalzt ſie ein, und packt ſie in Fäßchen, da ſie dann zwei Jahre gut bleiben. Sie werden theils als Salat mit Eſſig und Oel gegeſſen, theils zur Zubereitung verſchiedner Speiſen gebraucht. Ihr Fleiſch iſt noch zarter als das Fleiſch der Häringe; indeß werden oftmals kleine Häringe nach Art der Sardellen zugerichtet, und ſtatt derſelben verkauft.

Der Breitling (Brätling, Scharfbauch, die Sprotte, Clup. sprottus) iſt nur eine Abänderung der Sardelle. Der Bauch endigt ſich in eine gekrümmte Schneide, der bläuliche Rücken iſt ſchmal, der Kopf verhältnißmäßig ziemlich groß. Seine Länge beträgt vier bis fünf Zoll. Er wird in der Nord- und Oſtſee und im Mittelländiſchen Meere, wann er zur Laichzeit im Herbſt aus den Tiefen heraufkommt, in erſtaunlicher Menge gefangen. Man glaubt daher, daß er eben ſo fruchtbar und zahlreich ſey, wie der Häring ſelbſt. Blos an den Küſten von Bretagne bringt der Fang dieſer Fiſche etliche Millionen ein; und in Norwegen, Schweden, Holland, England, Preußen, Pommern und Holſtein iſt derſelbe ebenfalls ſehr anſehnlich. Die Breitlinge werden zwar auch eingeſalzen, halten ſich aber

nicht ſo gut wie die Häringe. Geräuchert nennt man ſie insbeſondre Sprotten.

Der Häring, der vornehmſte dieſes Geſchlechts, von bekannter Geſtalt und Größe. Merkwürdig iſt ſein doppelter Magen, wovon jeder faſt die Länge eines Zolls hat. Er hält ſich in den Tiefen der Nord- und Oſtſee, auch im Atlantiſchen Meere auf, und ſoll nicht, wie man ehemals glaubte, im Eismeere einheimiſch ſein, und aus demſelben jährlich nach dem nördlichen Europa und Amerika ziehen. Man ſchließt dies unter andern daraus, weil er in manchen Gegenden der europäiſchen Meere zu jeder Jahrszeit gefangen wird. Auch die erſtaunliche Weite des Weges macht dieſe Züge unwahrſcheinlich, denn er müßte, nach jener alten Erzählung, vom Frühjahre bis zum Herbſte viele tauſend Meilen zurücklegen. Eben ſo wenig hat man die Häringe jemals in ihre vorgegebene Heimath zurückkehren ſehen, ſondern ſie verſchwinden zu gewiſſen Zeiten plötzlich, und gehen alſo vermuthlich nur in die Tiefe der See, aus welcher ſie zum Laichen, wie mehrere andre Fiſche, an die Küſten und flachen Stellen heraufgekommen waren. Sie erſcheinen aber nicht an allen Orten zugleich, indem die Laichzeit, nach der Beſchaffenheit des Waſſers und der Himmelsgegend, und nach dem Alter des Fiſches, verſchieden iſt. Einige laichen im Frühjahre, andre im Sommer, und wieder andre im Herbſte. Die Holländer nennen daher diejenigen, welche ſchon im Frühjahre gelaicht haben, und vom Rogen und Milch leer ſind, Hohlhäringe; Vollhäringe hingegen die, deren Leib voll Milch und Rogen iſt, und die im Herbſt laichen werden; die im Sommer laichenden heißen bei ihnen Majeken. An den amerikaniſchen Küſten laichen ſie gewöhnlich vom Januar bis zum April. Sie ziehen ſich da nicht nur in die Meerbuſen, ſondern auch in die Flüſſe und andere ſüße Waſſer. Wenn zu kalte Witterung einfällt, halten ſie ein mit Laichen, und gehen auch wol auf kurze Zeit

in die Tiefe. Nach etlichen Tagen, wann ſie ihr Vermehrungsgeſchäft vollendet haben, ſchießen ſie mit einem, dem Regenguſſe ähnlichen, Geräuſche von den Küſten wieder in die hohe See.

Die Fruchtbarkeit und die Menge dieſer Fiſche iſt unbeſchreiblich groß. Zwiſchen Grönland und dem Nordkap iſt ein Zwiſchenraum von ungefähr zweihundert Meilen, und doch ſind über zwei Drittel deſſelben mit Häringen — zur Zeit ihrer Erſcheinung — bedeckt. Sie hemmen oft den Lauf der Schiffe, und an manchen Küſten ſchöpfen die Einwohner ſie mit großen hölzernen Kellen aus dem Waſſer. Ungeachtet der Nordkaper ſie tonnenweiſe verſchlingt, und auch andere räuberiſche Seethiere und Seevögel ſie unabläſſig verfolgen, und ſich an ihnen ſättigen, ſo bemerkt man doch kaum eine Abnahme derſelben. Man hat berechnet, daß von dieſen Fiſchen jährlich ungefähr tauſend Millionen gefangen werden, wovon auf die Holländer allein über die Hälfte fällt; und eben ſo viel, wo nicht mehr, verzehren gewiß die Raubthiere auch. Nichts deſtoweniger kommen jene unermeßliche Schaaren alle Jahre wieder aus dem Schooße des Meers hervor. Zwar hat dieſe Fiſcherei an den Norwegiſchen und Schwediſchen Küſten ſehr abgenommen, woran vornämlich die wenige Schonung der laichenden Fiſche und der jungen Brut Schuld ſein mag. Denn ſo wie der Vogel den Ort meidet, wo er mehrmals im Brüten geſtört wird: ſo kommt auch der Fiſch nicht wieder dahin, wo man ihn zur Laichzeit beunruhigt hat. In der Oſtſee findet ſich der eigentliche Häring jetzt auch nur ſparſam. Eine kleine und magere Art, welche Strohmling oder Strandhäring heißt, wird jedoch auch da in großer Anzahl gefangen. Schlechtere Nahrung und noch andere Umſtände ſollen dieſe Ausartung der Häringe in der Oſtſee verurſachen.

Beſſer hat jedoch Frankreich, England, und hauptſächlich Holland, dieſen Reichthum der Natur in ſeinen Gewäſſern zu erhalten gewußt. Die Holländer werfen bei Hitland und den Orkadiſchen Inſeln, wo ihr beſter Fang iſt, nie vor dem fünf und zwanzigſten Julius die Netze aus, und Fiſcher und Matroſen müſſen vor ihrer Abreiſe ſchwören, daß ſie dieſen Termin beobachten wollen. Auch dürfen ſie überhaupt nirgends länger, als bis zum fünf und zwanzigſten Januar, dieſe Fiſcherei treiben. Beide Verordnungen beziehen ſich auf die beobachtete Laichzeit der Häringe.

Allein jener erſtaunliche Ueberfluß würde uns ohne die Erfindung des Einpökelns wenig nützen; denn der Häring iſt ein weichlicher, fetter Fiſch, der außer dem Waſſer gleich abſtirbt, und auch bald darauf zu verweſen anfängt. Er würde alſo — wie das an niedrigen Küſten in Amerika geſchieht, wo durch Ueberſchwemmungen Berge von Häringen ans Land geworfen werden — die Luft verpeſten, wann wir einen Vorrath davon einſammeln wollten. Deſto ſchätzbarer muß der Nachwelt das Andenken des Mannes ſein, der durch ſeine glücklichen Verſuche die Fruchtbarkeit dieſer Fiſche erſt zum wahren Segen für uns machte, und zugleich damit einer halben Million Menſchen Nahrung gab. Die meiſten Nachrichten ſchreiben dieſe Ehre dem Wilhelm Beukelszoon von Biervliet in Flandern zu, der ungefähr im Jahre 1416, vielleicht doch nur durch Zufall, dieſe wichtige Entdeckung machte, welche ſeine Landsleute weiter benutzten und vervollkommneten. Kaiſer Karl der Fünfte ehrte, anderthalbhundert Jahre nachher, das Andenken des Erfinders dadurch, daß er einen Häring auf ſeinem Grabe verzehrte.

Obgleich andre Nationen dieſe Kunſt bald an ſich brachten und Vortheil davon zogen, ſo ſind doch die Holländer bis auf den heutigen Tag in dem Beſitze des Vorzugs

zugs geblieben, unter allen die beſten und ſchmackhafteſten Häringe zu liefern. Holländiſche Reinlichkeit, die ſtrengſte Akkurateſſe, die durch obrigkeitliche Aufſicht geſchärft erhalten wird, und vermuthlich noch eine beſondre Vorbereitung des Seeſalzes, ſind die vornehmſten Mittel zur Behauptung dieſes Vorzugs. Auf die Schärfe und Reinigkeit des Salzes kommt dabei ſehr viel an.

Es gibt eigentlich eine doppelte Art, die Häringe einzuſalzen: die weiße und die rothe. Bei der erſten wird der Fiſch abgekehlt, d. i. Kiemen und Eingeweide werden bis auf den Milch und Rogen ausgenommen, dann zwölf bis funfzehn Stunden in ſtarke Salzlake gelegt, und hierauf in Tonnen gepackt. Auf dem Lande nimmt man ſie wieder heraus, und legt ſie ſchichtweiſe von neuem mit Salz in andre Tonnen. Gute und ſchlechte werden beſonders gepackt. Wenn die Häringe kurz vor dem Fange die oben erwähnten kleinen Krebſe gefreſſen haben, ſo ſind ihre Gedärme voll von einer rothen Materie; ſie nehmen alsdann das Salz nicht gut an, und verderben bald. Die Fiſcher hielten dies ſonſt für einen Zuſtand der Krankheit. Zu den Tonnen nehmen die Holländer auch nicht, wie einige andre Nationen, fichtenes, ſondern eichenes Holz, damit die Häringe keinen übeln Geſchmack davon bekommen. Sodann wird jede Tonne, nach der verſchiedenen Güte der darin befindlichen Häringe, mit beſondern Zeichen verſehen. Eine Tonne von der guten Sorte koſtet zwiſchen dreißig und vierzig Thalern. Sollen die Häringe roth eingeſalzen werden, ſo bleiben ſie wenigſtens vier und zwanzig Stunden in der Lake liegen, werden dann mit den Köpfen an hölzerne Spieße gereihet, und in einem dazu gebaueten Ofen, der auf einmal zwölftauſend Stück faßt, geräuchert und gedörrt. So heißen ſie Bücklinge, davon wiederum die in Tonnen gepackten, Tonnenpücklinge; in Stroh gepackte, Strohbücklinge; die fetteſten aber, denen man den Rücken aufge-

aufgeſchnitten und ſie beſonders geräuchert hat, Speckbücklinge, und in Niederſachſen Flickhäringe genannt werden. Friſch zubereitet, wird der Häring, wegen des weichlichen Fleiſches, nicht ſonderlich geachtet. In Norwegen und Grönland trocknet man ſie. In Schweden hat man verſucht, die Häringe in ſüßen Waſſern zu erziehen, welches auch gelungen iſt; ſie arten aber aus. Von der Erfindung, Thran aus Häringen zu gewinnen, ſiehe die Technologie.

Der Kabeljau, Gadus morrhua.

Dasjenige Geſchlecht, welchem man den gemeinſchaftlichen Namen Schellfiſch oder Weichfiſch (Gadus) gegeben hat, liefert uns gleichfalls eine Menge vortrefflicher Fiſche. Sie haben einen länglichten, mit kleinen, leicht abfallenden Schuppen bedeckten Körper, und ſchmale Bauchfloſſen, die in eine dünne Spitze zulaufen. Alle leben im Meere, und nähren ſich vom Raube. Zu bemerken ſind davon hauptſächlich:

Der Kabeljau, zwei bis vier Fuß lang und zwölf bis zwanzig Pfund ſchwer; ſelten größer. Der obere Theil des Leibes ſieht grau und gelbgefleckt, der Bauch weiß, bei den Jungen meiſt röthlich aus. Sein Aufenthalt iſt im Weltmeere, und die Nahrung beſteht in Krebſen, Häringen und andern kleinen Fiſchen. Am häufigſten und beſten findet man ſie in Nord-amerika bei Terreneuve, Kapbreton, Neuſchottland u. ſ. w., wo ihres Fanges wegen zwiſchen den Engländern und Franzoſen nicht ſelten blutige Auftritte vorfielen. Gewöhnlich halten ſie ſich, wie die Häringe, in der Tiefe des Meeres, und kommen nur zur Laichzeit in die Höhe. Dieſe Zeit iſt wiederum in den verſchiedenen Gegenden, auch nach dem Alter des Fiſches, verſchieden. Bei England fällt ſie im Januar, bei Island im Februar, bei Terreneuve im

im April, und ſo ferner. Ihre große Fruchtbarkeit beweiſet die Menge Eier, die man bei dem Weibchen gefunden haben will, und die man auf neun Millionen angibt *). Laichende Fiſche pflegen nicht ſehr begierig nach dem Köder zu ſein, daher fängt man ſie um dieſe Zeit gemeiniglich mit Netzen, in welche die Kabeljaue auch alsdann ohne Scheu hineingehen ſollen. Nachher aber lockt man ſie mit Krebſen, kleinen Fiſchen, Stücken Fleiſch, auch mit allerlei glänzenden Sachen, Muſchelſchaalen, rothen Läppchen und dergleichen. Sie werden auch mit Angeln gefangen. Die Engländer unterhalten zu dieſem Fiſchfange funfzehn- bis zwanzigtauſend Seeleute, und gewinnen dabei an vier Millionen Reichsthaler. Noch anſehnlicher war oftmals der Gewinn auf Seiten Frankreichs. In den nordiſchen Gewäſſern ſind zur Zeit des Fanges vier- bis fünftauſend Menſchen aus verſchiedenen Nationen verſammelt, wovon die Holländer, wegen der ſorgfältigern Zubereitung, den größten Vortheil ziehen. Da dieſe Fiſche friſch am beſten ſchmecken, und am theuerſten bezahlt werden, ſo bemühen ſich die Holländer und Engländer, einen Theil lebendig mit fortzubringen, und ſie zu dem Ende in eignen durchlöcherten Schiffen zu bewah-

*) Unkundige Leſer mögen vielleicht hiebei denken, es ſei unmöglich, oder gehe doch über die Geduld des geduldigſten Menſchen, eine ſo ungeheure Anzahl Eierchen, die oft nicht viel größer ſind, als Hirſenkörner, einzeln und genau zuſammen zu zählen. Und ſie hätten Recht, ſo zu denken, wenn man dergleichen Zählungen nicht auf eine viel einfachere und bequemere Weiſe anſtellen könnte. Man wägt nämlich eine kleine Portion Rogen, z. B. ein Quentchen oder noch weniger, ab, zählt die einzelnen Körner, wägt dann die ganze Maſſe Rogen, die der Fiſch bei ſich hat, multiplicirt u. ſ. w. Freilich kommt es bei ſo großen Summen nicht auf ein paar hundert zu viel oder zu wenig an.

wahren, auch wol mit einem Nadelſtiche die Blaſe zu zerſprengen, damit ſie immer auf dem Boden bleiben; denn wann ſie nicht genug Seewaſſer haben, ſterben ſie ab. Uebrigens werden ſie auf verſchiedne Art zubereitet. Man nimmt ſie aus, ſpaltet ſie der Länge nach, hängt ſie auf Stangen und trocknet ſie; ſie heißen dann Stockfiſche oder Kloppfiſche. Andre ſalzt man ein, und legt ſie zum Trocknen auf Klippen an die Sonne, welche nachher unter dem Namen Klippfiſche verkauft werden. Noch andre werden blos nach Art der Häringe eingeſalzen, und Laberdan genannt. Der eingeſalzene Rogen dieſer Fiſche gibt noch einen beſondern, nicht unanſehnlichen Handelsartikel, indem er von den Franzoſen, Spaniern und Holländern aufgekauft, und zum Sardellenfange gebraucht wird. Es ſollen davon jährlich vierzehn bis ſechszehn Schiffsladungen von Norwegen nach Frankreich geſchickt werden. Welche Fruchtbarkeit! Aus der Leber des Kabeljau brennt man Thran, der weit vorzüglicher als der Wallfiſchthran iſt. Die Zunge wird beſonders zugerichtet, und als ein Leckerbiſſen verkauft. Auch die Schwimmblaſe ißt man in Norwegen, und in Island bereitet man einen Leim daraus.

Der Leng (Lengling, die Länge, (Gad. molua), der ſchmalſte und längſte dieſes Geſchlechts, vier bis ſieben Fuß lang, und zwanzig bis dreißig Pfund ſchwer. Auf dem Rücken ſieht er braun, an den Seiten gelblich, und am Bauche ſchmutzigweiß aus. Er wird in den nördlichen Meeren, beſonders in der Nordſee, angetroffen, und iſt, wegen der Menge und des wohlſchmeckenden Fleiſches, nächſt dem Häringe und dem Kabeljau, einer der wichtigſten Fiſche für die Handlung. Unter andern führt man aus Bergen in Norwegen jährlich an hunderttauſend Zentner aus. Das Frühjahr iſt die beſte Fangezeit. Man bereitet ihn eben ſo, wie den Kabeljau, zu, und verkauft ihn als Klippfiſch, Stockfiſch und Laberdan.

Der

Der Stockfiſch (Gad. merlucius) der, zum Unterſchiede vom Kabeljau, welcher getrocknet auch ſo heißt, der kleine Stockfiſch genannt wird, iſt dem Kabeljau in der Farbe ähnlich, und erreicht eine Länge von anderthalb, höchſtens drei Fuß. Er lebt in dem Mittelländiſchen und Nordmeere, und wird vorzüglich an den Küſten von England und Irland gefangen. Den Aufenthalt in der Tiefe und die Erſcheinung an der Oberfläche zu gewiſſen Zeiten hat er mit dem Kabeljau gemein. Ein beſonderer Umſtand iſt es, daß die Schiffe, die auf ſeinen Fang ausgehen, in beſtändiger Bewegung erhalten werden müſſen, weil ſie ſonſt nichts fangen. Das Fleiſch deſſelben iſt weiß, blättrig, und nicht ſonderlich ſchmackhaft; es wird jedoch von den Spaniern gern friſch gegeſſen, von den Franzoſen und Engländern aber eingeſalzen und auf Stangen getrocknet. Es gibt auch noch andre Arten getrockneter Fiſche von dieſer Gattung, die unter der Benennung Stockfiſch im Handel vorkommen; der gegenwärtige ſcheint aber bei uns der gemeinſte zu ſeyn.

Der Schellfiſch (Gad. aeglefinus) wird gewöhnlich einen Fuß lang und anderthalb Pfund ſchwer, zuweilen aber wol drei Fuß lang, und verhältnißmäßig ſchwer. Die Farbe des etwas gebogenen Rückens iſt braun, der Seiten und des Bauchs ſilberfarben. Er findet ſich ſehr zahlreich in der Nordſee, kommt aber nie durch den Sund in die Oſtſee. Bei Heiligeland wird er häufig gefangen, und nach Hamburg gebracht. Auch bei Holland, Oſtfriesland, und vorzüglich bei England, iſt der Fang ſehr ergiebig, ſo, daß man oft zwanzig Stück der größten auf der Stelle für etliche Groſchen kauft. Eine andre Art mit etwas breiterm Körper nennt man den breiten Schellfiſch oder Steinbolk.

Der Dorſch (Döſch, Pomuſchel, Gad. callarias) gemeiniglich etwas kleiner als der Schellfiſch, mit ſchwärzlichgrünem Rücken und weiß und braungefleckten Bauche,

lebt

lebt in der Oſtſee, und geht auch in die Mündungen der Flüſſe. Er wird in Pommern, Preußen, Liefland u. ſ. w. in erſtaunlicher Menge gefangen, auch eingeſalzen und verfahren.

Zuletzt bemerken wir hier noch den **Wittling** (Weißling, Gad. merlangus), einen Bewohner der Nord- und Oſtſee, einen Fuß lang, ſelten zwei, der an den Holländiſchen, Franzöſiſchen und Engliſchen Küſten in großer Menge gefangen, getrocknet, und meiſtens als Schiffskoſt, unter dem Namen **Wegedorn**, verbraucht wird; den **Pollack** (Blanker, Gad. pollachius), ziemlich von eben der Größe, auch in der Nord- und Oſtſee einheimiſch; den **Köhler** (Kohlfiſch, Gad. carbonarius), der wol dreißig Pfund ſchwer iſt, und als Stockfiſch zubereitet wird, weil man ſein Fleiſch ſonſt wenig achtet. Er hat gleichen Aufenthalt mit den vorigen.

Der Stöhr, Acipenser.

Die fünf Gattungen dieſes Geſchlechts gehören zu den ſogenannten ſchwimmenden Amphibien oder Knorpelfiſchen, von denen bei der Beſchreibung der Neunaugen das Nöthige geſagt iſt. Ihr Kopf endigt ſich in einen Rüſſel; der runde zahnloſe Mund liegt unterwärts, und an demſelben befinden ſich vier Bartfaſern. Sie haben an jeder Seite ein ſchmales Luftloch zum Athemholen. Der Körper iſt mit verſchiedenen Reihen ſcharfer Buckeln oder Schilder bedeckt, die ihm eine eckigte Geſtalt geben. Sie leben alle im Meere, gehen aber, wie andre Zugfiſche, in die Ströme und Flüſſe. Ihre Nahrung beſteht in Fiſchen und Würmern, doch freſſen ſie auch wol Schlamm u. dergl.

Der **gemeine Stöhr** (Acipenser sturio) hat wegen der fünf Reihen knochen-artiger Schilder eine fünfeckigte Geſtalt. Das ſtets offenſtehende Maul ſcheint mehr

zum Saugen, als zum Schlingen und Kauen eingerichtet zu ſein. Die Hauptfarbe des Oberleibes iſt blaugräulich, mit braunen und ſchwärzlichen Punkten beſprengt. Er wird drei bis achtzehn Fuß lang, und die größten wiegen fünf- bis achthundert Pfund. Man findet ihn in allen europäiſchen Meeren, wo er ſich hauptſächlich im Winter aufhält; im Sommer ſteigt er in die großen Flüſſe, in die Wolga, Donau, Weichſel, Elbe u. ſ. w. Sie ſchwimmen dann gewöhnlich, wie die Gänſe, in einer langen Reihe hinter einander. Die Laichzeit iſt im April und Mai, und man kann nicht nur aus der Menge der jährlich gefangenen Stöhre auf ihre große Vermehrung ſchließen, ſondern auch aus dem erſtaunlichen Vorrathe von Rogen, der von einem Weibchen zuweilen über zweihundert Pfund ſchwer iſt. Ihre Nahrung beſteht in allerlei kleinen Fiſchen, vorzüglich Häringen; auch verſchlingen ſie Seevögel. — Der Stöhrfang iſt in verſchiednen Ländern, z. B. in Rußland, von ungemeiner Wichtigkeit. Im Meere ſelbſt werden ſie ſelten gefangen, weil ſie da in der Tiefe wohnen. Man bedient ſich zum Fange gemeiniglich großer, ſtarker Netze, wie ſie zur wilden Schweinsjagd gebraucht werden. Wann ſich einer gefangen hat, zieht man ihm einen Strick durch das Maul und die Kiemen-öffnung, und bringt ihn ans Land. In dem Schwanze hat er eine gewaltige Stärke, daher die Fiſcher ſich ſehr in Acht nehmen müſſen, daß ſie nicht von ſeinen Schlägen getroffen werden. Das Fleiſch, beſonders der kleinen und mittelmäßigen, iſt ſüßlich und fett. In Italien gaben Liebhaber ſonſt für das Pfund etliche Thaler. Ein großer wird in Rußland mit ſechs bis ſieben Rubeln bezahlt. Man ißt ſie theils friſch, theils eingeſalzen und marinirt. Einen beſondern Handelsartikel macht der Rogen der Stöhre, der eingeſalzen unter dem Namen Kaviar verkauft wird. Dieſer ſieht ſchwarzgrün aus, und iſt von thranigtem Geſchmacke;

dennoch

dennoch lieben ihn einige Nationen als eine beſondere Delikateſſe. Man hat trocknen, der ſtark gepreßt und an der Sonne getrocknet wird, und flüſſigen. Es läßt ſich zwar auch der Rogen anderer Fiſche zu Kaviar zubereiten; allein von dieſer Gattung wird er am meiſten geſchätzt. Auch ſollen die Ruſſen gewiſſe Vortheile bei der Zubereitung kennen, die ihrem Kaviar den Vorzug vor anderm verſchaffen. Der Handel damit iſt für hunderttauſend Rubel verpachtet. Sie ſchicken ihn häufig nach der Türkei und Italien. Man ißt ihn auf geröſteter Semmel oder zum Butterbrod, auch will man andern Speiſen damit einen Wohlgeſchmack geben.

Der Sterlet (Acip. ruthenus) iſt eine kleinere Gattung Stöhre, und wird vier Fuß lang und etliche dreißig Pfund ſchwer; Andre geben ſeine größte Länge zu 8 Fuß an. Er hält ſich am häufigſten im kaſpiſchen Meere auf, und geht von da in die Wolga und andre damit verbundne Flüſſe. Man hat ihn auch nach Pommern und Schweden in Landſeen verſetzt. Sein Fleiſch wird noch höher geachtet, als das vom Stöhr, eben ſo auch der von ſeinem Rogen bereitete Kaviar, der nur an den kaiſerlichen Hof kommen ſoll.

Der Hauſen (Beluga, Acip. huso), mit ſchwarzem Rücken, bläulichen Seiten und weißem Bauche, übertrifft noch den Stöhr an Größe, und wiegt zuweilen über tauſend Pfund. Seine Rückenſchilder verlieren ſich mit zunehmendem Alter nach und nach gänzlich. Er lebt hauptſächlich im ſchwarzen, kaſpiſchen und mittelländiſchen Meere, und tritt zur Laichzeit in die Wolga, den Jaik und die Donau, wo er bis Preßburg heraufkommt. Dieſer Fiſch iſt außerordentlich gefräßig; er verſchlingt nicht nur Fiſche und andre Waſſerthiere, ſondern auch Stücken Holz, Wurzeln u. ſ. w. Man tödtet ihn entweder mit Speeren, oder fängt ihn in Netzen. Da er nicht ſo träge und geduldig iſt, wie der Stöhr, der im Netze ſtill liegt,

und ſich ohne Widerſpenſtigkeit den Strick durchs Maul ziehen läßt: ſo ſucht ein Fiſcher ihm unvermerkt unter den Bauch zu kommen, wo er ihn mit den Nägeln kitzelt. Dies gefällt dem Hauſen ſo wohl, daß er ſich unterdeß von den andern Fiſchern ebenfalls feſſeln läßt. Sein Fang iſt, wie man leicht denken kann, eine anſehnliche Beute, und in Rußland, wegen der Menge derſelben, ein wichtiger Nahrungszweig. Das Fleiſch und der Rogen wird eben ſo benutzt, wie vom Stöhr. Von der Blaſe und einigen andern Theilen deſſelben breitet man einen Leim, der unter dem Namen Hauſenblaſe bekannt iſt, und ſeine Benutzung noch ſehr erhöhet. Siehe die Technologie.

Die Scholle, Pleuronectes.

Wer zum erſtenmale die Beſchreibung von dieſen Fiſchen lieſet oder hört, ohne ſie ſelbſt geſehen zu haben, der dürfte ſie vielleicht für fabelhaft halten, ſo ſeltſam und einzig in der Natur iſt ihr Körperbau. Die Schollen unterſcheiden ſich nämlich von allen bekannten Geſchöpfen auf der Erde dadurch, daß ſie beide Augen auf einer Seite haben, und zwar einige Gattungen auf der rechten, andre auf der linken Seite, d. i. wenn man den Fiſch ſo legt, daß die Augen oben ſind: ſo iſt das Maul, in Anſehung der Augen, entweder zur Rechten, oder zur Linken. Der Bauch iſt ganz platt, wie ein Bret; der Rücken ein klein wenig erhaben, daher gleicht ihre Geſtalt der Hälfte eines geſpaltenen Fiſches, deſſen inwendige flache Seite den Bauch einer Scholle, die äußere aber den Rücken vorſtellt. Aus dieſem Grunde heißen ſie Plattfiſche oder Halbfiſche, und da ſie nach dieſer Vergleichung auf der Seite zu ſchwimmen ſcheinen, auch Seitenſchwimmer. Sie ſchwimmen aber auch wirklich nicht ganz auf dem platten Bauche, ſondern in einer etwas

was ſchiefen Richtung, und alſo halb auf der Seite. Der Kopf iſt klein, und von den neben einander ſtehenden Augen liegt gemeiniglich eins höher als das andre; die Augen ſind auch oft von ungleicher Größe und mit einer Nickhaut verſehen. Einige haben Schuppen, andre Stacheln. Die Rücken- und Schwanzfloſſe iſt ſo lang wie der ganze Leib. In der Bildung des Körpers überhaupt findet ſich unter den ſiebzehn Gattungen dieſes Geſchlechts noch manche Verſchiedenheit. So iſt z. B. bei einer Gattung der Kopf und Schwanz ſo abgeſtumpft und der Leib ſo breit, daß er faſt einem länglichten Viereck ähnlich ſieht; ſogar die innern Theile, das Herz, die Leber, der Magen ꝛc. haben dieſe viereckigte Geſtalt. Die Schwimmblaſe fehlt den Schollen. Sie liegen mehrentheils auf dem Grunde des Meers ſtill, bis an den Kopf im Sande verſteckt, und lauern auf ihren Raub, welcher in kleinen Fiſchen, Muſcheln, Würmern u. ſ. w. beſteht. Ihr Fleiſch iſt ſchmackhaft; daher werden ſie häufig gefangen, und kommen ſelbſt im Handel vor. Zu den bekannteſten Gattungen gehören:

Der Heilbutt (Heiligebutt, Hälleflunder, Pleuron. hippoglossus), der größte Fiſch dieſes Geſchlechts; er wird bei Norwegen gewöhnlich hundert bis hundert und funfzig Pfund, bei Island aber wol vierhundert Pfund ſchwer, ſo daß ſein Körper ein kleines Fahrzeug bedeckt. Sie liegen in der Tiefe reihenweiſe hinter einander, und kommen bei warmem Wetter zuweilen an flache Stellen, wo ſie von den Fiſchern mit Wurfſpießen getödtet werden. Sonſt fängt man ſie mit der Angel, welche aber ein dickes Seil iſt, etliche hundert Klafter lang, mit einem ſtarken Haken, woran man einen Schellfiſch oder andern Köder befeſtigt. Sie werden auch bei Neufundland oder Terreneuve angetroffen. Das Fleiſch pökelt man meiſtens ein, da es dann noch beſſer als Häring ſchmecken ſoll. In Norwegen bereitet man die Floſſen mit der daran ſitzenden

fetten Haut beſonders zu, und nennt dies Raff oder Rafur. Streifen von der Haut und dem Fette, welche oben vom Schwanze nach dem Rücken zu abgeſchnitten, etwas eingeſalzen und an der Luft getrocknet werden, heißen Rekel oder Rekling. Bei den Holländern wird der Kopf für das beſte Stück gehalten, und theuer bezahlt.

Der Steinbutt (Pleuron. maximus), von ſeinem Aufenthalte an Klippen und Steinen ſo genannt, iſt in der Nord- und Oſtſee und im mittelländiſchen Meere einheimiſch. Die Länge der größten beträgt ſechs bis zehn, die Breite vier bis acht, und die Dicke einen Fuß. Er wiegt an zwanzig bis dreißig Pfund. Die Geſtalt iſt länglichrund, der Rücken braun und gelb marmorirt. Der Bauch weiß mit braunen Flecken. Hin und wieder finden ſich, beſonders auf dem Oberleibe, horn-artige Höker. Man fängt ſie in ſo großer Menge, daß in London allein jährlich dreißigtauſend Pfund verkauft werden.

Der Flunder (Struffbut, Pleuron. flesus) hat einen dicken, mit ſcharfen Buckeln beſetzten Leib, und zwiſchen der After- und Bauchfloſſe einen ſtarken Stachel. Man findet ihn, etwa einen halben Fuß lang und ſechs Pfund ſchwer, in der Nord- und Oſtſee. Zur Laichzeit geht er bis in die Ströme und Flüſſe, denn er kommt auch in ſüßen Waſſern fort, und wird in Holland häufig in Weihern gehalten. In Pommern fängt man ihn unter andern bei Rügenwalde in Menge den ganzen Sommer hindurch. Die bei Memel gefangnen werden vorzüglich geſchätzt. In Liefland trocknet man ſie im Rauche, und verkauft ſie unter dem Namen der Rigiſchen Butte; in Holland werden ſie an der Sonne getrocknet, und dies ſind die Holländiſchen Butten, die man auch im Handel kennt.

Der Platt-eiß (Halbfiſch, die Scholle, Goldbutte, Pleuron. platessa) zeichnet ſich durch ſechs Höcker am

Kopfe von den andern Gattungen aus. Er wird etwa einen Fuß lang, und höchſtens funfzehn bis ſechzehn Pfund ſchwer. Sein Aufenthalt iſt im Grunde der Nordſee, ſeltner in der Oſtſee.

Von den übrigen, die nichts beſondres vor den bisher genannten voraus haben, ſetzen wir nur noch einige Namen her: die Zunge, die Blahrke, die Hundszunge (iſt auf der rechten Seite röthlichbraun, auf der linken ganz weiß), das Viereck, der Argus, die Stachelbutte u. ſ. w.

Die Makrele, Scomber.

Die gemeine Makrele (Sc. scomber) hat in der Geſtalt viel Aehnlichkeit mit einem Häringe, iſt aber etwas runder und dicker, und wird in der Oſtſee und dem Mittelländiſchen Meere, einen Fuß lang und ein Pfund ſchwer, in der Nordſee noch einmal ſo lang, und vier bis fünf Pfund ſchwer. Der gebogne Rücken ſieht ſchwärzlich aus, die Seiten haben blaue Streifen, und ſind nach dem Bauche zu ſilberfarben. Im Finſtern gibt der Körper einen beſondern Glanz von ſich. Sie iſt außerordentlich gefräßig, und verſchmähet ſogar Aas nicht. Im Frühjahre kommt ſie aus der Tiefe an die Küſten, theils zum Laichen, theils den Häring, ihren Lieblingsfraß, aufzuſuchen. Aus der Nordſee ſoll ſie als Zugfiſch in die Oſtſee, dann durch den Kanal um Spanien herum ins Mittelländiſche Meer gehen. In Holland wird ſie im Junius und Auguſt, in England faſt den ganzen Sommer hindurch häufig gefangen, oft bekommt man mit einem Zuge vier- bis fünfhundert Stück. Das Fleiſch der Makrelen iſt außerordentlich fett und wohlſchmeckend, jedoch ſchwer zu verdauen. Auch hält ſich dieſer Fiſch außer dem Seewaſſer nicht lange, und muß bald gegeſſen werden. In Italien marinirt man ihn wie Lachs, in

Nor-

Norwegen und England ſalzt man ihn ein, und in Schottland behandelt man die größten völlig wie Häring; die Schottiſchen Makrelen ſchätzt man am meiſten. Ueberhaupt werden die Makrelen, vornämlich die Gattung, welche man Bonetfiſch (Gutfiſch, Sc. pelamis) nennt, für eine ſolche Delikateſſe gehalten, daß ſie an vielen Orten nur auf die Tafeln der Reichen kommen. Dieſer Bonetfiſch iſt einer der vornehmſten Verfolger der fliegenden Fiſche, denen er etliche Fuß weit aus dem Waſſer nachſpringt, um ſie zu verſchlingen.

Der Thunfiſch, Scomber thynnus.

Die größte Gattung von Makrelen iſt der Thunfiſch, der auch Spaniſche Makrele genannt wird. Seine gewöhnliche Länge beträgt zwar nur zwei Fuß, allein er ſoll doch in manchen Gegenden ſieben bis zehn Fuß lang, im Umkreiſe fünf bis ſechs Fuß dick und zuweilen ſo fett werden, daß die Haut aufplatzt. Ein ſolcher wiegt dann auch vier bis ſechs Zentner. Die Thunfiſche nähren ſich vom Raube. Sie ſchwimmen im Kreiſe herum, und machen eine Art von Strudel, wodurch ſie die kleinen Fiſche zuſammentreiben und ſie verſchlucken. Ihnen ſelbſt ſtellen die Haie nach. — Zur Laichzeit ziehen die Thunfiſche aus der Nordſee in das mittelländiſche Meer, und ſetzen ihren Laich an den Spaniſchen und Afrikaniſchen Küſten ab. Auf dieſen Zügen ſieht man ſie zu tauſenden in einem länglichten Viereck ſo dicht bei einander ſchwimmen, daß man kaum mit einem Boote durchkommen kann. Sie ſpringen oft aus dem Waſſer hoch auf, und heißen deshalb auch Springer. Ein gewiſſes Inſekt, das ſich unter den Bruſtfloſſen einfrißt, und ihnen viel Qual verurſacht, iſt vermuthlich die Urſach davon. Bei Sicilien werden ſie in einer beſondern Art von Netzen (Tonnaros) mit vielen Abtheilungen oder Kammern gefangen. Dieſer Fang iſt für die Einwoh-

wohner nicht nur ſehr einträglich, ſondern auch eine ihrer vornehmſten Beluſtigungen, woran ſelbſt Standesperſonen Theil nehmen. Das eingepökelte Fleiſch wird unter dem Namen Tonine in Menge ausgeführt, beſonders nach Konſtantinopel, wo es in großem Anſehen ſteht.

Eine ſchlechtere Gattung Makrelen iſt der Stöcker, oder die Baſtardmakrele.

Die Meerbarbe, Mullus barbatus.

Wir bemerken hauptſächlich nur die Eine Gattung dieſes Geſchlechts, welche der Rothbart, Mull, auch Häringskönig heißt, und, den faſt viereckigten Kopf ausgenommen, an Geſtalt der Makrele ziemlich gleicht. Zwei lange Bartfaſern am Unterkiefer und die rothe Farbe des Körpers haben dieſem Fiſche den Namen Rothbart gegeben. Er iſt ausnehmend ſchön gezeichnet; mehrere gelbe Streifen und die ganz gelben Floſſen erhöhen noch das ſanfte Roth, das ſich über den Leib verbreitet. Das nackte Fleiſch unter den leicht abfallenden Schuppen ſieht ebenfalls roth aus. Man findet ihn acht bis vierzehn Zoll lang und anderthalb bis zwei Pfund ſchwer; größere ſind eine Seltenheit. Aufenthalt und Nahrung hat er mit der Makrele gemein. Er kommt im Frühjahre ſchaarenweiſe aus den Tiefen hervor, und er ſoll der einzige Fiſch ſein, der dreimal im Jahre laicht. Sobald er gefangen iſt, kocht man ihn in Seewaſſer, und wenn man ihn verſenden will, ſo hüllt man ihn in einen Teig von Mehl, damit er nicht verdirbt. Er gehört zu den koſtbarſten Seefiſchen, und ſtand beſonders bei den alten Römern und Griechen in ſo großem Werthe, daß man ihn mit Silber aufwog. Die Römer unterhielten ihn auch zum Vergnügen in Fiſchbehältern, und ließen ihn bei Gaſtmählern in den Händen ſterben, um ſich an der Veränderung der Farben, die dann zum Vorſcheine kommen, zu ergötzen.

Der Rochen, Raja.

Das in mancher Rückſicht merkwürdige Geſchlecht der Rochen gehört zu den Knorpelfiſchen, und hat einen breiten platten Körper, der, wenn man den kurzen Schwanz abrechnet, ziemlich einer Figur gleicht, wie man ſie auf den Carreau-Blättern der franzöſiſchen Karte ſieht. Der Kopf iſt nicht wohl von der Bruſt, dieſe aber von dem Bauche zu unterſcheiden. Das Maul liegt unten am Kopfe; an den Seiten befinden ſich fünf Luftlöcher, die Augen ſind bis zur Hälfte mit einer Haut überzogen, der Schwanz endigt ſich gemeiniglich in zwei mit Stacheln beſetzte Spitzen. Die Rochen leben in allen Europäiſchen Meeren, doch ſelten in der Oſtſee, halten ſich in der Tiefe, und nähren ſich von Krebſen, Muſcheln, Fiſchen und dergleichen. Sie werden zum Theil ſehr groß und breit, und an zweihundert Pfund ſchwer. Bei der Begattung ſetzt ſich das Männchen auf den Rücken des Weibchens; denn ſie begatten ſich nach Art der Säugethiere. Das Weibchen legt alsdann, wie die Hühner, zwar nur Ein Ei auf einmal, aber doch mehrere in einer Woche oder einem Monate, daher ihre Vermehrung gar nicht ſparſam iſt. Das Ei ſelbſt iſt länglich-viereckigt, und, nach Verhältniß der Größe des Thiers, bald größer, bald kleiner; indeß ſoll es gewöhnlich die Größe eines Hühner-eies haben. Die Schaale ſieht ſchwarz aus, iſt hart und hornigt, und hat an dem einen Ende vier Spitzen. Dieſe Eier heißen Seemäuſe (auch Seekiſſen), welchen Namen man ihnen gab, als man ihren Urſprung noch nicht wußte. Da die Jungen in den Eiern, ſobald ſie von der Mutter kommen, ſchon ausgebildet und lebendig ſind, und kurz nachher aus der geborſtnen Schaale in ihrer vollkommnen Geſtalt hervorkriechen: ſo ſetzt man die Rochen auch noch unter die lebendiggebärenden Thiere. Das Fleiſch dieſer Fiſche wird nicht ſonderlich geachtet, doch ißt man es von

dem Glattrochen (Stachelrochen, Tepel, Raja batis), vornämlich wenn er jung iſt, noch am liebſten. Der Glattrochen hat einen glatten mit Schleim überzognen Körper, und einen mit Stacheln beſetzten Schwanz. Er iſt gewöhnlich zwei bis drittehalb Fuß breit und einer Hand dick, wird aber zuweilen noch einmal ſo groß, und etliche hundert Pfund ſchwer. Man fängt ihn bei Heiligeland häufig, auch bei Schleswig und Holſtein, trocknet ihn an der Luft, und verſendet ihn nach Hamburg und in andre Gegenden Deutſchlands. In Island bereitet man ihn zu Klippfiſch, und brennt aus der Leber weißen Thran. Den Meer-adler (Adlerfiſch, Rochen adler, Raja aquila), deſſen Schwanz ſich in einen langen, ſägeförmigen Stachel endigt, hält man in einigen Gegenden für giftig; wenigſtens iſt ſein Fleiſch ſehr zähe und ſchlecht. Die Leber hingegen wird von Vornehmen für eine Delikateſſe gehalten. In europäiſchen Gewäſſern iſt er nicht ſehr groß; in Indien aber wiegt er nicht ſelten dreihundert Pfund. Den Stachel braucht man in Indien, die Sklaven damit zu züchtigen. — Noch allgemeiner ſteht der Stachelroche (Pfeilſchwanz, Raja pastinaca) in dem Verdachte, daß der vier Zoll lange gezähnelte Stachel an ſeinem horn-artigen, ſchwarzen Rattenſchwanze giftig ſei; er iſt es aber nicht, ob er gleich gefährlich damit verwunden kann, und einige Amerikaniſche Völker dieſe Stacheln ſtatt der Pfeile gebrauchen. Auch der Steinroche oder Nagelroche (Raja clauata) hat ſchlechtes Fleiſch. Auf ſeinem Rückgrate und Schwanze ſtehen Stacheln, welche den Nägeln ähnlich ſind. In den amerikaniſchen Gewäſſern ſoll er eine ungeheure Größe, faſt dem Wallfiſche gleich, erreichen. Der Dornroche (Raja rubus) findet ſich in der Nordſee häufig. Sein ebenfalls ſchlechtes Fleiſch wird, wie das Fleiſch des Nagelrochens, von Matroſen gegeſſen. Vom Zitterrochen ſ. die dritte Ordnung.

Dies

Die ſind nun die bekannteſten unter den ausländiſchen nutzbaren Fiſchen, an deren Kenntniß einem Liebhaber der Natur gelegen ſein kann. Von den übrigen weiß man nicht viel mehr, als daß ſie gefangen und zum Theil gegeſſen werden, z. B. die Meerbrachſen, Meergrundeln, Meerhaaſen u. ſ. w., daher wir die Geſchichte derſelben den Naturforſchern überlaſſen. Nur noch ein paar berüchtigte Raubfiſche mögen hier ihren Platz einnehmen.

Der Hai, Squalus.

Das Geſchlecht dieſer fürchterlichen Geſchöpfe wird zu den Knorpelfiſchen gerechnet, und beſteht aus mehr als dreißig Gattungen, welche ſich eben ſowol durch ihre Größe, als durch eine unerſättliche Gefräßigkeit, auszeichnen. Der Körper iſt länglicht, faſt walzenförmig; an jeder Seite des Kopfs befinden ſich fünf halbmondförmige Luftlöcher, und hinter den Augen liegen noch ein Paar Löcher, wodurch ſie das eingeſchluckte Waſſer wieder von ſich geben. Im Rachen ſtehen mehrere Reihen theils feſter, theils beweglicher Zähne, womit ſie die Beute zwar feſthalten, aber nicht zermalmen können, denn ſie ſchlingen alles ganz hinunter. Ihre Haut iſt theils rauh und ſcharf, und mit kurzen, feinen Stacheln beſetzt, theils gekörnt und chagrinartig; auch macht man Chagrin davon. Auf dem Rücken ſtehen bei einigen Gattungen große Stacheln. Sie leben faſt in allen Meeren, und gebären lebendige Junge. Gewöhnlich finden ſie ſich bei den Schiffen ein, um aufzufangen, was herausgeworfen wird, oder herausfällt. Man fängt ſie mit eiſernen Haken an ſtarken Ketten, woran große Stücke Fleiſch befeſtigt werden. Auch wenn ſie ſchon gefangen ſind, iſt es gefährlich, ſich ihnen zu nähern. Ihr übelriechendes Fleiſch wird zwar nur von einigen armen Völkern aus

Noth gegeſſen; allein ihre Haut verarbeitet man allgemein, theils zu Chagrin, theils zu Leder, theils wird ſie auch nur getrocknet, und zum Poliren gebraucht. Die fette Leber gibt etliche Tonnen recht guten Thran. So groß aber auch dieſe Thiere ſind, ſo haben ſie doch verhältnißmäßig wenig Gehirn. Bei einem Hai von dreitauſend Pfund fand man nicht einmal drei Unzen Gehirn. Von den einzelnen Gattungen der Haifiſche bemerken wir:

Den Meer=engel (Krötenhai, Squalus squatina), der von den ſehr großen, breiten Bruſtfloſſen, die faſt wie Flügel ausſehen, jenen Namen erhalten hat. Er pflegt ſich auch oft im Waſſer mit dem Vordertheile des Leibes aufzurichten, daher nennen ihn Einige Seemenſch. Der Kopf hat einige Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer Kröte. Oben ſieht der Leib grau, unten weiß aus. Er lebt im mittelländiſchen Meere und in der Nordſee, und raubt nicht nur Fiſche, ſondern fällt auch wol Menſchen an. Seine Länge beträgt ſechs bis acht Fuß, und das Gewicht nicht ſelten über hundert und funfzig Pfund.

Der Menſchenfreſſer (Carcharias, Jonasfiſch, Sq. carcharias), iſt der furchtbarſte unter den Haien. Er wird zwanzig bis dreißig Fuß lang, hat neun bis zehn Fuß im Umfang, und ein Gewicht von zehn= bis funfzehntauſend Pfund Im Rachen ſtehen ſechs Reihen Zähne, und in jeder Reihe wenigſtens dreißig. Die hinterſten ſind beweglich, ſo daß er ſie nach Gefallen aufrichten und niederlegen kann. Man gräbt dergleichen Zähne auch auf der Inſel Malta und Sicilien aus der Erde, und nannte ſie ſonſt Schlangenzungen (Gloſſopeträ). Ob ſie gleich vermuthlich mehrere tauſend Jahre da gelegen haben, ſo ſind ſie doch noch unverſehrt. Aus ihrer Größe ſchließt man, daß dieſe Thiere damals noch größer müſſen geworden ſein, und daß der Rachen eine Weite von acht bis zehn Fuß gehabt habe. Jedoch auch jetzt fängt man ſie zuweilen ſo groß, daß ein erwachsner Menſch durch

ſeinen

ſeinen Rachen ohne Beſchwerde durchkriecht. In dem Magen eines Hai, der funfzehn Fuß lang war, fand man zwei Thunfiſche und einen Mann mit ſeiner Kleidung, und bei einem andern gar ein ganzes Pferd. Man glaubt daher auch, daß dieſes der Fiſch ſei, der den Jonas verſchlungen habe. Die Matroſen müſſen ſich beim Baden und bei ähnlichen Gelegenheiten ſehr in Acht nehmen, denn er hält ſich gern in der Nähe der Schiffe auf. Auch findet er ſich bei dem Wallfiſchfange ein, wo er aber den Menſchen weniger gefährlich iſt, indem ihm dieſe genug Beute an dem Fleiſche des getödteten Wallfiſches laſſen. Wann er gefangen iſt, macht er gewaltige Sprünge, und ſpeiet wol die Eingeweide mit dem Haken vor Angſt aus. Sein Fleiſch iſt nicht ſo widrig, als von den andern Gattungen, und wird in Norwegen und Island gegeſſen. Die Haut und das Leder benutzt man, wie oben geſagt iſt *).

*) Merkwürdig iſt es, daß der oben erwähnte Bootsmann (Gast. ductor) um dem Rachen des Hai herumſchwimmt, ohne daß dieſer ihn verſchlingt.

Auch iſt noch der Umſtand zu bemerken, daß der Hai nie anders ſeine Beute verſchlingen kann, als nachdem er ſich auf den Rücken geworfen hat, welche Lage in dieſem Falle durch die Bildung ſeines Rachens nothwendig gemacht wird. Dies Umwenden, ſo ſchnell es auch geſchehen mag, verurſacht doch einigen Aufenthalt; woraus ſich dann die Möglichkeit folgender ſeltſamen Begebenheit begreifen läßt, die ſich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zutrug.

Ein engliſches Schiff lag bei ſtillem Wetter im mittelländiſchen Meere vor Anker. Dieſe Muße machte ſich ein Matroſe, der gut ſchwimmen konnte, zu Nutze, und ſprang in die See, um ſich zu baden. Auf dem Verdecke ſtanden mehrere ſeiner Kameraden und Offiziere, und ſahen ihm zu. Indem er ſich ſo beluſtigte, erſchien plötzlich ein fürchterlicher Hai, und ſchoß wie ein Pfeil auf den Matroſen los. Der Kapitain beſaß ſo viel Geiſtesgegenwart, daß er im Augenblicke eine Kanone auf das Un-

Der Sägehai (Sägefiſch, Sq. pristis) hat einen knöchernen, ſchwerdtförmigen Rüſſel, der an beiden Seiten mit Zähnen beſetzt, und drei bis fünf Fuß lang iſt. Die Oberfläche dieſes Rüſſels wird von einer lederartigen Haut bedeckt. Er dient ihnen ſowol zur Vertheidigung, als zum Angriffe; denn ſie ſtreiten unter einander ſelbſt mit grimmiger Wuth, und fallen ſogar Wallfiſche an, die ſich vor ihnen fürchten. Auch ſollen ſie denſelben zum Abmähen der Seepflanzen gebrauchen, welche ſie, nebſt andern Nahrungsmitteln, verſchlingen. Sie erreichen bisweilen eine Länge von funfzehn Fuß. Ein ähnliches Thier iſt der Schwerdtfiſch (Xiphias gladius), der aber zu einem andern Geſchlechte gehört. Er hat ebenfalls einen ſchwerdtähnlichen Rüſſel, nur nicht an den Seiten gezähnt, wie bei jenem, ſondern ſcharf. Er wird noch größer, als der Sägehai. Sein Fleiſch iſt eßbar. Man fängt ihn unter andern bei Sicilien, und verkauft die eingeſalznen Floſſen unter dem Namen Kallo.

Der Pferdehai (Sq. maximus) iſt der größte des ganzen Geſchlechts; man ſetzt ſeine Länge auf vierzig bis funfzig

---

Ungeheuer abbrennen ließ. Die Kugel traf glücklich, und das erſchrockne Thier ſpie den ſchon halb verſchluckten Matroſen wieder aus, der mit einigen leichten Wunden davon kam, und von ſeinen Kameraden an Bord gebracht wurde. Der betäubte Hai erhielt ſogleich noch einige Schüſſe, worauf man ihn gleichfalls ins Schiff zog, ihn vollends tödtete, und dann dem ſo wunderbar aus dem Rachen des Todes geretteten Matroſen ein Geſchenk damit machte. Dieſer zog mit demſelben durch ganz Europa, ließ ihn für Geld ſehen, erzählte dabei — ein zweiter Jonas — mit vieler Beredſamkeit das Wunder ſeiner Errettung, und erwarb ſich auf die Weiſe ein hinlängliches Vermögen, um im Alter der Ruhe genießen zu können. Er war in den Jahren 1758 und 59 auch in Deutſchland.

funfzig Fuß. Er iſt aber lange nicht ſo gefährlich, wie die andern Haie. Der kleinſte hingegen, etwa drei Fuß lang, iſt das Seehündchen (Sq. catulus).

Der Seewolf, Anarrhichas lupus.

Diejenige Gattung von Raubfiſchen, welche, nächſt den Haien, im ſchlimmſten Rufe ſtehen, iſt der Seewolf (Steinbeißer), deſſen Name ſeine Natur und ſein Verhältniß zu den übrigen Fiſchen ſchon anzeigt Seine Länge beträgt vier bis ſieben, zuweilen funfzehn Fuß. Im Maule ſtehen etliche Reihen kegelförmiger, ſtarker Zähne, womit er wüthend um ſich beißt, und was er einmal gepackt hat, nicht wieder losläßt. Er lebt in der Tiefe der Nord- und Oſtſee, bewegt ſich langſam, und kriecht nach Art der Aale. Im Frühjahre kommt er an die Küſten, um ſeinen Laich abzuſetzen. Sein Fleiſch wird friſch gegeſſen, auch getrocknet und eingeſalzen. Die ſogenannten Krötenſteine (Bufoniten), die ehemals in Gold eingefaßt und an den Fingern getragen wurden, hält man für verſteinerte Zähne des Seewolfs.

Im Jahre 1789 fing man in dem Hafen von Meſſina einen Meerwolf von außerordentlicher Größe. Acht Barken hatten ſich gegen dies Ungeheuer gleichſam in Schlachtordnung geſtellt. Das gefangene Thier iſt dem Herrn Spallanzani, zum Gebrauche des Naturalienkabinets zu Pavia, überlaſſen worden.

Dritte Ordnung.

Elektriſche Fiſche
Der Zitter=rochen
Der Zitter=Aal.
Fliegende Fiſche
Der Knurrhahn
Der Schlammpeizker
Der Goldfiſch
Nadelfiſche
Der Sprützfiſch
Der Saugefiſch
Der Hammerfiſch.

Elektriſche Fiſche.

Wenn man gewiſſe Körper, Bernſtein, Glas, Siegellack u. ſ. w., ſtark reibt, ſo ziehen ſie andre leichte Sachen, z. B. Zwirnsfaden, die ihnen nahe genug gebracht werden, wechſelsweiſe an, und ſtoßen ſie wieder zurück. Dieſe Eigenſchaft nennt man Elektricität, und jene Körper heiſſen daher elektriſche Körper. Alle diejenigen Körper hingegen, welche eine ſolche Kraft nicht äußern, werden unelektriſch genannt; dahin gehören die Metalle, das Waſſer und die meiſten thieriſchen Körper. Iſt die elektriſche Materie durch das Reiben eines elektriſchen Körpers in Bewegung geſetzt, und es berührt ihn dann ein unelektriſcher Körper, ſo ſtrömt die elektriſche Materie plötzlich aus jenem in dieſen, mit Geräuſch und einem hellen Feuerfunken, hinüber; auch empfindet der berührende Körper — wofern

wofern er der Empfindung fähig iſt — eine mehr oder minder ſtarke Erſchütterung. Lange glaubte man, daß dieſe Kraft nur in lebloſen Körpern ruhe, und nur durch Reiben, oder durch einen ähnlichen Reiz, wirkſam gemacht werden könne; allein zu ihrer Verwunderung entdeckten die Naturforſcher vor geraumer Zeit eben dieſe merkwürdige Eigenſchaft in einigen Gattungen von Fiſchen, den einzigen — bis jetzt bekannten — lebendigen Geſchöpfen, denen elektriſche Kraft zu einem willkührlichen Gebrauche beiwohnt *). Man kennt bereits fünf Gattungen elektriſcher Fiſche, wovon jede zu einem beſondern Geſchlechte gehört. Die eine Gattung wird zum Geſchlechte der Welſe gerechnet, und heißt der Zitterwels (Silurus electricus). Er wohnt im Nil und in andern afrikaniſchen Strömen, und erreicht beinahe eine Länge von zwei Fuß. Die zweite Gattung iſt der Zitterſtachelbauch (Tetraodon electr.); die dritte, der Zitterriemfiſch (Trichiurus electr.); die vierte, der Zitterrochen (Raja torpedo); die fünfte, der Zitteraal (Gymnotus electr.). Die beiden letztern ſind die bekannteſten und berühmteſten, daher wir von ihnen hier etwas ausführlicher ſprechen.

Der

*) Wenn man ſich auf die Beobachtung eines gewiſſen D. Cotugni in Neapel verlaſſen darf, ſo beſitzt die Hausmaus ebenfalls elektriſche Kräfte. Er wollte nämlich einſt eine ſolche lebendig anatomiren, und faßte ſie zu dem Ende mit dem Daumen und dem Vorderfinger an der Rückenhaut, und hielt ſie mit dem Unterleibe aufwärts. Kaum war ein Theil der Haut durchſchnitten, als die Maus den Schwanz heftig gegen ſeinen dritten Finger bewegte, und ihm einen Stoß durch den ganzen Arm, mit einem innern Zittern, Schmerz in der Schulter, und Erſchütterung im Kopfe, beibrachte. S. Goth. Magaz. für das Neueſte aus der Phyſ. u. N. G., B. VIII. St. 3. S. 121. Nach aller Wahrſcheinlichkeit haben einige Gattungen von Polypen auch Electricität.

Der Zitterrochen (Krampffiſch, Zitterfiſch) findet ſich im mittelländiſchen Meere und in andern Gegenden des Oceans. Er gehört, wie ſein Name anzeigt, zu dem vorher erwähnten Geſchlechte der Rochen, und hat einen glatten, faſt tellerförmigen Körper. Das Gewicht der größten beträgt zwölf bis zwanzig Pfund. Oberwärts iſt der Leib braun und weiß, mit fünf runden ſchwarzen Flekken gezeichnet; unten ſieht er meiſtens ganz weiß aus. Wenn man ihn berührt, oder nur mit der Hand im Waſſer nahe kommt, ſo empfindet man eine Erſchütterung, wie von einer Elektriſirmaſchine. Dieſe elektriſche Kraft hat jedoch nur in der Gegend des Kopfs, neben den Luftlöchern, ihren Sitz; denn wenn man ihn beim Schwanze feſthält, kann er ſie nicht äußern. Auch wirkt ſie deſto ſtärker, je muntrer der Fiſch iſt, nimmt mit der Lebenskraft deſſelben ab, und hört mit ſeinem Tode ganz auf. Er vertheidigt ſich damit nicht nur gegen ſtärkere Raubfiſche, ſondern betäubt auch die kleinern, die ſich ihm nähern, und frißt ſie. Das Werkzeug, wodurch dieſe Kraft wirkt, iſt doppelt, und erſtreckt ſich vom Kopfe bis ans Ende der Bruſt. Das eine liegt am Rücken, das andre am Bauche. Jedes derſelben beſteht, dem Anſcheine nach, aus vielen, meiſtens fünf- bis ſechseckigten, faſt durchſichtigen Säulen, die durch ein netzartiges Gewebe zuſammengehalten werden. Das Ganze hat ziemlich das Anſehen eines Wachskuchens der Bienen. Jede Säule iſt wiederum durch kleine Zwergfalten, der Länge nach, ſo oft getheilt, daß der Zergliederer in einer einen Zoll hohen Säule etwa 150 Abtheilungen zählt. Nach dieſen Abtheilungen laufen eine Menge kleiner Gefäße, welche Verästelungen der Blutgefäße in den Fiſchkiemen ſind. Eine Menge Nerven, welche ſich durch jene Säulen verbreiten, ſcheinen die weſentlichen Werkzeuge zur Hervorbringung der elektriſchen Kraft zu ſein. Bei keinem Thiere findet man irgend einen Theil des Körpers — die Sinneswerkzeuge ausgenommen,

men, — der, im Brtracht ſeiner geringen Größe, ſo viele Nerven hat, als jenes Organ des Zitterrochens.

Von einigen Völkern wird das Fleiſch des Zitterrochen gegeſſen.

Der Zitter=aal (elektriſche, oder Surinamiſche Aal), zwei bis fünf Fuß lang, mit einer leder=artigen, ſchleimigten Haut bekleidet, bis auf einige hellere Flecke ganz ſchwarz, iſt in den Meeren und Flüſſen des heiſſern Klima einheimiſch. Er unterſcheidet ſich von andern Aalen vornämlich durch den Mangel der Rückenfloſſe, und macht deswegen ein beſondres Geſchlecht. An der Kehle befinden ſich zwei Oeffnungen, die eine zur Ausführung des Koths, die andre zum Abgange des Harns. Dieſer Fiſch beſitzt jene Eigenſchaft in einem hohen Grade; denn ſelbſt das Waſſer iſt funfzehn Fuß um ihn herum elektriſch, und man kann ihm wirklich Funken entlocken. Der Zitterrochen gibt keine Funken. D. Hunter in England hat viele merkwürdige Verſuche mit dem Zitteraale angeſtellt, und die Erſcheinung der Funken außer Zweifel geſetzt. Von großen und alten iſt der Schlag ſo heftig, daß man zu Boden ſtürzt, wenn man ihren Kopf mit einem Finger anrührt. Ja, man hat Beiſpiele, daß ein ſolcher Schlag einem Knaben und mehrern erwachsnen Perſonen tödtlich war. Ein anderer Fiſch, der in den Wirkungskreis des Zitter=aals geräth, liegt bald ohne Bewegung auf dem Rücken da; doch erholt er ſich wol wieder, wenn man ihn herausnimmt, und in ein anderes Waſſer ſetzt. Hält man einen Magnet an dieſen Aal, ſo verliert er die elektriſche Kraft auf einige Zeit. Auch kann man ihn, die Hand mit einem ſeidnen Tuche umwickelt, ohne Gefahr angreifen. Packt man den Schwanz und Rücken herzhaft mit beiden Händen an, ſo empfindet man ebenfalls wenig oder gar keine Erſchütterung. Hingegen iſt der Stoß deſto heftiger, je mehr er gereizt und zornig gemacht wird. Mit dem Tode deſſelben hört dieſe

Wir=

Wirkung ganz auf. In Surinam hält man die Jungen in eigenen Behältern, und füttert ſie mit kleinen Fiſchen, Würmern und Inſekten. Ihr Fleiſch ſoll einen angenehmen Geſchmack haben.

Fliegende Fiſche.

Es gibt in der erſten Klaſſe fliegende Mäuſe und fliegende Eichhörnchen; in der dritten fliegende Eidechſen; und ſogar in dieſer vierten, wo man es am wenigſten erwarten ſollte, fliegende Fiſche. Unter allen dieſen merkwürdigen Thieren haben jedoch nur die fliegenden Mäuſe oder Fledermäuſe und eine Gattung der Makis (ſ. die Beſchreib. der Fledermaus) das Vermögen, nach Gefallen in der Luft umher zu fliegen; die übrigen ſind weder fähig, nach allen Richtungen, auf und ab, ſich zu bewegen, noch in einem anhaltenden Fluge, ſo lange ſie wollen. Dies iſt denn auch der Fall mit den fliegenden Fiſchen, wozu unter andern der fliegende Häring (Exocoetus volitans) und der fliegende Seehahn (Trigla volit.) gehören. Ihre Bruſtfloſſen, die bei einigen faſt ſo lang, wie der Leib ſind, dienen ihnen ſtatt der Flügel; und wann ſie im Waſſer von Raubfiſchen verfolgt werden, erheben ſie ſich ein wenig über die Oberfläche deſſelben, und fliegen etliche hundert Schritte weit; aber ſobald die Floſſen trokken werden, müſſen ſie wieder in ihr Element zurück. Sie bedienen ſich alſo dieſes Vermögens nur im Nothfalle und zu ihrer Rettung; wiewol es ſie nicht einmal gegen alle Gefahr ſichert, indem theils andre fliegende Raubfiſche, z. B. die Doraden (Coryphaena), ſie auch über dem Waſſer verfolgen, theils lauernde Seevögel aus der Höhe auf ſie herabſtürzen.

Der Knurrhahn, Cottus cataphractus.

Den Säugethieren, Vögeln und einigen Gattungen der Amphibien, mit einem Worte, den Thieren, welche durch Lungen athmen, ſchreibt man eine Stimme zu; denn ſie können willkührlich Töne hervorbringen, und dieſelben größtentheils nach ihren verſchiednen Empfindungen abändern; allein die übrigen Thiere, die nicht vermittelſt der Lungen, und nur unwillkührlich einen Laut von ſich geben, haben keine Stimme, und ſind alſo auch eigentlich ſtumm. So laſſen z. B. einige Gattungen von Fiſchen, inſonderheit aus dem Geſchlechte der Seehähne (Trigla): der Knurrhahn (Tr. gurnardus), der Seekukuk (Tr. cuculus), die Seeſchwalbe (Tr. hirundo), wann ſie gefangen ſind, einen knurrenden oder brummenden Ton hören die aber damit das bekannte Sprüchwort: Stumm, wie ein Fiſch, noch nicht widerlegen. Es entſteht jener Ton wahrſcheinlich von der Auspreſſung des eingezogenen Waſſers und der Luft, und von einer beſondern Einrichtung der Kiemen. Die Seehähne leben alle im Meere, und die größten werden ungefähr drei Fuß lang. Die Seeſchwalbe kann auch fliegen. Sie wird, eingeſalzen oder gedörrt, als gemeine Schiffskoſt gegeſſen; friſch iſt ſie ungenießbar.

Der Schlammpeizker, Cobitis fossilis.

Der Schlammpeizker (Wetterfiſch, Steinpitſche, Wettergrundel) wird einen Fuß, zuweilen faſt eine Elle lang, hat am Maule ſechs Bartfaſern, und auf dem Leibe kleine Schuppen, die aber wegen des Schleims kaum ſichtbar ſind. In der Geſtalt gleicht er einer Schlange. Die Grundfarbe des Obertheils iſt ſchwärzlich, worüber einige gelbe und braune Streifen der Länge nach hinlaufen. Der gelbliche Bauch hat ſchwarze Flecke. Er lebt in allen ſüßen Waſſern, Landſeen und Flüſſen mit moraſtigem Bo-

den, und nährt ſich von Würmern, Inſekten und fetter Erde. Man zählt ihn zu dem Geſchlechte der Schmerlen (Hochſchauer, Grundeln, Cobitis). Im Winter verbirgt er ſich im Schlamme, kommt aber gegen das Frühjahr in die Höhe, und ſetzt ſeinen Laich an dem Graſe am Ufer ab. Außer dieſer Zeit liegt er bei ſtillem Wetter in der Tiefe, und ſteigt nur bei bevorſtehender Veränderung deſſelben empor. Wegen dieſer Vorempfindung des Wetters hält man ihn ſtatt eines Wetterglaſes, wie den Laubfroſch, im Zimmer in einem Glaſe mit Fluß- oder Regenwaſſer und etwas fetter Erde. Auch muß das Glas in geheizten Zimmern nahe am Fenſter ſtehen. Er lebt aber doch nur in der Gefangenſchaft höchſtens ein Jahr. Weſentlichere Dienſte leiſtet dieſer Fiſch bei Verſtopfungen der Röhren und Waſſerleitungen; denn wenn man ihn in die Oeffnung hineinſteckt, ſo arbeitet er ſich bis ans Ende durch, und reinigt alſo die Röhre von Schlamm und Unrath. Als Speiſe wird er nicht ſonderlich geachtet. Man fängt ihn mit Hamen und Netzen, oder gräbt ihn aus ſchlammigten Teichen u. ſ. w. Er gibt auch beim Angreifen einen Laut von ſich.

Der Goldfiſch, Cyprinus auratus.

Was der Kolibri, in Anſehung der Farben, unter den Vögeln iſt, das iſt der Goldfiſch unter den Fiſchen. Ein glänzender Purpur, mit Gold und Silber vermiſcht, breitet ſich mit unbeſchreiblicher Pracht über den größten Theil des Leibes aus; die Floſſen ſind ebenfalls gemeiniglich hochroth. Im Dunkeln leuchtet er wie eine glühende Kohle. Mit den Jahren ändert ſich ſeine Farbe. Im erſten Jahre iſt er meiſt ſchwärzlich; hernach erſcheinen einzelne ſilberne Punkte, welche allmählig zuſammenlaufen, und den ganzen Fiſch überziehen, der dann Silberfiſch heißt. Endlich

zeigt ſich ein ſanftes Morgenroth mit Golde, und verſchönert ſich immer mehr.

Geſchlechts-Kennzeichen und Eigenſchaften hat dieſer Fiſch mit den Karpfen gemein, daher nennt man ihn auch Goldkarpfen. Sein urſprüngliches Vaterland iſt China; er wird aber nun, ſeit einem Jahrhunderte, in verſchiedenen Ländern Europens, z. B. in England, Holland, Deutſchland u. ſ. w., zum Vergnügen gehalten. Ungeachtet ſein Fleiſch einen ſehr feinen und angenehmen Geſchmack hat, ſo hegt man ihn doch ſelbſt in ſeinem Vaterlande größtentheils nur als Augenweide. Man läßt zu dem Ende eigne kleine Teiche für ſie in Gärten ausgraben, die eben die Beſchaffenheit haben müſſen, wie gemeine Karpfenteiche; auch gibt man ihnen dieſelbe Fütterung. Sie laichen im Mai, und vermehren ſich ſehr ſtark. Man ſetzt ſie auch wol in koſtbare porzellainene oder gläſerne Gefäße, und ſtellt ſie in Zimmern zur Zierde und zum Vergnügen hin. Hier füttert man ſie mit Semmelkrumen, gehackten Eierdottern und dergleichen. Sie werden ſo kirre, daß ſie nicht nur auf ein gegebnes Zeichen ſich zur Fütterung verſammeln, ſondern ſogar aus den Händen freſſen. In ſolchen Gefäßen erreichen ſie gewöhnlich nur eine Länge von ſechs bis acht Zoll; in Teichen werden ſie wol noch einmal ſo groß. In Deutſchland ſoll unter andern in Bremen ein Teich mit Goldkarpfen von einem Liebhaber unterhalten werden. Gegenwärtig findet man dieſe Fiſchchen auch im Deſſauſchen, in Oranienbaum, unweit Wörlitz.

Es gibt übrigens noch andre Gattungen ſchöner Fiſche, die man wegen ihres prächtigen Goldglanzes Goldfiſche zu nennen pflegt, z. B. die gemeine Dorade (Coryphaena hippurus), die vier bis fünf Fuß lang wird, ſich beſonders um Afrika aufhält, und einer von den Verfolgern des fliegenden Härings iſt; der Orf (Cyprinus orfus), der im ſüdlichen Deutſchlande in Flüſſen und Bächen lebt; der Hochrücken (Kurtus indicus)

dicus) im indiſchen Meere. Auch hat William Bertram einen neuen, ungemein prächtigen Goldfiſch in Amerika entdeckt, den er aber nicht hinlänglich charakteriſirt, ſo daß man noch nicht weiß, zu welchem Geſchlechte er gehört.

Nadelfiſche, Syngnathus.

Dieſe ſind beſonders der Fortpflanzung wegen merkwürdig. Sie haben den Namen Nadelfiſche oder Seenattern, weil ihr Körper, im Verhältniß mit ſeiner Länge, außerordentlich dünn iſt. An dem kleinen Kopfe ſitzt ein faſt hakenförmiger Schnabel, an deſſen Ende ſich die Mund-öffnung befindet, und im Genicke iſt ein Luftloch. Statt der Schuppen haben ſie eckigte Schilder. Ihr Aufenthalt iſt im Grunde des Meers, aber nicht weit vom Ufer, wo ſie von Würmern, Inſekten und Fiſchbrut leben. Die größten ſind zwei Fuß lang und etwa fingersdick; andre nur halb ſo lang, und von der Dicke eines Schwanenkiels. Man nutzt ſie zu nichts, als zum Köder beim Fiſchfange. Im Frühjahre trennen ſich am Schwanze, in der Gegend des Afters, die Schilder, der Leib ſpringt auf, und man erblickt dann eine Menge Eier in einer dünnen Blaſe. Dieſe Eier werden nach und nach größer, die Jungen bilden ſich darin und kommen zum Vorſchein, bleiben aber doch ſo lange am Mutterſtamme feſtſitzen, bis ſie vollkommen reif ſind, da ſich dann eins nach dem andern ablöſet, und alſo lebendig geboren wird. Man hat bisher noch keine Männchen unter ihnen gefunden, und glaubt daher, daß dieſe Fiſche, nach Art einiger Würmer, ſich ohne Befruchtung fortpflanzen. Einzelne Gattungen dieſes Geſchlechts ſind: die Meernadel (Syngn. acus), und das Seepferdchen (Syngn. hippocampus). Sie gehören zu den Knorpelfiſchen. Auf eben dieſe Art pflanzt ſich der Dickbauch (Platzbauch, Silu-

Silurus ascita) fort, den man zu dem Geſchlechte der Weiſe rechnet. Er iſt in Oſtindien einheimiſch, und wird nur etliche Zolle lang. Wann die Jungen geboren ſind, wächſt der geborſtne Bauch wieder zu.

Der Sprützfiſch, Chaetodon rostratus.

Dies kleine niedliche Fiſchchen wird durch die Art, wie es ſich ſeine Nahrung verſchafft, merkwürdig. Es gehört zu den Banďfiſchen (von dem geſtreiften Körper ſo genannt), die auch Klippfiſche heißen, weil ſie ſich gern an Klippen aufhalten, und hat einen plattgedrückten, länglichrunden Leib, und einen horn-artigen, faſt ſchnabelförmigen Rüſſel, weshalb ihn Einige Rüſſelfiſch nennen. Seine Nahrung ſind Fliegen, Mücken und ähnliche Inſekten. Um dieſe zu fangen, ſchwimmt er gewöhnlich am Ufer oder an Felſen auf und ab, und ſobald er ein Inſekt erblickt, das nicht allzuhoch (etwan 2 bis 3 Fuß hoch) an einer Pflanze ſitzt, ſchießt er mit vieler Geſchicklichkeit einen Waſſertropfen aus ſeinem Rüſſel auf daſſelbe, und wenn es davon noch nicht fällt, gleich darauf einen zweiten, und ſo ferner, bis es ihm zur Beute wird. Ja, er ſoll ſogar Inſekten im Fluge, die nahe über dem Waſſer hinſchweben, auf die Weiſe aus der Luft herabſchießen. Die Einwohner Oſtindiens, wo dieſer Fiſch einheimiſch iſt, machen ſich oft das Vergnügen, mehrere in ein Gefäß mit Waſſer zu ſetzen, und am Rande deſſelben allerlei Inſekten mit Nadeln zu befeſtigen. Hier ſtellen ſich dann die Fiſchchen in einen Kreis, und ſprützen gleichſam um die Wette, wiewol vergeblich, auf die Inſekten.

Der Saugefiſch, Echeneis.

Man kennt hievon eine größere und kleinere Gattung, welche den Geſchlechtsnamen Schildfiſch führt, weil dieſe Fiſche auf dem Kopfe einen nach der Länge geſtreiften und in die Quere gezähnelten Schild haben, womit ſie ſich an andre Körper ſo feſt andrücken oder anſaugen, daß man ſie eher in Stücken reißt, als daß ſie loslaſſen. Die größere Gattung (Ech. neucrates) wird gegen ſieben, die kleinere (Ech. remora) nur anderthalb Fuß lang. Auch hat man noch im Südmeere, zwiſchen den Wendekreiſen, eine dritte Gattung (Ech. lineata) von etwa 5 Zoll Länge, entdeckt, welche ſich häufig an Schildkröten anſaugt. Der Körper dieſer Fiſche iſt rund, dick und keilförmig, der Kopf breiter, als der ganze Leib, die Floſſen ſind verhältnißmäßig klein. Vermuthlich können ſie ſich deshalb nur mit Mühe bewegen, und haben daher das Vermögen erhalten, ſich an ſolche Körper feſtzuſaugen, die ihnen das Schwimmen aus eigner Kraft erſparen. Man zieht ſie gewöhnlich mit den Haien und andern großen Fiſchen aus dem Waſſer, an welche ſie ſich hängen, und ſich ſo mit herumführen laſſen. Auch an Schiffe ſaugen ſie ſich an, und wenn ihrer mehrere ſind, erſchweren ſie die Fahrt eines kleinen Boots; davon iſt nun die alte Fabel entſtanden, daß Ein ſolcher Fiſch ein Schiff in ſeinem Laufe zu hemmen im Stande ſei.

Der Hammerfiſch, Squalus zygaena.

Iſt wegen der ſonderbaren und in ihrer Art einzigen Bildung des Kopfs zu bemerken. Dieſer iſt nämlich ſo breit in die Queere gedehnt, daß er vorn am Rumpfe, wie ein Hammer am Stiele, ſteht. An jeder Seite der

Verlängerung ſitzen die Augen. Das Maul iſt auf der untern Seite und voller Zähne. Der Fiſch gehört zum Geſchlechte der Haien, und wird gewöhnlich acht Fuß lang. Seine Haut iſt weniger rauh, als bei andern Haien, und aſchgrau von Farbe. Das Weibchen gebiert zehn bis zwölf lebendige Junge auf einmal. Man findet ihn in den europäiſchen und afrikaniſchen Gewäſſern.

Fünfte Klaſſe.

Inſekten.

Wir ſchreiten jetzt auf dem reizenden Schauplatze der Natur in ein neues Gebiet hinüber, das zwar nicht ſo viel uns unmittelbar nützender Geſchöpfe, als die vorigen Abtheilungen, aufzuzeigen hat, wo aber doch die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, das eigenthümliche Schöne und Wunderbare derſelben, und vornämlich der wichtige Einfluß, den ſie auf das ganze Naturreich haben, es an Unterhaltung und Intereſſe für uns nicht fehlen läßt.

Die Kennzeichen der Inſekten ſind ſehr faßlich. Schon der einzige Umſtand, daß ſie zum wenigſten ſechs Füße haben — bei einigen findet man über hundert, — zeichnet ſie vor allen übrigen Thieren ſattſam aus. Auch ſind in ihrem vollkommnen Zuſtande Kopf, Bruſt und Hinterleib gleichſam durch Einſchnitte von einander abgeſondert, daher ſie den Namen Inſekten (von insecare, einſchneiden) führen. Die allermeiſten tragen an der Stirne Fühlhörner, die aus mehrern Gelenken beſtehen, und ihnen zu Werkzeugen des Gefühls, vielleicht auch noch zu anderm Gebrauche, dienen. Der weißliche Saft ſtatt des Bluts iſt ihnen mit den Würmern gemein.

Die Augen ſind theils einfach, wie bei andern Thieren, theils zuſammengeſetzt. Die letztern beſtehen aus einer Menge kleiner ſechseckigter, in der Mitte erhabner Flächen (Facetten), wovon man auf dem Auge einer Fliege über achttauſend, und auf dem Auge eines Schmetterlings gar über ſiebzehntauſend (nach Swammerdams Berechnung) zählen kann. Da die Augen faſt aller Inſekten,

ſekten, nur etwa die Krebſe ausgenommen, unbeweglich ſind: ſo kommt ihnen jene merkwürdige Einrichtung ſehr gut zu Statten. Mehrere haben einfache Augen, aber ſechs bis acht, wie z. B. die Spinnen; wenigen ſind nur zwei zu Theil geworden, z. B. den Flöhen u. ſ. w.

Das Maul hat gewöhnlich zwei Paar Kinnladen, wovon die beiden äußern horn-artig, die innern häutig ſind; ſie bewegen ſich nicht, wie bei andern Thieren, auf und nieder, ſondern ſeitwärts. Außerdem ſieht man bei einigen vier bewegliche Fäden am Maule, die man Freßſpitzen nennt, weil ſie ihnen ebenfalls zum Freſſen behülflich ſein ſollen. Anſtatt dieſer Theile, haben viele einen Rüſſel, der wiederum bei den verſchiednen Geſchlechtern und Gattungen von mannigfaltiger Bildung iſt.

Ob man gleich bei den Inſekten bisher keine Werkzeuge des Gehörs und des Geruchs entdeckt hat, ſo iſt doch gewiß, daß ſie den letztern Sinn in einem hohen Grade beſitzen; erſtern aber muthmaßlich nur einige Gattungen.

Bekanntlich iſt der größte Theil mit Flügeln verſehen; bei einigen ſind jedoch nur die Männchen geflügelt, die Weibchen nicht. Diejenigen, welche zwei Flügel haben, beſitzen unter denſelben ein kleines Werkzeug, in Geſtalt eines feinen Stiels mit einem Knöpfchen, welches Schwingkölbchen heißt, weil man glaubt, daß ſie dadurch das Gleichgewicht im Fliegen erhalten. Auch meint man, daß das Anſchlagen der Flügel an dieſelben den ſummenden Ton verurſache.

In Anſehung des innern Körperbaues unterſcheiden ſich die Inſekten ebenfalls von den Thieren der vier erſten Klaſſen ſehr. Das Rückenmark liegt längs dem Bauche, und der Kanal, der die Stelle des Herzens vertritt, längs dem Rücken. Statt der Lungen finden ſich unzählige kleine Luftlöcher am Körper, wodurch ſie Athem holen. Andre haben zu eben dem Zwecke auch Stacheln am Hintern. Muskeln trifft man bei ihnen in

weit größerer Anzahl an, als bei andern Thieren, daher ſie auch, im Verhältniſſe mit der Größe ihres Körpers, eine außerordentliche Stärke beſitzen. Bei der Weidenraupe hat man z. B. über viertauſend gefunden, da doch der Menſch deren nur etwa fünftehalbhundert an ſeinem Körper zählt.

Die Weibchen ſind gewöhnlich größer als die Männchen, und zuweilen auch in der Farbe ſo verſchieden, daß man ſie für eine beſondre Gattung halten ſollte. Nur wenige begatten ſich öfter als einmal in ihrem Leben, denn ſie ſterben, ſobald ſie das Geſchäft der Fortpflanzung vollzogen haben. Die Eier werden gewöhnlich von den Müttern an den Ort gelegt, wo die ausgekrochnen Jungen gleich ihre Nahrung finden. So ausgebreitet alſo auch der Aufenthalt der Inſekten auf der Erde iſt: ſo hat doch jedes Geſchlecht und jede Gattung ihren beſtimmten Ort. Man findet Inſekten-eier nicht nur in der Erde, auf Pflanzen, auf und in den Leibern andrer Thiere: ſondern auch die Inſekten ſelbſt dienen einander zu dieſem Zweck, und es wird ſogar in den Eiern mancher Inſekten eine fremde Brut angetroffen.

Höchſt merkwürdig und wunderbar iſt die ſogenannte Verwandlung, durch welche die meiſten Inſekten in drei Stufen zu ihrem vollkommnen Zuſtande ſich ausbilden. Zuerſt, wann ſie aus den Eiern kommen, gibt man ihnen die allgemeine Benennung Larven *); die beſondern Namen derſelben ſind verſchieden, z. B. die Larve der Baſtardjungfer heißt Ameiſenlöwe; des Maikäfers, Engerling; Raupen nennt man gemeiniglich alle Larven der Schmetterlinge, ſo wie die von den Fliegen und einigen andern Inſekten, Maden, welche ſich von den erſtern auch dadurch unterſcheiden, daß ſie keine Füße haben. Wenn aber die Raupen

*) Von dem Worte Larva, eine Maske, weil das vollkommene Inſekt darunter gleichſam maskirt iſt.

Raupen unter acht, oder über ſechzehn Füße haben, verwandeln ſie ſich nicht in Schmetterlinge, ſondern in andre Inſekten. Die Larven ſind zur Fortpflanzung unfähig; ſie freſſen nur, wachſen, und häuten ſich zum Theil etlichemal.

Wann die Zeit herannahet, daß ſie in einen andern Zuſtand übergehen ſollen, ſo bereiten ſie ſich eine Hülle, wo in ſie dieſe große Veränderung erwarten, und dann heißen ſie Puppen; oder wenn man ſchon die Theile des künftigen vollkommnen Inſekts daran erkennen kann, Nymphen. Einige derſelben können ſich noch bewegen, und Nahrung zu ſich nehmen; andre aber liegen unbeweglich, in einer Art von Betäubung. In dieſer Zeit wird nun, auf eine uns unbegreifliche Weiſe, nicht nur die äußere Geſtalt, ſondern auch der Bau der innern Theile, ſo ſehr verändert, daß man es, nach ſeiner Durchbrechung der Hülle, kaum für daſſelbe Geſchöpf halten ſollte, das man als Larve ſah. Die meiſten Naturforſcher wollen aber dennoch dabei keine eigentliche Verwandlung, ſondern nur eine Entwickelung der ſchon vorhandenen Theile Statt finden laſſen.

Nachdem alſo endlich, in einem längern oder kürzern Zeitraume, die Ausbildung des vollkommenen Inſekts vollendet iſt: ſo pflanzen ſie ſich fort, und ſterben.

In dieſem Zuſtande wachſen ſie nicht mehr; einige freſſen wenig oder gar nichts — daher verſchiedne nach ihrer Verwandlung nicht einmal ein Maul mehr haben, — und leben nur noch ſo lange, bis die Begattung vollzogen iſt, welches bei manchen nur wenige Stunden dauert. Man kann aber ihr Lebensziel weit über dieſe Zeit hinaus verlängern, wenn man ſie von der Begattung abhält.

Die ungeflügelten Inſekten verwandeln ſich nicht auf die jetzt beſchriebene Weiſe, ſondern ſie häuten ſich nur etlichemal, und verändern auch wol die Farbe. Doch

macht

macht der Floh hierin eine Ausnahme, der ebenfalls vor- her Larve und Puppe iſt, ehe er zu ſeiner Vollkommenheit gelangt.

Von den bewundernswürdigen Natur- und Kunſttrieben, wovon in dieſer Klaſſe die Beiſpiele zahlreicher, als in irgend einer andern, ſind, brauchen wir hier im Allgemeinen nichts zu erinnern, da das Merkwürdigſte bei der Beſchreibung jeder einzelnen Gattung angeführt werden wird.

Die unmittelbare Nutzbarkeit einiger Inſekten iſt ſehr anſehnlich. Wie viel tauſend Hände ſetzt nicht das Geſpinſt der Seidenraupe in Bewegung! Und wie ausgebreitet und wichtig iſt der Handel mit Wachs, Honig, Cochenille, Kermes u. ſ. w.! Auch zur Arznei dienen mehrere Gattungen, z. B. die Spaniſchen Fliegen. Und höchſt wahrſcheinlich ſind in dieſer Hinſicht der Nachwelt noch manche Entdeckungen aufbehalten.

Noch größer iſt der Nutzen, den die Inſekten überhaupt in der ganzen Natur ſtiften. Durch ſie wird vornämlich das Gleichgewicht zwiſchen dem Thier- und Gewächsreiche erhalten, indem ſie eine Menge Unkraut und üppige Auswüchſe der Pflanzen verzehren. Ihre unerſättliche Gefräßigkeit befördert dieſe Abſicht beſonders; denn man hat gefunden, daß z. B. eine Raupe in vier und zwanzig Stunden dreimal ſoviel frißt, als das Gewicht ihres Körpers beträgt. Im Gegentheile tragen die fliegenden Inſekten auch zur Befruchtung und Fortpflanzung der Gewächſe bei, da ſie den Blumenſtaub von einem zum andern überbringen. Andre, die ſich vom Aaſe nähren, thun eben die Dienſte, wie die Geier unter den Vögeln. So müſſen ſie auch wiederum vielen nutzbaren Thieren der übrigen Klaſſen zur Nahrung dienen, wodurch zugleich ihre allzugroße Vermehrung eingeſchränkt wird; auch reiben ſie ſich unter einander ſelbſt auf.

Von dieſen und ähnlichen Vortheilen wird der Schaden, den ſie einzelnen Provinzen und Perſonen zuweilen zufügen, ziemlich aufgewogen. Und genauer betrachtet, mag auch wol die Größe des Schadens oft mehr ſcheinbar als wirklich ſein. In irgend einem öffentlichen Blatte ſchrieb man vor etlichen Jahren aus Schleſien, daß man in einem gewiſſen Diſtrikte, durch vereinigte anhaltende Bemühungen, endlich die Raupen von den Obſtbäumen gänzlich vertilgt habe; daß aber, ſeit der Zeit, die Obſternte, gerade in der Gegend, ſchlechter als vorher ausgefallen ſei. Ob nun gleich vielleicht hier zufälligerweiſe andre Urſachen mitgewirkt haben mögen: ſo iſt doch nicht unwahrſcheinlich, daß auch jene Ausrottung der Raupen zur Unfruchtbarkeit beigetragen habe. Denn nach einer bekannten, und durch die Erfahrung bewährten Vorſchrift, muß man reichblühenden Gewächſen, z. B. Erdbeeren, Bohnen u. ſ. w., einen Theil der Blüthe und des geilen Ausſchuſſes rauben, wenn man viele und vollkommene Früchte haben will. Dieſe Mühe nun übernehmen, an unſrer Statt, die Inſekten; ſie vermindern die überflüſſigen Blätter und Blüthen, wodurch das Zurückbleibende deſto mehr Nahrungsſäfte erhält, und deſto beſſer gedeihet. Freilich trifft ſichs wol, daß zuweilen, bei überhandnehmender Menge des Ungeziefers, zuviel verwüſtet wird, und alſo für eine und die andre Gegend ein wirklich beträchtlicher Schade entſteht; allein dieſen kann, von unſrer Seite, Aufmerkſamkeit und kluge Vorſicht doch meiſtens verhindern. Allgemeine Vertilgung irgend einer Gattung von Inſekten iſt eben ſo unmöglich, als der Entſchluß dazu unüberlegt ſein würde. Zur Verminderung aber und Einſchränkung derſelben geht uns die Natur ſelbſt mit ihrem Beiſpiele vor.

Durch den Schaden, den uns die Inſekten verurſachen, werden wir ferner gezwungen, auf Mittel zur Abwendung deſſelben zu denken; daher müſſen wir ihre Natur

tur ſtudiren, und uns folglich Kenntniſſe erwerben, welche die Seele veredeln. Iſt dies nicht mehr werth, als der — doch nur ſelten im Ganzen erhebliche — Verluſt, den wir in unſern Feldern und Gärten leiden? Und was endlich diejenigen Inſekten betrifft, die uns in unſern Wohnungen und an unſerm Leibe plagen: ſo ſtiften ſie den Nutzen, daß ſie uns zur Reinlichkeit nöthigen, die ſo viel zum Wohlbefinden und zum wahren Genuſſe des Lebens beiträgt. Denn es iſt mit der Tugend der Reinlichkeit, wie mit manchen andern Tugenden: die allermeiſten Menſchen lernen und üben ſie — durch Umſtände gezwungen. Und wohl Dem, der einen ſo heilſamen Zwang fühlt!

Die Mittel, ſchädliche Inſekten zu vermindern, oder ſie da abzuhalten und zu vertreiben, wo ſie uns beſchwerlich fallen, ſind hauptſächlich von doppelter Art. Einmal können wir die Brut oder die Inſekten ſelbſt aufſuchen und tödten. Dies iſt ein ſichres, aber etwas mühſames Mittel. So zerſtören wir die Raupenbrut auf den Bäumen, wie auch verſchiedne Gattungen von Ungeziefer in unſern Häuſern. Auch laſſen ſich zu eben dem Zwecke in manchen Fällen einige andre Thiere gebrauchen; z. B. die Schweine, die Pfauen u. ſ. w. zur Vertilgung der Grasraupen und Heuſchrecken, die Ameiſen zur Vertreibung der Kornwürmer.

Die zweite Methode iſt weit bequemer, da man nämlich die Inſekten durch ſolche Dinge, deren Geruch ihnen zuwider iſt, zu entfernen, oder durch eine Witterung ſie anzulocken ſucht, um ſie dann, ohne ſonderliche Mühe, mit einemmale in Menge tödten zu können. Nur Schade, daß man bis jetzt noch nicht viel allgemein wirkſame Mittel von der Art kennt. Es gehören wiederholte und mit Aufmerkſamkeit angeſtellte Verſuche dazu. Indeß verdienen auch die wenigen, die man entdeckt hat, unſern Dank; denn ſie können uns zugleich auf die Spur von ähnlichen Entdeckungen

gen leiten. Wir werden daher bei der Beſchreibung der einzelnen Gattungen hierauf Rückſicht nehmen.

Ein faſt allgemein tödtliches Mittel wider alle Inſekten iſt Oel und Fett, weil es die Luftlöcher am Leibe verſchließt, und ſie alſo erſtickt; dennoch lebt aber mitten im Fette die Larve eines Inſekts (die Fettphaläne), und nährt ſich davon; wird auch nicht ſelten von Menſchen mitgegeſſen.

Man theilt die Inſekten überhaupt ein: in geflügelte und ungeflügelte. Die erſtern führt man wiederum in ſechs Ordnungen auf, ſo, daß dieſe ganze Klaſſe zuſammen ſieben Ordnungen enthält. Die erſte Ordnung begreift die Käfer, mit Flügeldecken und meiſtens zwei Flügeln; die zweite, Inſekten mit halben Flügeldecken und meiſtens vier Flügeln; die dritte, Schmetterlinge mit vier beſtaubten Flügeln und ſpiralförmiger Zunge; die vierte, Inſekten mit vier häutigen, gewöhnlich netzförmigen Flügeln; die fünfte, Inſekten mit vier durchſichtigen geaderten Flügeln, davon die Weibchen einen Stachel im Leibe haben; die ſechste, Fliegen mit zwei Flügeln; die ſiebente enthält endlich die ungeflügelten Inſekten.

Ohne uns an dieſe ſyſtematiſche Genauigkeit ſtreng zu binden, folgen wir der bei den vorigen Klaſſen angenommenen freiern Eintheilung.

Erſte Ordnung.

Nützliche Inſekten.	Beſchwerliche und ſchädliche Inſekten.	
Die Biene	Die Laus	Die Raupe
Die Seidenraupe	Der Floh	Die Heuſchrecke
Der Krebs	Die Wanze	Der Maikäfer
Die Spaniſche Fliege	Die Milbe	Die Ameiſe
Der Maiwurm	Die Fliege	Die Blattlaus
Der Keller-eſel	Die Mücke	Der Erdfloh
Zahnſchmerzſtillende Käfer	Die Schabe	Der Erbſenkäfer
Die Wachsfliege.	Die Hausgrille	Der Pfeifer in der Rübſaat
	Die Hausmotte	Der Rebenſticher
	Der weiße Kornwurm	Der Ohrwurm
	Der ſchwarze Kornwurm	Der Borkenkäfer
	Der Mehlwurm	Holzwürmer
	Der Schabkäfer	Die Weſpe
	Die Bohrkäfer	Die Bremſe
	Die Spinne	Der Bienenwolf.

Die

Die Biene, Apis mellifica.

Dieſes Inſekt, das Sinnbild des Fleißes und der Ordnung, eben ſo berühmt durch ſeine bewundernswürdigen Kunſttriebe, als nützlich durch ſeine Arbeiten, iſt, wo nicht das einzige, doch das erſte und älteſte Hausthier dieſer Klaſſe. Unzählig ſind die Schriften, in welchen die Geſchichte der Bienen, und ihre Zucht und Wartung, gelehrt wird. Auch hat man nicht nur hin und wieder, von Seiten des Staats, Preiſe, zur Beförderung dieſes wichtigen Nahrungszweiges, ausgeſetzt; ſondern es ſind ſelbſt Privatgeſellſchaften zu eben dem löblichen Zwecke zuſammengetreten.

Um dieſe wunderbaren Geſchöpfe deſto genauer beobachten zu können, hat man gläſerne Bienenſtöcke von ſinnreicher Erfindung verfertigt, oder Glasſcheiben in die gewöhnlichen Bienenſtöcke eingeſetzt, und Tagelang mit unermüdeter Geduld ihren Geſchäften zugeſehen. Dennoch iſt man aber noch nicht überall mit ihrer Geſchichte aufs Reine gekommen, und eine neuere merkwürdige Entdeckung, deren wir nachher erwähnen werden, hat zu neuen Unterſuchungen Anlaß gegeben, die noch nicht ganz beendigt zu ſein ſcheinen.

Das Geſchlecht der Bienen gehört, nach dem Syſteme, zur fünften Ordnung, und begreift eine ſehr große Anzahl von beſondern Gattungen, die theils einſam, theils geſellig leben, und, in Anſehung der Kunſttriebe, überhaupt einander ähnlich ſind. Zu ihren gemeinſchaftlichen Kennzeichen, wodurch ſie ſich von den ihnen nahe verwandten Weſpen unterſcheiden, rechnet man die glatten, ovalen Augen, ohne Einſchnitt; die umgebogne, geſpaltne Zunge, die in zwei Scheiden liegt, und flache, nicht gefaltete Flügel. Die Zähne in den Kinnladen und den Stachel im Hinterleibe der Weibchen und Arbeitsbienen — denn den Männchen fehlt er — findet man bei den

Weſpen, wie bei den Bienen. Dieſer Stachel iſt eine feine, an der Spitze mit Widerhaken verſehene hohle Röhre, und liegt in einer beſondern Scheide. Wenn ſie gereizt werden, ſchießen ſie denſelben, gleich einem Pfeile, hervor, und laſſen in die damit gemachte Wunde ein Tröpfchen ſcharfes, brennendes Gift fließen, welches, wegen ſeiner geringen Menge, bei größern Thieren nur eine leichte Entzündung verurſacht; allein mehrere Stiche von ganzen Schwärmen ziehen ein ſtarkes Fieber, und ſelbſt den Tod, nach ſich. Man hat Beiſpiele, daß ein Schwarm zwei Pferde todtgeſtochen hat. Wenn ein Menſch oder ein Thier das Unglück hat, ſo angefallen zu werden, ſo iſt das ſicherſte, in einem nahen Waſſer unterzutauchen, oder in einen finſtern Stall zu flüchten. Friſche Erde, zerquetſchte Zwiebeln, und ähnliche kühlende Mittel, lindern den Schmerz. Auch das Ohrenſchmalz thut gute Dienſte. Am beſten aber ſoll gegen alle Bienen- und Weſpenſtiche Weinſtein-öl zu gebrauchen ſein. Uebrigens hat man, ohne ſelbſt gegebene Veranlaſſung, nicht leicht etwas von dieſen Thieren zu fürchten. Sie ſcheinen es gleichſam zu wiſſen, daß ſie zugleich ſelbſt das Opfer ihrer Rache werden müſſen; denn der Stachel bleibt in der Wunde, wegen der Widerhaken, gemeiniglich zurück, und dies hat den Verluſt ihres eignen Lebens zur Folge.

Ehe wir aber von der eigentlichen Honigbiene weiter reden, wollen wir erſt ein paar andre hierher gehörige Gattungen kürzlich bemerken.

Die Hummel (Apis terrestris) iſt, in Vergleichung mit der Biene, das, was die Horniſſe gegen die Weſpe iſt. Auch von dieſer gibt es einige Abänderungen, die man als verſchiedne Gattungen anſieht, z. B. die Grashummel (Ap. muscorum). Alle Hummeln ſind ſehr rauh, und von Farbe ſchwarz, gelb und weiß, in mancherlei Schattirungen. Ihr Neſt legen ſie gewöhnlich auf Wieſen, unter Maulwurfshaufen, an, verferti-

gen

gen es aber nicht aus Wachs, wie die Bienen, ſondern aus Moos, Holzſpänen, Grashalmen und dergleichen, welches ſie ſodann inwendig mit einer dem Wachſe ähnlichen Materie überziehen. Bei dem Baue tragen ſie ſich einander die Materialien zu, laſſen ſich auch nicht leicht durch Zuſchauer in der Nähe an ihrer Arbeit ſtören. In der Lebensart und Oekonomie gleichen ſie den Bienen; auch findet man, wie bei dieſen, Weibchen, Männchen und blos Arbeitende, oder ſogenannte Geſchlechtsloſe, unter ihnen. Allein die ganze Geſellſchaft beſteht etwa nur aus achtzig, aufs höchſte hundert Mitgliedern. Honig machen ſie zwar ebenfalls, aber verhältnißmäßig nur wenig. Im Herbſte ſterben die Männchen und die Geſchlechtsloſen. Die vorher befruchteten Weibchen bringen den Winter in Erſtarrung zu, bauen im Frühjahre neue Neſter, legen Eier und erziehen die Jungen. Wann dieſe nach etlichen Wochen vollkommne Hummeln geworden ſind, helfen ſie den Müttern, erweitern das Neſt u. ſ. w.

Die Roſenbiene oder Tapezirbiene (Ap. centuncularis), etwas kleiner als die Honigbiene, mit ſchwarzem Kopfe und Bruſtſchilde, auch ſchwarzen Beinen; der Hinterleib iſt oberwärts ebenfalls ſchwarz, unten roſtfarbig, und von Geſtalt eirund. Sie lebt einſam unter der Erde, und macht ſich aus Roſenblättern ein artiges Neſtchen, als ob es aus Lappen zuſammengeſetzt wäre; daher heißt ſie auch Lappenbiene.

Die Maurerbiene (Ap. caementaria) bauet ſich ein ſehr künſtliches Neſt aus Sand und Mörtel an alten Mauern, die viel Sonne haben. Jedes Neſt beſteht ungefähr aus zehn eiförmigen Zellen, welche inwendig mit einem Geſpinnſte überzogen ſind. Nicht weniger bemerkenswerth iſt das Neſt der Holzbiene (Ap. violacea), in hohlen Baumſtämmen, deſſen Zellen durch dünne Holzſcheibchen von einander abgeſondert ſind. Am meiſten verdient aber

doch die Arbeit und Lebensart der Honigbiene (Imme) betrachtet zu werden, zu deren Beſchreibung wir nunmehr zurückkehren.

Die wilden Bienen oder Waldbienen, von welchen unſre zahmen abſtammen, ſind etwas rauher, ſchwärzer und dicker, als dieſe, niſten in hohlen Bäumen oder in Höhlen unter der Erde, und laſſen ſich leicht zahm machen, da ſie dann, durch ſorgfältige Wartung, zugleich jenes wilde Anſehen verlieren, und alſo, nach Art unſrer andern Hausthiere, veredelt werden. Auch das Naturell der zahmen Bienen wird ſanfter; ſie lernen ihre Wärter kennen, unterſcheiden ſie durch ihren feinen Geruch von fremden Perſonen, und gewöhnen ſich ſo an die Hand, daß ſie mit ſich umgehen laſſen, ohne zu ſtechen, ob ſie gleich ſonſt leicht zum Zorne zu reizen ſind. Doch kommt es dabei hauptſächlich auf geſchickte Behandlung an *).

Die

*) Wenn man einigen Nachrichten trauen darf, ſo hatte es in der Kunſt, die Bienen zu zähmen, unſtreitig der Engländer Wildmann am weiteſten gebracht. Auf ſeinen Wink zog ein ganzer Schwarm aus einem Stocke in den andern, oder, wenn er wollte, aus dem Stocke auf einen Baum, und von da wieder zurück. Sogar an ſein Kinn mußte ſich der Schwarm anſetzen, und, gleich einer Traube, herabhängen, womit er auf und ab ſpatzieren ging. Er faßte Hände voll Bienen, und warf ſie, wie Erbſen, auf den Tiſch, wo ſie, ohne aufzufliegen, ſo lange herumkrochen, als es ihm gefiel. Sein ganzes Geheimniß gründete ſich, wie er ſelbſt ſagte, auf die natürliche Furchtſamkeit dieſer Thiere, und er hatte ein Mittel entdeckt, ſie ſo in Furcht zu ſetzen, daß ſie, ohne Widerſpenſtigkeit, ihm unbedingt gehorchten. Wahrſcheinlich wirkte er durch den Geruch auf ſie *).

*) Die Erzählung von dieſem Wundermanne iſt gegründet. Er zeigte ſeine Kunſt um das Jahr 1766. Einige Zeit nachher reiſete ein Anderer in Deutſchland umher, welcher dieſelbigen Künſte machte, und ſich fälſchlich für den Engländer Wildmann

Die wilden ſowol als die zahmen Bienen halten ſich in großen Geſellſchaften, die aus etlichen tauſend Mitgliedern beſtehen, zuſammen; man nennt eine ſolche Geſellſchaft einen Schwarm. In jedem Schwarme befinden ſich dreierlei Bienen, die nicht nur in ihrer äußern Geſtalt, ſondern auch in ihrem innern Baue von einander verſchieden ſind.

Die erſte und vornehmſte iſt die **Königinn** (Mutterbiene, der Weiſer), welche die ganze Geſellſchaft zuſammenhält, und nach deren Tode oder Entfernung dieſelbe in eine gänzliche Unthätigkeit geräth, und ſich allmählig zerſtreuet, wofern nicht ihre Stelle bald durch eine neue Königinn erſetzt wird. Sie iſt zwar nicht die größte Biene, hat aber einen geſtrecktern Leib, als die übrigen, eine lebhaftere, etwas röthliche Farbe, kürzere Flügel, die kaum den halben Hinterleib bedecken, hohe braune Beine, und einen langen Stachel. Dieſes Stachels bedient ſie ſich nur im äußerſten Nothfalle, wenn ſie gedrückt oder zu ſehr geneckt wird. Sonſt kann man ſie ohne Gefahr auf der Hand herum kriechen laſſen; denn da von ihrem Leben das Wohl der ganzen Geſellſchaft abhängt, und mit einem

 Stiche

mann ausgab. Herr Riem entdeckte den Betrug, und offenbarte zugleich das Geheimniß, welches, ſeiner Angabe nach, hauptſächlich darin beſteht, daß man eine Bienen-Königinn bei ſich verbirgt, wovon die Bieuen leicht die Witterung erhalten; auch dem Geruche des Honigs ſollen ſie nachziehen, und wenn man irgend einen Theil des Leibes damit beſtreiche, ſollen ſie nicht ſtechen.

Ein Franzoſe, Namens Brûe, fand ſchon im Jahre 1698 am Senegal, im Reiche Galam, einen Mann, der dieſe Kunſt verſtand. Er nannte ſich den Bienenkönig. Ueberall, wohin er ging, folgten ihm die Bienen nach, wie Schaafe ihrem Hirten. Sein ganzer Leib, beſonders ſeine Mütze, war ſo von Bienen bedeckt, daß er wie ein Schwarm ausſah, der ſich zuerſt wo anſetzt. Außer denen, die auf ſeinem Leibe ſaßen, hatte er noch tauſende zu ſeinem Gefolge.

Stiche gewöhnlich auch der Verluſt des Stachels und der Tod verbunden iſt: ſo hält ein geheimer Naturtrieb ſie von einem leichtſinnigen, für ſie und ihr Reich gefahrvollen, Gebrauche ihrer Waffe zurück. So wenig aber ein Schwarm ohne eine Königinn beſtehen kann, ſo wenig wird doch mehr als Eine geduldet. Sobald durch einen Zufall ſich zwei oder mehrere in einem Stocke einfinden, ſo entſteht gleich ein allgemeiner Aufruhr. Man nimmt eine in Schutz, und bringt die andern um, oder der Haufe theilt ſich, und es bildet ſich, unter Anführung jeder einzelnen Königinn, ein neues Reich. Die Ehrfurcht, welche die gemeinen Bienen gegen ihre Königinn bezeugen, iſt außerordentlich. Ein anſehnliches Gefolge begleitet ſie überall, wo ſie hingeht, und ſcheint kein andres Geſchäft zu haben, als der Königinn aufzuwarten. Dieſe Begleiter reichen ihr von Zeit zu Zeit Honig dar, und putzen und ſtreicheln ſie mit ihren Rüſſeln. Und in welche Gegend des Stocks ſie hinkommt, da verbreitet ſie neues Leben und neue Thätigkeit; man arbeitet dann, beſeelt durch die Gegenwart der Königinn, noch einmal ſo raſch. Dieſe ehrfurchtsvolle Zuneigung, mit welcher ihr alles im Stocke zugethan iſt, mag wol größtentheils eine geheime Wirkung desjenigen Triebes ſein, der ſich in der ganzen Natur zu gewiſſen Zeiten auf ähnliche Weiſe zu äußern pflegt; denn ſie iſt nicht nur Königinn, ſondern zugleich das einzige Weibchen, die einzige Mutterbiene, von welcher man die Fortpflanzung des Geſchlechts erwarten kann.

Nächſt der Königinn ſind die Drohnen (Thronen), oder die männlichen Bienen, zu bemerken, welche ſich durch ihre Größe, woran ſie alle übrigen im Stock übertreffen, leicht unterſcheiden laſſen. Sie haben ſehr große Augen, die faſt den ganzen Kopf einnehmen, kurze Flügel, einen kürzern und feinern Rüſſel, und gar keinen Stachel. Von Anſehen ſind ſie viel rauher, als die andern, auch dicker, dabei aber ſehr träge. Sie fliegen ſelten aus, nur bei

heißem

heißem Wetter, zur Mittagsſtunde, entfernen ſie ſich zuweilen eine kurze Zeit. Ihre vornehmſte Beſtimmung iſt, die Mutterbiene zu befruchten.

Endlich ſieht man auch noch in einem Stocke eine Menge kleiner Bienen, wovon eine etwa halb ſo ſchwer iſt, wie eine Drohne, aber verhältnißmäßig längere Flügel und einen Stachel hat. Man nennt ſie Werk- oder Arbeitsbienen, weil ſie allein alle Arbeit verrichten, indem die Königinn und die Drohnen hauptſächlich nur mit der Fortpflanzung beſchäftigt ſind. Jene hingegen bauen die Zellen, machen Honig und Wachs, reinigen die Wohnung, und ſchaffen zu dem Ende allen Unrath, todte Bienen, Würmer und andre faulende Sachen hinaus. Iſt ihnen ein Körper zu ſchwer, ſo überziehen ſie ihn mit Wachs, damit er durch ſeine Verweſung die Luft nicht verunreinige — ihres eigenen Koths entledigen ſie ſich außerhalb des Stocks. — Andre halten an dem Flugloche Wache, um gemeinſchaftliche Feinde abzuhalten; wieder andre füttern die Jungen, u. ſ. w.

Zu einem vollkommnen Schwarme gehören nun ungefähr zwanzigtauſend Arbeitsbienen, anderthalbtauſend Drohnen und eine Königinn. Wann dieſe beiſammen ſind, ſo fangen ſie an, ſich in irgend einer bequemen Höhle — die zahmen in den für ſie beſtimmten Stöcken oder Körben — eine zweckmäßige Wohnung anzulegen, und zwar übernehmen, wie ſchon geſagt, blos die Arbeitsbienen dies Geſchäft. Zuerſt ſammeln ſie eine Art Kitt (Vorwachs) von den klebrigten und harzigen Knoſpen einiger Bäume, indem ſie es mit den Zähnen abkneipen, und ſich daſſelbe ſodann an die Füße kleben. Hiermit beladen, fliegen ſie nach Hauſe, wo es ihnen ſogleich von andern Bienen abgenommen, und von dieſen, zum Ueberzuge der innern Wände und zum Verſchmieren der Ritzen, gebraucht wird.

Nachdem alles, bis auf das Flugloch, ſorgfältig verklebt und verwahrt iſt, ſo machen ſie ſich an den überaus künſt-

künſtlichen Bau der Zellen, wozu ſie aber nicht die vorhergenannte harzige Materie, ſondern wirkliches Wachs nehmen. Zur Verfertigung des Wachſes dient ihnen der Saamenſtaub in den Blüthen und Blumen der Gewächſe *). Da dieſer des Mittags von der Sonnenhitze zu trocken iſt, als daß ſie ihn bequem aufladen und fortbringen könnten, ſo fliegen ſie gemeiniglich des Morgens und Abends nach demſelben aus. Sie tauchen ſich dann mitten in die Blüthe ein, und der Saamenſtaub bleibt wie Puder an dem haarigten Körper hängen. Hierauf ſtreichen ſie ihn mit den Füßen ab, ballen ihn zu kleinen Kügelchen, und bringen dieſe mit den mittlern Füßen in eine beſondre Grube am Hinterſchenkel, welche ſich zu dieſem Zwecke nur bei den Arbeitsbienen findet. So eilen ſie ihrer Wohnung zu, legen die Staubkügelchen in die dazu beſtimmten Zellen, tröpfeln etwas Feuchtigkeit darauf, und kneten es durcheinander. Auch andre Arbeitsbienen kommen ihnen dabei zu Hülfe; wie man denn überhaupt beobachtet haben will, daß meiſtentheils die jüngern ausfliegen und eintragen, die ältern aber die nöthigen Arbeiten zu Hauſe verrichten. Der ſo durchknetete Saamenſtaub heißt nun Wachsmehl, und wird von den Bienen verzehrt, und erſt hier, in dem Leibe derſelben, in eigentliches Wachs verwandelt. Das Wachsmehl geht durch den erſten, oder ſogenannten Honigmagen, in den zweiten Magen, wo die Speiſen verdauet werden, und von da in die Eingeweide. Ein Theil davon ſcheint ihnen wirklich zur Nahrung zu dienen, ein andrer Theil aber ſchwitzt durch die ſechs Ringe am Hinterleibe hervor, und ſetzt ſich da, in Geſtalt zarter Blättchen, an, welche die

*) Herr Strube, deſſen Hypotheſe von der Begattung und Fortpflanzung der Bienen ich weiterhin anführen werde, ſagt, daß Honig der Hauptſtoff des Wachſes ſei, und daß dieſes im Leibe der Bienen vom Honig geſchieden werde.

die Bienen mit den Hinterfüßen abnehmen. Dies iſt dann das vollkommne Wachs, das jedoch, nach Beſchaffenheit des Saamenſtaubes, in der Farbe und Güte ändert. Anfangs ſieht es gemeiniglich weiß aus; es wird aber mit der Zeit im Stocke immer brauner, weil es immer mehr vom Honig durchdrungen wird.

Von dieſem Wachſe bilden ſie ihre Zellen. Sie bauen nämlich von der Decke des Stocks ſenkrecht herunter Wachskuchen, gemeiniglich ſechs bis ſieben, noch nicht völlig einen Zoll dick, und in denſelben legen ſie auf beiden Seiten Zellen an, die folglich ungefähr ſo tief ſind, als der halbe Wachskuchen dick iſt. Ein Wachskuchen ſteht von dem andern ſo weit ab, daß zwei Bienen neben einander in dem Zwiſchenraume gehen können. Auch ſind in jedem Wachskuchen Oeffnungen und Durchgänge, damit ſie von einem zum andern, ohne viel Zeitverluſt, kommen können. Wegen der Menge der Arbeiter, und bei ihrer ausnehmenden Emſigkeit, geht das Werk ſehr geſchwind von Statten. Ein etwas ſtarker Schwarm bauet einen Wachskuchen, acht bis neun Zoll lang, und halb ſo breit, in einem Tage ganz fertig. Die Zellen ſelbſt ſind ſechseckigte Röhrchen, ſo geſchickt, und mit ſo ökonomiſcher Erſparung des Raums, angelegt, daß ſie nach der genaueſten mathematiſchen Berechnung und Ausmeſſung unverbeſſerlich befunden worden ſind. Auf einem Wachskuchen, der funfzehn Zoll lang und zehn Zoll breit iſt, zählt man über neuntauſend Zellen. Die Wände der Zellen ſind dünner, als feines Papier, und dennoch feſt genug; aber den Rand des ganzen Wachskuchens umgeben ſie mit einer ſtärkern Einfaſſung.

Die Zellen werden nicht von den Bienen bewohnt — denn dieſe halten ſich zwiſchen den Wachskuchen auf — ſondern ſie haben eine doppelte Beſtimmung; einige dienen zur Aufbewahrung des Honigs, und andre zu Neſtern für die junge Brut. In einem Stocke, der funfzigtauſend

Zellen enthält, rechnet man dreißigtauſend für den Honig, die übrigen für die Brut.

Der Stoff des Honigs iſt der ſüße Saft (Nektar), der ſich in den allermeiſten Blüthen findet, auch der ſüße Schweiß (Honigthau) auf den Blättern verſchiedner Gewächſe; ferner die Excremente der Blattläuſe. Zur Einſammlung deſſelben fliegen die Arbeitsbienen in den Mittagsſtunden aus, weil alsdann die Hitze dieſen Saft am meiſten hervorlockt. Sie lecken ihn mit dem Rüſſel ab, ſchlucken ihn hinter, und bereiten ihn in einem beſondern Behältniſſe in ihrem Leibe, das deshalb der Honigmagen heißt, durch Gährung, oder Beimiſchung andrer Säfte, gehörig zu. Wann dieſer Magen voll iſt, kehren ſie nach Hauſe zurück, geben den Honig durch den Mund wieder von ſich, und ſpeien ihn in die dazu beſtimmten Zellen. Die angefüllten Zellen verſchließen ſie mit einer Wachsdecke. An Farbe, Geſchmack und Geruch iſt der Honig, nach Beſchaffenheit der Gewächſe, von welchen die Säfte genommen wurden, verſchieden.

Die zweite Beſtimmung der Zellen war die Aufnahme der Brut, die darin erzogen werden ſoll. So wie es dreierlei Bienen gibt, ſo gibt es auch dreierlei Zellen. Die kleinſten ſind für die Brut der Arbeitsbienen; die für die Drohnen ſind etwa um ein Drittel größer; aber die Zellen zur Auferziehung junger Königinnen unterſcheiden ſich nicht nur durch ihre vorzügliche Größe, ſondern auch durch ihre Geſtalt und Lage von allen übrigen. Sie haben eine länglichrunde Form — alſo nicht ſechseckig, wie die gemeinen Zellen, — gehen oberwärts etwas zuſammen, und ſitzen gemeiniglich unten am Rande des Wachskuchens, mit der Oeffnung nach dem Boden des Stocks gerichtet, ſo daß der Kopf der darin befindlichen Jungen herunter hängt. Jede dieſer Zellen iſt wol hundert und funfzigmal ſchwerer, als eine Zelle für eine Arbeits-

beitsbiene. Indeß findet man auch nur etwa ein Dutzend dergleichen in einem Stocke.

Sobald nun ein Wachskuchen von den Arbeitsbienen vollendet iſt: ſo werden ſchon Eier in die Zellen deſſelben gelegt, welches, ſo viel man bis jetzt noch mit Gewißheit weiß, die Königinn allein thut. Zu dem Ende begattet ſie ſich mit den Drohnen, die ſie aber durch viele Liebkoſungen erſt dazu aufmuntern muß. Bei der Begattung ſelbſt beſteigt ſie den Rücken des Männchens, welches dann gemeiniglich etliche Stunden nachher ſtirbt. Wann ſie nun die Eier legen will, geht ſie in Begleitung von zehn bis zwölf Bienen nach den Zellen, ſieht in eine jede erſt hinab, ob ſie leer und reinlich iſt, dreht ſich dann um, ſteckt den Hinterleib hinein, und legt das Ei gerade in die Mitte auf den Boden der Zelle, welches zugleich, vermittelſt einer klebrigten Feuchtigkeit, angeleimt wird. Während der Zeit ſtehen die Begleiter in einem Kreiſe um ſie herum, mit den Köpfen zu ihr hingekehrt, und wann ſie das Ei gelegt hat, welches in einem Augenblicke geſchieht, ſo reichen ihr dieſe zur Stärkung Honig dar, und putzen und reinigen ſie. So legt ſie fünf bis ſechs Eier hinter einander, und ruht dann eine kleine Weile; doch pflegt ſie täglich — beſonders im Frühlinge — wol an zweihundert zu legen, und den ganzen Sommer hindurch zwiſchen dreiſſig- und vierzigtauſend. Die erſten und meiſten kommen in die kleinen Zellen, welche für die Brut der Arbeitsbienen beſtimmt ſind; nach dieſen folgen die Eier der Drohnen, und zuletzt legt ſie zwölf bis funzehn Eier in die großen königlichen Zellen.

Durch die Wärme im Stocke, die zuweilen bis zu dem Grade der Wärme des menſchlichen Körpers ſteigt, obgleich jede einzelne Biene ſehr wenig beſitzt, werden die Eier in zwei bis drei Tagen ausgebrütet. Hiezu ſollen beſonders auch die Drohnen beitragen, die ſich gewöhnlich um die Zellen, worin Eier ſind, herumlagern, und gleich=

gleichſam brüten. Auch laſſen die Arbeitsbienen auf jedes Ei eine ſüße Feuchtigkeit aus dem Hinterleibe tröpfeln, welche man für die erſte Nahrung der ausgekommenen Jungen hält.

Die junge Biene erſcheint zuerſt, wann ſie aus dem Eie kommt, in Geſtalt einer Made, die ſich, vermittelſt in einandergeſchobener häutiger Ringe zuſammenziehen und verlängern kann; doch bewegt ſie ſich nicht aus ihrer Zelle. Sie wird von den Arbeitsbienen mit einem beſondern Breie ſorgfältig gefüttert. Dieſer Brei beſteht aus Honig, Wachsmehl, Waſſer und einigen ſalzigen Theilen; ſein Geſchmack iſt ſchwach ſäuerlich-ſüß. Jedoch machen ſie verſchiedne Sorten, eine kräftiger und ſchärfer als die andre, welchen Unterſchied auch ſchon die Farbe verräth. Die jungen Königinnen und Drohnen bekommen beſſere Sorten als die Arbeitsbienen. Ja, ſelbſt mit dem Alter der Made wechſelt der Futterbrei. Nach ſieben bis acht Tagen geht die Made in den Zuſtand einer Nymphe über; ſie überſpinnt daher die Wände der Zelle, und bereitet ſich zu ihrer nahen Entwickelung vor. Die Alten geben ihnen noch ein wenig Futter auf Vorrath hin, und verſchließen dann die Zelle mit einem Wachsdeckel, damit ſie die gehörige Wärme behalte, und nicht in dieſer wichtigen Kriſe beunruhigt werden möge. Hier ſpringt nun nach etlichen Tagen die Haut der Made auf, welche ſie dann vollends abſtreift, und ſo als Nymphe unbeweglich da liegt. Es umgibt ſie nur noch eine zarte durchſichtige Haut, unter welcher man aber ſchon alle Theile des künftigen vollkommnen Inſekts wahrnehmen kann. Vierzehn Tage nachher, von der Zeit an gerechnet, da ſie in ihre Zelle eingeſchloſſen wurde, zerreißt auch dies zarte Häutchen; ſie öffnet mit den Zähnen den Wachsdeckel, und geht als Biene aus ihrem Grabe hervor. Die andern verſammeln ſich ſogleich um ſie, begrüßen ſie gleichſam, bringen ihr Honig, und ſtreicheln und lecken ſie mit ihren Rüſſeln. Nach etlichen Stunden

geht

geht ſie an ihre Arbeit, fliegt aus u. ſ. w. Die verlaßne Zelle wird nun gleich wieder gereinigt, der Wachsdeckel völlig abgebrochen, die Häute und der Unrath herausgeſchafft, und alles wieder in den vorigen Stand geſetzt, damit die Königinn es fein ſäuberlich finde, wann ſie kommt, um ein neues Ei hinein zu legen.

Bei den Drohnen und königlichen Nymphen bemerkt man noch den ſonderbaren Umſtand, daß am elften Tage ihre Zellen von den Arbeitsbienen geöffnet werden, die ihnen noch einmal Futterbrei geben, und dann den Deckel aufs neue verſchließen. Am vierzehnten Tage brechen ſie, wie die gemeinen Bienen, ſelbſt hervor.

Viele überſtehen dieſe ſchwere Verwandlungsperiode nicht, ſondern ſterben entweder, oder verunglücken doch dabei, werden krüpplicht, u. ſ. w. Dieſe werden ſodann von den andern Bienen vollends getödtet und zum Stocke hinaus geſchafft.

Bei dieſer ſonſt allgemein angenommenen Lehre von der Fortpflanzung der Bienen finden ſich doch noch mancherlei Schwierigkeiten, z. B. daß die Königinn im Frühjahre fruchtbare Eier legt, noch ehe neue Drohnen im Stocke ſind, — die alten werden bekanntlich gegen den Herbſt alle umgebracht — und dergleichen. Vornämlich aber hat eine vor nicht gar langer Zeit gemachte, höchſt merkwürdige Erfahrung jenes Syſtem in ſeinen Grundfeſten erſchüttert. Man hat nämlich Arbeitsbienen, ohne Königinn und ohne Brut, bei guter Futterung eingeſperrt, und nach einiger Zeit dennoch in den Zellen junge Brut gefunden, aus welcher aber lauter Drohnen entſtanden. Hieraus ſchließt man, daß die Arbeitsbienen nicht, wie man ſonſt glaubte, ganz geſchlechtslos, ſondern nur unvollkommne Weibchen ſind. Ferner brachte man Wachskuchen mit gemeinen Bienenmaden, die etliche Tage alt waren, in einen beſondern Stock, wo ſich ebenfalls Arbeitsbienen ohne Königinn befanden. Dieſe machten ſogleich am Rande des

Kuchen königliche Zellen, und erzogen ſich aus dieſen gemeinen Maden einige Königinnen blos dadurch — wie man vermuthet, — daß ſie ihnen den obengenannten kräftigen Futterbrei gaben. Indeß ſind die Folgen, die man aus dem allen gezogen hat, doch nicht außer allen Zweifel geſetzt, und man muß alſo einen völlig befriedigenden Aufſchluß über dieſe ſonderbaren Erſcheinungen erſt von der Zukunft erwarten *).

Wenn

---

*) In einer vor einigen Jahren erſchienenen Schrift: „Praktiſche Anweiſung zur Bienenzucht. Entworfen von C. F. Strube. Neue umgearbeitete und verbeſſerte Auflage. Hannover, im Verlage der Gebrüder Hahn 1797." iſt eine neue Hypotheſe aufgeſtellt worden, welche hier angeführt zu werden verdient.

Die Königinn legt männliche und weibliche Eier. Die letztern ſind, ihrer natürlichen Anlage nach, der Königinn ähnlich, werden aber auf zweierlei Art ausgebrütet oder entwickelt. Legt ſie die Königinn in eichelförmige Zellen, und werden ſie in denſelben ausgebrütet, ſo entſtehen Königinnen daraus; legt ſie aber dieſelben in kleinere Zellen, ſo entwickeln ſich weibliche Arbeitsbienen. Nur einige weibliche Eier werden in eichelförmige, die meiſten in kleinere — die männlichen Eier ebenfalls in kleinere, für ſie beſtimmte — Zellen gelegt. Die in kleinere Zellen gelegten weiblichen Eier werden folglich degradirte Königinnen.

Die Königinn, blos zum Eierlegen beſtimmt, hat das Vermögen, männliche und weibliche Eier zu legen. Die degradirten Königinnen ſind zum Arbeiten beſtimmt, legen aber dennoch Eier, obwol nur männliche oder Drohnen-eier. Dies hat vermuthlich ſeinen Grund in nicht erfolgter Entwickelung des weiblichen Eierſtocks, und beſonders in der verſchiedenen Fütterung.

Die Befruchtung der Königinn geſchieht durch die männlichen Arbeiter, und nur in Ermangelung derſelben durch Drohnen. Der größte Theil der Drohnen entſteht aus Vermiſchung der degradirten Königinnen mit den männlichen Arbeitsbienen.

Daß

Wenn durch die ſtarke Vermehrung die Anzahl der Bienen ſo groß wird, daß ſie in einem Stocke nicht mehr Platz haben: ſo entſteht ein innerlicher Aufruhr, der beſonders auch durch die Gegenwart der jungen Königinnen genährt wird. Man theilt ſich in verſchiedne Partheien; jede wählt ſich eine Königinn zum Anführer, und ſo ziehen ſie endlich aus und **ſchwärmen.** Dies geſchieht von guten

---

Daß die Königinn gewöhnlich nicht durch Drohnen, ſondern durch die männlichen Arbeiter befruchtet wird, beweiſet Herr Strube mit folgenden Gründen: 1. die Drohnen ſind nicht ſo um die Königinn, und liebkoſen ihr nicht ſo, wie die männlichen Arbeiter. 2. Um Jakobi werden alle Drohnen aus den Stöcken geſchafft. Sollte nun die Königinn durch ſie befruchtet werden, ſo müßte dieſe Befruchtung nothwendig vor Jakobi geſchehen. In dieſem Falle wäre aber der männliche Befruchtungsſtoff bei der Königinn bis zum folgenden Frühjahre, wo ſie erſt Eier legt, unwirkſam, welches ſich nicht denken läßt. 3. Man hat glückliche Verſuche gemacht, während der Abweſenheit der Drohnen, Ableger von Stöcken zu machen. Die Königinn, welche in einem ſolchen Ableger entſteht, muß nothwendig unbefruchtet ſein, und müßte es auch bleiben, wenn nicht männliche Arbeiter ſie befruchteten. Sie legt aber nach acht Tagen wirklich eine Anzahl guter Eier. Wollte man nicht zugeben, daß ſie von männlichen Arbeitern befruchtet würde, ſo bliebe nichts übrig, als anzunehmen, daß der Königinn das Vermögen, fruchtbare Eier zu legen, angeboren würde, oder daß ſie ſchon befruchtet zur Welt käme, wie die Blattlausweibchen.

Dieſemnach wäre die alte Hypotheſe falſch, daß in jeder Arbeitsbiene der Keim zu einer Königinn liege, und daß es bei der Entwickelung nur auf die Art des Futterbreies ankomme. Ueberdies müßte dann auch der Futterbrei noch die wunderbare Kraft haben, aus kleinen Geſchlechtsloſen größere begattungsfähige Geſchöpfe zu machen.

Bechſtein tritt übrigens der neuen Hypotheſe nicht bei. Er hat, wie er ſagt, nie das Glück gehabt, einen Ableger auf gedachte Art machen zu können.

guten Stöcken im Mai und Junius, von ſchlechten aber ſpäter.

Noch weiter hin, gewöhnlich im Auguſt, wann die Brutzeit der Bienen vorbei iſt, erfolgt die berühmte Drohnenſchlacht, indem die Arbeitsbienen, durch einen beſondern Inſtinkt getrieben, alle auf einmal über die Drohnen herfallen, ſie tödten und ſie zum Stocke hinauswerfen. Sie verſchonen ſogar nicht die Drohnenbrut in den Zellen, und wüthen ſo lange, als ſie noch Spuren von der Gegenwart dieſer ihnen jetzt ſo verhaßten Mitbürger bemerken. Da die Drohnen nur zur Befruchtung der Königinn, oder vielleicht auch zur Auferziehung der Brut, nöthig ſind: ſo würden ſie freilich die ganze übrige Zeit des Jahrs eine unnütze Laſt ſein, und der von den Arbeitsbienen geſammelte Vorrath an Honig würde oft nicht zureichen, wenn die Drohnen mitzehrten. Dieſe Ueberlegung ſtellen zwar die Bienen nicht an; denn ſie handeln, wie überall, ſo auch hier, nach eingepflanzten Trieben: aber es bleibt doch immer wunderbar, wie eine ſo plötzliche Veränderung in ihnen vorgehen kann, indem ſie vorher ſo zärtlich für die Drohnenbrut ſorgten, wie für ihre eigne, und nun mit derſelben eben ſo hart verfahren, wie mit den Drohnen ſelbſt. Dabei iſt es auf der andern Seite ein Glück für die Arbeitsbienen, daß die Drohnen nicht mit Stacheln bewaffnet ſind. — Ein andrer Beobachter meint, daß die Bienen gar nicht mit Wuth über die Drohnen herfielen, ſondern daß dieſe zu der Zeit, wo die Periode ihres natürlichen Lebens ſich zu Ende neigt, matt und krank würden, und dann die Bienen ſie ganz gemächlich zum Stocke hinausſchafften.

Diejenigen, welche die Drohnen blos für Männchen halten, die zur Befruchtung der Königinn da ſind, nehmen entweder an, daß die vor der Drohnenſchlacht geſchehene Befruchtung derſelben noch im nächſten Frühjahre ihre Wirkung äußere, oder daß ſie zuweilen, auch ohne Begattung,

gattung,

gattung, fruchtbare Eier legen könne, wovon in dieſer und der folgenden Klaſſe mehrere Beiſpiele vorkommen.

Endlich verfallen die Bienen, nachdem ſie vom Frühlinge bis in den ſpäten Herbſt thätig geweſen ſind, in eine Art von Betäubung, in den ſogenannten Winterſchlaf, den ſie mit vielen andern Thieren gemein haben. Bei den Bienen beſteht er darin, daß in den kälteſten Wintermonaten ihre Bewegung ſehr langſam und der Appetit ſehr ſchwach iſt. Sowol die Stärke als die Dauer dieſer Betäubung richtet ſich nach dem verſchiednen Klima und der Witterung. Bei uns währt ſie gemeiniglich vom November bis zum März. Oeftere Abwechſelung von Kälte und gelindem Wetter wird ihnen nachtheilig. Ueberhaupt iſt dieſer ganze Zuſtand, bis zum neuen Leben im vollen Frühlinge, für ſie ſehr kritiſch.

Das natürliche Alter der Bienen mag man wol kaum mit Zuverläßigkeit angeben. Auch bei der beſten Pflege ſoll ein Bienenwirth ſie doch nicht länger als zwei Jahre erhalten können. Indeß verſichern Einige, daß ſie ihr Leben auf ſechs bis ſieben Jahre bringen.

Es iſt nun noch übrig, daß wir etwas Weniges von der Bienenzucht hinzuſetzen, jedoch nur im Allgemeinen, da die Abſicht dieſes Werks nicht auf einen ausführlichen Unterricht in der Oekonomie gerichtet iſt. Wer dieſen wünſcht, der muß ihn in beſondern Schriften ſuchen.

Die leichteſte Methode, Honig und Wachs von den Bienen zu gewinnen, ſcheint wol die zu ſein, daß man beides aus den Höhlen der wilden Bienen herausnimmt, ohne ſich weiter um ihre Pflege zu bekümmern. Ob nun gleich in großen Waldungen der ſüdlichen Erde dies wirklich geſchieht, ſo kann man ſich doch leicht vorſtellen, daß der Vortheil, im Ganzen genommen, ziemlich unbeträchtlich ſein, und mit der Zeit immer mehr abnehmen muß, wenn man, wie die Raubthiere, überall plündert, und auf gar keine Schonung und Hegung bedacht iſt. Man hat daher

ſchon längſt in verſchiedenen Gegenden, deren natürliche Beſchaffenheit das Fortkommen dieſer Inſekten begünſtigt, wilde Bienen in Schutz genommen, und ſie durch Anlegung bequemer, mit Witterung verſehener Wohnungen (oder Beuten), in den Waldbäumen anzulocken geſucht. Dies nennt man die Waldbienenzucht, welche unter andern auch in der Lauſitz ſehr gewöhnlich iſt. Man hält ſie noch für vortheilhafter, als die Zucht der zahmen Bienen, da ſie weniger Wartung erfodert, und — doch nicht an allen Orten — mehr Nutzen bringt, als dieſe. Einige behaupten, daß drei Schwärme wilder Bienen eben ſo viel Honig und Wachs geben, als vier zahme Schwärme. Hingegen ſind auch Räubereien bei der Waldbienenzucht leichter und gewöhnlicher, und andre Oekonomen widerrathen ſie beſonders aus dem Grunde, weil viel Holz mit dem Aushauen der Beuten verdorben wird. In Pohlen, Litthauen u. ſ. w. hat man an den Bären gar arge Honigdiebe. Der Mittel, ſie abzuhalten, oder dabei zu fangen, gibt es ſehr viele. Man täuſcht ſie z. B. mit einem Brete, welches dicht vor der Beute, als ein bequemer Sitz, an dem Stamme des Baums loſe befeſtigt, aber eigentlich mit Stricken an einem ſtarken Zweige, etwas abwärts vom Stamme, angebunden iſt. Wann nun der Bär an den Baum hinanklimmt, findet er dieſes Bret zu ſeiner Abſicht ſo zweckmäßig gelegt, daß er ſich ohne Bedenken darauf ſetzt. Allein kaum ſitzt er recht feſt, um ſeine Plünderung anzufangen, ſo geht die leiſe Befeſtigung los, das Bret ſchnellt von dem Baume ab, und der lüſterne Räuber ſchwebt zwiſchen Himmel und Erde. Unten auf der Erde ſind ſpitzige Pfähle eingeſchlagen, ſo daß er bei einem Falle oder gewagtem Sprunge ſich ſelbſt aufſpieſt. Gemeiniglich aber erwartet er, oben auf dem Brete liegend, unter fürchterlichem Brummen, ſeinen Tod von der Hand eines Schützen.

Bei der zahmen Bienenzucht kommt es hauptſächlich darauf an, daß in der Nähe des Orts, wo man Bienen halten will, viele ſolcher Gewächſe ſtehen, deren Blüten Stoff zu Honig und Wachs geben. Denn wenn ſie dies erſt weit herbeiholen ſollen, ſo bringen ſie zu wenig ein. Kann man zugleich andre Zwecke dadurch erreichen, ſo pflegt man auch wol dergleichen Gewächſe anzupflanzen. In einigen Gegenden, z. B. im Lüneburgiſchen, fährt man die Bienen im Sommer in die Haiden, wo ſie in kurzer Zeit ihre Körbe mit Honig und Wachs füllen. Zur Wohnung der Bienen flicht man entweder Körbe von Stroh, oder man hauet Klötze dazu aus, oder ſchlägt Breter zuſammen u. ſ. w. Die Körbe ſollen am beſten ſein. Hölzerne Wohnungen nennt man Stöcke oder Ständer. Im Sommer brauchen die Bienen wenig Wartung; nur beim Schwärmen muß man aufmerkſam ſein. Man faßt alsdann die neuen Schwärme in beſondre Stöcke, und vermehrt alſo den Bienenſtand, welche natürliche Art vortheilhafter iſt, als die künſtlichen Ableger durch Abſchneiden der Bruttafeln, u. dergl. Von zwölf Körben kann man im dritten Jahre ſchon über hundert gezogen haben.

Die Bienen ſind geſellige Thiere, wie die Tauben, und ein ſtarker Schwarm arbeitet weit beſſer, als ein ſchwächer; daher vereinigt man lieber zwei ſchwache Stöcke, als daß man jeden einzeln für ſich läßt. Die Feinde der Bienen muß man kennen lernen, und ſie von den Stöcken abhalten. Dahin gehören Mäuſe, Fröſche, verſchiedene Vögel, Ameiſen, Spinnen — welche letztere mit Braſilienholz vertrieben werden, deſſen Geruch ihnen zuwider iſt — und andre Inſekten; auch die Raubbienen. Unter den mancherlei Krankheiten iſt die Ruhr eine gewöhnliche Frühjahrskrankheit. Honig, mit Bierhefen vermiſcht — welches neidiſche Bosheit zuweilen thut — vergiftet die Bienen und macht ſie raſend. Den Honig

aus dem Stocke ſolcher an der Tollheit geſtorbenen Bienen darf man weder für Menſchen noch Vieh gebrauchen. Die Mittel gegen ſolche Unfälle findet man in den Bienenbüchern. Im Herbſte pflegt man einen Theil des Honigs und Wachſes aus dem Stocke zu nehmen, welches zeideln heißt, und ihnen nur ſo viel zu laſſen, als ſie bis zum Frühjahre zu ihrer Nahrung gebrauchen. Die grauſame und zweckwidrige Methode, die meiſten Bienen zu der Zeit durch Rauch zu tödten, um deſto mehr Honig zu gewinnen, iſt längſt abgekommen. Hingegen hat man, um den Honig zu ſparen, auf allerlei wohlfeilere Nahrungsmittel gedacht, wovon vielleicht das Honigbrod noch das ſicherſte und unſchuldigſte iſt. Man macht es aus dem feinſten Semmelmehle, Zucker und reinem geſeimten Honig. Andre haben die Stöcke in die Erde eingegraben, und die Bienen dadurch zur gänzlichen Erſtarrung zu bringen geſucht; noch Andre haben ſie durch Wurzeln der Erd-eicheln [ſ. den zweiten Theil der Naturgeſch.] eingeſchläfert, daß ſie vier bis fünf Monate lang gar keine Nahrung zu ſich genommen, und was dergleichen Erfindungen mehr ſein mögen. Praktiſche Bienenwirthe verſichern aber, daß man von dieſen Verſuchen ſelten den gehofften Vortheil habe, daß bei ſonſtiger zweckmäßiger Behandlung der Bienen man ihnen ihr natürliches Winterfutter immer laſſen könne, und der Gewinn doch noch beträchtlich ſei; ſie behaupten, daß es für den Wohlſtand der Bienen, und alſo auch für den Eigenthümer, weit zuträglicher ſei, im Herbſte nicht zu zeideln, ſondern erſt nach völliger Durchwinterung. Sie freſſen darum eben nicht mehr, weil der Stock voll Honig iſt, befinden ſich aber doch beſſer dabei, und tragen nachher deſto reichlicher wieder ein.

Die Bienen werfen jährlich im Durchſchnitt ungefähr zwanzig bis dreißig Procent ab, in glücklichen Jahren wol funfzig. Man ſchlägt nämlich einen ſtarken Schwarm zu drei Thalern an; dieſer wiegt ohne Korb ſechs bis ſieben

Pfund

Pfund — denn hundert und funfzig Bienen betragen etwa ein Loth, — und bringt an Honig und Wachs, wenn es nicht ein wirkliches Misjahr iſt, wenigſtens zwei Gulden ein. In guten Jahren kann man ein bis anderthalb Pfund Wachs *) und drei bis vier Kannen Honig herausnehmen; in ſchlechten aber nur etwas Wachs. Es gibt aber auch Fälle, wo man wol mehr als zwanzig Pfund Honig aus einem Stocke erhalten kann. Zwanzig bis dreißig Pfund braucht ein etwas ſtarker Schwarm das Jahr hindurch zu ſeiner Erhaltung. Hat er nur etliche dreißig geſammelt, ſo kann man ihm nicht viel nehmen; allein fleißige Stöcke ſammeln zuweilen ſechzig bis achtzig Pfund und drüber. Auf eine Kanne Honig gehen drei und drei Viertel Pfund; eine Tonne hält dreihundert Pfund, und gilt zwanzig bis dreißig Thaler.

Die Seidenraupe, Phalaena bombyx mori.

Nächſt der Biene verdient die Seidenraupe — ſonſt auch Seidenwurm genannt — unter allen Inſekten **) unſre meiſte Aufmerkſamkeit. Nach dem Maaßſtabe des Bedürfniſſes gemeſſen, ſcheint die Seide allerdings für uns entbehrlicher zu ſein, als Honig und Wachs; aber ihr Gebrauch herrſcht doch einmal ſo allgemein, daß die Ge-

*) Ein fleißiger Naturforſcher beobachtete, daß acht ſolcher Klümpchen Wachsmehl, wie eine Biene auf ihren Schenkeln trägt, einen Gran wiegen, und berechnete hiernach, daß ein Schwarm von achtzehntauſend in einem Sommer über hundert Pfund Wachsmehl eintrage. Dennoch findet man ſelten über zwei Pfund wirkliches Wachs in einem ſolchen Stocke; das übrige muß ihnen folglich theils zur Nahrung dienen, theils ſonſt auch zur Verarbeitung des Wachſes untauglich ſein.

**) Eigentlich ſind aber die Seidenraupen nur Larven der Inſekten.

winnung derſelben ein wichtiger Gegenſtand der Staatswirthſchaft, der Handlung, der Manufakturen und der Indúſtrie überhaupt geworden iſt.

Das eigentliche Vaterland dieſes ſchätzbaren Inſekts iſt Indien und China, wo es eben ſo im Freien lebt und ſich fortpflanzt, wie unſre gemeinen Raupen. Man kann da alſo auch die Seide von den Bäumen, worauf ſie ſich einſpinnen, abnehmen und benutzen, ohne daß man nöthig hat, ſich um die Erziehung und Verpflegung der Raupen ſelbſt zu bekümmern. Indeß geht es mit dieſen, wie mit allen andern Thieren, wenn ſie blos der Natur überlaſſen bleiben: ihre Vermehrung iſt in gewiſſe Gränzen eingeſchränkt, welche das Wohl des Ganzen beſtimmt und nothwendig macht. Findet nun der Menſch eine ſtärkere Vermehrung für ſeine beſondern Abſichten vortheilhaft, ſo muß er ſelbſt hinzutreten, und jene Gränzen erweitern; er muß dieſe Thiere in ſeinen Schutz nehmen, für ihre Nahrung ſorgen u. ſ. w. Dies geſchieht bekanntlich überall mit den Hausthieren, und eben dies geſchah, ſeit undenklichen Zeiten, auch mit den Seidenraupen in China und Indien. Ob nun gleich die Vermehrung dieſer Inſekten und ihres Produkts die Haupt-abſicht dabei war, ſo gewann man doch auch noch von einer andern Seite, indem ſie durch die fortgeſetzte Cultur zugleich veredelt wurden. Die wenige wilde Seide, die man noch heut zu Tage dort einſammelt, iſt von ſchlechterm Anſehen und geringerer Güte, als die, welche man von den ſelbſtgezogenen Raupen erhält *).

Das

*) Doch gibt es in China eine von dieſen verſchiedne Gattung Raupen (Phalaena attacus atlas), deren Geſpinnſt eine ſehr brauchbare wilde Seide liefert. Der Schmetterling, welcher aus der Raupe entſteht, iſt der größte des ganzen Geſchlechts, denn ſeine ausgebreiteten Flügel meſſen acht Zoll. Er lebt in Aſien und Afrika auf

Das eigne Bedürfniß der Landeseinwohner, denen leichte ſeidne Kleider unter einem ſo heißen Himmelsſtriche nothwendiger ſind als uns; der ſtarke Abſatz dieſer ſich bald empfehlenden Waare in fremde Länder; das natürlich günſtige Klima, welches die Fortzucht dieſer Inſekten erleichtert: dies alles erhob den Seidenbau in jenen Gegenden der Erde zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit. Auch blieben ſie, mit einigen benachbarten Provinzen, Jahrtauſende in dem ausſchließenden Beſitze dieſer reichen Erwerbsquelle, bis in der Mitte des ſechsten Jahrhunderts ein paar Mönche die koſtbaren Raupen-eier, mit dem Geheimniſſe ihrer Behandlung, nach Conſtantinopel brachten. Hier bewahrte man es wiederum ſorgfältig, und nur erſt im zwölften Jahrhunderte lockte es Italien zu ſich hinüber, von da es ſich nach und nach in die übrigen Länder Europens verbreitete. Deutſchland genießt die Früchte dieſer Entdeckung ungefähr ſeit einem halben Jahrhunderte, und ſieht, bei den belohnenden Aufmunterungen ſeiner Regenten, und den patriotiſchen Bemühungen der Väter des Volks, von Jahr zu Jahr reichern Erndten entgegen.

auf Zitronenbäumen. Dieſe Raupen machen keine Cocons, ſondern Gewebe, nach Art der Spinnen, in den Bäumen. Sie laſſen ſich nicht gut in den Häuſern erziehen, daher ſammelt man ſie blos von den Bäumen, und webt Zeuge davon, die grau und ohne Glanz ſind, wie ungebleichte Leinwand, aber ſehr ſtark; auch brechen ſie nicht, nehmen nicht leicht Flecke an, und laſſen ſich waſchen wie Leinwand. Sie ſind in China theurer als Atlas.

Noch eine andre Seidenraupe iſt die Phalaena noctua serici, aus deren Gewebe man in Japan äußerſt leichte und zarte, und doch ſehr feſte Zeuge macht. Dieſe Zeuge ſind ſo leicht, daß funfzig lange Röcke, welche die dortigen Damen zum Staate tragen, nur fünf Pfund wiegen.

Da nun alſo die Seidenraupe jetzt in Deutſchland nicht nur einheimiſch geworden iſt, ſondern auch mit zu unſern Hausthieren gehört, ſo muß uns ihre Geſchichte weit mehr als vorher intereſſiren.

Die Seidenraupe iſt die Larve derjenigen Inſekten, welchen man in ihrem vollkommenen Zuſtande den allgemeinen Namen Schmetterlinge (Zweifalter) gibt. Dieſe kriechen ſämmtlich aus Eiern als Raupen hervor, verwandeln ſich nach einiger Zeit in Puppen, und erſcheinen endlich als Schmetterlinge. Man theilt ſie in drei Geſchlechter: in Tagvögel, Dämmerungsvögel und Nachtvögel, wovon die erſtern am Tage, die beiden letztern gewöhnlich in der Morgen- und Abenddämmerung und des Nachts am lebhafteſten ſind.

Dieſer Eintheilung zu Folge, gehört die Seidenraupe zum Geſchlechte der Nachtvögel oder Phalänen, welche ſich von den beiden andern auch noch dadurch unterſcheidet, daß ſie alle — nur die Federmotten ausgenommen — zu ihrer Verpuppung ſich ein ſeiden-artiges Geſpinnſt bereiten, worin ſie ihre letzte Entwickelung erwarten. Sie haben zu dem Ende längs dem Rücken neben dem Magen zwei beſondere Kanäle, in welchen ſich ein harziger Stoff ſammelt, der an der Luft ſchnell erhärtet. Wann ſie nun ſpinnen wollen, ſo treten durch zwei Oeffnungen unter dem Maule kleine Tröpfchen dieſer Materie hervor, die ſie an irgend einen Körper ankleben. Dann bewegen ſie den Kopf hin und her, und ziehen alſo die immer nachquillende harzige Feuchtigkeit zu zwei feinen Fäden, drehen ſie aber in demſelben Augenblicke, mit Hülfe der beiden Vorderfüße, zu Einem Faden zuſammen. So verfertigen ſie ein Geſpinnſt, welches, nach dem verſchiednen Kunſttriebe jeder Raupen-gattung, auch von verſchiedner Form und Beſchaffenheit iſt. Das Geſpinnſt der Seidenraupe hat vor allen andern, ſo weit man ſie jetzt kennt, den Vorzug, daß davon ein einziger, etliche hundert Ellen

langer,

langer, feſter Faden abgewickelt werden kann, der ſich folglich auch bequem zu Zeugen verarbeiten läßt, die übrigen Phalänen hingegen machen nur ein loſes oder auch filziges Gewirre, welches zu einem ſolchen Gebrauche untauglich iſt. Doch wir wollen den Lebenslauf dieſes überaus nützlichen Inſekts vom Anfang an hören.

Die Eier (Grains), woraus die Seidenraupen entſtehen, ſind kleine runde Körnchen von gelblicher oder blaßbläulicher Farbe, oben mit einem grauen Pünktchen bezeichnet. Die plattgedrückten, welche wie leere Hülſen ausſehen, ſollen durchgängig unfruchtbar ſein. Jedes Weibchen legt mehr oder weniger dergleichen unfruchtbare Eier. Bei einer Wärme von achtzehn Grad werden die Eier in vier bis acht Tagen ausgebrütet. Die nachher noch auskommen, ſind ſchwächlich, und ſpinnen ſchlecht. Gleich nach ihrer Geburt fangen die kleinen ſchwarzen Räupchen an zu freſſen. Ihre natürliche Nahrung ſind die Blätter des Maulbeerbaums, beſonders des weißen; bei anderm Futter erkranken und verkümmern ſie. Sie ſind, wie alle Raupen, außerordentlich gefräßig, und verzehren in einem Tage noch mehr als zweimal ſo viel Futter am Gewichte, als ſie ſelbſt ſchwer ſind. Die Natur hat ihnen ein mildes, heitres Klima zum Aufenthalte angewieſen, wo es die ganze Zeit ihrer kurzen Lebensdauer gar nicht regnet; daher lieben ſie auch eine gemäßigte Wärme, reine Luft und Trockenheit — drei zu ihrem Gedeihen nothwendige Stücke. Von ihrer Geburt an bis zur Verpuppung häuten ſie ſich, in einer jedesmaligen Zwiſchenzeit von vier bis ſechs Tagen, viermal. Doch richtet ſich die Dauer der Zwiſchenzeit nach dem Wohlbefinden der Raupe; fehlt es an genugſamem Futter und Wärme, ſo verzögert ſich die Häutung wol acht bis zehn Tage. Wann der Tag der Häutung ſich nähert, werden ſie matt, und liegen vier und zwanzig Stunden lang ohne Nahrung, faſt ganz ſteif, da. Sobald ſie die aufgeborſtne Haut abgeſtreift

ſtreift haben, freſſen ſie wieder, und den folgenden Tag weit gieriger, als zuvor. Indeß ſind dieſe Häutungen doch immer kritiſche Perioden für ſie, wobei manche das Leben einbüßen. Mit jeder Häutung werden ſie weißer, glatter und größer, und zwiſchen der vierten Häutung und ihrer Verpuppung freſſen ſie zweimal ſo viel, als in der ganzen Zeit vorher. Sechs bis ſieben Tage nach der vierten Häutung bemerkt man unter dem Halſe eine ſtarke Röthe; ſie hören auf zu freſſen, laufen unruhig umher, und ſuchen einen bequemen Ort zum Einſpinnen. Wann ſie dieſen gefunden haben, ſo fangen ſie ihr Geſpinnſt auf die oben beſchriebne Weiſe an. Den erſten Tag bringen ſie damit zu, daß ſie das äußere unordentliche Gewebe, welches blos zur Floretſeide dient, an dem Platze befeſtigen, wo ſie ſich einſpinnen. Am folgenden Tage verfertigen ſie das feine Geſpinnſt, das aus einem zuſammenhängenden Faden beſteht, und zuletzt machen ſie eine länglichrunde häutige Hülle, wie einen Filz, worin ihr Körper gegen alle Eindrücke der Luft und Witterung ſicher ruht. Dieſe Hülle, welche Dattel genannt wird, ſieht, nach Beſchaffenheit der Raupe, entweder weiß, oder gelblich, oder grünlich aus. Man nennt dies ganze Geſpinnſt der Seidenraupe Cocon. Zuweilen ſpinnen ſich zwei Raupen in Ein Cocon ein, welches ein doppeltes Cocon heißt. Nach vierzehn Tagen bis drei Wochen öffnen ſie das Cocon, und kommen als Schmetterlinge hervor, die den Namen Seidenvögel führen. Die Flügel ſind kurz, zum Fliegen untauglich, ſehen ſchmutzig-weiß aus, und ſind mit gelben und braunen Strichen gezeichnet. Die Art, wie ſie ſich den Ausgang aus dem Cocon verſchaffen, weiß man nicht gewiß. Einige meinen, daß es vermittelſt eines ſcharfen ätzenden Safts geſchehe. In dieſem Zuſtande freſſen ſie nicht mehr, ſondern ſie paaren ſich noch an dem nämlichen Tage, worauf das Männchen ſtirbt, und das Weibchen in einer Zeit von zwei Tagen etliche

hun-

hundert Eier legt, und dann gleichfalls ſein Leben beſchließt, nachdem ſie überhaupt ſechs bis acht Wochen ihr Daſein genoſſen haben.

Hierauf gründet ſich nun auch die Erziehung dieſer Inſekten, die, wenn ſie gelingen ſoll, ganz der Natur angemeſſen ſein muß. Da die Maulbeerblätter ihre liebſte Nahrung ſind, wobei ſie am beſten gedeihen: ſo iſt auch die Anpflanzung der Maulbeerbäume das erſte und vornehmſte Erforderniß zu einem vortheilhaften Seidenbaue. In Anſehung der Eier ſieht man dahin, daß man ſie aus einer Gegend bekommt, die mit der unſrigen ungefähr gleiches Klima hat; daß ſie nicht zu früh ausgebrütet werden, ehe die zarten Maulbeerblätter gegen den Froſt geſichert ſind; daß die Wärme zur Ausbrütung derſelben gleichmäßig und nicht zu heftig ſei, z. B. nicht wie die brennende Mittagsſonne. Das Zimmer, worin man die Seidenraupen halten will, muß geräumig, trocken und luftig ſein, doch nicht zu hell, da ſie, als Nachtvögel, die Dunkelheit lieben. Eine Wärme, wie an einem heitern Sommertage, muß beſtändig darin herrſchen. Wann die Räupchen ausgekommen ſind, legt man ein mit einer groben Nadel durchlöchertes Papier darüber, worauf Maulbeerblätter geſtreuet ſind; die Räupchen kriechen durch die Löcher nach den Blättern, und können dann auf dem Papiere bequem in flache Pappenkäſtchen übergetragen werden, wovon man einen hinlänglichen Vorrath haben muß. Jedes Käſtchen iſt mit einer Nummer bezeichnet, damit man die zuerſt ausgekrochenen von den nachfolgenden unterſcheiden kann, weil ſich die Fütterung und die übrige Behandlung nach dem Alter derſelben richtet. Eben dies beobachtet man bei jeder Häutung, daß die, welche ſich zugleich häuten, auch in ein Käſtchen zuſammenkommen. Ihr Lager muß mehrmals gereinigt werden, beſonders vor und nach der Häutung. Näſſe bringt ihnen mancherlei Krankheiten und den Tod; daher man die naſſen Blätter erſt auf einem lufti-

luftigen Boden abtrocknet, ehe man ſie ihnen vorlegt. Daß ſie gar kein Getöſe, Donner und Bliz vertragen können, ſoll ungegründet ſein. Aber wenn die Erſchütterung ſo heftig iſt, daß ſie auf ihrem Lager beunruhigt werden, mag es allerdings wol ſchaden; ſo wie auch beim Gewitter die Veränderung der Luft, nicht aber der Bliz und Donner, auf ſie wirkt. Bis nach der erſten Häutung füttert man ſie täglich dreimal; nach der zweiten und dritten, viermal; und nach der vierten bekommen ſie, ſo viel ſie freſſen wollen. Die Blätter dürfen nicht welk ſein, auch nicht dick über einander gelegt werden. Um ſie beſſer abwarten zu können, muß man nicht zu viele halten; auch dünſtet natürlich eine große Menge weit mehr aus, und verderbet die Luft, daher ſie dann häufiger ſterben. Ihre vornehmſten Krankheiten ſind die Auszehrung, die Fettkrankheit und die Gelbſucht. Die Auszehrung zeigt ſich gewöhnlich nach der erſten Häutung, und entſteht theils aus vernachläßigter Pflege und Futterung, theils auch von zu großer Hize und dumpfiger Luft. Bei der Fettkrankheit ſieht die Raupe aufgedunſen und glänzend grünlich oder gelblich aus. Man bemerkt ſie am öfterſten nach der zweiten und dritten Häutung. Die Urſach iſt in der verdorbenen Nahrung, in naſſen und vom Honigthaue klebrigten Blättern zu ſuchen, wodurch die Säfte verdorben werden. Hiermit hat die Gelbſucht viel Aehnlichkeit, die aber kurz vor dem Einſpinnen auszubrechen pflegt. Alle ſolche kranke Raupen muß man bei Zeiten wegnehmen, weil ſie die geſunden leicht anſtecken. Sie ſind ein gutes Futter für die Hühner.

Wenn die Zeit zum Einſpinnen herannahet, ſtellt man ihnen entlaubtes Birkenreis (Spinnhütten) auf, wo ſie bald hinankriechen, und ihr Geſpinnſt anfangen. Acht Tage nachher nimmt man die Cocons aus den Spinnhütten, lieſet die beſten zur Fortzucht aus, und töotet die Puppen in den übrigen Cocons, ehe ſie durchbrechen, weil

ſonſt

ſonſt der Faden dadurch zerriſſen und unbrauchbar wird. Zur Fortzucht werden eben ſo viel Männchen als Weibchen aufbewahrt, die Cocons der Männchen ſind etwas kleiner, und an dem einen Ende ſpitzig; aber die größern weiblichen Cocons haben ſtumpfe Enden. Die nach der Fortpflanzung geſtorbnen Schmetterlinge kann man ebenfalls dem Federviehe vorwerfen. Ein Weibchen legt drei- bis fünfhundert Eier, und funfzig bis ſechzig Weibchen geben etwa ein halb Loth. Wenn man auf funfzig Pfund Geſpinnſt Rechnung machen will, braucht man wol zwei Loth Eier. Dieſe hebt man an einem trocknen und kühlen, aber nicht zu kalten Orte, bis zum künftigen Frühjahre auf. Doch bleiben ſie auch, ohne zu verderben, etliche Jahre gut.

Um die Puppen in den Cocons, wovon man Seide gewinnen will, zu tödten, legt man ſie entweder auf einen nicht allzuheißen Back-ofen, oder man ſtellt ſie in einem Korbe über einen Keſſel mit kochendem Waſſer, worein etwas Oel und Salz gethan worden, und bedeckt den Korb mit einem wollenen Tuche. Noch vortheilhafter ſoll die neue Erfindung ſein, da man Papier, mit Terpentin-öl getränkt, zwiſchen die Cocons legt, wodurch die Puppen in einer Zeit von zwölf Stunden getödtet werden. Von der weitern Behandlung derſelben ſiehe die Technologie. In China und in Tunkin benutzt man die Seidenraupen noch auf andre Art — man ißt ſie. Sie werden auch getrocknet, und machen ſo einen anſehnlichen Handelsartikel.

Der Krebs, Cancer.

In vielem Betrachte eins der ſeltſamſten Geſchöpfe, und das einzige Inſekt, das uns Europäern zur Speiſe dient; ob man gleich meinen ſollte, daß ſein ſonderbares Anſehen einen Jeden von dem erſten Verſuche des Genuſſes hätte abſchrecken müſſen.

Die

Die hundert und ein und achtzig Gattungen dieſes Geſchlechts findet man in allen Gegenden der Erde, in den ſüdlichen ſowol als in den nördlichen, ſelbſt nahe an den beiden Polen, nur in Sibirien nicht *). Sie lieben zwar alle das Waſſer, aber einige Gattungen halten ſich doch die meiſte Zeit auf dem Lande auf, und heißen daher Landkrebſe. Die andern wohnen entweder in ſüßen oder ſalzigen Gewäſſern; jene nennt man Flußkrebſe, dieſe Seekrebſe.

Bekanntlich iſt der Körper der Krebſe mit einer harten Schale bedeckt, und der Schwanz gegliedert. An dem Maule, welches unten an der Bruſt ſitzt, haben ſie zwei horn-artige Kinnladen und ſechs Freßſpitzen. Die Augen ſtehen auf zwei kleinen Stielen, und ſind beweglich; unter denſelben liegen vier Fühlhörner. Bei den meiſten finden ſich acht Füße und zwei Scheeren; doch gibt es auch einige mit ſechs, zehn und zwölf Füßen. Die Bruſt iſt inwendig rauh und wie mit Haaren beſetzt. Männchen und Weibchen haben doppelte Zeugungstheile. Ihre Nahrung nehmen ſie größtentheils aus dem Thierreiche. Sie freſſen todte Körper von Menſchen und Thieren, auch fangen ſie lebendige Fiſche, Fröſche, Inſekten und Würmer, und verzehren ſie; ja ſie fallen ſich einander ſelbſt an. Jedoch nähren ſie ſich auch von allerlei Gewächſen und Früchten.

Daß bei einem ſo zahlreichen Geſchlechte viel Verſchiedenheit, in Anſehung der Große, Geſtalt und Bildung einzelner Theile Statt findet, läßt ſich leicht vermuthen. So kennt man z. B. Krebſe, die nie viel größer werden, als eine Erbſe, da hingegen der Hummer zu einer Länge von anderthalb Ellen anwächſt, und ein Gewicht von zehn bis zwölf

*) Ein ſehr merkwürdiger Umſtand! S. Verſuch einer Naturgeſchichte der Krabben und Krebſe ꝛc. von J. F. W. Herbſt, 1s Heft, S. 26.

zwölf Pfund erreicht. Hauptſächlich aber hat man in der Beſchaffenheit des Schwanzes eine dreifache Verſchiedenheit bei den Krebſen bemerkt, und hiernach das ganze Geſchlecht in drei Familien eingetheilt.

Die erſte Familie enthält diejenigen, welche einen kurzen Schwanz haben, den ſie mehrentheils unter den Bauch umſchlagen, und ihn feſt andrücken. Da dies beinahe die Geſtalt einer Taſche bildet, ſo heißen ſie Taſchenkrebſe, oder, mit einem holländiſchen Worte, Krabben (Brachyuri). Ihr Körper iſt mehr breit als lang, und hat einige, wiewol entfernte, Aehnlichkeit mit den Spinnen, darum werden ſie bisweilen auch Seeſpinnen genannt. Sie leben in den ſüdlichen Gegenden von Europa in Flüſſen und auf dem Lande, beſonders auch in der Nordſee und Südſee, desgleichen in den übrigen Erdtheilen an mehrern Orten. Bei vielen ſieht das Rückenſchild oder die Schale buntgefleckt aus. In Amerika lebt die Landkrabbe (Canc. ruricola) in Wäldern, wo ſie ſich von Früchten und Gewächſen nährt, die zum Theil giftig ſind; daher man ſie auch nicht ohne Gefahr eſſen kann. Sie zieht zur Begattungszeit nach der See, und kehrt darauf wieder in die Wälder zurück. Es gibt ihrer, vornämlich auf den Bahamiſchen Inſeln, eine ungeheure Menge. Sie wohnen theils in Löchern in der Erde und in Felſenklüften, theils in hohlen Bäumen. Auf ihrem jährlichen Zuge wandern ſie, wie die Lemminge, in gerader Richtung fort, und laſſen ſich nicht leicht durch ein Hinderniß von dem Wege ablenken. Selbſt Häuſer, die ihnen entgegen ſtehen, ſuchen ſie zu erklimmen, und darüber zu ſteigen, welches ihnen jedoch ſelten gelingt. Gegen Menſchen, die ihren Lauf hemmen wollen, heben ſie drohend die Scheeren empor, und klappern damit. Ihre Zahl beläuft ſich oft auf Millionen, ſo daß das Land eine weite Strecke von ihnen bedeckt iſt, und man keinen Schritt in der Gegend, wo ſie ziehen, thun kann, ohne auf ſie zu treten. Da ſie

ein

ein wohlſchmeckendes Fleiſch geben, ſo werden ſie unterweges von den Einwohnern zu tauſenden getödtet, und gegeſſen. Die, welche am Ufer des Meeres ankommen, legen bald ihre Eier in den Sand, verweilen dann noch einige Zeit in den Niederungen, bis ſie ihre alte Schaale abgelegt und eine neue erhalten haben, und treten dann die Rückreiſe auf eben die Art wieder an. — Das Schild dieſer Krabben iſt 4 bis 6 Zoll lang, und mit verſchiednen ſchönen Farben gezeichnet. Eine andre Gattung findet ſich an den Ufern des Meeres in Aegypten und Syrien, kommt des Abends, nach Untergang der Sonne, aus der Tiefe des Meeres hervor, und läuft mit ſo außerordentlicher Geſchwindigkeit am ſandigen Geſtade umher, daß man ſelten einen erhaſchen kann; deshalb nennt man ſie Laufer (Canc. cursor). An dem Winker (Canc. vocans), der unter andern bei den Amerikaniſchen Inſeln angetroffen wird, muß man die ungeheure Größe der einen Scheere bewundern, die größer iſt, als der ganze Körper des Thiers. Er pflegt dieſelbe oftmals über den Kopf zu ſchwenken, als ob er winken wollte; nähert man ſich ihm aber, ſo gräbt er ſich geſchwind in den Sand. Er kann ebenfalls ziemlich hurtig laufen, uud legt alsdann die große Scheere über den Rücken, damit ſie ihn am Laufen nicht hindere. Seine Länge beträgt ungefähr einen Zoll, und eben ſoviel die Breite. Die gemeinſten Krabben, die am häufigſten in der Nordſee gefangen und gegeſſen werden, ſind: die **Strandkrabbe** (Canc. moenas) und der ſchlechthin ſogenannte **Taſchenkrebs** (Canc. pagurus). Dieſer letztere wird zuweilen zwei Fäuſte groß, und iſt ſehr ſchmackhaft. Sonſt gibt es auch Krabben, die acht bis zehn Pfund ſchwer werden. Mehrere Gattungen ſetzen ihre Eier an den Ufern ab, und laſſen ſie von der Sonne ausbrüten. Ihre Fruchtbarkeit iſt ſo groß, daß man ſchon bei einer Mutter über eine Million Eier gefunden haben will.

Zur

Zur zweiten Familie gehören die Krebſe, deren Schwänze nicht mit Schalen bedeckt, ſondern nackend ſind, und die aus dieſer Urſach den Namen Kahlſchwänze (Parasitici) führen. Um dieſen Theil des Leibes gegen Verletzungen zu ſichern, begeben ſie ſich mehrentheils in leere Schneckenhäuſer oder Muſchelſchalen, und werden darum auch Schneckenkrebſe genannt. Wann ihnen, bei zunehmender Größe, die Wohnung zu enge wird, verlaſſen ſie dieſelbe, und ſuchen ſich eine neue. Ueber den Beſitz derſelben entſteht oft ein Streit unter ihnen. Uebrigens tragen ſie dieſelbe, wie die Schnecken ihr Gehäuſe, auf dem Rücken mit ſich herum, und ſitzen ſo feſt darin, daß man ſie eher in Stücken zerreißt, als herauszieht. Wann ihnen Gefahr droht, kriechen ſie ganz in ihr Häuschen hinein, und ſtecken nur die große Scheere zur Oeffnung heraus, um ſich zu wehren. Man kann ſie indeß bald zum Abzuge zwingen, wenn man eine glühende Kohle hinten an die Schale legt. Da ſie in dieſen Schalen gleichſam wie Einſiedler in ihren Zellen wohnen, ſo hat man ihnen auch den Namen Einſiedler oder Eremiten gegeben. Zwei der bekannteſten Gattungen ſind der Bernhardus krebs (Canc. Bernhardus) und Diogenes (Canc. Diogenes); bei jenem iſt die rechte Scheere die größte, bei dieſem die linke. Die Namen haben ſie von zwei berühmten Einſiedlern geerbt. Sie leben in verſchiednen Europäiſchen und Indianiſchen Meeren, ſteigen aber auch oft ans Land.

Zu dieſer Familie rechnen Einige noch den Beutelkrebs (Canc. latro), ob er gleich nicht, wie die andern, in Schneckenhäuſern wohnt. Er iſt einer der größten des ganzen Geſchlechts, und hat einen Beutel unter dem Schwanze, worin eine ſchmierige Materie enthalten iſt, die man für einen Leckerbiſſen hält. Man findet ihn vorzüglich in Indien. Bei Tage ruhet er in Höhlen, des Nachts aber ſteigt er auf die Kokusbäume, kneipt die Nüſſe ab, begibt ſich dann wieder herunter, und öffnet dieſelben mit

ſeinen ſtarken Scheeren, da doch ein Menſch Mühe hat, ſolche Nüſſe mit einem Steine aufzuſchlagen.

Die dritte Familie begreift die langgeſchwänzten Krebſe (Macrouri), wozu auch der gemeine Flußkrebs gehört. Der größte unter ihnen iſt der Seekrebs oder Hummer (Canc. gammarus), der an Geſtalt dem Flußkrebſe gleicht, allein, wie ſchon geſagt, zuweilen anderthalb Ellen lang und an zwölf Pfund ſchwer wird. Sie werden häufig in der Nordſee gefangen, und in eignen Schiffen mit doppeltem Boden, welche Hummerſchiffe heiſſen, und deren eins oft wol zwölftauſend Stück führt, nach Hamburg, Amſterdam, London u. ſ. w. gebracht. In Seeland allein ſollen jährlich über eine halbe Million eingeführt werden. Ihr Fleiſch iſt hart und ſchwer verdaulich.

Einige Gattungen dieſer Familie haben keine eigentliche Scheeren, ſondern lauter Beine, z. B. die Garnälen (Canc. crangon), die in den Europäiſchen Meeren in erſtaunlicher Menge gefangen, und mit Eſſig und Pfeffer zur Speiſe zugerichtet werden. Sie ſind nur etwa von der Länge eines kleinen Fingers, haben lebendig eine bläuliche Farbe; gekocht, werden ſie hochroth.

Was nun endlich den Flußkrebs (Canc. astacus) anbelangt, ſo müſſen wir deſſen Geſchichte wol etwas ausführlicher erzählen, weil er in unſerm Vaterlande am bekannteſten iſt. Ueberdies ſind die wichtigſten Perioden ſeines Lebens zugleich die Grundlinien zur Naturgeſchichte des ganzen Geſchlechts.

Sein Aufenthalt iſt nicht nur, wie der Name anzeigt, in Flüſſen, ſondern auch in Bächen, Seen und Teichen. Die in fließenden Waſſern werden denen in ſtehenden vorgezogen. Gemeiniglich wohnen ſie in Löchern und Höhlen, oder am Ufer, unter den Wurzeln der Bäume; doch halten ſie ſich auch unter Steinen auf, beſonders in Bächen, und dieſe heißen Steinkrebſe. Sie ſind zwar etwas kleiner,

als

als die andern, aber weit ſchmackhafter. Auf dem Rük- ken ſehen ſie ſchwärzlich, nach unten zu aber heller aus, auch werden ſie im Kochen blaſſer. Ueberhaupt gibt es, in Anſehung der Farbe und Bildung, mancherlei Spiel-arten, z. B. ſchwarze, die auch nach dem Kochen dieſe Farbe be- halten. Die gewöhnliche Größe der Flußkrebſe iſt bekannt; läßt man ihnen aber Zeit zum Wachſen, ſo werden ſie — den ausgeſtreckten Schwanz mitgerechnet — wol einen Schuh lang. Ob ſie gleich eigentlich im Waſſer wohnen, ſo kommen ſie doch auch öfters ans Land, beſonders zur Nachtzeit, wo ſie ihrer Nahrung nachgehen; auch bei ſchwüler Witterung und bei Donnerwetter. Sie ſind ſehr gefräßig, und ſpüren vornämlich thieriſchen Körpern, die in Verweſung gehen, nach.

Das Männchen iſt vom Weibchen leicht zu unterſchei- den. Jenes hat breitere Scheeren, einen ſchmalen Schwanz, und an dem letzten Paar Füße, zunächſt am Schwanze, zwei Saamenbläschen, die zur Begattungszeit ſehr an- ſchwellen, und dann deutlich zu ſehen ſind. Im Leibe ſelbſt befindet ſich der Saame in einem langen dünnen Ka- nale, der nach dem Kochen ganz weiß ausſieht. Unten an dem Schwanze deſſelben ſitzen nur drei Paar Faſern, wie kleine Füße. Hingegen bei den Weibchen ſieht man fünf Paar dergleichen Faſern, und in der Gegend des Leibes, wo, vom Schwanze an gerechnet, das dritte Paar Füße ſitzt, befinden ſich die doppelten Zeugungstheile, nämlich zwei runde Oeffnungen.

Die Zeit der Paarung fällt in den Herbſt, wo die Männchen aus Eiferſucht mit einander ſtreiten ſollen. Bei der Begattung ſelbſt liegt das Weibchen auf dem Rücken. So lange die Eier in dem Leibe der Mutter ſind, ſehen ſie gelblich aus, wann ſie aber gelegt werden, haben ſie eine rothe Farbe. Dies geſchieht gewöhnlich im Frühjahre, da man ſie dann unter dem Schwanze findet, wo ſie dieſelben auf folgende Art anklebt. Wann die Eier aus den vorhin ge-

genannten Oeffnungen kommen, hängen ſie an einem zarten Faden; die Mutter krümmt ſodann den Schwanz nach den Eiern hin, ergreift dieſelben mit den vorderſten Schwanzfaſern, bringt ſie von da weiter nach den hinterſten, und drückt ſie an den Schwanz an. So fährt ſie fort, bis der ganze Schwanz mit Eiern beſetzt iſt. Sowol die klebrige Feuchtigkeit der Eier, als die feſt anſchließenden Faſern machen, daß ſie nicht losfallen. Hier werden ſie nun erſt völlig ausgebrütet, und im Junius oder Julius kommen die Jungen aus, die Anfangs ſo groß wie Roßameiſen, jedoch ſchon völlig ausgebildet ſind. Sie verlaſſen aber die Mutter noch nicht gleich, ſondern hängen ſich an den Schwanzfäſerchen an, und laſſen ſich ſo etwa noch vierzehn Tage mit herumtragen. Wann ſie ſich nun ſtark genug fühlen, trennen ſie ſich gänzlich, und ſuchen unter zaſrigten Baumwurzeln Schutz gegen ihre Feinde und gegen die Wellen. Nach und nach wagen ſie ſich auch hier hervor, und ſtreifen nach Nahrung umher. Im dritten Jahre ſind ſie zur Fortpflanzung tüchtig, und ihre ganze Lebenszeit ſoll ſich auf zwanzig Jahre erſtrecken.

Das **Mauſern**, welches bei den Krebſen **Mietern** heißt, haben ſie zwar mit vielen andern Thieren gemein, es zeichnet ſie aber doch der beſondre Umſtand dabei aus, daß ſich nebſt der äußern Schale zugleich ihr Magen jährlich erneuert. Dieſe merkwürdige Veränderung trägt ſich mit den Männchen im Mai und Junius, mit den Weibchen hingegen im Herbſte zu. Einige Tage vorher faſten ſie, werden unruhig, legen ſich bald auf den Rücken, bald auf den Bauch, und geben durch alle Bewegungen einen unbehaglichen Zuſtand zu erkennen. Um dieſe Zeit iſt die alte Schale ſchon weich, und läßt ſich leicht zuſammendrücken. Durch wechſelsweiſes Aufblähen und Zuſammenziehen des Körpers zerſprengen ſie endlich die Häute, womit die Schale an den Seiten befeſtigt iſt, und ſo ſtreifen ſie dieſelbe allmälig ab, ziehen die Scheeren und Beine aus

den

den Scheiden, wie aus Stiefeln, heraus, und laſſen die ganze Hülle ſo vollkommen zurück, daß man ſie noch für einen wirklichen Krebs halten ſollte. Dieſe ganze Arbeit währt aufs höchſte etliche Stunden; einige aber werden in einer guten Viertelſtunde damit fertig. Mehrere ſterben auch darüber, oder verunglücken ſonſt dabei. Wann ſie ihren Harniſch ausgezogen haben, ſind ſie blos mit einer weichen Haut bedeckt, (der gemeine Mann nennt ſie alsdann Butterkrebſe) die jedoch nach zwei bis drei Tagen beinahe wieder ſo hart, wie die vorige Schale iſt, nur daß ſie blaſſer ausſieht.

Zu eben der Zeit, da ſie ſich von außen verjüngen, geht eine ähnliche Erneuerung inwendig in ihnen vor, welches das einzige bekannte Beiſpiel unter den Thieren iſt. Denn die Eingeweide häuten ſich, der Magen mit den Gedärmen löſet ſich ab, und es entſteht ein neuer Magen, welcher den alten und die übrigen Abgänge der innern Theile verzehrt. Die Lage und Beſchaffenheit des Magens iſt eben ſo ſonderbar. Er befindet ſich nämlich im Kopfe, nahe an den Augen, und hat drei ſcharfe, breite, und auf einander, wie ein Dreieck, gehende ſchwärzliche Zähne, womit er die Speiſen zermalmet. An beiden Seiten des Magens erzeugen ſich, ebenfalls nur um dieſe Zeit, zwei ſtein=artige, kalkichte Verhärtungen, die man Krebsſteine zu nennen pflegt. Ganz unrichtig heißen ſie ſonſt auch Krebsaugen. Man glaubt, daß ſie die Materie zur Verhärtung der neuen Schale hergeben, oder dem Thiere zur Nahrung dienen, da es zu dieſer Zeit nicht freſſen kann. Dieſe Krebsſteine ſind mit einer Haut an den alten Magen angeſchloſſen. Während der Mauſe wächſt die Haut, umgibt den alten Magen, ſchließt ihn ganz ein, und fängt an, ihn mit den Steinen allmälig aufzulöſen. Man kann alſo ſagen, daß das erſte Geſchäft des neuen Magens die Verdauung des alten ſei. In den erſten Tagen findet man noch die Zähne des alten Magens und Ueberreſte

 von

von den Krebsſteinen; allein bald nachher iſt alles verzehrt.

Eine ähnliche, nicht minder merkwürdige Erſcheinung bei den Krebſen iſt das Wiederwachſen der verlornen Fühlhörner, Scheeren und Beine, welches zu jeder Zeit Statt finden kann. Am gewöhnlichſten zeigt ſich dieſe Kraft in der Hervorbringung neuer Scheeren, da ſie dieſe weniger als ein Bein oder ein Fühlhorn entbehren zu können ſcheinen. Im Sommer geht auch das Wachsthum ſchneller — oft in wenigen Wochen — als im Winter, von Statten. Die Krebſe ſelbſt ſind von dieſem ihnen beiwohnenden Vermögen durch Inſtinkt belehrt, und willigen daher in den Verluſt ihrer Glieder ſehr leichtſinnig ein. Gewiſſe Landkrebſe ergreifen mit den Scheeren, was ihnen entgegen kommt, und brechen lieber die Scheeren ab, als daß ſie loslaſſen ſollten. Eben dies thun auch andre Krebſe, wenn man die Scheeren ſtark drückt oder quetſcht. Indeß hat man bemerkt, daß ſie, wenn es irgend möglich iſt, die Scheere an dem vierten Gelenke abbrechen, weil ſie dann am leichteſten wieder wächſt; etwas mißlicher iſt der Bruch am fünften Gelenke; aber am zweiten und dritten ſoll die Ergänzung faſt ohne Beiſpiel ſein. An dem abgebrochnen Gelenke dringt zwar Anfangs weißes Blut hervor, allein bald darauf ſetzt ſich ein gallert-artiges Weſen an, welches das Blut ſtillt. Nimmt man dieſe Gallerte weg, ſo verblutet ſich das Thier, und ſtirbt.

Dies iſt das Wichtigſte von der Lebensart und den wunderbaren Eigenſchaften der Krebſe. Wir kommen nun auf die Benutzung derſelben, die, wie bekannt, ſich größtentheils auf den Genuß einſchränkt. Man hegt ſie deshalb verſchiedentlich in eignen Waſſern, doch nicht gern in moraſtigen und ſtehenden, wo ſie einen ſchlechten Geſchmack annehmen, und überhaupt nicht gut gedeihen. Noch weniger ſetzt man ſie abſichtlich in Fiſchteiche, da ſie der jungen Brut ſehr ſchädlich ſind. In einigen Ländern hat man,

zur

zur Schonung derſelben, zweckmäßige Verordnungen, z B. daß man keine Mutterkrebſe, wann ſie Eier tragen, auch nicht allzu junge Krebſe fangen ſoll.

Die Mittel, ſie zu fangen, ſind verſchieden. Am bequemſten bedient man ſich wol der Reuſen, oder einer beſondern Art von Netzen, welche Ketſcher heißen, dazu. In dieſe legt man todte Fröſche, Fiſche, oder anderes Fleiſch, das bald in die Verweſung übergeht, und ſie durch den Geruch herbeilockt. Die gefangenen Krebſe kann man in Fiſchkaſten aufbewahren, und ſie mit ähnlichen Nahrungsmitteln unterhalten. Auch in einem Keller dauern ſie, wenn man ſie in ein Gefäß ſetzt, ſie mit Brenn=neſſeln und Gras bedeckt, und ſie täglich mit Bier oder ſüßer Milch begießt, wovon ſie außerordentlich ſtark und wohlſchmeckend werden ſollen.

Die alte Regel, daß die Krebſe in den Monaten, deren Namen ein R haben, zum Eſſen untauglich ſein, hat ſich nicht überall durch die Erfahrung beſtätigt, ob ſie gleich wol zuweilen durch zufällige Umſtände eintreffen kann. Indeſſen fängt man ſie vom Herbſte bis zum Fruhjahre ohnehin nicht gern, weil ſie da mit der Fortpflanzung beſchäftigt, und, aus Mangel an hinlänglicher Nahrung, mager ſind.

Der Gebrauch der Krebsſteine, als eines mediciniſchen Mittels, war vor Zeiten noch weit ausgebreiteter als jetzt, indem einſichtsvolle Aerzte ihre große Wirkſamkeit bezweifeln. Da ſie größtentheils aus laugenhafter Erde beſtehen, und dieſe von der Säure ſchnell aufgelöſet wird: ſo pflegt man auch die Krebsſteine gegen die Säure im Magen oder das ſogenannte Sodbrennen zu gebrauchen. Allein hiewider hat man andre eben ſo wirkſame Mittel, und es wäre gar nicht nöthig, eine ungeheure Menge Krebſe um eines ſo geringen, leicht zu entbehrenden Vortheils willen, zu verſchwenden. Denn man bedenke nur, wie viel Krebſe dazu gehören, wenn man ein Pfund Steine ſammeln will; und doch verkaufte ein Polniſcher Edelmann auf einmal ſechs=

tauſend Pfund in Danzig. — In Polen, Litthauen und einigen Ruſſiſchen Provinzen werden zu dem Ende große Haufen Krebſe zur Zeit der Mauſe mitten auf dem Felde aufgethürmt, wo ſie ſo lange liegen bleiben, bis ſie verfault ſind; alsdann nimmt man bloß die Steine davon. Oder man zerſtößt ſie zu einem Brei, gießt Waſſer darauf, und rührt dies eine Zeitlang um, bis die Steine zu Boden geſunken ſind. Man hat ſogar auch ſchon Krebsſteine von Gips, Kalk, Thon und dergleichen betrüglich nachgemacht.

Der übrige vorgebliche Nutzen ſowol dieſer Steine, als auch andrer Theile des Krebſes, iſt zu unbeträchtlich, als daß wir uns mit Anführung deſſelben aufhalten ſollten.

Die Spaniſche Fliege, Meloë vesicatorius *).

Dies Inſekt iſt eigentlich keine Fliege, ſondern ein Käfer, denn es hat horn-artige Flügeldecken. Da man es ehemals aus Spanien zu uns brachte, ſo gab man ihm jenen Beinamen. Indeß wird es nun ſchon ſeit langer Zeit in Deutſchland und andern Europäiſchen Ländern geſammelt.

Die etliche und vierzig Gattungen dieſes Geſchlechts führen alle einen ſcharfen ölichten Saft bei ſich, den ſie bei der geringſten Berührung aus der Bruſt, da, wo die Füße eingelenkt ſind, fließen laſſen. Dieſer Saft ſowol, als die

*) Viele Naturbeſchreiber rechnen jetzt die ſpaniſche Fliege nicht mehr zu dem Geſchlechte Meloë, weil ſie zu wenig Aehnlichkeit mit dem Maiwurme und andern Gattungen dieſes Geſchlechts hat. Sie nennen das Geſchlecht der Käfer, wovon ſie die Spaniſche Fliege als Gattung annehmen, Blaſenkäfer, und im Syſteme heißt es Lytta. Außer der ſogenannten ſpaniſchen Fliege (Lytta vesicatoria) enthält dies Geſchlecht noch 31 Gattungen.

die Inſekten ſelbſt, wirken auf den menſchlichen Körper ſehr heftig, und man braucht deshalb vornämlich einige Gattungen als heilſame Mittel wider mancherlei Zufälle. Aeuſſerlich erregen ſie meiſtentheils eine brennende Geſchwulſt und Blaſen; innerlich aber treiben ſie ſtark auf den Schweiß und Urin.

Eine der bekannteſten Gattungen iſt der goldgrüne, höchſtens einen Zoll lange Kafer mit ſchwarzen Fühlhörnern, den man die Spaniſche Fliege zu nennen pflegt. Wahrſcheinlich legt das Weibchen im Anfange des Sommers, (nach aſtronom. Rechnung, gegen Ende des Junius) wo ſie ſich begatten, ihre Eier in die Erde, aus welchen nach einer gewiſſen Zeit Larven entſtehen, die ſich von Pflanzenwurzeln oder von andern Inſekten und Würmern unter der Erde ernähren, und dann ſo weiter durch die gewöhnlichen Stufen der Entwicklung ihrem vollkommnen Zuſtande entgegen gehen. Ueber dies alles ſcheint man zwar noch keine genaue und ſichre Beobachtungen angeſtellt zu haben; allein es läßt ſich doch leicht vermuthen, da es die allgemeine Geſchichte der meiſten übrigen Käfer dieſes Geſchlechts iſt. Nur die Zeit der Verwandlung kann man nicht beſtimmen.

Im Junius und Julius kommen dieſe Käfer zum Vorſchein, fliegen in großen Schwärmen beiſammen, und fallen auf die Rheinweiden, Eſchen, Fliederſträuche, und beſonders auf den ſogenannten Spaniſchen Holunder, welche Gewächſe ihre liebſte Nahrung ſind. Sie geben einen ſehr unangenehmen Geruch von ſich, der nach Sonnenuntergang am ſtärkſten und beſchwerlichſten iſt, und wo ſie in Menge hinkommen, ſind ſie den Bäumen ſchädlich. Durch ſtarken Rauch kann man ſie verjagen. Diejenigen, welche ſie abſchütteln und einſammeln, pflegen ſich Mund und Naſe mit einem Tuche zu verwahren. Sie greifen ſie auch nicht mit bloßen Händen an, weil der ätzende Saft, den dieſe Inſekten leicht von ſich geben,

geben, eine brennende Geſchwulſt an den Fingern erregt *). Man thut ſie in leinene Säckchen, tödtet ſie durch den Dunſt von heißem Eſſig, und trocknet ſie dann an der Sonne. Der Kopf und die Flügel werden gewöhnlich abgeſondert und weggeworfen; das Uebrige reibt man zu Pulver, und vermiſcht es beim Gebrauche mit etwas Sauerteig, oder ſtreuet es auf ein Pflaſter. Auch verfertigt man einen ſehr ſcharfen Spiritus davon. Dies iſt dann ein vortreffliches blaſenziehendes Mittel, das äußerlich in vielen Fällen mit dem beſten Erfolge gebraucht wird. Innerlich iſt dies Inſekt — in einiger Quantität genoſſen — ein tödtliches Gift, wenn nicht ein verſtändiger Arzt es durch Verſetzung mit andern Arzneien unſchädlich oder heilſam macht. Es wirkt ſo ſtark auf die Harngänge, daß oft ſchon ein Gran Blutharnen verurſacht, welches durch Kampfer am ſicherſten geſtillt wird. Auch Thieren iſt der Genuß dieſer Inſekten tödtlich, den Igel ausgenommen, der ſie ohne Schaden frißt, vielleicht weil ſie ihm erſt nach der Begattung zu Theil werden, wo ſie abgemattet von den Bäumen fallen, und dann ihre meiſte Schärfe verloren haben.

Der Maiwurm, Meloë proscarabaeus.

Auch dies Inſekt gehört zu den Käfern, und wird deshalb von Einigen Maiwurmkäfer genannt, welches Wort man aber nicht mit Maikäfer verwechſeln muß; denn von dieſem iſt er ganz verſchieden. Man nannte ihn Maiwurm, weil er ſich im Mai ſehen läßt, und weil

*) Ein Freund, Liebhaber der Natur, und Selbſtbeobachter, ſagt mir, daß dies bloßes Vorurtheil ſei. Er habe auf ſeinen Spatziergängen öfters Händevoll ſolcher Inſekten wol eine Stunde weit nach Hauſe getragen, ohne die mindeſte Wirkung davon zu ſpüren.

weil er mit dem unbedeckten geringelten Hinterleibe einem Wurme ähnelt. Er hat nur halbe Flügeldecken und keine Flügel, wird zuweilen über einen Zoll lang, und faſt Fingersdick. Die Weibchen ſind — wie bei den meiſten Inſekten — größer und dicker als die Männchen. Die Farbe iſt gemeiniglich dunkelviolet, auch wol grünröthlich. Von ihrer Verwandlung weiß man nicht viel mehr, als von der Spaniſchen Fliege. Im Mai und Junius, bei warmer Witterung auch ſchon im April, findet man ſie an ſonnigten Hügeln und Wällen, auf wildem Kerbel und andern gewürzhaften Kräutern. Sie ſind träge, und kriechen ſehr langſam. Da ihre beſte Kraft in der öligten Feuchtigkeit beſteht, die ihnen beim Berühren aus den ſechs Schenkelſpitzen, wo die Füße eingelenkt ſind, in kleinen Tröpfchen entquillt, ſo legt man ſie behutſam mit einem Hölzchen auf ein Blatt Papier, hält ſie über ein Gefäß mit Honig, ſchneidet mit einer Scheere ſchnell den Kopf ab, und läßt den Rumpf in das Gefäß fallen. Wenn man genug beiſammen hat, bindet man das Gefäß zu, und ſtellt es an einen kühlen Ort. Andre tödten dieſe Käfer in Eſſig, trocknen ſie dann an einem ſchattigen Orte, und verwahren ſie in einem feſtzugebundnem Glaſe. So wie die Spaniſche Fliege mehr äußerlich als innerlich gebraucht wird; ſo dient hingegen der Maiwurm hauptſächlich als eine innere Arznei. Er wirkt ebenfalls ſtark auf den Schweiß und Urin. Am berühmteſten iſt er durch den Gebrauch geworden, den man von ihm in der Kur der Hundswuth gemacht hat. Dieſes Mittel wurde lange geheim gehalten; endlich kaufte Friedrich der Große dem Beſitzer das Geheimniß ab, und ließ es öffentlich bekannt machen. Seit der Zeit ſtellte man mehrere Verſuche damit an, wovon viele glückten, einige aber auch fehlſchlugen. Dieſe Ungewißheit der Wirkung in einer ſo fürchterlichen Krankheit, hat es um einen großen Theil ſeines vorigen Anſehns gebracht. Es wäre

aber

aber wol der Mühe werth geweſen, daß man alle Umſtände ſorgfältig aufgezeichnet hätte, unter welchen es gewirkt und nicht gewirkt hat. In einigen Gegenden, und unter Behandlung einiger Perſonen, ſoll nie eine Kur fehlgeſchlagen ſein. Da es von dieſen Käfern verſchiedne Abänderungen gibt, denen man ähnliche Kräfte zuſchreibt, ſo könnte auch dieſer Unterſchied von Wichtigkeit ſein. Selbſt die Zuſammenſetzung des Mittels geſchieht nicht auf einerlei Weiſe. Einige laſſen die Käfer, wie ſchon geſagt, im Schatten trocknen, reiben ſie, wann Gebrauch davon gemacht werden ſoll, zu Pulver, und vermiſchen ſie mit Hagebuttenwurzel, Wacholderbeeren und Raute. Andre verfertigen von den in Honig gelegenen Käfern eine Art von Latwerge, indem ſie Fliedermus, pulveriſirtes Ebenholz, Virginiſche Schlangenwurzel, Ebereſchenſchwamm und gefeiltes Blei hinzuſetzen. Vielleicht wäre der bloße Käfer noch kräftiger, als dergleichen gekünſtelte Beimiſchungen. Ueberhaupt ſcheint man den Glauben an dieſes Mittel zu früh aufgegeben zu haben. Gelegenheit, öftere Verſuche an gebiſſenem Viehe zu machen, kann wol nirgend fehlen.

Noch gehört zu dieſem Geſchlechte der Eichorienkäfer (Meloë cichorii), welcher im ſüdlichen Europa und im Oriente gefunden wird, und ſich hauptſächlich von Cichorien nährt. Sein Leib ſieht ſchwärzlich aus, die Flügeldecken ſind gelblichroth, und haben drei ſchwarze Querſtreifen. Ehemals wurde er als ein blaſenziehendes Mittel gebraucht; auch halten ihn Einige für den Cantharis der Alten.

Der

Der Keller=eſel, Oniscus asellus.

Das Geſchlecht, wozu man dies Inſekt rechnet, führt den gemeinſchaftlichen Namen Aſſel, wiewol Andre damit auch die Scolopender bezeichnen. Die Aſſeln haben einen eiförmigen gegliederten Körper und vierzehn Füße. Das Bruſtſtück iſt nicht getrennt. Die meiſten Gattungen leben im Waſſer, wo ſie ſich zum Theil von dem Blute der Seethiere und Fiſche nähren, wie z. B. die Wallfiſchlaus (Oniscus ceti); einige halten ſich aber auch auf dem Lande, an feuchten Orten, auf. Sie ſind alle ungeflügelt. Die Weibchen legen zwar Eier, tragen ſie aber ſo lange in einem beſondern Sacke unter dem Bauche, bis die Jungen auskommen; daher ſie von einigen Naturforſchern zu den lebendiggebärenden Thieren gezählt werden.

Eine Gattung findet ſich häufig unter Steinen in Gebüſchen und auf dem Felde, und heißt deshalb Stein=aſſel (Onisc. armadillo). Sie iſt über einen halben Zoll lang, ſieht bläulichſchwarz aus, und rollt ſich zuſammen, wie ein Igel, wenn man ſie anrührt.

Der Keller=eſel (Keller=aſſel, Kellerwurm) lebt in Kellern, an feuchten Mauern, unter Blumentöpfen u. ſ. w., iſt kleiner als die Stein=aſſel, und ſieht bleifarben oder dunkelgrau, und unter dem Bauche weißlich aus. Am Tage kommen ſie nicht gern aus ihren Winkeln hervor, denn ſie ſcheuen das Licht. Ihr Geruch iſt widrig. Sie nähren ſich von allerlei faulenden Pflanzentheilen; ihre liebſte Nahrung aber ſind ſüße, weiche Früchte, z. B. Pfirſchen. Im Julius findet man unter dem Bauche der Weibchen die Jungen in dem Sacke zwiſchen den Beinen. Wann ſie zur Geburt reif ſind, öffnet die Mutter den Sack, und läßt ſie herauslaufen. Sie ſehen faſt aus wie Läuſe.

Die großen Stein-aſſeln hält man ihrer ſcharfen Säfte wegen für gefährlich; die Keller-aſſeln hingegen werden in der Arznei vielfältig gebraucht. Man ſammelt ſie im Sommer, indem man feuchtes Moos an einen ſchattigten Ort legt, und ſie mit mulſchem Obſte anlockt. In wenigen Tagen ſind viele hundert darunter beiſammen, die man leicht fängt und tödtet. Man gewinnt von ihnen, durch Hülfe der Scheidekunſt, ein flüchtiges Salz, welches eine ſtark urintreibende und auflöſende Kraft hat. Auch kocht man ſie in Oel, oder preßt den Saft von ihnen aus, oder man trocknet ſie, reibt ſie zu Pulver, und gibt ſie in Wein ein. Sie müſſen aber gewaltſam getödtet, nicht natürlich geſtorben ſein, ſonſt ſind ſie unwirkſam oder gar ſchädlich. Man erkennt die natürlich geſtorbenen daran, daß ſie nicht zuſammengerollt, ſondern ausgeſtreckt ſind. In der Gelbſucht, Engbrüſtigkeit, vorzüglich in der Waſſerſucht, ſo wie überhaupt in allen den Krankheiten, die von Verſtopfung der Harnwege herrühren, hat man ſie von ausnehmendem Nutzen befunden. Wegen der letztern Wirkung nennt ſie der gemeine Mann an manchen Orten Bettſeicher. In den Apotheken kommen ſie unter dem Namen Tauſendfüße (Millepedae) vor, ob ſie gleich nur vierzehn Füße haben.

Der Zahnſchmerzſtillende Käfer, Curculis antiodontalgicus.

Eine Gattung Rüſſelkäfer, an welchem man zuerſt die Eigenſchaft entdeckte, daß er Zahnſchmerzen ſtille, wenn man ihn zwiſchen den Fingern zerquetſche, und ſodann mit dieſen Fingern den kranken Zahn berühre. Nachher hat man noch mehrere Gattungen von Käfern kennen gelernt, welche dieſelbe Kraft beſitzen, z. B. eine Gattung Laufkäfer (Carabus chryſocephalus) und die bei uns gemeinen und allbekannten Blattlauskäfer (Coccinella).

Von

Von letztern ſind ſeit Kurzem einige öffentliche Zeugniſſe bekannt geworden, wodurch ihre heilſame Wirkung bei Zahnſchmerzen außer allem Zweifel geſetzt iſt. Der Saft dieſer Inſekten ſtillt die heftigſten Schmerzen in wenig Minuten; doch nicht in allen Fällen. Die Larve des Cynips Ros. (ſiehe Gallfliege) ſoll überhaupt noch wirkſamer ſein. S. d. Rathgeber für alle Stände, zweit. Jahrg. 5tes Stück, 353 ꝛc.

Die Wachsfliege.

Auf der Engliſchen Geſandtſchaftsreiſe nach China, an deren Spitze Lord Macartney ſtand, ſahen die Reiſenden dies Inſekt in Cochin-China, wo ein ganzer Schwarm auf den Zweigen eines Strauchs umherlief, welcher dem Liguſtrum ähnlich war. An Geſtalt und Größe kamen dieſe Inſekten unſern Stubenfliegen bei, ſie zeichneten ſich aber durch einen daunenartigen Schweif aus, der in langen Fäden, wie bei den Hühnern mit aufwärts gebognen Federn, in gekrümmter Richtung, von hinten gleichſam nach dem Kopfe hingekämmt, emporſtand. Sie waren durchaus von weißer Farbe, oder vielmehr wie mit Puder beſtreuet; auch hatten ſie eben die puderartige Materie auf den Zweigen des Strauchs, wo ſie ſich aufhielten, verbreitet. Dieſer Puder — heißt es in der Beſchreibung jener Reiſe — ſcheint das weiße Wachs des Orients zu ſein. In gehörigem Verhältniſſe mit Pflanzenöle vermiſcht, gerinnt letzteres, und dann laſſen ſich Lichter daraus formen, die den Wachslichtern gleichen. Wir verſuchten es, einen Theil dieſes weißen Pulvers mit dreimal ſo viel heißgemachtem Oliven-öle zu vermiſchen, und erhielten nach dem Erkalten eine Maſſe, die faſt ſo feſt wie Bienenwachs war.

Die

Die Laus, Pediculus.

Wir laſſen nun auf die nützlichen Inſekten zunächſt diejenigen folgen, die uns ſelbſt an unſerm Leibe oder in unſern Wohnungen läſtig ſind. Unter dieſen iſt die Laus wol am gemeinſten bekannt und verhaßt.

Die Läuſe haben einen Saugeſtachel, der in einer Scheide liegt, zwei mit feinen Härchen beſetzte Fühlhörner und einen etwas platten Hinterleib mit Luftlöchern an den Seiten. Man zählt 66 Gattungen derſelben, die an Farbe, Geſtalt und Größe verſchieden ſind, allein wahrſcheinlich ſind dies beiweiten nicht alle. Sie finden ſich nirgend anders, als auf lebendigen thieriſchen Körpern, von deren Säften ſie ſich nähren; denn ſobald ein ſolcher Körper todt und kalt iſt, laufen ſie davon, oder ſterben gleichfalls. Faſt jedes Thiergeſchlecht hat ſeine eigne Gattungen Läuſe, ja manche nähren mehr als Eine Gattung. Jedoch nennt man im gemeinen Leben oft Läuſe, was eigentlich Milben ſind. Wie ſehr die Vögel von ſolchen Inſekten geplagt werden, iſt bekannt. Das zahme Federvieh und Vögel in Käfigen ſterben oft an der Läuſeplage. Bei den in Freiheit lebenden nehmen ſie ſelten ſo ſehr überhand. Die Urſach einer ungewöhnlich ſtarken Vermehrung der Läuſe iſt ein kränklicher und dürftiger Zuſtand des Körpers, und Unreinlichkeit. Wohlgenährtes, geſundes Vieh und reinliche Ställe laſſen ſolch Ungeziefer nie ſonderlich wuchern.

Doch, wir wollen hier hauptſächlich nur diejenigen betrachten, welche ausſchließlich eine Plage der Menſchen ſind, und wovon es drei Gattungen gibt, die in der Geſtalt und Lebensart etwas von einander abweichen: die Filzlaus, Kleiderlaus und Kopflaus.

Die Filzlaus (Pedic. pubis, s. morpio) iſt kürzer, breiter und runder als die Kopflaus, die Haut ſchuppicht und runzlicht, die Farbe ſchwarzgrau, der Hinterleib

terleib am Ende ausgerändelt und haarig. An dem zweiten und dritten Paar Füße hat ſie krebsſcheeren=artige Spitzen, womit ſie ſich ſo feſt in das Fleiſch einhakt, daß ſie faſt nicht loszureißen iſt. Sie kommt nie auf den Kopf oder in die Kleider, ſondern niſtelt nur an einigen Orten des Leibes bei unreinlichen Leuten, vornämlich bei ſolchen, die ſich durch Ausſchweifungen ekelhafte Krankheiten zuziehen. Wenn ſie ſehr überhand nehmen — und das geſchieht in kurzer Zeit, wo man nicht kräftige Gegenmittel braucht — ziehen ſie ſich ſogar bis in die Augenbraunen hinauf; dennoch aber findet man ſie nie, wie ſchon geſagt, in den Kopfhaaren. Tobacksöl und Queckſilberſalbe — die ſogenannte Reuterſalbe — tilgt ſie am geſchwindeſten.

Die **Kleiderlaus** (Ped. vestimenti) hat einen größern Leib und dickern Kopf, als die gemeine Kopflaus, auch ſtehen die Augen weiter hervor; ſonſt iſt ſie derſelben ähnlicher als die Filzlaus. Sie legt ihre Eier nur in die Näthe und Falten der Kleider, und hält ſich überhaupt nicht länger am bloßen Leibe auf, als bis ſie ſich ſatt geſogen hat. Leute, die nicht oft genug mit der Wäſche wechſeln, und ſchmutzige, unreinliche Kleider tragen, werden gemeiniglich davon geplagt. Befinden ſie ſich in Kleidern, die man nicht gern wegwerfen mag, ſo vertreibt und tödtet man ſie mit Schwefeldampf.

Die **Kopflaus** (Ped. humanus), die auch ohne weitere Beſchreibung bekannt genug iſt, findet ſich nur bei dem Menſchen und bei einer gewiſſen Gattung von Affen, dem Schimpanſe (Simia troglodytes). Es ſcheint mancherlei Abänderungen davon zu geben. Bei den Mohren ſind ſie ſchwarz. Auch richtet ſich ihre Farbe oft nach der Farbe der Haare des Menſchen. Perſonen mit ſchwarzen Haaren haben dunklere Läuſe, als blond= und rothhaarige. Sie ſollen nicht unter allen Himmelsſtrichen leben können, wenigſtens fand man ſie bei den Neuholländern nicht. Daß aber Seefahrende, welche die

Linie paſſiren, von dieſem Ungeziefer befreiet werden, erklären neuere Beobachter für falſch.

So verachtet dieſes Thier iſt, ſo hat es doch ein philoſophiſcher Naturforſcher einer genauern Betrachtung nicht unwerth gehalten. Wer mit ihm die Macht und Weisheit des Schöpfers an einem Inſekte, das uns nur zur Plage geſchaffen zu ſein ſcheint, bewundern will, der leſe die Beſchreibung der innern Theile deſſelben und ihrer Verrichtungen, die unter andern auch im zweiten Bande von Bonnets Betrachtungen über die Natur zu finden iſt. Vorzüglich ſehenswerth ſoll der Anblick einer Laus unter einem Vergrößerungsglaſe ſein, wann ſie eben beſchäftigt iſt, Blut aus einem Körper zu ſaugen. Sie hakt die Scheide (den Köcher, der oben ſchief eingeſchnittene Zähne, faſt wie das Kronrad einer Taſchen-uhr, hat) in das Fleiſch ein, und zieht alsdann den feinen Saugeſtachel in derſelben auf und nieder. Da die Haut des Thierchens ſehr zart iſt, ſo kann man ſehen, wie das Blut plötzlich die Eingeweide aufſchwellt, und durch die verſchiednen Kanäle fortgetrieben und zu Nahrungsſaft verarbeitet wird.

Es gibt unter den Läuſen Männchen und Weibchen, die man ſchon an der verſchiednen Geſtalt erkennen kann, obgleich Einige ſie für Zwitter haben halten wollen, welche ſich ohne Begattung fortpflanzten. Das iſt aber richtig, daß man wol hundert Weibchen gegen e i n Männchen findet. Auch will man ſie noch nie bei der eigentlichen Paarung angetroffen haben. Der Hinterleib des Männchens iſt ſchmaler, und endigt ſich in eine Art von Spitze, die an den Bauch untergeſchlagen werden kann; der Leib eines Weibchens aber iſt breiter, hinten rund, und hat daſelbſt eine Spalte. Neben dem doppelten traubenförmigen Eierſtocke im Bauche liegt noch ein kleines Beutelchen mit einer klebrigten Materie. So wie die Laus nun ein Ei legt, leimt ſie es mit dieſer Feuchtigkeit feſt an das Haar an.

an. Die Eier (Niſſe) ſind walzenförmig, unten rund, und oben mit einem platten beweglichen Deckel geſchloſſen. Gleich, nachdem ſie gelegt ſind, kann man ſchon durch ein Vergrößerungsglas die jungen Läuſe ſich darin bewegen ſehen; ſie haben bereits alle Theile des Leibes ſo gut wie die alten. Nach ungefähr ſechs Tagen ſind ſie durch die Wärme und Ausdünſtung des menſchlichen Körpers völlig reif geworden; ſie heben den Deckel, der ſich wie an einem Gewinde bewegt, in die Höhe, und kriechen heraus. Nun fangen ſie an, ihre Nahrung zu ſuchen, häuten ſich in kurzer Zeit etlichemal, und pflanzen ſich nach ungefähr drei Wochen weiter fort. Das Leben einer Laus mag wol kaum über ein Jahr dauern.

Unter günſtigen Umſtänden vermehren ſich dieſe Inſekten fürchterlich. Ein Weibchen ſoll in zwölf Tagen einige hundert Eier legen. Da nun dieſe ſchon in etlichen Wochen ſich wieder fortzupflanzen im Stande ſind, ſo hat eine Mutter in einem Vierteljahre eine ungeheuer zahlreiche Nachkommenſchaft. Sie mehren ſich am ſtärkſten im Sommer; auf bedeckten Köpfen; bei Kindern; in gegewiſſen Krankheiten, die aus unreinen und verdorbenen Säften entſtehen. Folglich befördert die Vermehrung ihrer Brut ein gewiſſer Grad von Wärme, Feuchtigkeit oder Ausdünſtung, und eine ſchlechte Beſchaffenheit der Säfte im menſchlichen Körper. Dieſer letzte Umſtand iſt von großer Wichtigkeit. Man pflegt zwar im gemeinen Leben — vielleicht zur Beſchönigung einer tadelswerthen Nachläßigkeit — zu ſagen, das Ungeziefer diene Kindern zur Geſundheit, es verzehre die Unreinigkeit u. ſ. w. Dies iſt aber eben ſo falſch, als wenn man behauptet, der Schnupfen ſei geſund. Denn ſind wol Kinder ohne Ungeziefer nicht ſo geſund? Oder vielmehr, ſind ſie nicht weit geſunder als andre, denen man oft ſchon die Läuſeplage an der bleichen Geſichtsfarbe anſieht? — Auch pflegt man wol die Läuſe für die Urſach des Kopf ausſchlags

ſchlags zu halten, und vorzugeben, ſie könnten Löcher in die Haut freſſen. Allein ſie haben ja, wie oben bemerkt iſt, keine Zähne zum Beißen, ſondern einen Stachel, womit ſie eben ſo, wie Mücken und Flöhe, ſtechen. Die Löcher entſtehen vielmehr vom Kratzen, oder von einer ſcharfen Materie unter der Haut, und die Läuſe ſind nicht die Urſach, wol aber oftmals die Folge eines Ausſchlages. Jenes Vorurtheil verleitet manche Eltern, deren Kinder mit einem ſolchen Ausſchlage behaftet ſind, wo natürlicherweiſe das Ungeziefer ſtark wuchert, die heftigſten Mittel zur Vertreibung deſſelben zu gebrauchen, ehe ſie daran denken, durch eine zweckmäßige innerliche Kur den Körper zu reinigen. Lebenslange Siechheit des Kindes, oder gar der Tod, ſind oft die Wirkungen einer ſo verkehrten Behandlung.

Daß dies Wahrheit ſei, daß wirklich verdorbene Säfte eines Körpers die Brut der Inſekten vorzüglich begünſtigen *), ſehen wir unter andern bei der innerlichen Läuſeſucht, der entſetzlichſten aller menſchlichen Krankheiten. Dieſe Krankheit befällt nicht etwa, wie man vermuthen ſollte, nur ſchmutzige Bettler, die ſich oft aus Dürftigkeit des Ungeziefers nicht erwehren können: nein! Die Geſchichte nennt Fürſten und mächtige Beherrſcher als Opfer derſelben, den Herodes, den Sylla, und in den neuern Zeiten den König von Spanien, Philipp den Zweiten. Wann durch unnatürliche Lüſte und zügelloſe Ausſchweifungen die ganze Maſſe des Bluts vergiftet iſt; wann der Körper, noch ehe die Seele ihn verlaſſen hat, durch innere Gährung der Säfte allmählig in Fäulniß ſich auflöſet: dann wird ein Heer von nagendem Ungeziefer in dieſem lebendigen Pfuhle ausgebrütet, das keiner menſchlichen Macht oder Kunſt weicht. Eiternde Geſchwüre brechen

*) Siehe auch die Vorrede zu der erſten Ausgabe. D. V.

brechen bald hier, bald da am Leibe auf, und wimmeln von dieſer Brut. Sogar aus der Naſe, aus den Augen und Ohren eines ſolchen Unglücklichen ſollen zuweilen Läuſe hervorkriechen *). Und in einem ſolchen Falle hilft keine Reinigung, keine Salbe, kein Arzt; er muß ſterben unter den gräulichſten Qualen, und wenn er auch Kronen trug, ein Scheuſal der Menſchen.

Unter den vielerlei Mitteln wider die Kopfläuſe, wenn ſie aus bloßer Nachläſſigkeit oder Unvorſichtigkeit überhand genommen haben, nennen wir hier nur als das unſchuldigſte, den Peterſilienſamen und den Sabadillſamen [ſ. den zweiten Theil der Naturgeſch.]. Er iſt den Läuſen ſo zuwider, daß ſie gleich davon laufen, ſobald ſie ihn ſpüren. Mit Queckſilberſalbe, die freilich am allgemeinſten und ſicherſten wirkt, muß man doch ſchon vorſichtig umgehen.

Zu bewundern iſt es, daß es Menſchen gibt, welche ein ſo ekelhaftes Thier eſſen — ſogar mit Appetit eſſen, wie z. B. die Neuſeeländer, die Neger u. a. Bei der Eroberung von Meriko fand man in der Schatzkammer des Montezuma mehrere Beutel voll Läuſe, die als Tribut eingereicht waren. Daraus läßt ſich nun freilich noch nicht ſchließen, daß der König — oder ſogenannte Kaiſer — von Merico Läuſe gegeſſen habe; aber daß es die Unterthanen thaten, ſcheint daraus zu erhellen, weil die Spanier das Läuſe-eſſen als einen Grund mit angaben, warum ſie ſich des Reichs bemächtigten.

Der Floh, Pulex irritans.

Obgleich der Flohſtich wol eben ſo empfindlich ſein mag, wie der Stich einer Laus, ſo ſcheuet man ſich doch weit mehr

*) S. Handbuch der mediziniſchen Praxis von Selle, Vierte Auflage, S. 412.

mehr vor dieſem als vor jenem. Eine Laus nennt man mit Ekel und Abſcheu, wenn man von einem Floh nur im ſcherzenden Tone ſpricht. Das widrige Anſehen der Laus und der Gedanke an die häßlichen Urſachen und Folgen, die ihr Aufenthalt auf dem Leibe gemeiniglich hat, machen ſie unſtreitig am meiſten verhaßt. Der hüpfende Floh findet, aller Vorſicht ungeachtet, in die Schlafzimmer der Reichen und Vornehmen Eingang. Die Laus iſt aber doch nur der gewöhnliche Gefährte des Schmutzes, des Elendes und der bitterſten Armuth.

Von den ſechs Beinen dienen dem Flohe die hinterſten vornämlich zum Springen, welche daher auch die längſten ſind; die Vorderbeine ſitzen bei ihm am Kopfe. Der Stachel ſteckt in einer zweiklappigten Scheide. Auch hat der Floh, wie die Laus, zwei ſchwarze Augen und zwei Fühlhörner; der Hinterleib aber iſt nicht platt, ſondern an beiden Seiten zuſammengedrückt. Durch ein Vergrößerungsglas ſiehet man Stacheln und Haare auf dem Rücken.

Außer dem bekannten Flohe, der ſich auch bei uns einfindet, ſoll es nur noch Eine Gattung geben, die jenem in der Bildung ähnlich, obgleich kleiner iſt, und die in dem mittlern Amerika angetroffen wird. Dieſe Gattung lebt blos im Sande, und heißt deswegen auch Sandfloh (Chike, Pulex penetrans); ſie beläſtigt aber die Einwohner mehr als der gemeine Floh, indem das Weibchen die Eier, wo es dazu kommen kann, unter die Nägel der Fußzehen legt, welches die heftigſten Schmerzen, Entzündung, und zuweilen den kalten Brand, verurſacht. Man verwahrt ſich gegen dieſes Inſekt mit ledernen Strümpfen *).

Unter

*) Auch eine Laus gibt es in Amerika, welche auf dieſelbe Art den Einwohnern gefährlich wird. Sie heißt pedicul. ricinoides.

Unter den übrigen Flöhen, die auf thieriſchen Körpern leben, nimmt man nun zwar keine verſchiedene Gattungen weiter an, allein bei mehrern Thiergattungen ſind ſie doch anders geſtaltet, als bei den Menſchen, Hunden, Katzen und Füchſen — denn dieſe Thiere haben ſie mit uns von der nämlichen Bildung gemein. — Die Flöhe der Mäuſe, Hühner u. ſ. w. weichen ſchon von dieſer Form etwas ab. Rinder, Schweine, Schaafe und das Hirſchgeſchlecht nähren gar keine Flöhe. Auch kommen ſie im äußerſten Norden, ſo wie in der heißen Zone, nicht fort. Auf unreinen und kränklichen Körpern vermehren ſie ſich ſtark, verlaſſen aber dieſelben, wann ſie abgeſtorben ſind.

Bei der Begattung ſteigt das Weibchen auf den Rükken des Männchens, welches viel kleiner iſt, als jenes, und einen aufwärtsgekrümmten Hinterleib hat. Die Eier legen die Weibchen nicht gern anderswo hin, als an feuchte und unreinliche Oerter, in Staub, in die Ritzen der Breter, in Sägeſpäne u. ſ. w. Ein Weibchen legt zwanzig bis dreißig Eier, aus welchen im Sommer in ſechs Tagen, in kältern Jahrszeiten aber ſpäter, kleine ſchmutzigweiße Maden mit gelblichen Köpfen kriechen, die ſich von Unrath und Feuchtigkeit nähren, und wie Käſemaden ſpringen. Wenn man ſie in einem Glaſe hält, kann man ſie mit Fliegen füttern. Nach zwölf bis vierzehn Tagen machen ſie ſich von allerlei Gemülle ein eiförmiges Zellchen, verpuppen ſich, und erſcheinen in einer Zeit von etwa zehn Tagen als vollkommne Flöhe. Sie brauchen alſo im Sommer vier und im Winter ziemlich ſechs Wochen dazu, um alle dieſe Veränderungen durchzugehen, und ſie ſind unter den ungeflügelten Inſekten die einzigen, die ſolche ſtufenweiſe Entwickelung mit den geflügelten gemein haben. Man ſagt, daß ſie doch nicht leicht länger als ein Jahr leben; Andre aber wollen Beiſpiele wiſſen, daß man ſie wol ſechs Jahre an goldenen Kettchen erhalten habe. Denn auch darauf iſt menſchlicher Witz verfallen,

len, dieſe Thierchen zu feſſeln, und ſie an kleine Wagen, Kanonen und dergl. zu ſpannen. Ein Floh iſt im Stande, eine Laſt zu ziehen, die achtzigmal mehr als er ſelbſt wiegt. Auch das Springen beweiſt ſeine außerordentliche Stärke. Wann der Floh ſpringen will, ſtreckt er ſeine Beine gerade aus, drückt den Bauch nieder, und ſchnellt ſich dann — indem er die Beine wieder an ſich zieht — über zehn Zoll weit fort. Die drei Gelenke an jedem Beine ſind ihm hierzu beſonders nützlich.

Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß Kinder und Frauenzimmer mehr als Andre von dieſen Inſekten leiden. Die zartere Haut, das leichtere, reinere Geblüt, die langen Kleider, womit ſie von dem Boden leicht aufgefangen werden, und bei den Kindern auch noch die Unreinlichkeit, ſind die Haupt-urſachen dieſer Erſcheinung. Jedoch werden überhaupt auch einige Perſonen vorzüglich von ihnen verfolgt, welches wol zum Theil einer beſondern Ausdünſtung zuzuſchreiben iſt. Nächſt der Reinlichkeit, die ſich aber nicht blos auf die Kleider und Betten, ſondern auch auf die Wohn- und Schlafzimmer erſtrecken muß — denn ſie niſten gern im Kehricht, — empfiehlt man noch, ſtatt der Strohſäcke, Moos zur Unterlage in den Betten. Die Flöhe ſollen den Geruch deſſelben fliehen. Im Sommer muß man den Fußboden öfters mit Wermuthswaſſer beſprengen, wovon die zwiſchen die Breter gelegte Brut ſtirbt.

Hunde und Katzen ſoll man mit Schnupftoback reiben, welchen die Flöhe auch nicht leiden können. Noch ſichrer hilft es, wenn man ſie mit Baumöl beſtreicht, oder mit ſogenannter ſchwarzer Seife wäſcht. Hat man Hunde und Katzen vorher von Flöhen gut gereinigt, ſo kann man ſie auch zu Flöhen-Ableitern in Zimmern und Betten gebrauchen; denn die Flöhe halten ſich lieber bei jenen Thieren, als beim Menſchen auf.

Die Wanze, Cimex.

Durch zwei häßliche Eigenſchaften, welche die Wanze noch vor der Laus und dem Flohe voraus hat, wird jene dem Menſchen furchtbarer, als dieſe beiden. Der unerträgliche Geruch, den ſie bei der geringſten Berührung verbreitet, und der ihr gleichſam ſtatt der Waffen dient, ſo wie die faſt unmögliche Vertilgung derſelben, wenn ſie ſich einmal eingeniſtelt hat, machen ſie noch weit beſchwerlicher, als ihre wirklich ſchmerzhaften Stiche.

Das Geſchlecht, wozu die eigentliche Bettwanze (Wandlaus, Cimex lectularius) gehört, beſteht aus beinahe ſiebenhundert Gattungen, die zum Theil ausnehmend ſchön gezeichnet ſind. Die allermeiſten aber geben einen widrigen Geruch von ſich. Sie haben alle einen unter der Bruſt zurückgebogenen Saugerüſſel, etwas längere Fühlhörner als das Bruſtſchild, und kreuzweis über einander gefaltete Flügel mit platten Flügeldecken, wovon jedoch die Bettwanzen eine Ausnahme machen, die völlig ungeflügelt ſind.

In Anſehung des Aufenthalts kann man die Wanzen überhaupt in wilde und in Hauswanzen abtheilen. Jene leben auf Gewächſen im Freien, dieſe in Häuſern. Zwar gibt es auch Waſſerwanzen (Notonecta), die aber ein beſondres Geſchlecht ausmachen, und von welchen daher an einem andern Orte Erwähnung geſchehen wird.

Unter den wilden verdienen vornämlich die Baumwanzen bemerkt zu werden, die theils an der Rinde, theils auf den Blättern der Bäume ſitzen, und von verſchiedner Farbe und Größe ſind. Bei den meiſten bildet der kleine Kopf mit dem Bruſtſchilde ein Dreieck, der übrige Theil des Leibes aber hat eine eiförmige Geſtalt. Der Geruch iſt nicht von allen gleich-widrig, von einigen ſogar etwas gewürzhaft. Sie nähren ſich vom Safte der Gewächſe; aber viele derſelben ſind wahre Raubthiere,

verfolgen andre Inſekten und Würmer, z. B. Schnecken, Raupen u. ſ. w., tödten ſie mit ihrem Stachel, und ſaugen ſie aus. Man hat beobachtet, daß ſie den Raupen jedesmal ins Auge ſtechen, die dann nach etlichen Minuten ſterben, und ſo von ihnen ausgeſogen werden. Ganz beſonders zeichnet ſich die Birkenwanze (Cim. betulae) durch die zärtliche Sorgfalt für ihre Jungen aus. Sie ſieht graugrünlich, zuweilen röthlich aus, und hat einen ſchwarzen Fleck auf den Flügeldecken. Man findet ſie auf den Blättern und Samenknoten der Birken, wo das Weibchen nach der Begattung zwanzig bis dreißig Eier, in ziemlich regelmäßigen Linien, neben einander legt, und immer in der Nähe derſelben bleibt, bis die Jungen ausgekrochen ſind, welches etwa am Ende des Junius zu geſchehen pflegt. Nun verſammelt ſie dieſelben um ſich, und führt ſie von einem Blatte zum andern, wie eine Henne ihre Küchlein. Sie vertheidigt ſie auch herzhaft gegen drohende Gefahr, und ſchlägt heftig mit den Flügeln, wann ſie einen Feind merkt. Vorzüglich nimmt ſie ihre geliebten Jungen gegen die Angriffe der Männchen in Schutz, die ihnen eben ſo begierig nachtrachten, wie der Kater den jungen Katzen.

Auf den Brombeer- und Johannisbeerſträuchern hält ſich eine andre Wanze auf, die man Qualſter (Cimex baccarum) nennt, von welcher dieſe Früchte einen ſehr unangenehmen Geruch und Geſchmack erhalten.

Zu den Hauswanzen kann man einigermaßen auch die Kothwanze (Cim. personatus) rechnen, welche, obwol ſelten, in den Winkeln der Häuſer ſich findet, Fliegen und dergleichen Inſekten fängt, und deshalb auch Fliegenwanze heißt. Ihre Hauptfarbe iſt ſchwarzbraun, die Länge beträgt etwas über einen halben Zoll, und in der Breite gleicht ſie einer dünnen Federſpule. In dieſem ihrem vollkommenen Zuſtande ſieht ſie ſchon ſo häßlich aus; doch noch weit ſcheußlicher vor demſelben, als Larve, ehe ſie ſich zum letztenmale gehäutet hat. Da iſt ſie immer

mit

mit Staube, Kehricht, Stückchen Wolle und Federn bedeckt. Kehrt man ſie aber mit einem Pinſel ab, ſo ſieht ſie etwas erträglicher aus. Einige nennen ſie wegen dieſer Bedeckung die maskirte Wanze. Sie ſaugt die Bettwanzen aus, und dient zur Vertilgung derſelben, inſonderheit als Larve.

Am meiſten muß jedoch in Anſehung des nahen Verhältniſſes, in welchem wir, leider! mit ihnen ſtehen, die Kenntniß der eben genannten Bettwanzen uns intereſſiren. Ihre Geſtalt iſt zu bekannt, als daß ſie einer Beſchreibung bedürfte. Die übrigen Wanzengattungen ſind nur als Larven ungeflügelt, und bekommen nach der letzten Häutung — denn ſie häuten ſich nach ihrer Geburt etlichemal — Flügel; die Bettwanzen aber bleiben ſtets ungeflügelt.

Vor etwas mehr als hundert Jahren wußte man von dieſen beſchwerlichen Inſekten in unſern Gegenden wenig oder gar nichts. Erſt nach dem großen Londner Brande, 1666, ſollen ſie durch Einführung des amerikaniſchen Bauholzes ſo gemein geworden ſein. Dennoch ſind ſichere Zeugniſſe vorhanden, daß man ſie ſchon lange vorher nicht nur in England, ſondern auch in andern Europäiſchen Ländern, gekannt hat. Aber ſo viel iſt wol gewiß, daß dieſe Hauswanzen uns nicht ſo angehören — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — wie die Laus und der Floh; denn ſie leben und pflanzen ſich fort in unbewohnten Gebäuden, wo ſie einmal geniſtet haben, und bedürfen alſo nicht, wie dieſe, eines Menſchen oder Thieres, um ihr Daſein zu erhalten. Auch weiß ich aus Erfahrung, daß ſie ſich an Gartenmauern, die aller Witterung ausgeſetzt ſind, zuweilen finden laſſen. Hieraus dürfte man folglich ſchließen, daß ſie urſprünglich ebenfalls wild ſind. Ihre beſondere Neigung zum Tannenholze, die man in den Häuſern an ihnen bemerkt, macht es wahrſcheinlich, daß dies ihr natürlicher Aufenthalt iſt,

und es wäre wol der Mühe werth, nachzuforſchen, ob in ſüdlichen Ländern nicht Spuren ihrer Gegenwart an dieſen Bäumen entdeckt werden könnten. Wenigſtens verſichert man, daß ſie vornämlich ſeit der Zeit in unſern Wohnungen überhand genommen haben, da viele Häuſer von Tannenholz gebauet worden ſind. Die Wärme, die Bequemlichkeit, und hauptſächlich die beſſere Nahrung, die ſie unter den Menſchen antrafen, begünſtigten die außerordentlich ſtarke Vermehrung, die im Freien nicht Statt fand, wo auch ihre Feinde, die Baumwanzen, ihre Fruchtbarkeit einſchränkten. Man will ſogar bemerkt haben, daß, wenn das Bauholz zu gewiſſen Zeiten gefällt wird, die Wanzen in einem ſolchen Hauſe gleichſam von ſelbſt hervorkommen, und ſich ungeheuer vermehren. Wer da weiß, daß eben dieſe Erfahrung oft genug von andern Inſekten, den ſogenannten Holzwürmern, gemacht iſt, wird dies nicht geradezu für Aberglauben erklären, da man einen ſehr vernünftigen Grund davon angeben kann. An ſeinem Orte mehr hiervon. Die wahre Geſchichte der Ankunft, und der ſo ſchnellen Ausbreitung dieſer unverſchämten Gäſte unter uns, würde ein nicht unwichtiger Beitrag zu den Mitteln ihrer Vertilgung ſein.

Die Wanzen paaren ſich, ohne auf einander zu ſteigen, indem ſie ſich rückwärts ſo vereinigen, daß beide eine grade Linie machen. Hierauf legt das Weibchen an einen bequemen Ort, z. B. in die Ritzen der Wand, in die Fugen der Bettſtellen u. ſ. w., ungefähr funfzig Eier, von denen die allermeiſten in einer Zeit von drei Wochen auskommen. Die Eier haben einen ähnlichen Deckel, wie die Eier der Läuſe. Ein Weibchen legt des Jahrs gewöhnlich viermal, im März, Mai, Julius und September, und alſo zuſammen an zweihundert Eier, aus welchen doch leicht hundert und ſechzig Junge entſtehen. Dieſe ſind ſo klein, daß man ſie kaum bemerkt, ſehen Anfangs

weiß=

weißlich aus, und werden nach und nach gelb, und endlich braun. Ehe ſie zur Fortpflanzung tüchtig ſind, müſſen ſie ſich vorher etlichemal häuten. Sie nähren ſich zwar, wie bekannt, vorzüglich gern von Menſchenblut, aber doch fallen ſie auch wol Thiere, z. B. die jungen Tauben und die Schwalben, in den Neſtern an; ja ſie können auch Jahre lang ohne ſolche Nahrung leben. Vielleicht daß ihnen, wie manchen andern Inſekten, bloße Ausdünſtungen zur Erhaltung genug ſind. Bei Tage ſitzen ſie gemeiniglich in ihren Löchern ſtill, und gehen nur des Nachts hervor, um ſich zu ſättigen. Die Gegenwart eines Menſchen im Bette verſpüren ſie bald, vermuthlich durch den Geruch; denn in leeren Betten kriechen ſie auch des Nachts ſelten umher *). Sie peinigen nicht einen Menſchen ſo ſehr wie

*) Folgende Anekdote zeigt, wie fein die Wanzen die Ausdünſtung eines Menſchen wittern, und wie liſtig ſie ihren Zweck zu erreichen ſuchen. — Es bewohnte Jemand ein von Wanzen ſtark bevölkertes Zimmer. Um wenigſtens ſein Bett vor ihnen zu ſichern, ſetzte er das Bettgeſtell ſo, daß es weder eine Wand, noch ſonſt etwas, das von Wanzen angeſteckt war, berührte; und unter jeden Fuß des Bettgeſtells ſetzte er einen breiten Napf mit Waſſer. Dennoch fanden ſich Wanzen in ſeinem Bette ein. Er reinigte es wieder ſorgfältig, und ſuchte den Wanzen nun auf die Spur zu kommen, wie ſie aller Vorſicht ungeachtet in ſein Bette eindringen könnten. Zu dem Ende ſteckte er kurz vor dem Schlafengehen mehrere Lichter an, und erleuchtete das Zimmer ſo hell, daß er alles ſo gut ſah, wie am Tage. Kaum war er im Bette warm geworden, als die Wanzen aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen, und mancherlei vergebliche Verſuche machten, zu dem Bette zu gelangen. Endlich krochen ſie die Wände hinan, von da weiter an die Decke des Zimmers; und als ſie ſich gerade über dem Bette befanden, fielen ſie auf daſſelbe herab.

Von einer ähnlichen Liſt der Ameiſen habe ich eine Erzählung in das neue Elementarbuch (erſten Theils erſte Hälfte, S. 102) aufgenommen.

wie den andern; denn man hat Beiſpiele, daß zwei Perſonen in einem Bette beiſammen lagen, wovon die eine ſich ihrer gar nicht erwehren konnte, unterdeß die andre unangetaſtet blieb. — Je heißer die Witterung iſt, deſto ärger ſtechen ſie. Auch kommen ſie in einem heißen Klima beſſer fort, als im kalten, ob ſie gleich einen hohen Grad der Kälte ertragen können. Man hat ſchon den Verſuch gemacht, und ſie der allerheftigſten Kälte, einen ganzen Winter hindurch, in einem Glaſe ausgeſetzt, wo ſie zwar erſtarrt, aber nicht geſtorben, ſondern im Frühjahre wieder aufgelebt ſind.

Man findet wol jetzt nicht leicht einen bewohnten Ort, der ganz frei von dieſem Ungeziefer wäre. Palläſte und Schlöſſer ſind eben ſo wenig damit verſchont, wie die Hütten der Armen. In großen und volkreichen Städten werden ſie am häufigſten angetroffen, weil da die Mittheilung leichter iſt. Sie ziehen ſich auch gern in die Hühnerſtälle und Taubenſchläge, deren Wände oft ganz damit bekleidet ſind. Die Wärme allein kann ſie wol nicht dahin locken, denn die iſt in den Schaaf-, Kuh- und Pferdeſtällen noch größer; und dennoch halten ſie ſich in den letztern niemals, und in den erſtern ſelten auf. Auch gehen ſie nicht jenem Federviehe ſelbſt nach, um es auszuſaugen, denn auf dem Leibe der Hühner ſieht man gar keine, und nur zuweilen machen ſie ſich an die jungen Tauben in den Neſtern. Man darf alſo wol vermuthen, daß der Geruch und die Ausdünſtung in jenen Ställen die vornehmſte Urſach ihres Aufenthalts ſei. Sollte man dies nicht zu einer Witterung für ſie benutzen können? *) Im Gegentheile iſt der Geruch und die Ausdün-

*) In dem neueſten Stück des Voigt. Magazins (Zweit. B. erſt. St. S. 117) wird erzählt, daß ein Franzoſe in Nürnberg friſche Bohnenblätter als eine Witterung für die Wanzen gebraucht und damit ſein Bett gereinigt habe.

Der

dünſtung der Pferde ihnen ſo zuwider, daß — nach der eignen Erfahrung eines berühmten Naturforſchers — eine Frieſzdecke, die vom Pferdeſchweiſſe durchdrungen war, in eine mit Wanzen angeſteckte Wiege gelegt, ſie alle in einer Nacht theils vertrieb, theils tödtete.

Unter den übrigen vorgeſchlagenen Mitteln zur Vertilgung dieſes Ungeziefers iſt bis jetzt noch keins, ſo viel man weiß, das ſicher und kräftig genug durch den Geruch wirkt; folglich wird auch ein allgemeines und leichtes Mittel nur erſt von künftigen weitern Nachforſchungen zu erwarten ſein.

Wenn man übrigens nur die Mühe nicht ſcheuet, die mit der öftern Reinigung der Wände und Möbeln, und der Wiederholung eines tödtenden Mittels, verbunden iſt: ſo kann man ſie, wo nicht ganz los werden, doch ſo vermindern, daß ſie kaum zu ſpüren ſind. Scheidewaſſer, Vitriol und friſche Rindsgalle, zu gleichen Theilen vermiſcht, tödtet nicht nur die Wanzen ſelbſt, ſondern auch ihre Eier, wenn man ſie damit beſtreicht. Kommen nach einiger Zeit wieder welche zum Vorſcheine, ſo darf man nicht gleich denken, daß ein ſolches Mittel unwirkſam geweſen ſei; denn wie leicht verkriecht ſich eine Mutterwanze in eine Ritze, wo man ſie nicht geſucht hat? Und wie ſchnell wuchert dieſe Brut nicht, da ſie im Jahre vier=

Der Erzähler, H. Wolf, fügt hinzu, daß er die Probe mit angeſehen habe, und die Wahrheit der Sache verbürgen könne. Allein weder mir noch mehrern meiner Freunde, welche Verſuche hiemit anſtellten, hat es gelingen wollen, auch nur Eine Wanze unter die Bohnenblätter zu locken, ungeachtet ſie in Betten gelegt wurden, die voller Wanzen waren.

Ein ſicheres Palliativmittel, um ſich nämlich auf Reiſen ꝛc. gegen die Angriffe dieſer Unholde zu ſchützen, iſt nach Hr. Blumenbachs Verſicherung Zitronenſaft, womit man das Betttuch betröpfelt.

viermal Eier legen? — Oelfarbe mit Queckſilber vermiſcht, und Betten und Holzwerk damit überſtrichen, dient auch ſehr gut zur Abhaltung derſelben. Wenn man Kalk zu einem Teige ablöſcht, ihn mit Vitriolwaſſer verdünnt, und die Wände damit überſtreicht: ſo gibt dies eine nicht unangenehme gelbliche Farbe, und widerſteht den Wanzen. Man kann es auch noch übermalen. Andre Mittel übergehen wir hier, da ſie vor den ſchon genannten nichts beſonders voraus zu haben ſcheinen, z. B. die Brühe von Wallnußblättern, Raute u. ſ. w. *).

Die Milbe, Acarus.

Unter allen Inſekten ſind die Milben die kleinſten, denn man kann ſie kaum noch mit bloßen Augen ſehen; aber den-

*) In einer neuerlich erſchienenen Broſchüre: „Schädlichkeit des in Zeitungen angekündigten Wanzentodes, und vernünftige Vorſchläge, die Wanzen zu vertilgen u. ſ. w., Lpz. bei Böhme 1796" wird als das ſicherſte, allgemein anwendbarſte und unſchädlichſte Mittel zur Vertilgung der Wanzen und ihrer Brut ſtarke Seifenſiederlauge vorgeſchlagen. Man ſoll ſich aber dieſe Lauge lieber ſelbſt zubereiten, als ſie vom Seifenſieder nehmen, wo man ſie nicht immer kräftig genug bekommt. Die Bereitung wird ſo angegeben: Man gießt 6 Nößel Waſſer in einen Topf, der 12 Nößel faſſen kann, und ſchüttet 2 Pfund Pottaſche hinein. Sodann thut man ein Pfund gut gebrannten Kalk in eine Schüſſel, und übergießt ihn nach und nach mit ſo viel warmem Waſſer, daß er ſich zu einem Breie löſcht. Nun ſetzt man das Waſſer mit der Pottaſche aufs Feuer, bringt es, unter beſtändigem Umrühren, zum Kochen; und wann es kocht, ſo ſchüttet man in Zeit von einer Viertelſtunde den gelöſchten Kalk nach und nach hinzu, und läßt ihn ungefähr zehn Minuten noch mitkochen. Hierauf nimmt man den Topf vom Feuer, läßt ihn ruhig ſtehen, bis der Kalk ſich zu Boden geſetzt hat, und gießt dann die obenſtehende Flüſſigkeit in einen andern

dennoch ſpielen ſie auf dem Schauplatze der Natur eine nicht unbedeutende Rolle. Von ihrer Fortpflanzung und beſondern Lebensart wiſſen wir wenig; nur ſo viel iſt bekannt, daß ſie ſich auf und in manchen Körpern ſehr leicht und ſtark vermehren, und daß ſie auf verſchiednen Körpern von verſchiedner Bildung ſind, und alſo ein ſehr zahlreiches Geſchlecht ausmachen. Sie haben alle acht Füße; einige Gattungen werden jedoch mit ſechs Füßen geboren, und die beiden andern wachſen nach. Uebrigens erkennt man auch an ihnen einen Saugrüſſel, zwei Freßſpitzen und Fühlhörner. Die Farbe des Körpers ſcheint ſich mehrentheils nach der Nahrung zu richten, und dieſe nehmen ſie ſowol aus dem Gewächsreiche als von den Thieren, deren Säfte ſie saugen. Diejenigen, welche im Mehle und auf dem Käſe leben, nennt man insbeſondere Mieten (Acarus siro). Einige Leute eſſen dergleichen Käſe gern, und pflegen wol Mehl über den getrockneten Käſe zu ſtreuen, um dadurch Mieten anzulocken; indeß kommen ſie auch von ſelbſt öfters hinein. Das mietige Mehl hingegen wird mit der Zeit ganz unbrauchbar, daher muß es bald verbacken werden, wenn man dieß Ungeziefer darin merkt. Man ſagt, daß abgeſchälte Stäbe von friſchen Fliederbäumen, in das Mehl gelegt, durch ihren Geruch die Milben abhalten. Sonſt finden ſich auch Mieten in rohen Schinken, in hölzernen Gefäßen, worin ſaures Bier

---

andern Topf. Auf den im erſten Topfe zurückgebliebenen Bodenſatz gießt man noch einmal 4 Nößel Waſſer, läßt es zuſammen etwa zehn Minuten kochen, und gießt die Flüſſigkeit, nachdem der Kalk ſich geſetzt hat, zu der erſtern. Dieſe Lauge iſt ſchon ſtark genug. Will man ſie aber noch ſtärker haben, ſo kocht man ſie ungefähr bis zur Hälfte ein. Sie iſt ſo ätzend, daß ſie das Fleiſch bis auf die Knochen abbeizt. — Hiemit überſtreiche man Wände und Hausrath; und bringe die Lauge in alle Fugen und Ritzen, wo ſich Wanzen aufhalten können.

Bier oder ſaure Milch geſtanden hat, auf gewiſſen Pil-zen u. ſ. w.

Andre Gattungen von Milben bewohnen lebendige thieriſche Körper, und nähren ſich von ihren Säften. Da ſie hierin den Läuſen ähnlich ſind, ſo hat man ihnen auch denſelben Namen gegeben, ob ſie gleich durch die acht Füße ſich von den Läuſen, die nur ſechs haben, weſentlich unterſcheiden. Man ſieht ſie nicht nur häufig auf einigen Käfern und andern Inſekten, ſondern auch auf Hunden, Kühen u. ſ. w.; ja ſelbſt die Menſchen ſind nicht frei davon. Auch dieſe Aehnlichkeit haben die Milben mit den Läuſen, daß ſie auf kränklichen und unreinlichen Körpern ſich ſtärker vermehren; ſo wie überhaupt eine gewiſſe Gährung der Säfte ihre Fortpflanzung begünſtigt. Bei dürftigen Perſonen, welche die Auszehrung haben, bemerkt man oftmals Milben auf der bloßen Haut; unter der Haut ſitzen ſie bei denen, welche mit Krätze und Ausſchlag behaftet ſind; in den innern Theilen des Körpers leben ſie vornämlich bei Kranken, die an der Ruhr leiden, in deren Auswurfe man ſie in Menge gefunden hat. Dieſe werden Ruhrmilben und die erſtern Krätzmilben genannt. Die Krätzmilben hat man ſehr genau unterſucht, und dabei entdeckt, daß ſie von den Mehlmilben wohl unterſchieden ſind. Sie halten ſich nicht in den großen eiternden Krätzblaſen auf, ſondern in den kleinen, deren Materie hell wie Waſſer iſt. Man will geſehen haben, daß ſie ſich unter der Haut ordentliche Gänge graben, wie die Blattminirer auf den Baumblättern. Das Jucken bei der Krätze ſoll hauptſächlich durch dieſe Milben erregt werden. Einige halten ſie ſogar auch für die Urſach der Krätze und verſchiedner andrer Krankheiten. Hievon ſiehe die Vorrede zu dieſem Werke.

Eine merkwürdige Milbe iſt die Waldmilbe (Ac. americanus), welche ſich in den Wäldern in Amerika aufhält. Sie iſt an ſich nur wenig größer, als die Käſe-

 milbe,

milbe, ſaugt ſich aber oft ſo voll Blut, daß ſie größer wird, als eine Bettwanze. Nicht nur Thieren — vorzüglich dem weidenden Hausviehe, — ſondern auch Menſchen, die ſich in Wäldern aufhalten, ſind dieſe Milben eine große Plage.

Die Fliege, Musca.

Man theilt, wie wir ſchon im Anfange bemerkt haben, die Inſekten nach der Zahl und Beſchaffenheit der Flügel ein. Dem zufolge gehören nun die Fliegen zu den Inſekten mit zwei durchſichtigen unbedeckten Flügeln, und werden mit den Bremſen, Mücken, Schnacken u. ſ. w. unter Eine Abtheilung gebracht. Von dieſen unterſcheiden ſich die eigentlichen Fliegen wiederum hauptſächlich durch denjenigen Theil, womit ſie ihre Nahrung zu ſich nehmen, der bei ihnen anders als bei den übrigen zweiflügelichten Inſekten geſtaltet iſt. Sie haben nämlich einen weichen, biegſamen Saugrüſſel, den ſie zurückziehen können, und zwei Seitenlippen. Außer der gemeinen Stubenfliege ſind nahe an vierhundert Gattungen bekannt, wovon wir nur einige der gewöhnlichſten anführen wollen.

Die Schmeißfliege (Musca carnaria) iſt viel größer als die Stubenfliege, von Farbe ſchwarz, das Bruſtſtück blaßgeſtreift, der Hinterleib getäfelt; die Augen ſind braunröthlich, die Fühlhörner gefiedert. Im Fliegen erregt ſie, durch das Anſchlagen der Flügel an das Schwingkölbchen [ſ. die Einleit.], ein ſtarkes Summen, daher heißt ſie auch Brummfliege. Sie geht bekanntlich gern dem Fleiſche nach, um ihre Brut hineinzulegen, die ſich bis zur Verwandlung davon nährt. Die Jungen, welche ſie ohne Hülle gleich lebendig wirft (ſchmeißt), werden insbeſondre Geſchmeiß genannt. Man kennt ſechs bis ſieben Gattungen von Fliegen, die lebendige Junge gebären. Da einige von dieſen, der Geſtalt und Größe nach, den eier-

legenden Fliegen gleichen, ſo iſt mancher Irrthum daraus entſtanden, und man hat vorgegeben, daß gewiſſe Fliegen, wie die Blattläuſe, zu einer Zeit Eier legten, und zu einer andern lebendige Junge brächten. Allerdings gibt es unter den Fleiſchfliegen auch eierlegende. Man hat zuweilen Maden von Fleiſch- oder Schmeißfliegen in offnen Wunden am menſchlichen Leibe geſehen, wenn man ſie im heißen Sommer nicht wohl verwahrte. Sogar in den Ausfluß der Naſe eines Schlafenden legten einſt Schmeißfliegen ihre Brut; dieſe wurde mit in die Naſe hineingezogen, kam an das Gehirn, und verurſachte eine Raſerei, wovon Nieſenwurz den Patienten noch befreiete. Friſches Fleiſch iſt ihnen lieber als geſalznes oder geräuchertes; doch verſchmähen ſie letzteres auch nicht. In Speiſekammern und Kellern kann man ſie leichter abhalten, als in öffentlichen Fleiſchbuden, wo ſie ſehr läſtig ſind. Das beſte Mittel ſoll jedoch Dragun (Kaiſerſalat, ſ. den zweiten Theil der Naturgeſchichte) ſein, womit man das Fleiſch reibet. Der Geruch, noch mehr aber der ſcharfe Geſchmack, von dieſem Gewächſe iſt den Fliegen zuwider, obgleich für uns angenehm, indem man es zum Kräuterſalat und an allerlei andre Speiſen, zur Erhöhung des Geſchmacks, nimmt.

Die Aasfliege (M. vomitoria) iſt wenigſtens eben ſo lang wie die vorige, hat aber einen dickern Hinterleib, der glänzend blau iſt. Ihr Bruſtſtück iſt ſchwarz und ſehr rauh. Sie legt ihre Eier am liebſten in faules Fleiſch. und wittert daſſelbe ſehr weit. Durch den Geruch getäuſcht, fliegt ſie auch nach der ſtinkenden Aaspflanze [ſ. den zweiten Theil], und läßt die Eier in die prachtvollen, aber aaſigt-riechenden Blüthen fallen. Allein die ausgekrochenen Jungen müſſen dieſen Irrthum mit dem Leben bezahlen, weil ſie ihre natürliche Nahrung nicht vorfinden.

Die Stechfliege (Conops calcitrans) iſt zwar der Stubenfliege in der Bildung ſehr ähnlich, hat aber ſtatt

des

des Saugrüſſels einen Stachel, und gehört alſo auch nicht eigentlich zu dieſem Geſchlechte. Sie kommt beſonders, wanns regnen will, in die Häuſer, fliegt niedrig, und ſticht gemeiniglich nur in die Beine; daher heißt ſie auch Wadenſtecher. Dem Viehe iſt ſie ebenfalls ſehr beſchwerlich, wie man an dem beſtändigen Stampfen mit den Füßen bemerkt.

Auch die Schwebfliegen (Bombylius), die lange in der Luft auf einem Flecke unbeweglich ſtehen, und die Raubfliegen (Asilus), machen ein beſondres Geſchlecht aus. Die letztern ſind langgeſtreckt, legen die Flügel kreuzweiſe über einander und platt auf den Rücken; ſie bedecken aber den Hinterleib nicht ganz. Sie fliegen ſchnell, machen ein ſtarkes Geſumme, fangen kleine Fliegen und andre Inſekten, und ſitzen, wann ſie ihren Raub verzehren, auf den Hinterfüßen, indem ſie die Vorderfüße wie Hände gebrauchen.

Bekannt ſind ferner noch die Quarkfliege (M. putris), aus deren Eiern die ſpringenden Maden im Käſe entſtehen, die Kothfliege (M. tenax), welche man aber auch Kohlfliege nennen könnte, denn ſie legt ihre Eier nicht nur in den Miſt, ſondern auch in die weißen Kohlköpfe, da dann die Maden ſie ganz zerfreſſen; die Märzfliege (M. germinationis), von welcher die Maden in den Baumblüthen herkommen. Dieſe und andre ausführlich anzuzeigen, würde hier zu weitläuftig ſein. Wir begnügen uns daher, nur die Geſchichte der Stubenfliege (M. domestica) noch etwas genauer zu erzählen, da das meiſte davon zugleich auf die übrigen Gattungen angewendet werden kann.

Die gemeinen Fliegen in unſern Wohnungen ſind theils größerer, theils kleinerer Art; jene halten ſich mehr auf den Fluren und offnen Gängen im Hauſe, dieſe in den Stuben auf. Die Augen, welche, wie ſchon in der Einleitung erinnert worden iſt, aus etlichen tauſend erhabenen Flächen beſtehen, nehmen den größten Theil des

Kopfs ein. Der ſehr künſtlich gebauete Rüſſel hat in der Mitte ein Gelenke, und der Vordertheil deſſelben iſt aus zwei geriefsten Lappen zuſammengeſetzt, zwiſchen welchen ſich eine Oeffnung befindet. Dieſe beiden Lappen ſchlieſſen ſie dicht an den Körper an, woran ſie ſaugen wollen, da dann der Saft, wie durch ein Druckwerk, in die Höhe getrieben wird. Iſt der Körper zähe oder trocken, wie z. B. feſter Zucker, ſo laſſen ſie durch den Rüſſel eine auflöſende Feuchtigkeit darauf fließen. Ueber dem Rüſſel ſtehen die kurzen Fühlhörner, die ſich in borſtige Walzen endigen. Wann ſie müßig ſitzen, ſtreichen ſie ſich zuweilen mit den Vorderfüßen über den Kopf, und reinigen, mit Hülfe jener haarigten Walzen, die Augen. Die Füße ſelbſt ſind ebenfalls haarigt, und leiſten daher bei dem Putzen die Dienſte einer Bürſte. An jedem Fuße befinden ſich ſieben bis acht Gelenke, und zum Feſthalten an glatten und hängenden Körpern haben ſie unter den Füßen ſcharfe Nägel, und ſchwammigte, etwas klebrigte Ballen.

Allein das wunderbarſte bei dieſen Thierchen iſt die ſcheinbare Verwechſelung der Zeugungstheile beider Geſchlechter, welche man nur bei den Stubenfliegen und einigen andern — nicht allen — Gattungen findet. Das Männchen hat nämlich unter dem After noch eine beſondre Oeffnung, in welche es das lange, röhrenförmige Geſchlechtsglied des Weibchens aufnimmt. Wir ſehen täglich, daß das Männchen ſich zwar auf das Weibchen ſetzt, aber mehrmals unverrichteter Sache wieder fortfliegen muß; iſt dieſes hingegen zur Begattung willig, ſo bringt es die dünne Röhre hervor, krümmt ſie in die Höhe, und ſchiebt ſie in die erwähnte Oeffnung des Männchens hinein, wo ſie befruchtet wird. Gemeiniglich bleiben ſie eine Zeitlang zuſammenhängen.

Die eigentliche Paarungszeit iſt vom Frühjahre bis zum Herbſte, in welchem Zeitraume das Weibchen viermal, jedesmal ſechzig bis achtzig Eier, zu legen pflegt. Da

die

die Jungen, wie wir nachher hören werden, gar bald ſich wieder fortpflanzen, ſo hat man berechnet, daß Ein Paar Fliegen in einem Jahre eine Nachkommenſchaft von zwei Millionen und darüber haben kann. Jede Gattung ſucht ihre Eier dahin zu bringen, wo die Larven gleich die ihnen angemeſſene Nahrung finden. Die Stubenfliegen legen ſie am liebſten in den Pferdemiſt. In etlichen Tagen, zuweilen ſchon in vier und zwanzig Stunden, kommen die weißen Maden aus, die erſtaunend gefräßig ſind, und verhältnißmäßig noch geſchwinder wachſen, als die Raupen. Nach ſechs bis ſieben Tagen ſuchen ſie einen bequemen Ort zur Verwandlung; gewöhnlich kriechen ſie in lockre, trockne Erde, oder in einen Winkel. Auch die Fleiſchmaden thun dies. Hier erſtarren ſie, die Haut wird hart und pergament-artig, und ſieht nach zwei bis drei Tagen kaſtanienbraun aus. Sie bekommen alſo eine Verwandlungshülle von ihrer eigenen Haut. Nun entwickeln ſich in Zeit von vierzehn Tagen alle Theile der vollkommenen Fliege, und wann ihre letzte Geburt nahe iſt, zerſprengt ſie, durch wechſelweiſes Aufblaſen und Zuſammenziehen des Körpers, die pergament-artige Hülle, und bricht hervor. Alle die angegebnen Perioden der Verwandlung werden nach Beſchaffenheit der Witterung und andrer Umſtände entweder abgekürzt oder verlängert. Ein ſchönes Schauſpiel iſt es, die neugeborne Fliege zu ſehen. Sie ſteht ein Weilchen ſtill, als ob ſie ſelbſt über die große Veränderung, die mit ihr vorgegangen iſt, erſtaunte; die Flügel ſind noch zum Fliegen zu klein, und der ganze Körper iſt in der engen Wohnung ſo zuſammengepreßt, daß ſie den freien Gebrauch der Glieder noch nicht zu haben ſcheint. Sie bewegt und dehnt daher die Flügel, und dieſe entfalten ſich zuſehends; durch ſtarkes Einathmen der Luft — bekanntlich vermittelſt einiger Luftlöcher an den Seiten — nimmt auch der Umfang des Körpers zu, und alle Glieder ſtrecken ſich zu ihrer vollkommnen Größe. Sogar die eigenthümliche Farbe erhält

ſie erſt an der freien Luft; und der ſchöne Goldglanz, der Schiller von Blau, Grün und Kupferroth bei einigen Fliegen-gattungen iſt nicht gleich, wann ſie aus der Schaale hervorgehen, zu erkennen, ſondern entſteht unter den Augen des Beobachters nur nach und nach, gleichſam wie die Farben des Regenbogens. Jedoch geſchieht dies alles in ſehr kurzer Zeit; zwei bis drei Stunden ſind hinreichend, auch dieſe letzten Veränderungen zu Stande zu bringen, und man würde alſo ſehr unrichtig ſprechen, wenn man jene Ausdehnung des Körpers ein Wachsthum nennen wollte. Kein Inſekt, das ſich verwandelt, wächſt in der letzten Periode ſeines Lebens mehr. Die kleinen Fliegen, welche häufig im Frühjahre erſcheinen, und von Manchen für Junge gehalten werden, die noch wachſen müßten, ſind eine eigne Gattung, und haben allerdings ſchon ihre vollkommne Größe.

Die ganze Zeit vom Ei bis zur Fliege beträgt alſo nicht viel über drei Wochen, und dann iſt ſie auch zur Fortpflanzung tüchtig. Wie ungeheuer die Vermehrung derſelben unter günſtigen Umſtänden zu ſein pflegt, kann man auf den Dörfern und in Wirthſchaftsgebäuden ſehen, wo Viehſtälle in der Nähe ſind, welche die Ausbrütung der Eier befördern. Ob nun gleich die Stubenfliegen nicht empfindlich ſtechen, ſo beläſtigen ſie doch, wenn ſie auch nur im Geſichte oder auf den Händen herumlaufen. Dabei ſind ſie ſo unverſchämt und hartnäckig, daß ſie ſich nicht verjagen laſſen; ſie kommen immer wieder, ſo oft man ſie auch wegſcheucht. Ueberdies verunreinigen ſie die Wände, Decken, Fenſter, Spiegel und andre Möbeln. Man ſieht ſie daher ſehr ungern in den Zimmern, und hat mancherlei Mittel erſonnen, ſie zu vertreiben. Da, wo man Thüren und Fenſter zuhalten, und ihnen den freien Zugang verſperren kann, iſt es leicht, ſie loszuwerden; wo dies aber nicht thunlich iſt, wird alle Mühe vergeblich ſein. Der in Milch gekochte Fliegenſchwamm und andre giftige

Mittel

Mittel ſind bekannt, müſſen aber auch mit vieler Vorſicht gebraucht werden. Rathſamer iſt es, zerſtoßnen ſchwarzen Pfeffer, mit Zucker vermiſcht, in Milch zu werfen, wovon ſie ebenfalls ſterben. Lorbeer-öl und Kampfergeruch iſt ihnen beſonders zuwider, und man kann ſie alſo hiemit von Gemälden und koſtbaren Möbeln abhalten.

Die Mücke, Culex.

Es iſt wol nichts leichter, als die Mücken von den Fliegen zu unterſcheiden, wann man auch die Kennzeichen nicht anzugeben weiß, die hauptſächlich von der Bildung des Saugrüſſels hergenommen ſind. Im gemeinen Leben nennt man zwar die Mücken auch wol Schnaken (Tipula), aber in der Naturgeſchichte verſteht man unter dieſem letztern Namen eigentlich die großen, langbeinigten Erdmükken, die nicht ſtechen, und deren Weibchen ihre Eier an die Wurzeln der Pflanzen legen, wo die Larven viel Schaden thun. Von einigen findet man die Larven auch im Waſſer, und zwar auf den höchſten Gebirgen der Erde. Dieſen großen Schnaken ähneln die etwas kleinern Mückenfliegen, welche ſich gern in den Blumen aufhalten, und andre Fliegen fangen, und ſie ausſaugen.

Zu dem Geſchlechte der gemeinen Mücken gehören noch die Moskiten (Mosquitos) in Amerika, welche blos eine Varietät der gemeinen Mücken ſind, und die kleinen ſchwarzen Mücken, Beißmücken (Cul. reptans) in Lappland, Sibirien und im Bannat; eine wahre Landplage, beſonders die letztern. Sie erſcheinen des Jahrs gewöhnlich zweimal in ſo ungeheuren Schwärmen, daß der Wandrer wie im dicken Nebel durch ſie hingeht, und ſich vor ihren Stichen nicht retten kann. Dem Viehe kriechen ſie oftmals zu allen Oeffnungen des Leibes ein, und es muß dann in wenig Minuten ſterben. Die Einwohner können im Freien, und zuweilen ſelbſt in ihren Hütten, kein Ge-

ſchäft anders, als in einem faſt erſtickenden Dampfe von angezündeten Raſen und dergleichen verrichten, um dieſe beſchwerlichen Inſekten abzuhalten.

Die gemeinen Mücken (Cul. pipiens), die wir alle der äußern Geſtalt nach kennen, haben einen hohlen Saugrüſſel, mit kleinen Widerhaken, und an den Seiten deſſelben noch vier horn-artige Lanzetten. Mit dieſen machen ſie die Wunde, und mit dem Saugrüſſel, der in der Mitte ſteht, ziehen ſie das Blut in die Höhe. Die Fühlhörner gleichen kleinen Federbüſchen, und ſind auch dem bloßen Auge ſichtbar; bei den Männchen erſcheinen ſie größer und ſchöner als bei den Weichen. Auf den Flügeln bemerkt man durch ein Vergrößerungsglas zarte Federchen, die denſelben ein ſehr artiges Anſehen geben.

Die Begattung der Mücken geſchieht in der Luft und im Fluge, gemeiniglich gegen Abend, da ſich große Schwärme in der Abſicht verſammeln, und, wie man gewöhnlich ſagt, mit einander ſpielen oder tanzen. Den Anfang machen die Weibchen, die durch ihr Geſumme — ebenfalls die Wirkung der bewegten Flügel und des Schwingkölbchens — die Männchen herbeilocken. Wann das befruchtete Weibchen Eier legen will, fliegt es nach einem ſtehenden Waſſer, ſetzt ſich auf ein Blatt, oder ſonſt auf einen feſten Körper, ſo daß es den Hintertheil des Leibes übers Waſſer hinaushält, ſtreckt alsdann die beiden Hinterbeine kreuzweis über einander, und bildet damit einen Winkel, und in dieſer Stellung fängt es an zu legen. Die Eier ſind — verſteht ſich im Kleinen — den länglichrunden Gläschen ähnlich, welche in den Apotheken häufig zu Tropfen ꝛc.* gebraucht werden; doch laufen ſie unten mehr eiförmig-ſpitzig als platt zu, oberwärts aber haben ſie ziemlich eben ſo einen Hals, wie jene Gläschen. Dieſe Eier nun ſollen, nach dem Zweck der Natur, auf dem Waſſer in aufrechter Stellung ſchwimmen, und weder unterſinken, noch umfallen; deshalb

nimmt die Mücke die vorher beſchriebne Stellung an. Sie legt nämlich das erſte Ei dicht in den innern Winkel, welchen ſie mit den übereinandergeſchlagenen Hinterbeinen macht; hier ſteht es feſt, ohne umzufallen. Gleich darauf ſetzt ſie das zweite Ei daneben, dann das dritte u. ſ. w. und ſo legt ſie höchſtens in einer Viertelſtunde wol an zweihundert. Vermittelſt einer klebrigten Feuchtigkeit werden die Eier ein wenig zuſammengeleimt, damit immer eins das andre aufrecht hält. Das ganze Häufchen hat gemeiniglich die Figur eines verſchobenen Vierecks, oder eines Kahns, der vorn und hinten in einen Schnabel endigt; denn die eine Spitze wird durch den Winkel der Hinterbeine gebildet, und die andre, nach dem Hintern der Mücke zu, ſcheint natürlich entſtehen zu müſſen. Sobald die Mücke mit dem Legen fertig iſt, überläßt ſie die Eier ihrem Schickſale, und fliegt davon. Das Schiffchen von Eiern fährt nun auf dem Waſſer umher, und hängt ſich, wenn es nicht durch Sturm verunglückt oder von Waſſerthieren verſchlungen wird, an ein Grashälmchen und dergleichen. In zwei bis drei Tagen kriechen kleine Larven von ſonderbarer Geſtalt aus. Der Kopf iſt mit zwei Zangen bewaffnet, und am Hintertheile ſtehen zwei Schwänze, der eine breit, der andre rund; jener dient zum Rudern, dieſer ſtatt einer Luftröhre zum Athemholen. Sie bewegen ſich ungemein geſchwind, und fahren im Waſſer auf und nieder, kommen doch aber immer wieder an die Oberfläche zurück, wo ſie ſich die meiſte Zeit befinden, und zwar in der Lage, daß der Kopf nach dem Boden des Waſſers gerichtet iſt, der Schwanz hingegen oben ſteht, und die genannte Luftröhre etwas aus dem Waſſer hervorragt. Dies iſt ihnen zum Leben unentbehrlich; denn wann man ſie mit Gewalt auf dem Boden des Waſſers niederhält, ſo ſterben ſie. Sie nähren ſich von kleinen Gewürmen, z. B. von Polypen und andern Waſſerthierchen, die ſie bezwingen können. Während dieſes Zuſtan-

Zuſtandes häuten ſie ſich etlichemal, und nach acht bis zehn Tagen — von ihrem Ausgange aus dem Eie an gerechnet, — wann ſie zum letztenmale die Haut ablegen, nehmen ſie eine ganz andre Geſtalt an. Vorher waren ſie länglich, und wirklichen Würmern ähnlich, ungefähr den fünften oder ſechsten Theil eines Zolles lang; jetzt iſt der Vordertheil des Leibes unförmlich dick, auf dem Kopfe ſtehen ein Paar Röhren, der Hintertheil iſt platt und hat jene beiden Schwänze verloren: vorher ſchwammen ſie ausgeſtreckt; jetzt iſt der Kopf nach der Bruſt hingezogen, und der Rücken erſcheint wie ein krummer Buckel; vorher athmeten ſie durch eine Luftröhre am Schwanze, und mußten deshalb mit dieſem Theile des Leibes an der Oberfläche verweilen; jetzt athmen ſie durch die beiden tutenförmigen Hörner am Kopfe, und halten alſo dieſe oben; vorher hatten ſie mächtige Zangen und Freßwerkzeuge, und ſie waren in ihrer Art gewaltige Raubthiere; jetzt fehlt ihnen ſogar das Maul, und ſie bedürfen gar keiner Nahrung mehr. Kurz, man ſollte dieſe Nymphe für ein Geſchöpf halten, das zu einer andern Gattung gehörte, als die Larve, aus welcher ſie hervorging. Ob ſie nun gleich als Nymphe nicht mehr frißt, ſo bewegt ſie ſich doch noch, und zwar weit geſchwinder, als die Larve; ſie ſcheint aber der Luft noch weniger entbehren zu können, weil ſie faſt beſtändig an der Oberfläche ſchwebt. Wann die Nymphen ſieben bis acht Tage alt ſind, ſo erfolgt endlich die Geburt der eigentlichen Mücken. Die Haut zerplatzt alsdann zwiſchen den Hörnern am Kopfe, und in dem Augenblicke erhebt ſich die Mücke mit dem Vorderleibe aus dieſer Hülle, wie aus ihrem Grabe, richtet ſich gerade empor, und ungeachtet ſie in der Luft ſich mit den Vorderbeinen an nichts feſthalten kann, zieht ſie doch den Hinterleib mit Leichtigkeit nach ſich, und fliegt davon. Indeß verunglückt manche bei dieſer Arbeit, ſchlägt um, und erſäuft in dem Elemente, welches derſelben

ben noch wenig Augenblicke zuvor zum Leben unentbehrlich war.

Das unterhaltende und gedankenreiche Vergnügen, die Geburt einer Mücke ſelbſt mit anzuſehen, kann ſich ein Jeder leicht verſchaffen. Man ſchöpft im Anfange des Junius aus einem faulen, grünlichen Waſſer etliche Gläſer voll, deckt jedes mit einer platten Glasſcheibe zu, und ſtellt es in die Sonne. Man kann gewiß ſein, daß man eine Menge Mückenlarven darin hat, deren Bewegungen man auch ſchon mit bloßen Augen ſehen kann. Wenn das Glas dünn und durchſichtig genug iſt, ſo wird es leicht ſein, alle Veränderungen an den Larven wahrzunehmen, und die Zeit, wo die Mücken auskommen ſollen, ungefähr zu berechnen. Die meiſten werden des Nachts geboren, welches die Scene noch feierlicher macht. Man ſoll ſogar, wann alles recht ſtill iſt, und man nahe genug dabei ſteht, das Zerplatzen der Nymphenhaut hören können.

So angenehm aber auch die Betrachtung dieſer kleinen Begebenheiten in dem Mückenleben wirklich iſt, ſo verdrießlich macht uns die Gegenwart dieſer Thierchen ſelbſt, wenn ſie uns des Abends auf unſern Spatziergängen begleiten, und des Nachts in den Schlafkammern unſre Ruhe ſtören. Beſonders werden ſie durch ihre Menge da beſchwerlich, wo in der Nähe viele ſtehende Waſſer ſich befinden, daher ſie auch nach großen Ueberſchwemmungen ſich ſo ungewöhnlich ſtark vermehren. Ihrer Fruchtbarkeit nach müßte die Anzahl derſelben noch größer ſein, wenn nicht die Eier, die Larven, die Nymphen und die Mücken ſelbſt ſo viele Feinde hätten.

Der Appetit nach Blut iſt, wie mehrere gelehrte Naturforſcher verſichern, nur allein bei den Weibchen ſo heftig, daß ſie Menſchen und Thiere verfolgen, und noch nie will man ein Männchen bei dem Blutſaugen ertappt haben. Weder der Zweck noch die Urſach läßt ſich hievon angeben, man müßte denn eine kleine Verſchiedenheit in

der Bildung des Rüſſels, der ſich bei den Männchen findet, als ein Hinderniß anſehen. Dieſe ſowol, als der größte Theil der Mücken überhaupt, nähren ſich von Pflanzenſäften, daher man ſie auch häufig an den Blättern ſitzen ſieht.

Zur Vertreibung der Mücken aus den Zimmern iſt ſtarker Rauch, beſonders von ſchlechten Tobacksblättern, das beſte Mittel. Uebrigens mögte es in unſerm gemäßigten Klima wol kaum nöthig ſein, auf große Anſtalten zu ihrer Vertilgung zu denken, oder Recepte gegen ihre Stiche zu erſinnen. Sollte ja Jemand in den Fall kommen, daß er vor dem Brennen und Jucken vieler Mückenſtiche nicht ſchlafen kann, dem wird Baum-öl ſichre Linderung verſchaffen.

Eine brennende Laterne, deren Glas von außen mit irgend einer klebrigen (durchſichtigen Materie dünne beſtrichen iſt, in die Schlafkammer geſtellt, iſt ein guter Mückenfänger.

Die Schabe, Blatta orientalis.

Wir verſtehen hierunter nicht die Kleidermotte, die man auch wol Schabe nennt, und die zu den Nachtſchmetterlingen gehört, ſondern dasjenige Inſekt, welches eigentlich in Süd-amerika einheimiſch iſt, dort Kakerlake heißt, und von da auch zu uns herüber gekommen iſt. Man rechnet ſie zu den Inſekten mit halben Flügeldecken, obgleich bei dieſem Geſchlechte nur das Männchen Flügel und Flügeldecken, das Weibchen aber ſtatt derſelben kleine ſtumpfe Blätter hat, und gar nicht fliegen kann. Die Länge derſelben beträgt etwas über einen halben Zoll; die Farbe iſt roſtbraun; am Kopfe ſtehen zwei bogenförmige Fühlhörner, faſt ſo lang, wie der ganze Leib; am Schwanze befinden ſich zwei Hörnchen oder Spitzen. Der Hinterleib iſt oval, aber platt, wie bei den Wanzen. Sie haben

ben ſechs Füße, und laufen ſehr ſchnell; der Flügel bedienen ſie ſich faſt niemals. An dunkeln und warmen Orten in Küchen, Speiſekammern, Backſtuben u. ſ. w. halten ſie ſich gewöhnlich auf, wohnen in den Ritzen der Wände und des Fußbodens, und kommen nur, wann es finſter und ſtill iſt, hervor. Ihre Nahrung beſteht in allerlei Eßwaaren, die ſie in den Häuſern vorfinden; ſie zerfreſſen aber auch Leder, wollne Zeuge und andres Hausgeräth, und gehören daher zu den ſchädlichſten Hausinſekten, die man kennt. Auch ſollen ſie eben ſo ſchwer zu vertreiben ſein, wie die Wanzen, wenn ſie ſich einmal in einem Hauſe eingeniſtet haben. Weil ſie außerordentlich lichtſcheu ſind, ſo bekommt man ſie ſelten zu ſehen, und wenn ſie auch aus ihren Löchern hervorgehen, ſo fliehen ſie doch bei dem geringſten Geräuſche mit großer Geſchwindigkeit wieder dahin. Da ſie Brod und gekochte Erbſen vorzüglich lieben, ſo hat man vorgeſchlagen, dies zur Lockſpeiſe zu gebrauchen, und Ofenſchwärze darunter zu miſchen, welches ſie unfehlbar tödtet.

Die Weibchen legen lange, walzenförmige Eier, aus welchen weißliche Junge kriechen, die ſich viermal häuten, und mit jeder Häutung brauner werden; nach der letzten Häutung bekommen die Männchen auch Flügel. Andre ſagen, daß jedesmal nur Ein ſehr großes Ei gelegt werde, welches mehrere Jungen enthalte. Vielleicht gilt aber dieſe Bemerkung von einer Gattung Grillen, die dieſen Schaben etwas ähnlich ſind, und von welchen man neuerlich entdeckt hat, daß das Weibchen ein Ei lege, das einer Erbſenſchoote gleiche, woraus nach einiger Zeit wol ein Dutzend Junge ſchlüpfen. Es iſt aber dies nicht ſowol Ein Ei, als vielmehr eine Hülle mehrerer Eier. S. das Gothaiſche Magazin für Phyſik und Naturgeſchichte, des zweiten Bandes zweites Stück, S. 29.

Die Hausgrille, Gryllus domesticus.

Die Grillen haben mit den Heuſchrecken in der Bildung überhaupt einige Aehnlichkeit; ſo wie auch gewiſſe Merkmale beiden gemeinſchaftlich zukommen, z. B. die ſtarken gezähnelten Kinnladen am Munde, die etwas hervorhängenden Flügel, die zum Springen geſchickten Hinterfüße u. ſ. w. Deswegen gehören Grillen und Heuſchrecken zu Einem Geſchlechte. Jene unterſcheiden ſich hingegen auch wiederum von den Heuſchrecken vornämlich durch zwei ſteife Borſten oder Spitzen am Schwanze, und durch das zugerundete Bruſtſchild, welches bei den Heuſchrecken mehr eckig iſt. Uebrigens gehören ſie, wie die Schabe, zu den Inſekten mit halben Flügeldecken, und werden gemeiniglich in Feldgrillen und Hausgrillen eingetheilt, die ſich unter andern auch durch die Farbe von einander auszeichnen. Wir wollen jedoch hier nur der letztern gedenken, da ſie wol unter den beſchwerlichen Hausinſekten zu ſtehen verdienen.

Die Hausgrille (das Heimchen, die Zirpe, Schirke) ſieht gelblichgrau aus, und hat hinten am Kopfe, zwiſchen den Augen und in der Gegend der Fühlhörner etliche dunkelbraune Streifen. Ihre Länge beträgt etwas über einen halben Zoll. Der Kopf iſt groß, rundlicht, und ſo breit wie das Bruſtſchild. Die Flügel ſind weißlich, und viel länger als die Flügeldecken, unter welchen ſie faſt wie ein Fächer zuſammengefaltet liegen. Sie wohnen in den Häuſern, und ſitzen bei Tage in den Spalten der Mauern und Wände am Feuerheerde, an den Oefen u. ſ. w. Wann es dunkel wird, kommen ſie hervor, und gehen ihren Geſchäften nach. Sie freſſen Brod und allerlei Kochſpeiſen, wie die Schaben, vorzüglich lieben ſie feuchtes Getraide und junge Pflanzen, deren Keime ſie benagen. Im Nothfalle ſollen ſie auch Kleidungsſtücke anfreſſen. Sie vermehren ſich ſehr ſtark. Nach der Begattung legt das Weibchen gelblich=

gelblichweiße Eier in die Erde und in den Schutt der Gebäude, indem ſie mit dem Legeſtachel, der zwiſchen den beiden Schwanzſpitzen hervorſteht, die Oeffnung dazu macht. Ungefähr in zwölf Tagen kommen die Jungen aus; dieſe häuten ſich in ſechs bis acht Wochen viermal, und bekommen bei der letzten Häutung Flügel und ihre völlige Größe.

Obgleich die Hausgrillen theils ſchädlich ſind, inſofern ſie Eßwaaren benagen, Blumen und andre Pflanzen verderben und die Wände aushöhlen; theils auch beſchwerlich mit den einförmigen zirpenden Tönen, und weil ſie des Abends bei Lichte oftmals herumfliegen, in das auf dem Feuerheerde ſtehende Eſſen fallen u. ſ. w.: ſo werden ſie doch von vielen abergläubiſchen Leuten gehegt, welche ſich einbilden, daß ſie, wie die Hausunken, ihren wohlthätigen Wirthen Glück bringen. Einige finden auch ſelbſt an dem verdrießlichen Zirpen Gefallen, und verſchonen ſie deshalb. In Spanien ſoll man ſie ſogar, wie Singevögel, in dräthernen Käfigen halten und füttern, wenn dies nicht vielmehr die berühmten Zikaden ſind, deren wir nachher erwähnen werden. Dieſer ſogenannte Geſang der Grillen kommt nur von den Männchen her, welche durch ſchnelles Reiben der Flügel an einander, oder an die Hinterſchenkel, ſolche Töne hervorbringen. Ihr Ton iſt aber weit ſchärfer, als der Ton der Grashüpfer, und, wenn man ſo ſagen darf, mehr ein metallener Ton, weil ihre Flügel glatter und von ſehr trockner Subſtanz ſind. Sie thun dies beſonders häufig zur Begattungszeit, um die Weibchen anzulocken, desgleichen bei bevorſtehender Veränderung des Wetters.

Um ſie zu vertilgen, kann man entweder Mohrrüben, Erbſen und dergleichen, mit Queckſilber vermiſcht, ihnen vorſetzen, oder heißes Waſſer in ihre Löcher gießen, oder Zucker in Gläſer mit engen Hälſen thun, wo ſie hinein kriechen. Wenn man Erbſenſtroh etliche Stunden an den

Ort legt, wo ſie ſich aufhalten, ſo gehen ſie gern hinein, und man kann ſie alsdann mit dem Strohe ins Waſſer tragen.

Die Hausmotte.

Motten nennt man diejenigen Inſekten, welche ſich als Larven — nicht, wie viele andre, erſt zur Zeit der Verwandlung, ſondern gleich nach ihrer Geburt — kleine Gehäuſe verfertigen, und während ihres Larvenſtandes darin leben. Sie ſind alle ſehr klein, und zum Theil nur unter dem Vergrößerungsglaſe zu erkennen. Einige derſelben tragen ihr Gehäuſe, wie die Schnecken, mit ſich umher, und dies ſind eigentlich die wahren Motten; andre machen ſich unbewegliche Häuschen, und bleiben mit demſelben immer auf einer Stelle; dieſe heißen Aftermotten. Die meiſten Gattungen von Motten ſind Raupen, die ſich in Nachtſchmetterlinge verwandeln. Es gibt aber auch unter denſelben wirkliche Maden, aus welchen fliegenartige Inſekten entſtehen, desgleichen Käferlarven, die nach der Verwandlung als kleine Käfer erſcheinen.

In Anſehung des Aufenthalts kann man die Motten füglich in Hausmotten, Feldmotten und Waſſermotten eintheilen. Die erſtern nehmen den Stoff zu ihrer Hülle vornämlich von wollenen Zeugen und Pelzwerk; die beiden letztern aber von Baumblättern, Holzſpänchen, Rinde und dergleichen, worunter ſie zum Theil auch Sandkörnchen und kleine Steine miſchen. Die Lebensart aller dieſer Thierchen iſt überaus merkwürdig, und wir wollen Eins und das Andre davon in der dritten Ordnung anführen, jetzt aber hauptſächlich nur unſre Aufmerkſamkeit auf die gewöhnlichſten Gattungen der Hausmotten richten.

Von denjenigen Motten, welche ſich in Nachtſchmetterlinge verwandeln, finden wir drei Gattungen in unſern Wohnungen am häufigſten: die Kleidermotte (Phalaena

tinea

tinea sarcitelle), die Pelzmotte (Ph. tin. pellionella) und die Tapetenmotte (Ph. tin. tapezella). Der Schmetterling der Kleidermotte hat aſchgraue Flügel und auf beiden Seiten des Bruſtſchildes einen weißen Punkt; an dem Pelzmottenſchmetterlinge ſieht man auf den ſilbergrauen Flügeln in der Mitte einen ſchwarzen Punkt; der Schmetterling der letztern Gattung iſt an den ſchwarzen Oberflügeln und weißen Unterflügeln leicht zu erkennen. Sie haben, wie alle übrige Schmetterlinge, vier Flügel, ſchließen ſie aber, wann ſie ſitzen, nach Art der Vögel, dicht an den Leib; auch ſind ſie ſo lang, daß ſie den ganzen Hinterleib verdecken. Die Länge des Körpers beträgt kaum einen halben Zoll. Dieſe Schmetterlinge flattern in der Mitte des Frühjahrs bis zur Hälfte des Sommers, meiſtens nur zur Nachtzeit, in den Zimmern umher, und ſuchen einen bequemen Ort, wo ſie ihre Eier ablegen können. Nach ungefähr drei Wochen kommen aus den Eiern, die man kaum mit bloßen Augen ſehen kann, ſechzehnfüßige zarte Räupchen, welche ſogleich anfangen, ſich ihre Hülle zu machen. Zuerſt ſpinnen ſie ſich eine dünne Decke von Seide, die ſie, wie die Seidenraupen, aus ſich ſelbſt nehmen. Sodann nagen ſie die Wolle oder Haare von dem Zeuge, worauf ſie ſitzen, ab, miſchen von ihrem eignen klebrigten ſeidnen Stoffe, den ſie immer nachſpinnen, darunter, und bereiten auf die Weiſe ein halbſeidnes Gewebe um ſich her, welches, nach der Form ihres Körpers, walzenförmig, doch etwas plattgedrückt und an beiden Enden offen iſt. Obgleich dieſe Röhre ſich nach der Größe des Körpers richtet, ſo iſt ſie doch weit genug, daß das Räupchen ſich darin umwenden kann; daher ſteckt es bald an dieſem, bald an jenem Ende den Kopf heraus, um zu nagen oder fortzukriechen, und man ſollte glauben, es habe zwei Köpfe. So wie es wächſt, vergrößert es ſein Häuschen. Soll es weiter werden, ſo ſchneidet es mit ſeinem ſcheerenförmigen Gebiſſe erſt die eine Hälfte der

Länge nach auf, und webet einen Streifen dazwiſchen; dann drehet es ſich herum, und verfährt auf der andern Seite eben ſo, faſt wie ein Schneider, der einen Aermel durch Einſetzung eines Streifens weiter macht. Zur Verlängerung braucht es nichts weiter, als nur an den beiden offnen Enden etwas anzuſetzen. Dies Kleid der Motte hat von außen allemal die Farbe des Zeuges, wovon es genommen iſt, inwendig aber iſt es ganz mit Seide ausgefuttert. Wenn man daher eine kleine Motte von einem Stücke blauen Tuch auf ein rothes hinſetzt, ſo kann man nachher den eingeflickten rothen Streifen ſehr deutlich erkennen. Eben dieſe Materie, welche den Stoff zum Kleide gibt, dient ihnen auch zur Nahrung, und die Farbe derſelben wird ſogar durch die Verdauung nicht verändert; denn der Koth ſieht, nach Beſchaffenheit des Zeuges, grün, gelb, bunt u. ſ. w. aus.

In dieſem Zuſtande bleiben ſie ziemlich ein ganzes Jahr, und man kann leicht denken, wie viele Verwüſtung auch ſchon Eine Motte auf einem Kleide anzurichten im Stande iſt. Doch freſſen ſie nicht beſtändig hinter einander fort, ſondern ruhen zuweilen einige Tage dazwiſchen, wo ſie auch ihr Häuschen mit etlichen ſeidenen Faden auf der Stelle befeſtigen. Vermuthlich häuten ſie ſich alsdann, oder haben ſonſt eine ſchwere Periode zu überſtehen. Eben ſo ruhen ſie den ganzen Winter hindurch, und befinden ſich in einer Art von Erſtarrung. Gegen das Frühjahr ſpinnen ſie ihr Häuschen völlig zu, verpuppen ſich darin, und kommen in etlichen Wochen — früher oder ſpäter, je nachdem die Witterung iſt — in der beſchriebenen Geſtalt als Schmetterlinge hervor. Einige Gattungen verlaſſen auch ihre Hülle vorher, und hängen ſich in irgend einem Winkelchen auf, wo ſie ſich verwandeln. Kurz darauf begatten ſie ſich auch ſchon, und zwar in derjenigen Stellung, die wir bei den Wanzen angezeigt haben.

Zur

Zur Vertreibung dieſer ſchädlichen Inſekten hat man kein kräftigeres Mittel, als Terpentin-öl; dies tödtet ſie ſicher, und iſt ihnen überhaupt ſo zuwider, daß ſie nie dahin kommen, wo ſie Terpentingeruch ſpüren; daher darf man nur Papier mit jenem Oele tränken, und in die Nähe der Kleidungsſtücke legen, die man vor den Motten verwahren will. Da indeß dieſer Geruch auch in die Kleider zieht, ſo mögte dies Mittel nicht überall anwendbar ſcheinen. Man muß ſich alſo entweder damit begnügen, daß man die Kleider fleißig ausklopft, und bei Tage an die freie Luft hängt, oder man ſchlägt ſie in ein leinen Tuch, ſo, daß nichts dazwiſchen durchkommen kann; denn kein Mottenſchmetterling legt ſeine Eier auf Leinewand. Dies muß aber ſchon zeitig im Frühjahre geſchehen, ehe dieſe Schmetterlinge auskommen.

Es gibt auch Aftermotten, welche ihr Häuschen auf dem Tuche feſt anheften, und ſo lange auf einer Stelle bleiben, bis rings herum nichts mehr zu freſſen da iſt. Dann rücken ſie auf einen friſchen Weideplatz, wo ſie die Hütte gleich wieder befeſtigen, welche nur an dem einen Ende offen iſt. Ihr Koth hat nicht die Farbe der Materie, welche ſie freſſen, ſondern ſieht allezeit ſchwarz aus. Uebrigens iſt ihr Lebenslauf von den wahren Motten nicht ſonderlich verſchieden. Die Schmetterlinge, worin ſie ſich verwandeln, haben einen ſchmutzigweißen Kopf, die Bruſt und die vordere Hälfte der Oberflügel ſieht ſchwarzbraun, die andere Hälfte derſelben weißgrau aus. Auch ſind ſie ein wenig größer, als die Schmetterlinge der wahren Motten. Eine andre Gattung Aftermotten macht ſich ſolche unbewegliche Röhren auf trocknen Thierhäuten, auf ledernen Tapeten, auf den Lederbänden der Bücher u. ſ. w., und zernagt ſie. Das vollkommne Inſekt derſelben hat glänzendröthliche Flügel mit braunen Flecken. Dieſe Motten leben auch im Freien auf trocknem Aaſe.

Die Kornmotte, Phalaena tinea granella.

Der ſogenannte weiße Kornwurm iſt nichts anders, als eine Aftermotte, aus welcher in der Folge ein kleiner Nachtſchmetterling entſteht, mit weißgrauen Oberflügeln, die bei genauerer Beſichtigung einige unregelmäßige dunkle Flecken zeigen. Die Unterflügel ſind am Rande ausgezackt, und, wie der Hinterleib, röthlich-aſchgrau. Sie tragen die Flügel in Form eines Dachrückens. Im Mai und Junius fliegen die Weibchen des Abends auf den Kornböden, wo altes Getraide liegt, umher, und legen ihre gelblichweißen Eier auf die Körner, auf jedes Korn eins oder zwei, wo ſie, wie angeleimt, feſtſitzen. Ein Weibchen legt achtzig bis neunzig Eier. Ungefähr in vierzehn Tagen kommt das Räupchen aus; frißt Anfangs nur von dem einen Korne, worauf es geboren wurde, zieht aber bald nachher, vermittelſt einiger ſeidnen Fäden, die es, wie die Seidenraupe, aus ſich hervorſpinnt, mehrere Körner auf ein Klümpchen zuſammen, und webt ſich mitten zwiſchen denſelben eine länglichte Hülle von weißer Seide, worin es wohnt. Dieſe Hülle iſt alſo an den Körnern befeſtigt, die Motte ſelbſt aber geht, ſo oft ſie hungrig iſt, aus derſelben hervor, frißt ſich in die Körner ein, und höhlt ſie ganz aus. Ihren Koth ſieht man unter der Geſtalt kleiner weißer Kügelchen in den Zwiſchenräumen der zuſammengebacknen Körner; man pflegt dies mülliges Korn zu nennen. Gegen den September hat ſie ihre völlige Größe, die beinahe einen halben Zoll beträgt, erreicht; ſie hört auf zu freſſen, kriecht auf dem Getraidehaufen unruhig herum, und ſucht einen Ort zur Verwandlung; zugleich überzieht ſie das Getraide, wo ſie kriecht, mit einem weißgrauen Geſpinnſte. Endlich begibt ſie ſich in die Ritzen der Wände, Dachſparren u. ſ. w., macht ſich von Seide und kleinen Holzſpänchen, die ſie von dem Holzwerke des Bodens abnagt, ein Winterkleid, und ruhet

in

in demſelben den ganzen Winter hindurch. Im März und April wird ſie unter dieſer Hülle eine braunrothe Puppe, und im Mai oder Junius bricht der beſchriebne Nachtſchmetterling hervor. Sie begatten ſich ſogleich, und legen dann ihre Eier wieder an die Körner.

Was für erſtaunlichen Schaden dieſe Thierchen auf den Kornböden anrichten können, iſt jedem Landwirthe bekannt. Man thut natürlich weit beſſer, wenn man ihre Einquartirung ganz zu verhüten ſucht, als daß man erſt nachher, wann ſie ſich ſchon eingeniſtelt haben, auf Mittel zur Vertreibung derſelben denkt. Das Erſtere geſchieht am ſicherſten durch eine zweckmäßige Einrichtung des Kornbodens. Man macht nämlich auf beiden Seiten des Daches in der Länge, etwa anderthalb Fuß vom Boden, fünf Zoll weite Oeffnungen, ſo daß der Luftzug gerade über den Kornhaufen hinſtreicht. Wenn dieſe Luftzüge in hinlänglicher Anzahl angebracht ſind, ſo wird ſich kein Kornſchmetterling ſehen laſſen. Zum Ueberfluſſe kann man den Boden und die Wände bis unter das Dach mit Vitriol, in kochendem Waſſer aufgelöſt, beſtreichen.

Iſt iſt Brut wirklich ſchon da, ſo breitet man angefeuchtete leinene Tücher über das Getraide, da denn in etlichen Stunden eine Menge Kornmotten hinaufkriecht. Dieſe ſchüttet man den Hühnern vor, und wiederholt jenes Verfahren, ſo oft es nöthig iſt.

Einen merkwürdigen Verſuch hat man neuerlich angeſtellt, dieſe weißen Kornwürmer zu benutzen: man hat gutes Brenn-öl daraus gepreßt. Sechzehn Loth Würmer gaben ſieben und ein halb Loth Oel. Dieſer Verſuch iſt wichtig, nicht als ob man in der Abſicht Kornwürmer unterhalten ſollte, um Oel davon zu gewinnen, ſondern weil er uns eine neue Ausſicht in die Zukunft eröffnet. Vielleicht daß man noch auf die Weiſe von den unermeßlichen Heeren ſchädlicher Inſekten Vortheil ziehen lernt. Den Naturforſchern war es längſt bekannt, daß alle Inſekten

 etwas,

etwas, einige aber verhältnißmäßig viel Oel bei ſich führen. Von demjenigen Inſekte z. B., welches wir unter dem Artikel Hausgrille am Ende mit angezeigt haben, wird in der benannten Schrift gemeldet, daß, wenn man es auf dem Boden zertrete, ein ſtarker Oelfleck auf der Stelle zurückbleibe. Und die Raupen haben alle, ohne Ausnahme, eine beträchtliche Menge des reinſten Oels in ſich, wie der berühmte Lyonet hinlänglich gezeigt hat. Wenigſtens könnte dies die Mühe des Einſammelns ſolcher Inſekten belohnen, und der Vortheil ihrer Verminderung wäre baarer Gewinn. Aber das Ekelhafte bei der Behandlung? — Benutzt man doch in Manufakturen die ſtinkendſten Exkremente der Thiere u. ſ. w., ohne ſich durch den übeln Geruch abhalten zu laſſen.

Der ſchwarze Kornwurm, Curculio frumentarius.

Dies iſt das andre Inſekt, das unſerm Getraidevorrathe nachſtellt, und eigentlich auch nur als Larve ſich furchtbar macht. Dieſe Larve verwandelt ſich zu ihrer Zeit in einen kleinen Käfer, welcher zu dem Geſchlechte der Rüſſelkäfer gehört.

Man erkennt die Rüſſelkäfer vor andern an der Bildung des Kopfes; denn dieſer endigt ſich bei ihnen in einen horn-artigen Rüſſel, deſſen Ende etwas dicker als die Mitte, und mit zwei Zähnen beſetzt iſt. Am dem Rüſſel befinden ſich auch knopfförmige Fühlhörner; ebenfalls ein Geſchlechtskennzeichen. Einige Gattungen haben unter den feſt an den Leib ſchließenden Flügeldecken keine Flügel, und können alſo auch nicht fliegen. Die Europäiſchen ſind alle klein, zum Theil nur wie ein Floh oder eine Ameiſe, in Indien gibt es aber weit größere Gattungen, z. B. die Palmbohrer (Curc. palmarum), deren Larve vom Marke des Sagobaums lebt, und von den Indianern aufgeſucht

geſucht und gegeſſen wird, haben faſt die Größe der hieſigen Hornſchröter.

Die Weibchen der Rüſſelkäfer bohren mit ihrem Rüſſel in die Zweige und Blüthenknoſpen der Bäume und in allerlei Feld- und Gartenfrüchte, und legen ihre Eier hinein; die ausgekrochnen Jungen, welche man von dieſen Inſekten Pfeifer zu nennen pflegt, freſſen ſodann die Früchte oder Samenkörner, die ihnen zur Geburtsſtube gedient haben, aus, wie z. B. die Erbſen, die Linſen, die Haſelnüſſe. Zur Verwandlung machen ſich einige Larven Hülſen von Seide oder von harziger Materie; andre kriechen blos in die Erde, und verwandeln ſich da. Sie werden deshalb, wie man wol denken kann, zu den ſchädlichſten Inſekten gezählt, doch beſonders diejenigen, welche ſich vom Getraide nähren, und deren Geſchichte wir kürzlich beſchreiben wollen.

Man findet auf den Kornböden, in Anſehung der Farbe, verſchiedne Arten Rüſſelkäfer: braune, aſchgraue, röthliche und ſchwarze; dieſe letztern am häufigſten. Sie ſind aber im Körperbaue und in der Lebensart einander ähnlich; auch in der Größe bemerkt man keinen ſonderlichen Unterſchied, indem ſie nur etwa den achten Theil eines Zolls erreichen. Der Körper iſt rundlich, und, wie bei dem ganzen Geſchlechte, gleichſam gepanzert, daß nicht leicht ein andres Inſekt ſie verletzen kann. Dieſen Kornkäfern fehlen auch die Flügel unter den Flügeldecken, daher ſie nur kriechen. Im Frühjahre begatten ſie ſich, und man ſieht alsdann die Weibchen, mit den Männchen auf dem Rücken, herumlaufen. Hierauf bohren die Weibchen mit dem Rüſſel ein Loch in das Korn, und legen in jedes ein Ei. Nach acht bis zwölf Tagen kommt eine weiße Larve mit einem gelblichten horn-artigen Kopfe aus, welche die Oeffnung mit einem zähen Schleime bedeckt, ſo daß das Korn von außen ganz geſund ausſieht. Unterdeß ſchrotet ſie inwendig den Kern aus, welcher gerade zureicht, ſie bis

zur Verwandlung zu ernähren. Die Verwandlung geſchieht, nach Beſchaffenheit der Witterung, früher oder ſpäter, ungefahr in Monatsfriſt, und dann kriechen ſie als Käfer aus der leeren Kornhülſe hervor. Sie vermehren ſich ſehr geſchwind und ſtark. Man hat gefunden, daß in fünf Monaten von einem Paare über ſechstauſend entſtehen können. Die Käfer ſelbſt ſcheinen dem Korne nicht zu ſchaden, ſondern andre Nahrung zu ſuchen. Gegen den Winter verkriechen ſie ſich in die Ritzen, und erſtarren bis zum Frühjahre. Sie können aber eine erſtaunliche Kälte — den ſiebzigſten Grad des Reaumürſchen Thermometers — und eine Hitze, die der des ſiedenden Waſſers gleichkommt, ausſtehen, ohne zu ſterben.

Die Mittel, welche vorher bei dem weißen Kornwurme angegeben ſind, dienen auch zur Abhaltung des ſchwarzen. Eine allgemeine Vorſchrift, dergleichen Ungeziefer zu verhüten, iſt noch dieſe, daß das Getraide reif und völlig trocken eingebracht werden muß. Sonſt ſchlägt man vor, in gläſerne Bouteillen eine Hand voll Graupen zu thun, und ſie in die Kornhaufen zu ſtellen: alle Käfer kriechen da hinein, und ſind leicht zu fangen. Friſche Flachsbollen ſind nach neuren Erfahrungen das ſicherſte Mittel zur Vertreibung der Kornwürmer.

Der Mehlwurm.

Auch die Larve eines Käfers von demjenigen Geſchlechte, die man Schattenkäfer nennt, weil ſie ſich an ſchattigten, dunkeln Orten aufhalten. Sie ſind, wie die Rüſſelkäfer, theils geflügelt, theils ungeflügelt. Die letztern haben ungetheilte Flügeldecken, die wie ein Schild an den Körper angewachſen ſind; nur eine Naht oder Furche längs dem Rücken bezeichnet die Stelle, wo die Decken eigentlich getrennt ſein ſollten. Ihre Fühlhörner beſtehen aus kleinen an einander gereiheten Kügelchen, wie eine Perlenſchnur,

ſchnur, am Ende werden die Glieder derſelben etwas dicker und länglicht. Die größten dieſer Käfer ſind einen Zoll lang. Einige halten ſich zwiſchen den Baumrinden auf, und freſſen den Splint, andre in allerlei Unrath auf der Erde *), noch andre in den Speiſekammern und Mehlkammern, und das ſind eben die Mehlkäfer (Tenebrio molitor), von welchen jene Würmer oder vielmehr Larven herkommen.

Der Mehlkäfer wird etwas über einen halben Zoll lang, und den dritten Theil ſo breit. Oben ſieht er glänzend ſchwarz, unten kaſtanienbraun aus. Am häufigſten findet man ihn in den Mühlen und Bäckerhäuſern, und zwar in Winkeln an der Erde, wo Kehricht von Kleie, Mehl, Staub und dergleichen liegt. Nach der Begattung im Frühjahre ſuchen die Weibchen in die Mehlkaſten zu kommen, um ihre Eier hinein zu legen. Aus dieſen entſtehen nachher gelblichbraune Larven, die länger ſind, als die Käfer ſelbſt; denn ſie meſſen einen Zoll. Die Breite beträgt aber nur den fünften oder ſechſten Theil der Länge. Die Haut der Larven iſt hart, glänzend, und ſo glatt, daß man das Thier kaum zwiſchen den Fingern halten kann. Sie können ſowol rückwärts als vorwärts gehen, oder vielmehr gleiten. In dem Mehle leben ſie etliche Monate, häuten ſich in der Zeit viermal, erſtarren dann, und verwandeln ſich ohne Hülle unter ihrer eignen Haut. Sie

*) Derjenige Schattenkäfer, welcher ſich in feuchten niedrigen Stuben unter dem Kehricht aufhält, und deſſen Flügeldecken zuſammengewachſen ſind, iſt jetzt in ein neues Geſchlecht geſetzt worden, das den Namen Blaps führt. Er heißt alſo auch nicht mehr Tenebrio mortisagus, wie vorher, ſondern Blaps mortisaga. Den Beinamen todweiſſagend hat er vom Aberglauben erhalten, der ſeine Erſcheinung für eine Vorbedeutung des Todes — wie das Eulengeſchrei — ausgab. Das Inſekt hat einen widrigen Geruch.

Sie ſchrumpfen bis auf einen halben Zoll ein. Wenn die ausgekommnen Käfer nicht vertrieben werden, ſo bleiben ſie im Mehle, zehren davon, und pflanzen ſich immer weiter fort.

Man ſcheint noch kein andres Mittel zu kennen, um dieſe Inſekten abzuhalten, als Reinlichkeit und Aufmerkſamkeit. Merkt man bereits ſchon Larven im Mehle, ſo ſiebet man es durch, und ſchüttet die zurückgebliebnen Würmer den Hühnern oder Vögeln vor. Bekanntlich ſind ſie eine Lieblingsſpeiſe der Nachtigallen, denen ſie ſogar zur Arznei dienen. Wollte man zu dieſem Zwecke immer einen Vorrath von ſolchen Würmern haben, ſo dürfte man nur etliche Käfer in einen mit Mehl und Sägeſpänen angefüllten Topf ſetzen, und dieſen an einen dunkeln, etwas feuchten und warmen Ort hinſtellen.

Der Schabkäf r, Dermestes.

Mehrere Leſer werden die Inſekten, die wir jetzt anzeigen wollen, vielleicht unter dieſem Namen nicht kennen; aber es dürfte wol nicht leicht Jemand ſein, der nicht verſchiedne Gattungen derſelben ſelbſt geſehen hätte, da ſie ſich ſo häufig in unſern Wohnungen finden. Auch ſind ſie nicht weniger ſchädlich, als die Motten, Schaben und andre, die wir vorher genannt haben.

Der Geſchlechtsname Schabkäfer iſt ihnen darum beigelegt worden, weil ſie vornämlich die Häute und das Fleiſch todter Thiere benagen (ſchaben), und eben deshalb nennen Einige ſie auch Hautfreſſer. Sie ſind alle klein; die größten nicht viel über einen halben Zoll. Das allgemeine Kennzeichen derſelben beſteht in der Geſtalt der Fühlhörner, welche an der Spitze einen länglichen oder runden Knopf haben, und daher bei den Naturforſchern keulenförmig heißen. Dieſe Käfer pflegen, wie noch einige andre Gattungen, wenn man ſie anrührt, oder wenn ſie einen

Feind

Feind merken, den Kopf in die Bruſt zu ziehen, die Fühlhörner und Beine dicht an den Leib zu legen, und ſich todt zu ſtellen. Von den ſiebzig Gattungen derſelben ſind hier hauptſächlich nur folgende zu bemerken, weil ſie zu den Hausinſekten gehören.

Der Pelzkäfer (Mottenkäfer, Dermestes pellio), noch nicht ſo lang wie eine Stubenfliege, vorn und hinten gleich breit, und etwas platt. Die Hauptfarbe des Oberleibes iſt glänzend ſchwarz, unten ein wenig matter. Mitten auf jeder Flügeldecke iſt ein weißer Punkt, und eben ein ſolcher auf dem Bruſtſchilde. Doch ſieht man auch ſchwarzbraune ohne Punkte. Das Weibchen legt ſeine Eier beſonders gern in Pelzwerk, wollne Zeuge, ausgeſtopfte Thierhäute und dergleichen. Die Larven, die in kurzer Zeit auskommen, haben eine gar ſonderbare Geſtalt. Sie ſind mit glänzend rothen und bräunlichen Haaren bedeckt, und am Hintertheile ſteht ein goldgelber ſteifer Haarbüſchel, wie ein Pinſel, gerade aus, der ſo lang und zuweilen noch länger iſt als der einen Viertelzoll lange Körper. Wann ſie fortgleiten, geſchieht es ſchnell, aber gleichſam ruck- oder ſtoßweiſe, und eben ſowol rückwärts als vorwärts. An dem Orte, wo ſie ausgekrochen ſind, machen ſie ſich von allerlei Fäſerchen, die ſie vermittelſt einer klebrigten Materie zuſammenleimen, eine Art von unbeweglicher Bedeckung, daher ſie zu den Aftermotten gerechnet werden. Man hält ſie noch für ſchlimmer als die Schmetterlingsmotten, weil ſie auch den Winter über thätig ſind und beſtändig freſſen. Die bei den Hausmotten vorgeſchlagnen Mittel ſind auch gegen dieſe anzuwenden. Sie häuten ſich viermal, erſtarren gegen die Zeit der Verwandlung — ungefähr nach einem Jahre — gehen dann als Käfer hervor, und nähren ſich von Fleiſche, Thierhäuten, getrockneten Thierblaſen und andern thieriſchen Theilen.

Der **Speckkäfer** (Dermestes lardarius), ein wenig größer als der vorige, oben mattſchwarz, die Vorderhälfte der Flügeldecken aber aſchgrau mit einigen ſchwarzen Punkten. Er iſt der gemeinſte unter allen, und man ſieht ihn im Frühjahre häufig in den Fenſtern kriechen. Seine Nahrung nimmt er von eben den Dingen, wie der Pelzkäfer, beſonders richtet er in den Kabinetten, wo ausgeſtopfte Thiere aufbewahrt werden, großen Schaden an. Man kann ihn durch nichts als durch Vorſicht und Aufmerkſamkeit abhalten, denn er ſcheuet weder Terpentingeruch, noch Kampfer, noch andre ſtarke Gerüche *). Die Weibchen legen ihre Eier eben dahin, und die Larven ſind noch gefräßiger als die Käfer ſelbſt. Auch in die ledernen Bände der Bücher freſſen ſich die Larven ein, bohren erſt ein rundes Loch, und ſo wie ſie größer werden, machen ſie es weiter. Wenn der Buchbinderkleiſter mit Koloquinten vermiſcht wird, kommen ſie nicht leicht hinein. Pelzwerk und Federn ſind ihnen ebenfalls ein angenehmer Fraß. Angefeuchtete Rinds- oder Schweinsblaſe kann man als einen Köder gebrauchen, ſie anzulocken und zu fangen. Sie ſehen nicht ſo rauh aus, wie die Larven der Pelzkäfer, haben auch den beſenförmigen Schwanz nicht; ihre Farbe iſt meiſtens ſchwarzbraun. Am Ende des Auguſts verpuppen ſie ſich in irgend einem Winkel, und einen Monat darauf werden ſie vollkommne Inſekten.

Der **Kabinetkäfer** (Byrrhus museorum) wird zwar von Einigen zu einer beſondern Gattung gezählt, von Andern aber mit unter die Schabkäfer aufgenommen. In der

*) Wenn man in einem Zimmer, wo ſich der Speckkäfer findet, ein Inſektenkäſtchen öffnet, ſo fliegt der Käfer gleich hinein, bleibt aber auf der Stelle unbeweglich, wie todt, liegen, bis er merkt, daß man ſich entfernt hat, da er denn ſeine Verwüſtungen anfängt.

der Bildung der Fühlhörner iſt er dieſen ähnlich. Seine Länge beträgt nur etwa den neunten Theil eines Zolls, die Geſtalt iſt eirund, die Grundfarbe ſchwarz, die Flügeldecken weißgefleckt, und die Mittelnaht derſelben zuweilen röthlich. Man trifft ſie in allerlei Blumen und Blüthen der Obſtbäume an, aber auch in den Häuſern. Ihre Eier legen ſie auf todte Thiere und Thierhäute, und ſie können, da ſie ſehr klein ſind, den Zugang in die Schränke und Schachteln der Naturalienkabinette leicht finden; durch weiches Holz bohren ſie ſich gewaltſam ein. Die Larven ſind haarigt, und von Farbe braunröthlich, auch haben ſie am Schwanze zwei Büſchel langer Haare, faſt wie die Larven der Pelzkäfer. Wenn man ſie anrührt, ſträuben ſie die Haare empor. Man ſieht ſie oft an den Wänden kriechen, und wo ſie eine todte Fliege oder ein andres Inſekt antreffen, fangen ſie gleich an zu freſſen. In den Naturalienſammlungen richten ſie viel Verwüſtung an. Im Winter verbergen ſie ſich, allein im Frühjahre kommen ſie wieder hervor, und verwandeln ſich dann gegen die Mitte des Sommers. Es gibt noch mehrere Gattungen, die dieſen ähnlich ſind, und blos im Freien leben.

Bohrkäfer, Ptinus.

Dieſe haben mit den Schabkäfern in manchen Stücken Aehnlichkeit, unterſcheiden ſich jedoch durch die blos fadenförmigen Fühlhörner und durch einen mehr rundlichen Vorderleib. Sie ſind es vornämlich, welche Löcher in das Hausgeräth bohren, ſo rund, als wären ſie mit einem Trillbohrer gemacht. Aber auch Bücher und andre Sachen zernagen ſie, und einige Gattungen findet man zuweilen auf Blumen. Wir bemerken davon nur:

Den Diebkäfer (Inſektendieb, Kräuterdieb, Ptinus fur), von der Größe eines etwas dicken Flohs, gelbgrau und auf

auf den Flügeldecken zwei weiße Streifen. Das Weibchen hat Flügeldecken ohne Flügel. Sie gehen beſonders gern den Naturalienſammlungen von Kräutern, Inſekten und andern Thieren nach, zerfreſſen ſie, und legen auch ihre Eier daran, aus welchen weißgraue, faſt walzenförmige Larven entſtehen, deren Kopf nach dem Schwanze zu gebogen iſt, daher ſie ſich nie grade ausſtrecken können. Dieſe nagen noch gieriger als die Käfer, und verſchonen auch Bücher und Pelzwerk nicht. Im Winter erſtarren ſie, wachen im Frühjahre wieder auf, und verfertigen ſich im Sommer kleine Zellen von zerfreßnen Pflanzen und thieriſchen Theilen, die ſie mit einem klebrigten Safte zuſammenkitten, und worin ſie ſich verwandeln. Dies geſchieht ungefähr nach vierzehn Tagen.

Genaue Aufſicht iſt unſtreitig auch hier das beſte Mittel, Schaden zu verhüten. Jedoch verwahrte ein Naturalienſammler ſeine ausgeſtopften Vögel gegen alle Angriffe dieſer und andrer Inſekten dadurch, daß er den Balg mit Tobacksaſche, Alaun und Kampfer ausrieb. Auch nahm er nie junge Vögel, oder alte, die in der Mauſe ſtanden, und deren Kiele noch voll Blut waren, dazu. Dies iſt aber freilich nicht überall anwendbar.

Die Spinne, Aranea.

Den meiſten Menſchen erregt nicht nur die Berührung und der Anblick einer Spinne, ſondern auch die bloße Vorſtellung davon, ein widriges Gefühl, welches bei Einigen bis zum Ekel und Abſcheu ſteigt. Unſtreitig iſt dies größtentheils die Wirkung des Aberglaubens und gewiſſer Vorurtheile, wovon uns die Naturgeſchichte am beſten befreien kann. Indeſſen darf man jene unangenehme Empfindungen doch wol nicht blos dem Aberglauben, dem Vorurtheile und einer fehlerhaften Erziehung zuſchreiben, da die Geſtalt einiger Gattungen dieſes Geſchlechts — obgleich

obgleich für den philoſophiſchen Beobachter intereſſant — doch wirklich etwas Zurückſtoßendes hat. Deſſenungeachtet bleibt der Erziehungsgrundſatz wahr, daß man von dieſen und ähnlichen Geſchöpfen nie mit Abſcheu gegen Kinder ſprechen ſoll.

Die allermeiſten Spinnen haben acht Füße. Man theilt ſie überhaupt ein in Afterſpinnen und in wahre Spinnen; bei jenen findet man nur zwei Augen, bei dieſen aber acht. Hiezu kommen noch die Waſſerſpinnen (Hydrachna) mit zwei, vier, auch ſechs Augen. Nach einer andern Eintheilung gibt es Spinnen, welche aus ihrem Leibe eine klebrigte Feuchtigkeit zu dünnen Fäden ziehen, und andre, denen dieſe Eigenſchaft fehlt. Unter den erſtern ſpinnen wiederum einige Gattungen nur einzelne Fäden, andre machen ein ordentliches Gewebe, welches, nach den verſchiedenen Gattungen der Spinnen, auch von verſchiedner Beſchaffenheit und Bildung iſt.

Von den Afterſpinnen nennen wir nur den **Weberknecht** (Mäher, Tod, Phalangium opilio) und den **Bücherſcorpion** (Phalang. cancroides). Jener hat einen kleinen rundlichen Leib und ein bis zwei Zoll lange Beine, die auch ausgeriſſen ſich noch lange bewegen. Seine beiden Augen ſtehen zwiſchen den Vorderbeinen. Man ſieht dieſe Thiere an ſchattigten, dumpfigen Oertern in den Ritzen der Mauern und Wände, wo ſie ihre langen Beine hervorſtrecken, um Mücken und andre Inſekten zu fangen. Am Tage ſitzen ſie meiſtens ſtill, des Nachts aber gehen ſie ihren Geſchäften nach. Der Bücherſcorpion (die Scorpionſpinne), ein wenig größer als eine Wanze, auch faſt von derſelben Farbe, der Körper flach und plattgedrückt. Außer den acht Beinen hat er noch zwei krebsartige Scheeren; er kann auch rückwärts und vorwärts kriechen. Er hält ſich in altem Papiere, Bücherſchränken, Kräuterſammlungen, auch in Vogelneſtern, auf, und lebt ebenfalls von kleinen Inſekten, an die er ſich, mittelſt ſeiner Scheeren,

anhängt, und ſie dann ausſaugt. Zuweilen ſoll er ſich in den menſchlichen Körper ſo tief einſaugen, daß er kaum herauszubringen iſt, und dann an empfindlichen Theilen gefährliche Zufälle erregen. Man tödtet ihn in dieſem Falle mit Terpentinſpiritus.

Die wahren Spinnen unterſcheiden ſich, wie ſchon geſagt, von jenen beiden Geſchlechtern hauptſächlich durch die Zahl der Augen. Einige große ausländiſche Gattungen in heißen Ländern, wo überhaupt die Inſektenſtiche gefährlicher werden, ſind giftig, die in unſern Gegenden aber nicht; wenigſtens verurſacht ihr Biß einem Menſchen kaum ſo viel Beſchwerde, als ein Mückenſtich, wenn er auch einem kleinen Inſekte tödtlich iſt. Die größte unter allen bekannten hat mit den ausgeſtreckten Beinen den Umfang einer Mannshand, und heißt deshalb die Fauſtſpinne (Aranea spithamea). Sie iſt vornämlich in Java zu Hauſe, und wohnt in Erdhöhlen. Auf dieſe folgt die Buſchſpinne (Vogelſpinne, Aranea auicularia) in Weſtindien, von der Größe einer Kinderfauſt. Sie macht ein ſo ſtarkes Gewebe, daß die kleinen Vögel, die Kolibris, darin hängen bleiben, welche ſie ausſaugt. Auch ſpürt ſie die Neſter derſelben auf, tödtet die Jungen, oder ſaugt die Eier aus. Die Biſſe dieſer Spinne ſollen auch Menſchen gefährlich ſein. Sie hat an einer gewiſſen Gattung großer Ameiſen ihre Feinde. Dieſe überfallen, tödten und freſſen ſie. — Man faßt ihre ſtarken Kinnladen bisweilen in Gold ein, und braucht ſie zu Zahnſtochern. Berühmter als beide iſt die Tarantel von der Stadt Tarent ſo genannt) die ſich in Italien, auch in dem wärmern Aſien und in Nordamerika, findet, etwas größer als unſre größte Kreuzſpinne, oben gelblichgrau, unten ſchwarz. Sie hält ſich in Löchern in der Erde auf, und beläſtigt, beſonders zur Erndtezeit, die Feldarbeiter mit ihrem Biſſe, der eine Entzündung erregt. Uebertrieben iſt die Sage, daß darauf eine Art von Wahnwitz, und endlich der Tod, erfolge,

erfolge, wenn man den Kranken nicht bald durch eine gewiſſe Muſik zum Tanze zu bringen ſuche, welches das einzige Heilungsmittel ſei. Einbildung und Betrug haben dieſe Fabel veranlaßt. — Eine der giftigſten Spinnen iſt die Curaſſao⸗ oder Orangeſpinne, von der Größe einer mäßigen Kreuzſpinne, braun von Farbe mit einem orangegelben Flecke. Sie hat nur 6 Füße, und hält ſich in der Erde an Pflanzenwurzeln auf. In Frankreich hat man eine Gattung von Erdſpinnen entdeckt, die in der äußern Geſtalt unſern Kellerſpinnen gleichen, ſich aber ſehr künſtliche Wohnungen mit Fallthüren in der Erde anlegen, wo ſie die Inſekten wie mit einer Falle fangen. Bei uns ſieht man im heißen Sommer hüpfende Spinnen (Aranea scenica), welche ſich gar kein Geſpinnſt machen, an den Wänden und auf den Dächern, bei warmem Sonnenſcheine, ſehr lebhaft ſind, und die Inſekten im Sprunge erhaſchen. Ihr Leib iſt platt, etwa von der Größe einer Stubenfliege, und ſieht ſchwarz und weißgeſtreift aus. Die Sackſpinne wohnt auf trockner Erde, wo ſie ſich ein trichterförmiges Neſt macht. Das Weibchen trägt ſeine Eier in einem Sacke von ihrem Geſpinnſte am Hinterleibe mit ſich herum. Der Sack iſt ganz weiß, und von der Größe einer Erbſe. Nimmt man dieſen Eierſack behutſam ab, ſo läßt ſie einen langen Faden daran nach, und zieht ihn vermittelſt deſſelben, wenn man losläßt, wieder an ſich. So ſehr ſcheu ſie auch iſt, ſo wird ſie doch dreiſt, wenn man ihr dieſen Sack raubt. Läßt man ihn in der Nähe liegen, ſo läuft ſie gleich hinzu, und holt ihn wieder. Die ausgekrochnen Jungen bleiben auch noch eine Zeitlang auf ihr ſitzen, und laſſen ſich mit herumtragen. Eine andre Gattung von Spinnen wickelt ihre Eier mit dem Geſpinnſte in ein Blatt, und brütet darüber. Man nennt ſie Eierwickler. Sie wird häufig in Gärten, beſonders auf weißen Roſenſtökken, angetroffen. Ihr Hinterleib iſt kürbisförmig und

grünlichgelb, oder blaßgrün, auch weiß und grau geſprengt. Der ſogenannte fliegende Sommer (Mariengarn) iſt das Gewebe gewiſſer Feldſpinnen. Man ſieht es nur im Frühjahre und Herbſte, denn dieſe Spinnen ſtecken den Winter über zwiſchen den Baumrinden in den Wäldern, kommen im Frühjahre hervor, und ziehen in das freie Feld, wo ſie im Graſe mehr Inſekten zur Nahrung finden. Auf dieſer Reiſe ſpinnen ſie jene Fäden, ſo wie auch andre Spinnen ſich an Faden von einem Orte zum andern ſchwingen, und gleichſam fliegen. Im Herbſte, wann ſie die Rückreiſe in die Wälder antreten, machen ſie es eben ſo. Dies iſt wenigſtens eine wahrſcheinliche Vermuthung *). Die Kreuzſpinne (Aran. dia-

*) Herr Bechſtein hat dieſe Gattung Feldſpinnen genauer beobachtet, und gibt davon folgende Beſchreibung: Die fliegende Sommerſpinne (Aranea obtextrix) iſt von der Größe eines kleinen Stecknadelknopfs. Auf ihrem länglichten Vorderkopfe liegen, in einem zirkelrunden Kreiſe, acht graue Augen. Der Hinterleib des Körpers iſt eirund, der Körper ſelbſt glänzend ſchwarzbraun, mit einzelnen Haaren beſetzt, die Füße ſind von mittler Länge und gelblicht. Dieſe Inſekten kommen im Anfange des Oktobers zuerſt in Wäldern, Gärten und Wieſen, wo die Eier ungeſtört und unverletzt ausgebrütet werden können, zum Vorſcheine, und breiten ſich von da über das ganze Feld aus. Ihre Vermehrung iſt außerordentlich ſtark. In den erſten Tagen des Oktobers, wo ſie eben erſt aus den Eiern ſchlüpfen, bemerkt man nur einzelne feine Fäden; in der Mitte dieſes Monats wird aber das Geſpinnſt ſchon merklicher. Sie überziehen damit die Stoppeln, Wieſen und ganze Fluren, um die kleinen Inſekten zu fangen, die ihnen zur Nahrung dienen. Dieſe zarten Fäden zwirnen ſich bei dem gelindeſten Luftzuge zuſammen, und werden vom Winde losgeriſſen und mit fortgeführt; oft findet man die Spinnen ſelbſt in den Klümpchen Fäden, welche durch die Luft ſchweben. Einzelne Spinnen dieſer Art nebſt ihren Geweben ſieht man auch den ganzen Sommer über; allein die eigentliche Zeit ihrer Erſcheinung iſt der Herbſt.

diadema), von der Zeichnung auf ihrem Rücken ſo genannt, macht ein radförmiges, ſenkrechtes Gewebe, in deſſen Mitte ſie wohnt. Von ihr hat man die Fabel erdichtet, daß, wenn man ſie einige Jahre in einer Schachtel aufbewahre, ſie ſich in Stein verwandle. Aber weder dieſe noch eine andre Spinne wird zu Stein, ſondern nur trocken und hart. Das, was man Spinnenſteine nennt, ſind eigentlich verſteinerte Seeſterne [ſ. die folgende Klaſſe], welche in der Form und Zeichnung eine Aehnlichkeit mit dem Hinterleibe der Kreuzſpinnen haben.

Die Waſſerſpinne (Aran. aquatica), welche in Teichen ſich aufhält, bewohnt entweder leere Schneckenhäuſer, deren Oeffnung ſie mit einem Vorhange verſieht, oder ſie macht ſich ein blaſen-artiges, in Kammern abgetheiltes Gehäuſe. Ihre Farbe iſt dunkelbraun.

Die übrigen Gattungen übergehen wir, indem wir jetzt bei der Beſchreibung der Hausſpinne (Aran. domestica), als der bekannteſten und gewöhnlichſten, die allgemeine Geſchichte des ganzen Geſchlechts kurz zuſammenfaſſen wollen.

Die Hausſpinne breitet ihr Gewebe in den Ecken der Wände und in den Fenſtern aus, daher ſie auch Fenſterſpinne heißt. Sie hat, wie die andern Gattungen, außer den acht behaarten Füßen, noch zwei Arme (Freßſpitzen), welche den Füßen gleich, aber kürzer ſind, und die ſie auch nie auf die Erde ſetzt; ſie bedient ſich derſelben vornämlich zum Betaſten und Herumwenden der Beute. An dieſen Armen kann man das Männchen von dem Weibchen unterſcheiden; denn bei dem Weibchen ſind ſie etwas länger und fadenförmig, bei dem Männchen hingegen endigen ſie ſich in einen länglichrunden Knopf, worin zugleich die Zeugungstheile deſſelben verborgen liegen. Noch zwei andre Werkzeuge von wunderbarer Einrichtung ſieht man an dem Kopfe der Spinnen, nämlich die Fänger oder Fangklauen, womit ſie ihren Raub feſthalten, tödten und aus-

ſaugen. Zu dieſer dreifachen Beſtimmung ſind ſie ſehr weislich eingerichtet. Jeder Fänger beſteht aus zwei Theilen: der obere, zunächſt am Kopfe, iſt dick, und mit drei Paar Zähnen — zwei und zwei gegen einander über — bewaffnet; die untere ähnelt einer Katzenkralle, und liegt auch eben ſo, wie dieſe, wenn ſie nicht gebraucht wird, in der Scheide, d. i. in dem obern dicken Theile, zwiſchen den drei Paar Zähnen. Dieſe Fänger bewegen ſich mehr von oben nach unten, als ſeitwärts. So lange die Spinne ruhig ſitzt, hat ſie die furchtbaren Fänger wie ein Taſchenmeſſer zuſammengelegt; wird ihr aber eine Beute zu Theil, ſo öffnet ſie die Fänger, und drückt das Inſekt mit dem untern Theile an den obern, wo die Zähne ſtehen, feſt an, und verwundet oder tödtet es auf die Weiſe. Will ſie den Raub ausſaugen, ſo ſticht ſie die ſpitzigen Enden der Fänger, die ſcharf ſind, wie die Katzenkrallen, hinein. Die Fänger ſind zu dem Ende inwendig hohl, und haben nicht weit von der Spitze eine kleine Oeffnung, wodurch der Saft in die Höhe ſteigt. Folglich dienen ihr die Fänger auch ſtatt des Mauls, ſo wie den Flöhen, Mücken u. ſ. w. der Saugeſtachel. — Von den acht Augen befinden ſich gemeiniglich vier an der Stirn, und zwei an jeder Seite. Bei den Weibchen bemerkt man an der Bruſt, zwiſchen den Vorderbeinen, eine Spalte, welches der Geſchlechtstheil iſt. Der weiche, meiſtens rundliche Hinterleib der Spinnen zeigt, außer der After-öffnung, noch fünf bis ſechs Warzen, woraus die klebrigte Feuchtigkeit zu den Fäden hervordringt. Durch ein Vergrößerungsglas unterſcheidet man an jeder Warze tauſend kleine Löcher, wovon wiederum jedes ſeinen eignen Faden treibt. Aus fünf- bis ſechstauſend ſolcher Fäden beſteht alſo ein einzelner Faden des Spinnengewebes, der denn doch noch viel tauſendmal feiner iſt, als ein Faden Seide, welchen man zum Nähen braucht. — Es iſt ſehr unterhaltend, einer Spinne zuzuſehen, wie ſie ihr Netz webt oder ſtrickt —

denn

denn das Netz einer Kreuzſpinne kann eher geſtrickt als gewebt heißen — Auch muß man bei der Feinheit der einzelnen Fäden doch die Dauerhaftigkeit des Ganzen bewundern, welches dem Winde und Wetter trotzt. Bei alten Spinnen ſcheint die Quelle der harzigen Spinnmaterie zu verſiegen. Wann daher ihr Netz unbrauchbar geworden iſt, machen ſie ſich ſelbſt kein neues, ſondern ſie ſuchen ein ſchon fertiges auf, das leer ſteht, oder ſie verjagen die ſchwächere Eigenthümerin, und nehmen es in Beſitz.

Die Spinne iſt ein furchtſames Geſchöpf, aber auch räuberiſch, feindſelig und unverträglich; doch hält man die beſondre Feindſchaft (Antipathie) der Spinne und Kröte mit Recht für eine Fabel. Verwickelt ſich ein ſtärkeres Inſekt in ihr Gewebe, ſo wagt ſie ſich nicht aus ihrer Höhle hervor, und ſieht ruhig zu, wie es ſich losarbeitet. Bemerkt ſie einen Menſchen nahe bei ſich, oder hat man ſie gar berührt, ſo hält ſie ſich mehrere Stunden lang verborgen; kann ſie ſich nicht verkriechen, ſo ſchließt ſie die Beine und Arme dicht an den Bauch an, und ſtellt ſich todt. Deſſenungeachtet hat der Menſch, der Löwen und Tiger bändigt, auch dies ſcheue, ungeſellige Thier kirre gemacht, ob es gleich mit keinem andern, ſelbſt mit ſeines Gleichen nicht verträglich lebt. Man weiß Beiſpiele, daß Gefangne, z. B. in der weiland berüchtigten Baſtille, zum Zeitvertreibe ſich damit abgaben, Spinnen zahm zu machen, und ſie ſo zu gewöhnen, daß ſie auf ein gewiſſes Zeichen herbeieilten, und das Futter aus ihrer Hand nahmen; allein gegen jeden andern Menſchen behielten ſie ihre natürliche Schüchternheit bei.

Der feindſelige Charakter der Spinnen äußert ſich beſonders, wenn zwei in Ein Gewebe zuſammenkommen. Sie fallen ſich ſogleich wüthend an, und die eine muß entweder flüchten, oder unter den Biſſen der andern erliegen. Sogar der mächtige Naturtrieb, der die grimmigſten Raubthiere

thiere eine Zeitlang vereinigt, kann die gegenſeitige Furcht der Spinnen kaum auf einen Augenblick unterdrücken. Im Herbſte, wann der Begattungstrieb ſich bei ihnen regt, verläßt das Männchen ſein Gewebe, und nähert ſich der Wohnung des Weibchens mit furchtſamen Schritten. Iſt es nahe genug gekommen, ſo berührt es daſſelbe mit den vorhin beſchriebnen Armen (Freßſpitzen, Fühlhörnern), fährt aber ſogleich ängſtlich zurück, als ob es einen feindlichen Anfall befürchtete. Oft geſchieht es auch wirklich, daß das Weibchen, wenn es noch nicht zur Liebe geneigt iſt, das Männchen anpackt und es tödtet; denn die Weibchen ſind gemeiniglich größer als die Männchen. Sitzt aber das Weibchen ſtill, ſo wiederholt das Männchen ſeine Verſuche noch etlichemal mit Zittern, bis es ſich endlich von der Bereitwilligkeit des Weibchens hinlänglich überzeugt glaubt. Sodann ſpringen die Zeugungsglieder aus dem Knöpfchen am Ende der Arme hervor, das Geburtsglied unter der Bruſt des Weibchens öffnet ſich gleichfalls, und die Begattung geht von ſtatten. Kaum aber iſt dieſer zärtliche Auftritt geendigt, ſo muß das Männchen durch eine ſchleunige Flucht ſein Leben retten; verſäumt es dies, ſo wird es doch noch ein Opfer der weiblichen Grauſamkeit *).

Bald nach der Begattung legt das Weibchen etliche hundert Eier, hüllt ſie in ein dichtes Geſpinnſt, und verbirgt ſie an einen ſichern Ort. Im Frühjahre kommen die Jungen aus, die in ihrem Neſte noch etliche Tage beiſammen bleiben, dann aber auch auf immer ſich trennen, und ihre eigne Wirthſchaft, jede für ſich beſonders, anfangen. Die Spinnen ſollen jährlich ſich einmal häuten, und

*) Bei verſchiednen Gattungen von Spinnen haben die Geſchlechtstheile eine andre Lage, und die Begattung geſchieht alſo auch anders. Eben ſo iſt die Zeit der Begattung und des Auskriechens der Jungen nicht bei allen dieſelbe.

und überhaupt etwa vier Jahr alt werden. Sie können wol ein halb Jahr lang faſten, wobei ſie zwar etwas zuſammenſchrumpfen, aber doch von ihrer Lebhaftigkeit wenig verlieren.

Ob wir gleich heut zu Tage den Aberglauben der Alten verlachen, welche die Spinnen für verlarvte böſe Geiſter hielten, von denen Peſt und andres Unglück herkäme: ſo ſehen wir ihren Aufenthalt in unſern Wohnungen doch auch nicht gern, theils weil uns ihr Anblick zuwider iſt, theils überhaupt der Reinlichkeit wegen. Und inſofern gehören ſie allerdings zu den beſchwerlichen Hausinſekten. Allein das darf wol kaum erinnert werden, daß ſie durch Vertilgung andrer wirklich ſchädlicher Inſekten einen überwiegenden Nutzen ſtiften. Beſonders ſind verſchiedne Gartenſpinnen meiſt verkannte Beſchützer unſrer Früchte. Sie ſelbſt nähren ſich nur von Thieren, hauptſächlich von Inſekten, und ſchaden uns alſo in den Gärten gar nicht; ſie ſpannen aber gern ihre Netze über Blüthen und Früchte, weil der Inſtinkt ſie lehrt, daß gewiſſe Inſekten darnach gehen, entweder, um ihre Eier hinein zu legen, oder um ſelbſt von den Früchten zu freſſen. Dieſe werden alsdann in den Netzen gefangen. Man kann hiervon vornämlich im Herbſt an den Weinſtöcken Erfahrung machen.

Einen mehr kuriöſen, als nachzuahmenden Verſuch hat man vorlängſt in Frankreich mit der Benutzung der Spinnengewebe angeſtellt. Man unterhielt und futterte eine große Menge Spinnen mit vieler Mühe, ſammelte ihr Gewebe, ſpann es zu Fäden, und verfertigte davon Strümpfe und Handſchuh, welche denen von wahrer Seide ſehr ähnlich waren. Da das Spinngewebe an ſich viel leichter iſt, als Seide: ſo brauchte man auch nur ſechs Loth zu einem Paare großer Mannsſtrümpfe, wozu ſonſt ungleich mehr Seide gehört. Allein über eine halbe Million Spinnen geben doch kaum ein Pfund wirklich nutzbarer Fäden.

Bekanntlich dient Spinnengewebe auch, um bei kleinen Wunden das Blut zu ſtillen.

Faſt unglaublich möchte es ſcheinen, wenn man bedenkt, mit welchem Ekel die meiſten Menſchen dieſe Thiere anſehen, daß es dennoch Perſonen gibt, die ſie eſſen, und die recht eigentlich lüſtern darnach ſind. Auch ſpüren ſie gar keine üble Folgen davon. Mir ſelbſt war ehedem eine Standesperſon bekannt, welche dieſen ſeltſamen Appetit hatte, und die großen Kreuzſpinnen allen andern vorzog. Die Buſchmänner am Vorgebirge der guten Hoffnung eſſen auch Spinnen, desgleichen die Kamtſchadalinnen; letztere in der Hoffnung, fruchtbar dadurch zu werden.

Ein Herr Dijonval, ein franzöſiſcher Officier, welcher vor etlichen Jahren in holländiſche Gefangenſchaft gerieth, ſtellte in ſeinem Gefängniſſe zum Zeitvertreibe allerlei Verſuche mit den Spinnen an, wobei er bemerkt haben will, daß dieſe Inſekten die beſten Wetterpropheten ſind. Auch weiſſagte er aus dieſen Beobachtungen, wie behauptet wird, den unvermutheten Froſt, welcher das Eindringen der franzöſiſchen Armee in Holland und die Eroberung dieſes Staats begünſtigte. Die ganze Sache iſt aber noch mancherlei Zweifeln unterworfen. S. insbeſondre die Recenſion der Schrift des Herrn Dijonval in den Götting. gelehrten Anzeigen vom Jahre 1796.

Die Raupen *).

Nachdem wir die vornehmſten Hausinſekten kennen gelernt haben, ſo gehen wir nun zur Beſchreibung derjenigen über, die mehr im Freien leben, und uns in unſern Gärten, auf dem Felde und in den Waldungen Schaden zufügen. Unter dieſen

*) Eigentlich ſind die Raupen nicht Inſekten, ſondern nur Larven der Inſekten, eben ſo wie die Motten.

dieſen verdienen ohne Zweifel die Raupen obenan zu ſtehen, da ſie die gemeinſten, die zahlreichſten, und in unſern Gegenden auch die ſchädlichſten ſind. Man kennt über drittehalb tauſend Gattungen dieſes Geſchlechts, und doch werden von Zeit zu Zeit noch neue entdeckt. Wollten wir die Mannigfaltigkeit und Schönheit, und überhaupt alles Merkwürdige in dem Körperbaue und in der Lebensart dieſer Thiere ausführlich beſchreiben, ſo könnte dies leicht mehr Raum anfüllen, als die Geſchichte aller vorhergehenden Inſekten zuſammengenommen. Wir müſſen uns daher begnügen, ſie größtentheils nur von der ökonomiſchen Seite zu betrachten. Liebhaber, welche an Schmetterlingsſammlungen ein Vergnügen finden — ein Vergnügen, das mehr als bloße Spielerei ſein kann und ſoll, — werden ohnehin die für ſie eigends geſchriebnen Bücher beſitzen.

Jede Raupe beſteht aus einem Eie, häutet ſich etlichemal, wird dann zur Puppe und endlich zum Schmetterlinge. An ihrem Körper unterſcheidet man zwölf Abſchnitte oder Ringe, und auf jeder Seite neun Luftlöcher. Sie haben nicht unter acht und nicht über ſechszehn Füße — der Ausnahmen hiervon ſind wenige. — Die erſten ſechs Füße ſind dünn, horn-artig und gegliedert; die übrigen dick, häutig und ungegliedert. Aus jenen entwickeln ſich bei der Verwandlung die ſechs Füße des Schmetterlings. Der Kopf iſt hart, meiſt herzförmig geſtaltet, und hat zwei große Augen, deren jedes aus ſechs kleinern beſteht. An dem Maule befinden ſich zwei gezähnte Kinnladen und zwei bis vier Freßſpitzen. Die Raupen ſind ungemein gefräßig, und nehmen ihre Nahrung größtentheils aus dem Pflanzenreiche; einige freſſen jedoch auch andre Inſekten, ſo wie ſie ſich ſelbſt unter einander, vornämlich in Hungersnoth, aufzehren. Gegen die Zeit der Verwandlung begeben ſie ſich an einen beſondern Ort, verpuppen ſich, und kommen dann — einige früher, andre ſpäter — als

Schmet-

Schmetterlinge hervor. Gleich nach dieſer neuen Geburt laſſen mehrere Gattungen einen rothen Saft fallen, welches die Fabel vom Blutregen veranlaßt hat *).

Die Schmetterlinge (Zweifalter) haben vier ausgeſpannte beſtäubte Flügel, einen haarigten Körper, und größtentheils einen ſpiralförmig gewundenen Rüſſel. Der Staub auf den Flügeln beſteht aus lauter kleinen Schuppen, die wie Dachziegel über einander liegen, und von denen die zum Theil überaus prächtigen Farben entſtehen. Bei einer gewiſſen ausländiſchen Gattung ſieht man nur den Rand der Flügel ſo beſtäubt, und die Mitte derſelben iſt häutig, wie bei den Fliegen. — Die Schmetterlinge nehmen wenig Nahrung zu ſich; ſie ſaugen blos den Saft aus den Blumen und andern Gewächſen; einige leben ohne alle Nahrung. Ihr vornehmſtes Geſchäft iſt die Fortpflanzung. Nach der Begattung legt das Weibchen die Eier an den Ort, wo die ausgekrochnen Jungen gleich ihre Nahrung finden.

*) Dieſer rothe Saft dient dem ausſchlüpfenden Schmetterlinge zur Ausbildung, hauptſächlich ſeiner Flügel; jedoch auch andrer Theile. Er findet ſich darum im Ueberfluſſe damit verſehen, damit er, wenn vor der völligen Ausbildung der Gliedmaßen irgend ein Theil des Leibes durch Zufall verdorben würde, dennoch Stoff genug zum Auswachſen behalten mögte. Da nun aber dieſer Fall gewöhnlich nicht eintritt, ſo läßt der Schmetterling den Ueberfluß durch den After von ſich.

Von der Ueberwinterung dieſer Inſekten iſt folgendes zu bemerken. Einige Gattungen, z. B. der Schwalbenſchwanz, der Trauermantel ꝛc. bringen den Winter in hohlen Bäumen und an andern ſchaurigen Orten in Erſtarrung zu, und begatten ſich dann im Frühlinge. Andre überwintern als Raupen, indem ſie tief in die Erde kriechen, und im Frühjahre hervorkommen. Noch andre überſtehen den Winter als Puppen: die allermeiſten dieſer Inſekten werden aber durch Eier, welche der ſtärkſten Kälte Trotz bieten, im nächſten Jahre fortgepflanzt.

finden. Indeſſen weiß man Beiſpiele, daß ſie auch ohne Begattung Eier, ſogar fruchtbare Eier, gelegt haben.

Der Eintheilung dieſer Inſekten in drei Geſchlechter nämlich in Tagvögel (Papilio), Dämmerungsvögel (Sphinx) und Nachtvögel (Phalaena), iſt ſchon bei der Beſchreibung der Seidenraupe gedacht worden. Wir legen ſie hier ebenfalls zum Grunde, und führen von jedem Geſchlechte hauptſächlich diejenigen Gattungen an, deren Kenntniß uns vor andern wichtig ſein muß.

Die Tagvögel (Papilions) ſind, wie ihr Name anzeigt, bei Tage am geſchäftigſten. Wann ſie ſitzen, halten ſie die Flügel in die Höhe, mit der Oberſeite gegen einander gekehrt. Einige Gattungen vermehren ſich in Einem Sommer zwei bis dreimal. Die Raupen, aus denen ſie entſtehen, haben alle ſechzehn Füße, und verpuppen ſich ohne Geſpinnſt. Die Puppe iſt öfters goldfarbig (Chryſalide, Goldpuppe, wiewol man dieſen Namen überhaupt den Puppen gibt, deren harte Bedeckung den Körper ganz einſchließt, daß man keinen Theil deſſelben ſehen kann), und man findet ſie gemeiniglich an einem ſchattigten Orte mit dem Hintertheile aufgehängt. Nach ungefähr drei Wochen kommt der Schmetterling aus; die von der letzten Brut aber bleiben den Winter hindurch im Puppenſtande, und brechen erſt im nächſten Frühjahre hervor. Die ſchädlichſten von dieſen Tagvögeln ſind der Baumweißling und der Kohlweißling.

Der Baumweißling (Lilienvogel, Heckenweißling, Pap. helic. crataegi), einer der gemeinſten und bekannteſten Schmetterlinge, mit weiß- und ſchwarzgeaderten Flügeln, welche wenig beſtäubt ſind. Das Weibchen legt in der Mitte des Sommers etliche hundert gelbe Eier auf ein Klümpchen, faſt kegelförmig, an die Blätter der Obſtbäume und des Weiß- und Schwarzdorns. Die Raupen kriechen noch vor dem Herbſte aus, und machen ſich gleich ein gemeinſchaftliches ſehr dichtes Geſpinnſt, worunter ſie den

Winter

Winter über gegen Froſt und alles Ungemach des Wetters geſichert ſind; das Blatt, woran ſie ſitzen, befeſtigen ſie ſo an den Zweig, daß es nicht abfällt. Im Frühjahre erwachen ſie ſehr zeitig, gehen am warmen Mittage hervor, und freſſen zuerſt die jungen Knoſpen. Des Nachts und an kühlen Tagen kriechen ſie ſämmtlich wieder in ihr Neſt. Je älter ſie werden, deſto mehr zerſtreuen ſie ſich, doch halten ſich wenigſtens etliche gern auf einem Blatte zuſammen. Gegen Ende des Maimonats ſchicken ſie ſich zu ihrer Verwandlung an; ſie kriechen an die Zäune und Wände, wo man ihre gelb- und ſchwarzgeſprengten Puppen häufig findet. Nach ungefähr drei Wochen kommen die weißen Schmetterlinge aus, und begatten ſich. Im Julius legen die Weibchen ihre Eier, die gemeiniglich im Anfange des Auguſts ſchon ausgebrütet ſind. Es gibt auch ſpätere Bruten. Die Raupen ſind haarig, und von ſchwarzer, grauer und röthlicher Farbe. In manchen Jahren ſieht man ſie in ungeheurer Menge.

Der **Kohlweißling** (Pap. dan. cand. brassicae), welcher ſeine Eier insbeſondre auf Kohl und Rübſaat legt, hat von der gelben Farbe der Unterflügel den Namen **Buttervogel**, obwol dieſer Name im gemeinen Leben allen Schmetterlingen überhaupt gegeben wird. Im Julius legen dieſe Schmetterlinge ihre Eier an die untere Seite der Kohlblätter, um ſie gegen Verletzung ſicher zu ſtellen. Wenn man in dieſem Monate fleißig nachſucht, und die beſchmeißten Blätter abbricht, ſo hat man nachher nicht viel von Kohlraupen zu befürchten. Im Auguſt erſcheinen die Jungen, die vor der erſten Häutung ganz grün ſind, und fangen ihre Verwüſtungen an. Im folgenden Monat verpuppen ſie ſich, und hängen ſich ebenfalls in den Winkeln der Mauern u. ſ. w. auf, wo ſie den ganzen Winter hindurch ſo bleiben, und erſt im Anfange des Sommers als vollkommne Inſekten hervorgehen und ſich begatten.

Dieſem

Dieſem ſind in der Lebensart ähnlich: der Rübenweißling (Pap. dan. cand. rapae), deſſen Hauptfarbe weiß iſt; die Vorderflügel ſind an den Ecken ſchwarz, und haben noch außerdem beim Weibchen zwei ſchwarze Flecken. Unten ſind die Hinterflügel überall gelb mit grüngelblichen breiten Adern. An den Vorderflügeln ſind aber nur die Spitzen gelb. Der Citronenpapilion (Pap. dan. cand. rhamni) hat citronengelbe Flügel, die wie ein Lindenblatt geſtaltet ſind.

Die übrigen Tagvögel kommen theils nicht in ſo groſſer Anzahl, daß ſie beträchtlichen Schaden verurſachten, theils nähren ſie ſich von Gewächſen, die uns nicht ſonderlich werth ſind. Nur für den Liebhaber, der auf die Schönheit der Farben ſieht, wären noch einige zu bemerken, z. B. der Schwalbenſchwanz. Indeß müſſen wir ſie der Kürze wegen übergehen.

Die Abendvögel, oder, wie ſie richtiger heißen, Dämmerungsvögel, fliegen in der Abend- und Morgendämmerung umher. Sie werden auch Schwärmer, desgleichen Sphinxe *) genannt. Die erſte Benennung haben ſie von dem Tone, den mehrere von ihnen im Fliegen hören laſſen; die zweite von der Stellung, die ſie gemeiniglich als Raupen annehmen, indem ſie mit dem Kopfe und einem Theile des Leibes aufrecht ſitzen. Die Schmetterlinge dieſes Geſchlechts haben einen äußerſt ſchnellen Flug, und halten die Flügel, wann ſie ſitzen, an den Leib, wodurch ſie ſich auch von den Tagvögeln unterſcheiden. Ihre Puppen verwandeln ſich meiſtens in der Erde ohne Ge-

---

*) Sphinx, ein fabelhaftes Geſchöpf, dem man Kopf, Bruſt und Hände eines Frauenzimmers, einen Hundeleib, Flügel, einen ſogenannten Drachenſchwanz und die Hinterklauen eines Löwen andichtete. Von Bildhauern und Malern werden noch jetzt zuweilen ſolche Ungeheuer vorgeſtellt, mit dem Leibe platt aufliegend, aber Kopf und Bruſt empor gehoben.

Geſpinnſt. Man kennt unter ihnen keine vorzüglich ſchädliche Gattungen, wenn man nicht etwa den Lindenſchwärmer (Sphinx tiliae) und die Wolfsmilchraupe (Sphinx euphorbiae) dahin rechnen will, wovon die erſte, wenn ſie überhand nimmt, den Linden, und mithin auch der Bienenzucht, nachtheilig wird. Die Wolfsmilchraupe frißt nicht nur das Gewächs, wovon ſie den Namen hat, ſondern auch die Färberröthe oder den Krapp. Sie gehört zu den geſelligen Raupen, denn die Jungen weben ſich, ſobald ſie ausgekrochen ſind, ein gemeinſchaftliches Geſpinnſt, und wohnen darunter, wie unter einem Zelte. Iſt die Pflanze, woran ſie das Gewebe ausgeſpannt haben, kahl gefreſſen, ſo wandern ſie zu einer friſchen, machen da auch wieder eine Decke u. ſ. w. Die Raupe des ſogenannten Todtenkopfs (Sphinx atropos), die größte in hieſigen Gegenden, beinahe fünf Zoll lang, wird als eine Seltenheit für Naturalienkabinette geſucht, ob ſie gleich in manchen Jahren häufig genug iſt. Sie lebt vornämlich auf Kartoffelkraut und Jasmin; doch dient ihr auch der Stech-apfel und Hanf und Krapp zur Nahrung. Der Schmetterling ſoll urſprünglich aus Aegypten herſtammen. Die ausgebreiteten Flügel deſſelben meſſen 4 bis 5 Zoll. Er hat oben zwiſchen den Schultern eine Zeichnung, die einem Todtenkopfe ähnelt; und wenn er ſich bewegt, oder wenn man ihn anfaßt, erregt er, durch Reibung des harten Saugrüſſels an dem eben ſo harten Bruſtſchilde, ein leiſes melancholiſches Gewimmer. Beide Umſtände gaben dem Aberglauben Veranlaſſung, für ihn einen Boten des Todes zu halten.

Das Geſchlecht der Nachtvögel (Phalänen) iſt das zahlreichſte, und enthält auch weit mehr ſchädliche Gattungen, als die beiden erſten Geſchlechter. Nicht nur die Schmetterlinge dieſes Geſchlechts ſind größtentheils des Nachts am lebhafteſten, ſondern auch einige Gattungen von Raupen, indem ſie am Tage ſtill ſitzen, und erſt mit Einbruch

bruch der Nacht anfangen zu freſſen; andre kriechen ſogar des Morgens in die Erde, und kommen nur des Abends hervor. Die meiſten machen ſich beim Verpuppen ein ſeiden=artiges Geſpinnſt, welches bei der Geſchichte der Seidenraupe beſchrieben iſt. Die Farben der Flügel ſind matt. Von verſchiednen Gattungen haben die Weibchen nur kurze Stumpfflügel, und können gar nicht fliegen. In dieſem Geſchlechte finden ſich Schmetterlinge von ungemeiner Größe, z. B. der ſchon bei der Seidenraupe erwähnte Atlas, der auf den Orangebäumen in Oſt= und Weſt=indien lebt, und einer hieſigen Fledermaus an Größe gleicht. — Von den inländiſchen Phalänen bemerken wir zuerſt:

Die Stammraupe (Phal. bombyx dispar). Männchen und Weibchen des vollkommnen Inſekts ſind in der Größe und Farbe außerordentlich verſchieden. Jenes iſt nur halb ſo groß wie dieſes, hat braune und ſchwärzlichgraugefleckte niederhängende Flügel, und fliegt auch am Tage; bei dieſem ſind die Flügel weiß, mit ſchwärzlichen gezackten Streifen. Im Auguſt und September ſitzt das Weibchen an den Stämmen der Obſt= und Weidenbäume — daher Stammraupe — unbeweglich, und legt vier= bis fünfhundert Eier auf Einen Klumpen, welche ſie mit einer hellbraunen Wolle überzieht. Zuweilen ſieht man ſie auch an Hecken, Wänden, Geländern u. ſ. w. Im nächſten Frühjahre, wann die Bäume ausſchlagen, kriechen die Raupen aus, die in der Folge wol über zwei Zoll lang werden. Der Kopf iſt dunkelgelb und ſchwarzgeſtreift und ſehr dick: darum führen ſie auch bei Einigen den Namen Großkopfſpinner. Der übrige Leib hat eine graue Grundfarbe mit gelben Strichen und blauen und rothen Punkten. Wann ſie das Laub der Bäume abgefreſſen haben, kriechen ſie herunter, und verſchonen weder Hecken noch Gras. Erſt am Ende des Julius verpuppen ſie ſich. Die Puppen ſehen ſchwarz

aus, ſind mit gelben Härchen beſetzt, und liegen in einem groben Geſpinnſte an den Baumſtämmen, Hecken, Wänden und Geländern. Nach drei Wochen kommen die oben beſchriebnen Schmetterlinge aus, und ſorgen für die Brut des künftigen Jahrs.

Die Ringelraupe (Livreeraupe, Ph. bomb. neustria) ſieht ſchön hellblau aus; auf dem Rücken iſt ſie mit einem weißen Streife, und jede Seite iſt mit drei feuerfarbnen Linien bezeichnet. Dies hat den Namen Livreeraupe veranlaßt. Es gibt aber auch graugeſtreifte Ringelraupen. Sie kommen ſehr zeitig im Frühjahre aus, und ſpinnen ſich ein gemeinſchaftliches Neſt; daher Mancher nicht weiß, wo die Raupenneſter wieder herkommen, nachdem er ſie vorher ſo ſorgfältig abgenommen hat. Nach einem ſtarken Gewitter findet man die meiſten dieſer Raupen todt. Gegen Johannis verpuppen ſie ſich, und machen ein Gewebe um die Puppe, welches dem Seidencocon ähnlich iſt. Es hängt an Bäumen, Hecken und Geſträuchen. Am Ende des Julius erſcheint ein kleiner braungelber Schmetterling, der auf beiden Oberflügeln einen dunkelbraunen Querſtreif hat. Das Weibchen legt dann nach der Begattung um die dünnen Zweige der Obſtbäume ihre graublauen Eier in Geſtalt eines Ringes. Die Eier ſind horn-artig, und ſo feſt verkittet, daß man ſie kaum mit einem Meſſer losbrechen kann. Und dennoch vermag eine kleine, faſt unſichtbare Fliege mit ihrem Legeſtachel einzudringen. Sie legt nämlich in jedes dieſer Raupen-eier ein Ei von ihren, und in dem Falle kommen, anſtatt der ſchädlichen Raupen, ganz unſchädliche Fliegenlarven aus dieſen Eiern.

Die Neſterraupe (bunte Winterraupe, Ph. bomb. chrysonhoea), wird ſchon im Herbſte ausgebrütet. Die kleinen Räupchen machen ſich ſogleich von einigen Blättern, die ſie mit ihrem Geſpinnſte zuſammenziehen, ein Neſt, worin ſie den Winter über bleiben. Das ſind die gewöhnlichen Raupenneſter, die man im Herbſte und im Früh-

Frühjahre mit der Raupenſcheere abkneipt. Sobald die Bäume ausſchlagen, kriechen ſie hervor. Sie ſind ziemlich ſtark behaart, braunroth, auf dem Rücken ſtehen zwei Reihen feuerfarbner, und an jeder Seite eine Reihe weißer Haarbüſchel. Um Johannis verpuppt ſie ſich, und ſpinnt ſich zwiſchen Baumblättern ein. Nach ungefähr drei Wochen kommt ein ganz weißer Schmetterling aus; bei den Weibchen iſt aber der Hinterleib mit einer hellbraunen Wolle überzogen, weshalb Einige dieſe Schmetterlinge überhaupt mit dem Namen Gold-after bezeichnen. Ihre Eier legen ſie zwiſchen Zweige und auf Blätter, und bedecken ſie mit einem braunen Filze. Im September ſind gemeiniglich die Jungen ausgekrochen.

Der Froſtſchmetterling (Phal. geom. brumata) mit breiten graubraunen Flügeln, über welche dunklere Querlinien gezogen ſind. Das Weibchen hat nur Stumpfflügel und kann nicht fliegen. Es gibt mehrere Abänderungen davon, die aber in der Lebensart übereinkommen. Sie heißen Froſtſchmetterlinge, weil ſie im Oktober oder November, und in Süd-europa gar erſt im December zum Vorſcheine kommen, und ſich begatten. Weder Schnee noch Kälte hält ſie davon ab. Da ſie meiſt des Abends und des Nachts ihre Geſchäfte betreiben, ſo ſieht man ſie nicht oft. Das Weibchen hält ſich unten an dem Stamme eines Baums auf, klettert des Nachts nach der Begattung hinauf, und legt einen Haufen röthlicher Eier an die Zweige, nicht weit von Blütknoſpen. Gegen das Frühjahr kommen die Jungen aus. Dies ſind ſogenannte Spanner oder Spannenmeſſer, die nicht, wie die andern, mit plattem Leibe fortkriechen, ſondern ſie ziehen, indem ſie den Vorderleib vorrücken, den Hinterleib mit gekrümmtem Rücken nach, und ſchreiten ſo gleichſam fort, oder machen mit dem ganzen Leibe eine Bewegung, wie man mit der Hand macht, wenn man etwas mit Spannen mißt. Alle Spanner haben nur zehn bis zwölf

Füße. Die gemeinen Spanner der Froſtſchmetterlinge ſehen grün und weißgeſtreift aus; eine größere Gattung aber iſt braun und mit gelben Strichen gezeichnet. Sie freſſen die Blüthen und Blätter der Obſt- und Waldbäume, der Roſenſträuche u. ſ. w., und thun erſtaunlichen Schaden. Mit dem Anfange des Junius kriechen ſie in die Erde, verpuppen ſich da, und kommen in den genannten Wintermonaten als Schmetterlinge hervor, um ſich fortzupflanzen. Ein wirkſames Mittel, dieſe Brut von den Bäumen abzuhalten, beſteht darin, daß man im Herbſte einen Ring von Wolle, ungefähr einen Fuß hoch von der Erde, um die Stämme der Bäume legt, dieſen ſtark mit Theer tränkt, und ſo oft er trocken wird, wieder friſch beſchmiert. Die Weibchen, die nur an die Bäume hinankriechen können, werden alsdann häufig darin gefangen.

Die Wickelraupe (der Blattwickler, Ph. tortrix) wickelt oder rollt die Blätter und Blüthen der Bäume und Kräuter zuſammen, wohnt darin und zerfrißt ſie. Es gibt viele Abänderungen derſelben, wovon die meiſten ſehr klein ſind. Man wird nicht leicht einen Baum oder einen Strauch finden, der nicht Blattwickler nähren müßte. Wenn man ein ſo zuſammengerolltes Blatt öffnet, wird das Räupchen ſehr unruhig, und läßt ſich entweder an einem Faden ſchnell herab, oder kriecht eilig fort. Einige ſpinnen ſich in den Blättern ſelbſt ein, und verpuppen ſich da, andre kriechen zu eben dem Zwecke in die Erde. Die rothen, gelbgefleckten Baumwickler auf den Birn- und Aepfelbäumen machen ſich im September ein eiförmiges Geſpinnſt von feiner weißer Seide in den Blättern, verwandeln ſich darin in dunkelbraune Puppen, und erſcheinen erſt im Anfange des künftigen Sommers als Schmetterlinge. Noch bekannter ſind die dunkelgrünen, braunköpfigen Blattwickler, die ſich auf verſchiednen Obſt- und wilden Bäumen aufhalten. Man verſichert, daß die Neſterraupe ein natür-

natürlicher Feind der Wickelraupe ſei, und daß man dieſe mit jener vertreiben könne. Da die Neſterraupe lange nicht ſo ſchädlich, und leichter wieder zu vertilgen oder einzuſchränken iſt, ſo verdient dieſer Vorſchlag Aufmerkſamkeit.

Die Bürſtenraupe (Ph. bomb. antiqua), rauh, haarigt, die Grundfarbe ſchwarz, einige Stellen gelb und roth. Sie iſt ſehr gemein, faſt auf allen Bäumen ohne Unterſchied, und richtet darauf gräuliche Verwüſtungen an. Am Ende des Julius macht ſie ſich ein ovales Geſpinnſt von weißgelber Seide, hängt es an den Baum, wovon ſie zulezt fraß, und verpuppt ſich. Im Auguſt kommen die Schmetterlinge aus, die man Laſtträger nennt, weil das Männchen bei der Begattung das Weibchen oft mit in die Luft nimmt. Das Männchen hat gelblichbraune Flügel mit einem weißen Flecke; das Weibchen iſt ungeflügelt, bleibt auf der Stelle ſitzen, wo es ausgekommen iſt, und legt auch nach der Begattung ſeine Eier dahin.

Die Grasraupe (Ph. graminis) wird bei uns ſeltner zur Landplage, als in den mehr ſüdlichen Ländern Europens. Sie iſt beinahe zwei Zoll lang, platt, dunkelgrau mit leberfarbnen Streifen. Vom Mai bis Julius findet man ſie auf den Wieſen. Wenn ſie in großer Menge da ſind, freſſen ſie in Einer Nacht einen Strich von etlichen Morgen ſo kahl, als ob er abgemähet wäre. Um Johannis kriechen ſie in die Erde, und verwandeln ſich. Nach drei Wochen kommen Schmetterlinge hervor mit graubraunen, herabhängenden Flügeln, einem weißlichen Streif und drei gelblichen Flecken auf den Oberflügeln. Zur Vertilgung der Raupen hat man mit gutem Erfolge Schweine auf die Wieſen getrieben. Sie wühlen nicht eher in der Erde, als wann ſie keine Raupen mehr finden. Auch die Krähen und andre Vögel freſſen ſie.

Dies ſind einige der bekannteſten und gemeinſchädlichſten Gattungen, deren Verzeichniß wir noch leicht vermehren könnten, wenn es der Raum verſtattete. Denn welcher

cher Forſtmann kennt nicht die Fichtenraupe (Ph. bomb. pini), die durch ihren Fraß ganze Strecken Nadelhölzer verwüſtet? Welchem aufmerkſamen Spaziergänger ſind die Proceſſionsraupen (Ph. bomb. processionea) unbekannt, die am Fuße der Eichen und andrer Waldbäume unter einem gemeinſchaftlichen Geſpinnſte wohnen? Sie ſind eben ſo ſchädlich durch ihre Freßbegierde, als gefährlich für den Beobachter, der ihnen zu nahe kommt, indem ihre ſcharfen Ausdünſtungen ein ſchmerzhaftes Jucken und Entzündungen auf der Haut erregen. Andre ſchreiben dieſe Wirkung den feinen Härchen zu, die ſich von den Raupen ablöſen, von der Luft ins Geſicht und andre bloße Theile des Körpers getrieben werden, da mit ihren Spitzen eindringen u. ſ. w. Wann ſie von einem Orte zum andern ziehen, ſo marſchirt eine, als Anführer, voran, und die übrigen folgen reihenweiſe, wie in Proceſſion, hinterher. — Auf eine andre Art wehrt ſich der Gabelſchwanz (Ph. bomb. vinula). Er ſprützt, wann er einen Feind merkt, Fußweit einen ſcharfen ſauren Saft von ſich. Man findet dieſe Raupe am häufigſten auf den Pappelweiden. Von den beiden Schwanzſpitzen, die ihr mit zum Kriechen dienen, heißt ſie Gabelſchwanz. — Den Bienenſtöcken iſt die Bienenmotte (Ph. tin. mellonella), den Hopfenpflanzungen die Hopfen-eule (Ph. noct. humuli) verderblich, und ſo hat nicht nur faſt jedes Gewächs ſeinen Feind unter den Raupen, ſondern man trifft auch dieſe Inſekten in — wie es ſcheint — ganz fremd-artigen Dingen an, z. B. in Mehl, in Brod, in Chokolade, in allerlei Fett; ja es gibt ſogar Waſſerraupen, die ſich von Pflanzen unter dem Waſſer nähren. Jedoch ſtatt einer Beſchreibung dieſer und andrer einzelnen Gattungen wollen wir nur einige allgemeine Bemerkungen noch mittheilen.

So groß die Fruchtbarkeit dieſer Inſekten an ſich ſelbſt iſt, ſo wird dieſelbe doch wiederum vielfältig von der Natur eingeſchränkt. Außer mehrern Gattungen von Vögeln, welche

welche die Eier, die Raupen und Schmetterlinge begierig aufſuchen und verzehren, ſind vornämlich auch die Raupentödter (Sphex) und die Schlupfweſpen (Ichneumon) ihre Feinde. Dieſe beiden Geſchlechter von Inſekten haben vier häutige Flügel, wie die Weſpen und Bienen, denen ſie auch in der Bildung etwas ähnlich ſind. Die Weibchen der Schlupfweſpen legen ihre Eier, vermittelſt eines ſcharfen Stachels, in lebendige Raupen, die davon krank werden, und vor oder nach ihrer Verpuppung ſterben, und alsdann den ausgekrochnen Larven der Schlupfweſpen zur Nahrung dienen. Dies kann zu manchen Täuſchungen Anlaß geben, und Unkundige in Irrthum führen, wann aus einer Puppe ſtatt des Schmetterlings, den man erwartete, einige hundert kleine Schlupfweſpen auskriechen. Wie groß die Anzahl der auf dieſe Weiſe jährlich umkommenden Raupen ſein müſſe, zeigt die Unterſuchung eines Naturforſchers, der von vier und zwanzig Kohlraupen nur zwei fand, die dergleichen Larven oder Eier nicht bei ſich hatten. Auch mit Spinnen und andern Inſekten verfahren Schlupfweſpen ſo. Die Raupentödter oder Sandweſpen hingegen graben ſich runde Höhlen in ſandiges Erdreich, ſchleppen eine Raupe da hinein, legen ein Ei daneben, und ſcharren die Höhle zu. Wann nun die Larve aus dem Eie kriecht, findet ſie gleich an der getödteten Raupe ihre Nahrung. Hieher gehört unter andern die Siebweſpe (Siebbiene, Sphex cribraria), wovon das Männchen an jedem Vorderfuße eine Scheibe voll durchſichtiger Vertiefungen hat, welche man ehemals unrichtig für durchlöchert hielt, und dem Inſekte daher jene Benennung gab. Die Scheiben oder Tellerchen ſollen theils bei der Begattung zum Feſthalten des Weibchens, theils zum Aufgraben der Erde dienen. — Daß auch ganz kleine Fliegen ihre Eier in die Schmetterlingseier legen, iſt ſchon oben bei der Ringelraupe erinnert worden; andrer Feinde dieſer Inſekten nicht zu gedenken.

Jedoch können auch wir, wie die Erfahrung zeigt, nicht wenig zur Verminderung derſelben beitragen. Freilich wird dies erſt recht ſichtbar, wenn es ernſtlich und mit vereinigten Kräften geſchieht, und eben darum iſt es an mehrern Orten ein Gegenſtand der Polizei geworden. Die beſte Methode ſcheint doch die zu ſein, daß man die Schmetterlinge bei Zeiten fängt und tödtet, ehe ſie die Brut anſetzen. Man hat zu dem Ende vorgeſchlagen, die Tagvögel durch gewiſſe Blumen, z. B. Ritterſporn, anzulocken, und ſie dann fleißig abzuleſen. Es iſt wahr, ſie ſaugen ſo begierig daran, daß ſie nicht leicht wegfliegen, wann man ſich ihnen nähert; aber es wäre wol noch ſichrer, ſolche Blumen, oder auch darüber geſpannte Fäden, mit einer Art von Leim zu beſtreichen, damit die Schmetterlinge darauf kleben blieben; man brauchte alsdann nur Stundenweiſe nachzuſehen. Allein wie ſoll man den Nachtvögeln, gerade den ſchlimmſten unter allen, beikommen, die jene Lockſpeiſe nicht achten? — Da ſie dem Lichte nachfliegen, ſo haben Einige gerathen, hin und wieder des Nachts Feuer anzuzünden, worin ſie ſich eben ſo, wie die Mücken, die Flügel verſengen würden, u. ſ. w. Dies dürfte indeß den meiſten Oekonomen zu mühſam und umſtändlich ſcheinen. Aber wie? Wann man die Weibchen als Lockvögel gebrauchte, einige derſelben auf einem Brete oder dergleichen befeſtigte, und hier, vermittelſt einer leimartigen Materie, die Männchen berückte? Man weiß, daß mehrere Männchen ſich um Ein Weibchen verſammeln, wenn es auch ſchon in der Begattung begriffen iſt, und daß ſie ſogar noch mit todten Weibchen ſich zu vereinigen ſuchen. Göze erzählt, daß er einſt mit Verwunderung geſehen habe, wie ein Schmetterling vor ſeinem Fenſter um eine zugedeckte Schachtel, in welche er eine Puppe zum Auskriechen gelegt, unabläßig herumgeflattert ſei. Er öffnete die Schachtel, fand den Schmetterling ausgekrochen, und ſchloß aus jenem Umſtande, daß

es

es ein Weibchen ſein müſſe. Als er nun die Schachtel offen wieder hinausgeſetzt hatte, fand ſich der Schmetterling bald wieder ein, und begattete ſich. — Es ſollte wol nicht ſchwer ſein, eine Art von Käfig zu erfinden, mit Oeffnungen, wo die Schmetterlinge zwar hinein-, aber nicht wieder herauskommen könnten. Dieſe mit einigen Weibchen — welche man ſich zu der Abſicht aufziehen müßte — ins Freie geſtellt, würden ohne Mühe täglich eine Menge Gefangner geben; ſelbſt Weibchen würden mit hineingelockt werden; denn alle Schmetterlinge fliegen gern dahin, wo ſchon viele ihres Gleichen beiſammen ſind. Jene Witterung iſt gewiß die ſtärkſte, die man erdenken kann, und mehrere Verſuche würden dieſen Gedanken weiter ausbilden, und ihn der Ausführung näher bringen.

Alle übrige Mittel zur Vertilgung der Eier, der Raupen und der Puppen, laufen darauf hinaus, daß man zu rechter Zeit ſorgfältig nachſuche, und das Eingeſammelte, die Neſter, und ſelbſt das abgefallne Laub unter den Bäumen, verbrenne. Unumgänglich nothwendig iſt es dabei, die Geſchichte derjenigen Gattung, welcher man nachſtellt, auf das genaueſte zu wiſſen, damit man den bequemſten Zeitpunkt nicht verfehle.

In der Natur iſt aber nichts abſolut ſchädlich, ſelbſt für den Menſchen nicht — eine Wahrheit, die unſer Begriff von Weisheit und Güte Gottes, ſo wie die tägliche Erfahrung, rechtfertigt. — Die ſchrecklichſten Gifte werden in der Hand des Arztes wohlthätige Arznei, und in der Folge kommen mehrere Beiſpiele vor, daß oftmals dasjenige, was der Menſch für einen Fluch hielt, ſich dennoch in Segen verwandelte, ſobald er es recht kannte und zu gebrauchen wußte. Vielleicht daß unſre Nachkommen noch eben die Erfahrung an dieſen von uns verwünſchten Inſekten machen! Was wir am Ende der Geſchichte des weißen Kornwurms erwähnten, kann die Vermuthung vom

Scheine einer ſchwärmenden Träumerei befreien. Auch haben ſchon mehrere Naturforſcher darauf gedrungen, die Geſpinnſte einiger Phalänen wenigſtens als Baumwolle zu benutzen, da ſie keine wahre Seide liefern.

Die Heuſchrecke, Gryllus.

Den Geſchlechtsnamen dieſer Inſekten leitet man von dem in dieſer Bedeutung veralterten Worte ſchrecken, d. i. ſpringen, her, weil alle dazu gehörige Gattungen ſtarke Hinterbeine zum Springen haben. Nach dem Syſteme ſtehen ſie unter den halbgeflügelten Inſekten, deren Oberflügel die Unterflügel zur Hälfte bedecken. Bei den Heuſchrecken ſind ſie halb leder-artig, halb häutig, und ſchließen oben nie ſo dicht an einander, wie bei den Käfern. Man theilt das ganze Geſchlecht der Heuſchrecken eigentlich in fünf Familien, wovon wir hier nur die Grillen, die Säbelheuſchrecken und Schnarrheuſchrecken bemerken wollen.

Die Grillen (Gryllus acheta) erkennt man vornämlich an zwei langen Schwanzſpitzen und an den langen borſtenförmigen Fühlhörnern. Durch das Reiben der Flügeldecken erregen die Männchen ein Schwirren, welches man mit dem Namen Grillen hat anzeigen wollen. Bekannte Gattungen dieſer Familie ſind die Hausgrille, die Feldgrille und die Maulwurfsgrille. Von der erſtern haben wir bereits unter den Hausinſekten geſprochen. Die Feldgrille (Gryllus campestris) iſt etwas größer als die Hausgrille, und von Farbe ſchwärzlich. Sie wohnt in Erdhöhlen, und nährt ſich von allerlei Gewächſen und Früchten *). Weit mehr Schaden thut die Maulwurfsgrille (Erd-

*) Die Larven der Grillen unterſcheiden ſich von den vollkommnen Inſekten blos durch den Mangel der Flügel, welche ſie erſt nach einigen Häutungen bekommen. Man ſieht die Larven der Feldgrillen häufig auf Wieſen umherhüpfen.

(Erdkrebs, Werre, Reitwurm, Erdwolf, Gr. gryllotalpa), welche blos unter der Erde lebt, und mit den breiten gefingerten Vorderfüßen, nach Art der Maulwürfe, Gänge wühlt. Sie wird wol zwei Zoll lang, wie ein kleiner Finger dick, und ſieht meiſtens kaffeebraun, zuweilen etwas lichter, aus. Das Bruſtſtück wird von einer harten Schale bedeckt — daher Erdkrebs, — der Hinterleib iſt weich, die Flügel ſind faſt noch einmal ſo breit als lang, aber zuſammengefaltet; die Flügeldecken reichen kaum zur Hälfte darüber. Das Fliegen iſt ihr beſchwerlich; ſie wagt es auch nur im äußerſten Nothfalle. Die Männchen machen des Abends und Morgens ein ſtarkes Geſchwirre. Dieſe Inſekten halten ſich in den Gartenbeeten und auf den Gerſten- und Lein-äckern am liebſten auf, freſſen die Wurzeln der Blumen, der jungen Saat und der Küchenkräuter, und vermehren ſich ſehr ſtark. Die Weibchen legen nach der Begattung im Frühjahre etliche hundert Eier in ein Klümpchen feſtzuſammengekitteter Erde, woraus in einigen Wochen vollkommen ausgebildete Junge — jedoch ohne Flügel — etwas größer als Ameiſen, herauskommen, welche ſich bis zum Herbſte viermal häuten, und dann Flügel, Farbe und Größe der Eltern haben. Sie gehen gern dem Geruche von Pferdemiſt nach, und das einfachſte Mittel, ſie zu vermindern, ſcheint daher dieſes zu ſein: daß man im Herbſte hin und wieder auf dem Acker zwei bis drei Fuß tiefe Gruben macht, ſie mit Pferdemiſt anfüllt, und oben wieder mit Erde bedeckt. Theils die Wärme, theils der Geruch lockt ſie aus einer ziemlichen Entfernung herbei, ſie ziehen hinein, und ſchlagen ihr Winterquartier darin auf, niſten auch wol in denſelben, ſo daß man im Februar und März ganze Familien beiſammen findet. Vor dem Schweinemiſte hingegen ſollen ſie fliehen. Sie werden beſonders vom Wiedehopf aufgeſucht und gefreſſen.

Das Unterſcheidungszeichen der Säbelheuſchrecken (Gryllus tettigonia), welches zuerſt in die Augen fällt, iſt

iſt der ſäbelförmige Legeſtachel der Weibchen und die Bildung des Kopfs. Die Grillen haben einen etwas rundlichen Kopf; bei den eigentlichen Heuſchrecken aber iſt er länglicht, und ſteht ſenkrecht, wie ein Pferdekopf, daher man ſie auch Heupferde nennt. Hieher gehört der ganz grüne Grashüpfer (Gr. viridissimus), der auf Bäumen, Sträuchern und in Gerſtenfeldern lebt, und zur Erndtezeit faſt unaufhörlich ſchwirrt. Eine größere Gattung iſt der Warzenfreſſer (Gr. verruciuorus), mit grünen und braungefleckten Flügeldecken, welchen die Landleute in einigen Gegenden zur Vertreibung der Warzen gebrauchen. Sie laſſen nämlich das Thier etlichemal in die Warze beißen, da dann dieſelbe von dem ätzenden Safte, der aus dem Maule dringt, allmählig verzehrt wird. Obgleich dieſe Inſekten ſo gefräßig ſind, daß ſie wol einander ſelbſt auffreſſen, ſo verurſachen ſie doch auf den Feldern keinen beträchtlichen Schaden. Der Ton, den die Männchen, wie ſchon geſagt, durch das Reiben der Flügel, oder auch der Springfüße, hervorbringen, wechſelt nach der Verſchiedenheit der Leidenſchaften ab. Gegen den Herbſt legen die Weibchen ſechzig bis hundert Eier in die Erde, wozu ſie mit dem Legeſtachel ein Loch bohren. Der Legeſtachel beſteht aus zwei dicht auf einander paſſenden Theilen, die inwendig etwas hohl ſind. Zwiſchen denſelben laſſen ſie die Eier in die gemachte Grube hinabrollen. Bald darnach ſterben ſie. Auch die Männchen überleben den Winter nicht. Im Frühjahre kriechen die Jungen aus, häuten ſich einigemal, und ſind dann nach der letzten Häutung zur Fortpflanzung tüchtig. Eine andre Gattung hat anſtatt des aufwärts gebogenen, ſäbelförmigen Legeſtachels einen geraden, flachen, ſchwerdtähnlichen, und dieſe nennt man Stiletheuſchrecken (Gr. falcatus). Die übrigen in der Farbe und Größe verſchiedenen Gattungen übergehen wir.

Die Schnarrheuſchrecken (Gr. locusta) haben weder eine doppelte Schwanzſpitze, wie die Grillen, noch einen ſäbel- oder ſchwerdtförmigen Legeſtachel, wie die vorhergehenden, ſondern vier kurze, ovale, horn-artige Theile, womit ſie jedoch zur Legezeit ebenfalls in die Erde bohren. Bei den Männchen endigt ſich das Hintertheil in einen kurzen Kegel, woraus die Zeugungstheile bei der Begattung hervortreten. Von dem ſchnarrenden oder knarrenden Tone, den ſie auf ähnliche Art, wie die andern Heuſchrecken, erregen, haben ſie jenen Namen erhalten. Man rechnet hieher die Kammheuſchrecke (Gr. cristatus), von dem kamm-ähnlichen Bruſtſchilde ſo genannt, die zwiſchen vier bis fünf Zoll lang, und eines ſtarken Fingers dick wird. Sie findet ſich zwar in dem wärmern Klima der Erde überhaupt, doch vornämlich im Oriente in großer Menge. Die Farbe derſelben iſt roth, grün und gelb, in ſchönen Zeichnungen. Sie wird von verſchiedenen orientaliſchen Völkern, theils aus Noth, theils als ein Leckerbiſſen, gegeſſen, und eben dieſe iſt es, welche die Bibel als einer Speiſe Johannis erwähnt. Man reißt ihnen die Flügel und die vier Vorderbeine aus, trocknet ſie an der Hitze, mahlt ſie auf Handmühlen zu Mehl, und bäckt eine Art Brod davon; oder man bratet ſie in Butter, oder macht Paſteten davon, u. ſ. w. *)

Etwas

*) Wenn dieſe, ſo wie die folgende Gattung, welche ebenfalls gegeſſen wird, in der Gegend von Marokko in großen Schwärmen ankommt, ſo fallen die Lebensmittel daſelbſt im Preiſe, weil faſt Jedermann ſich mit Heuſchrecken begnügt. Die Hottentoten kochen Suppen davon, und ſollen vom Genuſſe derſelben in kurzer Zeit fett werden. Ein Erwachsner kann ungefähr 200 Stück auf einmal verzehren. — Auch die Iſraeliten in der Wüſte aßen nicht Wachteln — wie Luther das Wort Selav unrichtig überſetzt, — ſondern Heuſchrecken; denn dieſe — nicht jene — liegen in Arabien bisweilen in Strecken von einigen Tagreiſen Fuß hoch über einander. Ihr Fleiſch ſoll wie Taubenfleiſch ſchmecken.

Etwas kleiner, aber wegen der ungeheuren Menge und der unerſättlichen Gefräßigkeit weit furchtbarer, iſt die Zugheuſchrecke (Gr. migratorius). Der dicke Kopf ſieht gräulichblau aus, die Oberflügel ſind graugelb und braungefleckt, die Unterflügel grün, der Hinterleib und die Füße röthlich. Sie ſind eine wahre Geißel der Morgenländer, und wir finden ſie daher gewöhnlich mit unter den Schreckbildern aufgeſtellt, womit die Propheten der jüdiſchen Nation, als mit Strafwerkzeugen des göttlichen Zorns, droheten. Ihr wahres Vaterland ſoll die große Tatarei ſein, von da ſie nach der letzten Häutung, wann die Flügel ihre Vollkommenheit erreicht haben, in zahlloſen Heeren nach andern Ländern ziehen. Sie fliegen in Einem Tage wol fünf Meilen weit, des Nachts aber ruhen ſie. Ein einziger Schwarm bedeckt oft einen Diſtrikt von etlichen Meilen im Umfange, und dieſer iſt ſchon in wenigen Stunden ſo kahl, daß ſie aus Mangel an Nahrung ſich weiter begeben müſſen. Sie laufen mit großer Geſchwindigkeit an die Getraidehalmen hinan, und freſſen von oben herab, daß faſt nichts als die Stoppel ſtehen bleibt. Auch Deutſchland iſt zuweilen von dieſen Unholden heimgeſucht worden, z. B. in den Jahren 1747 und 1748. Menſchliche Gegenwehr richtet nicht viel dagegen aus. Man hat Waſſerſpritzen, Schießgewehr, Trommeln und Dreſchflegel in Bewegung geſetzt; aber der Schade iſt größtentheils ſchon geſchehen, ehe man hiemit zu Stande kommt. Wenn man ihre Ankunft vorher weiß oder vermuthet, kann man wol wirkſame Anſtalten zu ihrer Verjagung treffen. Ein dicker, ſtinkender Dampf nöthigt ſie bald zum Abzuge. Uebrigens können wir, und noch mehr die weiter nach Norden liegenden Länder, unbeſorgt ſein, wenn ſie auch ihre Brut hier zurücklaſſen. Sie bedürfen, beſonders in ihrer Jugend, eines höhern Grades von Wärme zu ihrem Gedeihen, als ſie in unſerm Klima finden. Selbſt die Alten ermatten bis zum

Sterben

Sterben in einer kalten, regnigten Nacht. Zwar begatten ſie ſich hier ebenfalls, wie im wärmern Klima, und die Weibchen legen ihre Eier gegen den Herbſt in die Erde; aber wenige oder gar keine Junge kommen im folgenden Frühjahre aus. Man hat ſich die Mühe gegeben, und in einem gewiſſen Diſtrikte, wo ſie zur Begattungszeit ſich aufgehalten hatten, die Eier ausgegraben, geſammelt und gemeſſen; und ihr Maaß betrug — man denke, ein Ei wie ein Hirſekorn! — dreizehn Scheffel. Iſt es wol wahrſcheinlich, daß man bei dieſer unermeßlichen Menge ſie alle gefunden hat? und würde, wenn auch nur ein Paar Neſter übrig geblieben wären, bei dieſer fürchterlichen Fruchtbarkeit nicht ſchon längſt ganz Deutſchland eben ſowol, wie der Orient, von ſolcher Brut überſchwemmt ſein, wenn unſer Klima ihr zuträglich wäre? —

In Süd-europa, vornämlich in Spanien und Portugall, gibt es eine Gattung Heuſchrecken mit roſenrothen Flügeln, welche in Anſehung der ſchrecklichen Verwüſtungen und des Triebes, aus einer Gegend in die andre zu ziehen, vorerwähnten Zugheuſchrecken ähnlich ſind, eigentlich aber zu den Stilet-heuſchrecken gehören. Dieſe ſowol, als jene, könnte man zur Zeit der Begattung, wo ſie haufenweiſe beiſammenſitzen, und ſich nicht leicht ſtören laſſen, am bequemſten vertilgen. Eben ſo auch im Frühjahre, wann die Jungen auskommen, und in Klumpen, etliche Zoll hoch, über einander herumlaufen, und noch nicht fliegen können. Allein man iſt dort eben ſo gleichgültig dabei, ehe das wirkliche Uebel hereinbricht, wie wir gegen — die Vertilgung der Raupen.

Der Maikäfer, Scarabaeus melolontha.

Ebenfalls Inſekten, gegen welche man in den Zeiten der abergläubiſchen Unwiſſenheit mit Bannflüchen und Beſchwörungen ſtritt. Es war damals nicht ungewöhnlich,

daß

daß man Bußtage hielt, und feierliche Proceſſionen anſtellte, um den Verwüſtungen der Raupen, Heuſchrecken und Käfer Einhalt zu thun; und wann dann die natürliche Periode dieſer Thiere ohnehin zu Ende ging, ſo ſchrieb man das Verſchwinden derſelben der Kraft jener geiſtlichen Waffen zu. Ein ſolches Poſſenſpiel ſahe man zu Lauſanne im Jahre 1479, da man die Larven der Maikäfer vor das geiſtliche Gericht lud, ihnen auch in beſter Form Rechtens einen Advokaten zugab, und ſie dann doch zuletzt förmlich in den Bann that.

Es gibt aber außer den Maikäfern noch einige andre Gattungen, die ihnen in der Lebensart ähnlich ſind, und die wir erſt kürzlich anzeigen müſſen.

Der Juliuskäfer (Sc. fullo) iſt größer als der Maikäfer, von Farbe ſchwarz oder dunkelbraun, mit weißen Flecken, wie gewalkt, weshalb er auch der Walker heißt. Er lebt beſonders in ſandigen Gegenden.

Der Juniuskäfer (Brachkäfer, Johanniskäfer, Sc. solstitialis), etwa halb ſo groß wie der Maikäfer; die Flügeldecken ſind blaſſer. Dieſer und der vorhergehende haben ihre Namen von der Zeit, wo ſie gewöhnlich erſcheinen.

Der Gartenkäfer (Sc. horticola), den vierten Theil ſo groß wie der Maikäfer, mit glänzend-bläulichem oder grünlichem Bruſtſchilde, zimmtfarbigen Flügeldecken und einem ſchwarzen Leibe. Im Anfange des Junius ſieht man ſie auf den Roſenſträuchern und Obſtbäumen; nur auf den Birnbäumen nicht.

Der Goldkäfer (Roſenkäfer, Sc. auratus), nicht ſo lang, aber etwas breiter als der Maikäfer. Die Flügeldecken ſind goldgrün, mit kleinen weißgraulichten, wellenförmigen Querſtrichen. Im Julius und Auguſt ſitzen ſie auf Roſenſtöcken, Lilien und andern Blumen. Es iſt merkwürdig, daß man die Larven dieſer Käfer gewöhnlich in Ameiſenhaufen findet, wo ſie bis zu ihrer Verwand-

lung ſicher ruhen, da doch ſonſt kein thieriſcher Körper, auch nur wenig Minuten, unangetaſtet darin liegen bleibt. Man vermuthet, daß dieſe Larven ſich von Ameiſen-eiern nähren.

Der Maikäfer mit röthlichbraunen Flügeldecken und ſchwarzem Bauche, an beiden Seiten des Hinterleibes weiße dreieckigte Flecke. Das Bruſtſchild iſt entweder glänzendroth oder ſchwarz; in dürren, ſteinigten Gegenden ſollen jene am häufigſten ſein, und dieſe in fruchtbaren, fetten Fluren. Die Weibchen haben einen dickern Leib, als die Männchen, und an jedem Fühlhorne nur ſechs Blätter, da ſich bei den Männchen ſieben finden, die ſie wie einen Fächer ausbreiten, wann ſie fliegen wollen. Sie erſcheinen im Mai in manchen Jahren ſo zahlreich, daß ſie an den Blüthen und Blättern der Bäume nicht weniger Schaden thun, als die Raupen. Wenn noch ſpäte Nachtfröſte einfallen, ſo kriechen ſie auf kurze Zeit wieder in die Erde. Bei Tage, vornämlich wenn es ſehr heiß iſt, ſitzen ſie im Schatten der Blätter ſtill; aber vom Abend bis zum Morgen ſind ſie munter, und freſſen gewaltig. Gegen Ende des Maimonats paaren ſie ſich, und dann graben ſich die Weibchen etliche Zoll tief in die Erde, am liebſten in trockene Brach-äcker, legen gelbliche Eier dahin — jedes etwa achtzehn bis zwanzig, — kommen dann wieder hervor und ſterben, ſo wie auch die Männchen bald nach der Paarung verſchwinden. Als Käfer leben alſo dieſe Thiere nur ungefähr einen Monat, hingegen deſto länger im Larvenſtande. In etlichen Wochen kriechen aus den Eiern gelblichweiße, ſechsfüßige Larven, die man Engerlinge (Ackerwürmer, Glimen, weiße Maden) zu nennen pflegt. Ihr dunkelgelber Kopf iſt mit einem ſcheerenförmigen Gebiſſe bewaffnet; der After ſieht ſchwärzlichblau aus; die Länge der völlig ausgewachſenen beträgt anderthalb Zoll. Sie bleiben vier bis fünf Jahre in der Erde, nähren ſich von den Wurzeln des Getraides

und andrer Gewächſe, und begeben ſich gegen den Winter gemeiniglich etwas tiefer in die Erde, wo ſie ohne Nahrung bleiben. Alle Jahr häuten ſie ſich, und wann die Zeit ihrer Verwandlung herannahet, die durch die Witterung und andre Umſtände abgekürzt und verlängert wird, ſo gehen ſie ebenfalls gegen den Winter tiefer hinab, machen ſich eine glatte Hülle von Erde, liegen bis zu Ende des Winters als Nymphen darin, und kommen im Mai als Käfer hervor. Anfangs ſind alle Theile weich, und die Farbe iſt blaß, in etlichen Tagen werden ſie aber an der Luft härter und bräunlicher. Eulen und andre Vögel ſind ihre Feinde, ſo wie die Maulwürfe, Feldmäuſe, Schweine, und wann beim Pflügen der Acker aufgeworfen wird, Krähen und Raben die Engerlinge verzehren. Dennoch iſt es nöthig, daß auch wir zur Verminderung derſelben das Unſrige beitragen. Knaben, Hirten und andre müßige Leute werden für einen geringen Preis viele tauſende liefern, da es lange nicht ſo mühſam und ſchwer iſt, ſie von den Bäumen zu ſchütteln, als Raupen abzuleſen. Dies muß aber geſchehen, ſobald ſie ſich ſehen laſſen, noch ehe ſie ſich zur Fortpflanzung anſchicken, entweder des Morgens oder am Mittage, wo ſie matt und gleichſam ſchlaftrunken ſind. Der Nutzen einer ſolchen allgemeinen Verfolgung dieſer ſchädlichen Inſekten würde in einigen Jahren ſchon ſichtbar ſein. Mit den in Gruben zerſtampften Käfern kann man Fiſche mäſten, auch Federvieh füttern; doch frißt letzteres leicht zu viel davon, und erſtickt. In dem Schlunde der Maikäfer befindet ſich auch ein ſchwarzbrauner Saft, der feiner als alle Saftfarben iſt, und vortrefflich zum Malen dient. Des Abends hat jeder drei bis vier Tropfen bei ſich, des Morgens weniger.

Die Ameiſe, Formica.

Wenn man die Geſchichte der Ameiſen lieſet, ſo weiß man nicht, ob man ihre Oekonomie und ihre Kunſttriebe, oder die erſtaunlichen Wirkungen der vereinigten Kräfte ſo kleiner Inſekten am meiſten bewundern ſoll. In der That gehören ſie auch ſowol in dieſem Betrachte, als wegen der gemeinſchaftlichen Kennzeichen, zu den berühmteſten Geſchöpfen dieſer Klaſſe, zu den Bienen und Wespen. Es gibt unter den Ameiſen, wie unter dieſen, Männchen und Weibchen, und Geſchlechtsloſe; auch haben die beiden erſtern vier häutige Flügel, und die beiden leztern — bei einigen Gattungen — einen Stachel im Hinterleibe, womit ſie faſt ſo empfindlich ſtechen wie die Bienen. Der Mund der Ameiſen hat Kinnladen und vier ungleiche Freßſpizen, aber keine Zunge.

Von den ausländiſchen bemerken wir zuerſt die Amerikaniſchen Zug- oder Viſiten-ameiſen (Form. cephalotes). Sie ſind kaſtanienbraun, von der Größe einer Wespe, und wohnen in künſtlich angelegten Höhlen unter der Erde, wol ſechs bis acht Fuß tief. Ihr Neſt iſt oft acht Fuß tief unter der Erde. Sie futtern es mit Baumblättern aus, und entlauben zu dem Ende oft ganze Bäume. Alle drei bis vier Jahre kommen ſie in unzähligen Schwärmen hervor, ziehen nach bewohnten Orten hin, dringen unaufhaltſam in die Häuſer ein, durchlaufen alle Stuben und Kammern, und verzehren in kurzer Zeit Mäuſe, Spinnen, Kakerlaken und andre Inſekten, die ſie vorfinden. Die Einwohner ſehen ſie deshalb ſehr gern, ſchließen Schränke und Kaſten auf, und machen ihnen ſelbſt Plaz, wo ſie nur können. Es würde ihnen auch ſehr erwünſcht ſein, wenn dieſe Ameiſen ihre Beſuche öfter abſtatteten. Sie verlieren ſich aber in kurzer Zeit wieder aus den Häuſern, und erſcheinen, wie geſagt, nur alle drei bis vier Jahre.

Nicht ſo wohlthätig iſt die Ankunft einer kleinern Gattung Ameiſen (Form. omniuora), die man in Oſtindien und in einigen Gegenden von Amerika antrifft. Dieſe haben die beſondre Eigenſchaft, daß ſie nie anders als in bedeckten Gängen von einem Orte zum andern gehen, indem die Sonnenhitze ihnen zuwider, ja tödtlich iſt. Zu dem Ende zernagen ſie alles, was ihrem ſcharfen Gebiſſe nur nicht ſo hartnäckig widerſteht, wie Steine und Metall. Wollen ſie an einen Baum oder an eine hölzerne Säule hinan, ſo kriechen ſie nicht über die Oberfläche hin, ſondern freſſen gleich unten ein Loch hinein, und höhlen ſich dann inwendig einen Weg. Man ſollte meinen, daß dieſe Arbeit für ſie ſehr langweilig wäre; allein die vorderſten werden alle Augenblicke abgelöſt, und von friſchen Arbeitern unterſtützt, ſo daß ſie in wenigen Stunden einen Gang von mehrern Ellen fertig haben. Kommen ſie an eine feſte Mauer, die ſie nicht durchfreſſen können, ſo legen ſie mit außerordentlicher Geſchwindigkeit von außen einen gewölbten Gang an, wozu ſie Erde nehmen, die ſie ſelbſt anfeuchten, und wie Lehm durchkneten. Am ſauerſten wird es ihnen, wenn ſie über einen Haufen zerſtreueter Körper hinwegwollen. Hier müſſen ſie eine völlig runde Röhre bauen, damit ſie ſowol unten einen ſichern und gewiſſen Tritt, als auch von oben eine Bedeckung haben. Einſt ſollen ſie auf die Weiſe in ein der Oſtindiſchen Compagnie gehöriges Magazin gedrungen ſein, wo ſie ſich zuerſt in dem untern Stockwerke über einen Haufen Gewürznägelein einen ſolchen Kanal gemacht, dann die Decke durchgefreſſen, und im zweiten Stockwerke viele tauſend Stück der koſtbarſten Indiſchen Stoffe zernagt haben, ſo daß der Schade auf Millionen geſchätzt wurde. Und das alles geſchah in einer Zeit von etlichen Stunden. Dieſe Feinde ſind um deſto gefährlicher, je weniger man ſich vor ihnen hüten kann, da ſie meiſtens im Verborgenen arbeiten.

Doch weit ſonderbarer als dies, ja ſonderbarer als alles, was man je vom Biber, von der Biene, und von irgend einem andern Thiere gehört hat, iſt die Beſchreibung, die man uns von der Lebensart der ſogenannten weißen Ameiſe (Termes fatalis) macht *). Die Geſchichte derſelben wurde Anfangs für einen bloßen Roman gehalten, aber glaubwürdige Männer haben ſie nun außer Zweifel geſetzt. Das Inſekt ähnelt in der Geſtalt eher einer Laus, als einer Ameiſe. Es iſt ungefähr einen Viertelzoll lang, und höchſtens ſo dick wie ein Gerſtenkorn, der Hinterleib iſt mehr platt als rund, von Farbe ſchmutzigweiß, Kopf und Bruſt ſind röthlichbraun. Da ſie beſonders gern Bäume und andres Holzwerk zernagen, ſo nennt man ſie, in Rückſicht auf jene Aehnlichkeit, Holzläuſe, und, mit einem fremden Namen, Termiten. Indeß gleichen ſie wieder, in Anſehung der Kunſttriebe und andrer Umſtände, den wahren Ameiſen ſo ſehr, daß wir ihnen ſchon hier einen Platz geben können. Ihr Vaterland iſt hauptſächlich der Erdſtrich zwiſchen den beiden Wendezirkeln, des ſüdweſtlichen Afrika, Neuholland, u. ſ. w. Da bauen ſie auch im Felde kegelförmige Wohnungen von Erde, welche ziemlich die Geſtalt der Zuckerhüte haben. Die Höhe derſelben beträgt zehn bis zwölf Fuß, der Umfang unten wol vierzehn bis funfzehn **). Solcher Pyramiden ſtehen ſo viele bei einander, daß man in der Ferne ein Dorf zu ſehen glaubt; auch bewachſen ſie nach einiger Zeit mit Gras, und können — ſo feſt iſt ihr Bau — den ſtärkſten Ochſen tragen, ohne einzuſtürzen. Zwiſchen den Wohnungen befinden ſich zwei

*) Einige rechnen ſie jetzt zu dem Geſchlechte der Florfliege (Hemerobius), weil ſie mit dieſer Aehnlichkeit hat. Ihr ſyſtematiſcher Name wäre dann Hemerob. fatalis.

**) Auch in Europa gibt es hin und wieder große braunrothe, wirkliche Ameiſen, die in Fichtenwäldern dergleichen zugeſpitzte Haufen einen Fuß hoch und höher aufführen.

bis drei Fuß hohe Bogen, verſchiedene Straßen, Treppen, Brücken und dergleichen, um bequem von der einen zur andern zu kommen. Noch bewundernswürdiger iſt die innere Einrichtung derſelben. Andre Zellen ſieht man da, wo die junge Brut verpflegt wird, andre zu den gewöhnlichen Wohnungen, andre Abtheilungen zur Aufbewahrung des Vorraths, und wiederum andre für den König und die Königin, welche in der Mitte wohnen. Jede Pyramide hat nur einen König und eine Königin, außerdem aber eine Menge Arbeiter und ſogenannte Soldaten. Dieſe ſind größer als jene, und haben kein andres Geſchäft, als für die Sicherheit des Staats zu wachen, und die Feinde abzutreiben, wozu ſie auch ſo viel Muth beſitzen, daß ſie ſogar Menſchen anfallen und beißen. Die Königinnen, welche alle andre an Größe übertreffen, haben vier Flügel, die ſie aber, wie unſre Ameiſen, bald wieder verlieren. Wann ſie trächtig ſind, ſchwillt ihr Körper ſo ſehr an, daß er wol zweitauſendmal dicker wird, als er vorher war, und dann legt eine, binnen vier und zwanzig Stunden, auf achtzigtauſend Eier. Der Schaden, den dieſe Inſekten in der ganzen Nachbarſchaft an Gewächſen, und ſelbſt in den Wohnungen der Menſchen, anrichten, iſt unbeſchreiblich.

Ueberhaupt ſind die ausländiſchen Ameiſen, vornämlich der Menge wegen, viel ſchädlicher als unſre einheimiſchen. In einigen Ländern des heißen Klima können zuweilen Kinder in den Wiegen und Erwachſene des Nachts in den Betten nicht anders gegen ihre Anfälle geſichert werden, als wenn man die Füße des Bettgeſtells in tiefe Näpfe mit Waſſer ſetzt. Auf der Inſel Martinique in Weſt-indien hatten ſie vor ungefähr 30 Jahren ſo ſehr überhand genommen, daß die Einwohner faſt genöthigt waren, dieſes paradieſiſche Land zu räumen, und es den Ameiſen zu überlaſſen. Sie ſetzten einen Preis von einer Million Livres auf die Erfindung eines Mittels gegen

dieſe

dieſe Landplage, welches im Großen angewendet werden könnte. Allein die Natur ſelbſt ſcheint ſeit der Zeit wiederum die allzu große Vermehrung derſelben etwas eingeſchränkt zu haben.

Die andern ausländiſchen Gattungen, z. B. die Baumameiſen, welche auf den Bäumen runde Neſter von Blättern machen, größer als ein Menſchenkopf, u. ſ. w. übergehen wir, und wenden uns nun zur Geſchichte der einheimiſchen. Bekanntlich gibt es unter dieſen ebenfalls verſchiedne Gattungen, z. B. die große ſchwarze (Roß-ameiſe, Form. herculanea), die kleine ſchwarze (Form. nigra), die gelbe (Form. rubra), die röthliche (Form. rufa). Einige halten ſich mehr in Gärten, andre auf Wieſen, andre in Wäldern auf. Von allen dieſen wollen wir nur im Allgemeinen das Wichtigſte aufzeichnen.

Die Ameiſen leben, wie die Bienen, in Geſellſchaft zuſammen, und eine ſolche Geſellſchaft beſteht aus Männchen, Weibchen und Arbeitern, oder Geſchlechtsloſen. Die beiden erſtern haben Flügel, und ſind größer als die letztern; doch werden die Männchen noch von den Weibchen an Größe übertroffen. Bei einigen Gattungen findet man die Männchen ſelten in den Ameiſenhaufen ſelbſt; ſie ſchwärmen zur Begattungszeit in der Luft, paaren ſich auch im Fluge, wie die Mücken, und ſterben bald darauf. Auch die Weibchen ſieht man in dieſer Zeit herumfliegen. Dieſe Ameiſenſchwärme bilden manchmal in der Luft eine Menge hoher, ſich auf und nieder bewegender Säulen, deren Anblick Unwiſſenden ſehr befremdlich iſt. Nach der Begattung kehren die Weibchen zu ihrer Geſellſchaft zurück, verlieren die Flügel — oder, wie ein andrer Beobachter ſagt, ſie beißen ſich dieſelben ab, — legen Eier und ſterben dann gleichfalls. Nur die Arbeiter leben das ganze Jahr hindurch, und dieſe haben die Sorge für die Erziehung der jungen Nachkommenſchaft allein; auch ſind ſie es vornämlich,

lich, welche durch ihre Emſigkeit und merkwürdigen Kunſt-triebe die Bewunderung aller Zeiten auf ſich gezogen haben.

Es machen zwar nicht alle Gattungen einen ordentlichen Bau in der Erde; denn einige niſten in hohlen Bäumen, andre unter Steinen u. ſ. w.: aber doch kommen ſie im Ganzen in ihrer Lebensart überein. Zur Anlage eines ſolchen Neſtes wählen ſie einen trocknen und lockern Boden. Alles iſt dann in der lebhafteſten Bewegung und Thätigkeit. Sie theilen die Geſchäfte unter ſich, um Verwirrung zu vermeiden. Man höhlt die Erde aus, legt verſchiedene Kammern an, die Gemeinſchaft mit einander haben, ſchleppt Grasfaſern, Holzſpänchen, Harz, Getraidekörner und andre Materialien herbei, und gebraucht dies alles, um dem Gebäude Feſtigkeit zu geben. Von dem Getraide beißen ſie den Keim ab, bringen es auch von Zeit zu Zeit an die Sonne, damit es recht austrockne, und in der Erde nicht verweſe; allein zu ihrer Nahrung ſoll es, wie man beobachtet haben will, nicht eigentlich dienen. Unſre Ameiſen nähren ſich hauptſächlich nur von thieriſchen Körpern, beſonders von Inſekten und Würmern, auch naſchen ſie Obſt, Zuckerwerk, allerlei ſüße Säfte und Thau. Sie gehen daher auch den Blattläuſen nach, um die ſüße Feuchtigkeit, welche dieſe von ſich geben, zu lecken; den Blattläuſen ſelbſt thun ſie nichts zu Leide. Da ſie im Winter hier zu Lande erſtarren, ſo brauchen ſie auch keinen Vorrath von Lebensmitteln für dieſe Jahrszeit einzuſammeln, und der Ausſpruch des Salomo paßt nur auf die Ameiſen der heißen Erdſtriche. Die Harzkörner, welche man in den Ameiſenhaufen findet, und die man gewöhnlich Waldrauch oder wilden Weihrauch nennt, werden von Fichten und andern harzigen Bäumen zuſammengebracht, und haben alſo auch nichts vor dieſem gemeinen Harze voraus. Dieſe und ähnliche Dinge tragen die Ameiſen zuſammen, oft, wie es ſcheint, mehr zum Zeitvertreibe, und aus angebornem Beſchäftigungstriebe, als in der Abſicht, ſie zu

nutzen.

nutzen. Die Ameiſen Eines Haufens kennen ſich einander, ſie verfolgen eine fremde, die ſich zu ihnen verirrt hat, und tödten ſie, wenn ſie nicht geſchwind genug ſich zurückzieht. Beſonders ſind die großen Wald-ameiſen und die Garten-ameiſen Todtfeinde.

Zu bewundern iſt die Stärke eines ſo kleinen Thiers, welches Laſten fortſchleppt, die an Schwere das Gewicht ſeines eignen Körpers vielmahl überwiegen. Kann Eine damit nicht fertig werden, ſo ruft ſie mehrere zur Hülfe herbei. Ein ungewöhnlich großer Körper, z. B. eine todte Maus, ein Froſch und dergleichen, bringt den ganzen Haufen in Bewegung. Nachdem ſie eine Zeitlang hin und her gelaufen ſind, und den Gegenſtand von allen Seiten unterſucht haben, fangen ſie an, ihn mit vereinigten Kräften fortzuſchaffen oder zu zerſtören. Wenn man einem ſolchen Thiere die Haut abzieht, und es in einer durchlöcherten Schachtel in den Ameiſenhaufen ſetzt, ſo findet man in etlichen Tagen das bloße Gerippe davon, das feinſte Skelet, welches menſchliche Kunſt kaum ſo ſchön liefern kann.

Den meiſten Eifer beweiſen ſie jedoch bei der Erziehung der Jungen. Im Auguſt und September werden die Eier von den Weibchen gelegt, die dann, wie ſchon geſagt, bald darnach ſterben. Dieſe Eier ſind ſo klein, daß man ſie kaum mit bloßen Augen erkennen kann. Gegen den Winter tragen ſie die arbeitenden Ameiſen tiefer in die Erde, damit ihnen der Froſt nicht ſchade. Im Frühjahre kommen aus denſelben kleine Würmchen (Larven), die ſich nicht von der Stelle bewegen, und von den Arbeitern ſorgfältig gefüttert werden. Im Mai oder im Anfange des Julius verpuppen ſich jene Larven, wozu ſich einige Gattungen ein Geſpinnſt machen, andre aber nicht. Dies ſind die fälſchlich ſogenannten Ameiſen-eier, welche die Alten in den heißen Mittagsſtunden heraustragen, und an die Sonne legen; wann ſie aber Veränderung des Wetters oder einen Feind merken, bringen ſie dieſelben in aller Eile

wieder in ihre Höhlen in Sicherheit. Man hat ſchon geſehen, daß eine Ameiſe, welcher der Hinterleib abgeſchnitten war, ſich doch noch bemühte, eine ſolche Puppe fortzuſchaffen. Dieſe Puppen werden, wie bekannt, unter dem Namen der Ameiſen-eier zum Futter für die Nachtigallen geſammelt. Wenn man um die Mittagsſtunde mit einem Tuche oder Brete neben dem Ameiſenhaufen Schatten macht, alsdann mit einem Stocke in dem Ameiſenhaufen ſtöhrt, ſo tragen die Ameiſen ihre Eier alle unter jene ſchattige Bedeckung, und man bekommt ſie alſo mit leichter Mühe in Menge. Oder man gräbt einige runde Löcher, von einem Schuh im Durchſchnitte, in die Erde neben dem Neſte, und bedeckt ſie ein wenig mit ausgeſtochnem Raſen, ſo findet man ſie den andern Tag voll Ameiſen-puppen. — Im Julius kriechen die vollkommnen Ameiſen aus den Puppen, doch müſſen ihre Pflege-eltern erſt die Oeffnung dazu machen; denn ohne deren Beihülfe können ſie nicht heraus. In den folgenden Monaten begatten ſie ſich dann.

Obgleich die Ameiſen mancherlei andre ſchädliche Inſekten, z. B. die Raupen, vermindern helfen, und auch durch mediziniſche Kräfte, die ihnen beiwohnen, den Menſchen nützlich werden: ſo hat ſie doch Niemand gern weder im Hauſe, noch im Garten, noch auf dem Felde. In den Vorrathskammern, wo man Eßwaaren, Zuckerwerk und dergleichen aufbewahrt, ſind ſie ſehr beſchwerlich. Blumen und andre zarte Gewächſe verdorren, wenn ſie ihre Neſter darunter oder daneben anlegen; ſelbſt Bäume leiden davon. Pfirſichen und andern ſüßen Früchten ſtellen ſie begierig nach, auch ſchleichen ſie ſich gern in die Bienenſtöcke. Man behandelt ſie daher als Feinde, und ſucht ſie theils zu vertreiben, theils abzuhalten, theils zu vertilgen. Zur Vertreibung iſt nichts beſſer, als der Geruch von Fiſchthran oder Heringslake. Sie werden dadurch verjagt, ſo weit die Ausdünſtung ſie erreichen

reichen kann. Um ſie von Bienenſtöcken und von Häuſern abzuhalten, ſtreuet man Aſche oder Tobacksſtaub aus Fabriken, oder getrockneten Kaffeeſatz umher. An die Bäume bindet man einen Ring von Schafpelz, woran lange Wolle ſitzt. Will man ſie fangen, ſo ſetzt man eine Flaſche mit Waſſer und Honig in einen Ameiſenhaufen. Zuckerwaſſer, mit Arſenik vermiſcht, tödtet ſie auf der Stelle. Eben dies geſchieht, wenn man Waizenkörner mit Schierlingskraut kocht, und ſie in ihr Neſt wirft. Noch unzählige andre Mittel von der Art laſſen ſich leicht erfinden. Daß ſie an den Spechten und andern Vögeln, an dem Ameiſenlöwen u. ſ. w. natürliche Feinde haben, darf nicht erſt erinnert werden.

Was den medizinischen Nutzen der Ameiſen betrifft, ſo beruhet er hauptſächlich auf einer gewiſſen ſauren Feuchtigkeit, welche man durch die Deſtillation von ihnen erhalten kann, und die einem ſcharfen Wein eſſig gleicht. Man nennt ſie auch die Ameiſenſäure. Sie iſt ſo ſcharf, daß ein lebendiger Froſch — bekanntlich ein Thier von ſehr zähem Leben — in vier bis fünf Minuten ſtirbt, wenn man ihn in einen Ameiſenhaufen ſcharrt, obgleich die Ameiſen ihn noch nicht angerührt haben. Es wird daher ein nervenſtärkender Spiritus von ihnen bereitet, indem man ſie in Bouteillen fängt, Branntwein darauf gießt, und dies ſodann deſtillirt und digerirt. Auf ähnliche Weiſe macht man Ameiſen-öl, da man Ameiſen in gläſernen Flaſchen mit Baum-öl vierzig Tage lang zum Digeriren an die Sonne ſtellt. Perſonen, die mit der Gicht, mit Lähmung, Schwinden und Zittern der Glieder behaftet ſind, wird öfters ein Ameiſenbad empfohlen. Hiezu nimmt man ganze Ameiſenhaufen mit Eiern und allem, was darin iſt, thut ſie in einen leinenen Sack, legt dieſen in ein Faß, und gießt kochendheißes Waſſer darauf, ſo iſt das Bad fertig. Die Zugameiſen werden in Amerika als eine Leckerei, an einigen

Orten ſelbſt von den Spaniern, gegeſſen. Doch ſollen die Termiten, welche in Afrika zur Speiſe dienen, noch beſſer ſchmecken.

Die Blattlaus, Aphis.

Auch dieſes Inſekt iſt durch ſeine Schädlichkeit eben ſo berüchtigt, wie durch verſchiedne höchſt wunderbare Lebensumſtände merkwürdig geworden. Es iſt eins der gemeinſten in unſern Gärten, und findet ſich auf manchen Gewächſen, z. B. an den jungen Schößlingen und Blättern des Holunders, der Roſenſträuche u. ſ. w. in erſtaunlicher Menge. Die gewöhnlichſten ſehen grün aus, es gibt auch weiße, ſchwarze, bunte, ja faſt von allen Farben. Auch in der Größe ſind ſie verſchieden; doch gleichen die gemeinen nur etwa einem Flohe. Einige haben vier Flügel, andre ſind ungeflügelt, und zwar oft von der nämlichen Familie. Bei mehrern Gattungen ſtehen am Hintertheile oberwärts zwei röhrenförmige Spitzen. Alle ſind mit einem nach der Bruſt zu gebognen Saugrüſſel verſehen. Diejenigen Blattläuſe, welche häufig auf der untern Seite der Kohlblätter ſitzen (die Kohlläuſe), ſehen wie gepudert aus. Der gemeine Mann nennt ſie Mehlthau. Eben dergleichen weißbeſtäubte trifft man noch auf verſchiednen andern Gewächſen an *).

Im

*) Man muß aber hiermit nicht ein andres Geſchlecht kleiner Inſekten verwechſeln, welche den geflügelten Blattläuſen ſehr ähnlich ſehen, und die man Blattſauger (Chermes) nennt. Die vier herabhängenden Flügel unterſcheiden ſie leicht, denn bei den Blattläuſen ſtehen ſie in die Höhe. Die Blattſauger legen ihre Eier in die Ritzen der Baum-äſte. Den ausgekrochnen Larven fehlen Anfangs die Flügel. Sie können aber ſpringen, wie die Alten. Auch ſind die meiſten mit einer Art von Wolle überzogen, welche ſie ausſchwitzen. Man findet ſie auf Weiden, Fichten u. ſ. w.

Im Frühjahre kommen die Blattläuſe aus den Eiern, welche die Mütter im Herbſte an die Gewächſe gelegt hatten. Sie fangen ſogleich an zu ſaugen, indem ſie den Stachel tief in das Blatt oder den jungen Zweig einſenken, und lange Zeit auf derſelben Stelle ſitzen bleiben. Zwar bewegen ſie den Hinterleib, drehen ſich auch wol herum, aber ohne den Stachel herauszuziehen. Auf einigen Gewächſen, z. B. auf den Blättern der Rüſter, findet man kleine Bläschen oder Gallen, welche vom Stiche der Blattläuſe entſtehen, und die ſelbſt voller Blattläuſe ſind. In der Levante gebraucht man dieſe Gallen zur karmoſinrothen Farbe. Da ſie die Geſelligkeit lieben, ſo drängen ſie ſich dicht an einander, und nach erfolgter Vermehrung ſitzen ſie wol auf einander, wenn ſie nur mit dem Stachel ein Plätzchen zum Saugen haben können. Durch die beiden Röhren über dem Hintern, und zum Theile auch durch den Hintern ſelbſt, ſprützen ſie einen honig-artigen Saft von ſich, den die Ameiſen gern lecken. Die Bienen gehen ihm ebenfalls nach. Er wird gemeiniglich Honigthau genannt, wiewol man ſonſt eigentlich darunter einen ſüßen klebrigten Saft verſteht, der unter gewiſſen Umſtänden aus den Pflanzen ſchwitzt, ihre Ausdünſtung hemmt, und ihnen alſo ſchädlich wird. — Ungefähr innerhalb vierzehn Tagen häuten ſich die ausgekommnen Blattläuſe vier- bis fünfmal, und mit der letzten Häutung bekommen einige, wie ſchon geſagt, Flügel. Nun ſind ſie auch zur Fortpflanzung tüchtig. Sie fangen daher alle an, lebendige Junge zu gebären; denn die im Frühjahre aus den Eiern ſchlüpfen, ſind alle Weibchen. Die Jungen kommen nicht — wie andre Thiere — mit dem Kopfe, ſondern mit dem Hintertheile, zuerſt zur Welt. Ein Weibchen gebiert an einem Tage funfzehn bis zwanzig, ohne ſonderlich dünner zu werden, und in einer Zeit von fünf bis ſechs Tagen einige neunzig. Bald darauf ſtirbt es. Nach vierzehn Tagen, wann die Jungen die beſtimmte Zahl

von Häutungen durchgegangen ſind, gebären ſie ebenfalls, ob ſie ſich gleich nicht, aus Mangel an Männchen, haben begatten können. Auf die Weiſe entſtehen, vom Frühjahre bis zum Herbſte, neun bis zehn Zeugungen, ohne Befruchtung, und eine einzige Mutter kann eine Nachkommenſchaft von etlichen Millionen haben. Wann ſie zum letztenmale Junge gebracht haben, bemerkt man darunter verſchiedne von lebhafterm Weſen und kleinerm Körper, und dies ſind endlich Männchen, welche nach vollendeten Häutungen ſich mit den Weibchen begatten. Hierauf legen die Weibchen Eier, weil dieſe die Winterkälte aushalten können, die zärtlichen Inſekten ſelbſt aber nicht. Folglich iſt durch eine weiſe Einrichtung dafür geſorgt, daß das Geſchlecht dieſer Thierchen nicht ausſtirbt. Sie legen aber ihre Eier nie an ſolche Theile der Gewächſe, welche im Herbſte abfallen, z. B. an Blätter; ſondern an Zweige. Ein merkwürdiger Inſtinkt! Die Eier kommen ſodann im Frühjahre aus.

Die Schädlichkeit der Blattläuſe, beſonders wo ſie in großer Menge ſind, fällt leicht in die Augen. Durch das Ausſaugen des Safts hindern ſie das Wachsthum der Früchte, und verurſachen endlich den Untergang der Gewächſe ſelbſt. Man hat beobachtet, daß kränkelnde Gewächſe, ſo wie auch diejenigen, welche in feinem fetten Erdreiche ſtehen, am meiſten von Blattläuſen geplagt werden. Die Mittel, welche man zur Vertilgung derſelben ausgeſonnen hat, ſind theils von der Art, daß ſie im Großen nicht gut angewendet werden können, theils ſchaden ſie auch durch ihre Schärfe und ätzende Kraft den Gewächſen, welchen man helfen will. Tobacksaſche, Brühen von Toback und von Koloquinten, Fiſchthran, Gerberlohe und dergleichen, mögen allerdings wirkſam ſein. Auch empfiehlt man das Abbrechen der Zweige, woran Blattläuſe ſitzen, gegen den Herbſt, ehe ſie Eier legen, wodurch die Brut des künftigen Jahrs vertilgt wird. Indeß hat die Natur ſelbſt, durch Aufſtellung mehrerer Feinde, ihrer

allzu

allzu großen Fruchtbarkeit Schranken geſetzt. Dahin gehören verſchiedne Gattungen von Vögeln, z. B. die Rothkehlchen; ferner die Larven gewiſſer Schlupfwespen und Fliegen, z. B. der ſchönen gelblichgrünen Florfliegen (Hemerobien), welche ihre Eier an die mit Blattläuſen beſetzten Pflanzen legen. Die Larven heißen deshalb auch Blattläuslöwen. Am allermeiſten aber leiden ſie von den Larven der Blattlauskäfer (Coccinella), die im gemeinen Leben unter vielen andern Namen bekannt ſind; denn Einige nennen ſie Marienkäfer, Andre Marienwürmchen, Marienhühnchen, Sonnenkäfer, Halbkugelkäfer u. ſ. w. Sie haben die Größe, und faſt auch die Geſtalt, einer halbdurchſchnittnen kleinen Erbſe, die Farbe des platten Bauchs iſt ſchwarz, der gewölbten Flügeldecken aber gemeiniglich ziegelroth mit ſchwarzen und weißen Punkten. Die Larven ſind außerordentlich gefräßig, und richten unter den Blattläuſen eben ſo große Niederlagen an, wie der Wolf unter den Schaafen. Nachdem ſie ſich etlichemal gehäutet haben, erſcheinen ſie in zehn bis zwölf Tagen als Käfer, und ſetzen auch dann noch ihre vorige Lebensart fort. Im Winter verkriechen ſie ſich, und erſtarren, erwachen aber im Frühjahre wieder, begatten ſich, und legen dann die Eier an ſolche Gewächſe, wo die ausgekrochnen Larven gleich Blattläuſe zu ihrer Nahrung finden. Von der zahnſchmerzſtillenden Kraft dieſes Käfers ſ. oben.

Der Erdfloh, Chrysomela oleracea.

Ein kleines, ſchwarzgrün=, auch braunglänzendes Inſekt, das zu dem Geſchlechte der Blattkäfer (Goldhähnchen) gehört. Zwar pflegt man noch zwei andre Inſekten mit jenem Namen zu bezeichnen, wovon das eine beinahe die Geſtalt und Größe einer Wanze, die Farbe des gemeinen Erdflohs und einen gabelförmigen Schwanz hat, deſſen es ſich zum Springen ſtatt eines Fußes bedient. Es iſt ungeflü=

geflügelt, und wird zu dem Geſchlechte der Fußſchwanzthierchen (Poduren, Podura) gerechnet *). Das andre gleicht ebenfalls in der Farbe dem gemeinen Floh, übertrifft ihn etwas an Größe, hat am Hintertheile einen Stachel, und kann ſpringen; man nennt ihn daher Erdfloh oder Stachelfloh (Mordella aculeata). Beide finden ſich aber in unſern Gegenden lange nicht ſo häufig, und ſind den Küchengewächſen nicht ſo ſchädlich, wie der Jedermann bekannte Erdfloh, aus dem Geſchlechte der Blattkäfer, deren man etliche hundert Gattungen zählt, und wovon einige Springfüße haben, andre nicht. Zu den letztern gehören auch die dunkelbraunen Käfer, welche nebſt ihren Larven ſo gräuliche Verwüſtungen in den Spargelbeeten anrichten. Sie ſind noch einmal ſo groß wie die gemeinen hüpfenden Erdflöhe. In der Lebensart gleichen ſie ihnen.

Dieſe Erdflöhe kommen im Mai, bei warmer Witterung auch ſchon im April, aus der Erde hervor, und ziehen beſonders den jungen Kohlpflanzen nach. Sie begatten ſich bald, worauf die Weibchen ihre Eier an die untere Seite der Pflanzenblätter legen. In kurzer Zeit kriechen ſechsfüßige Larven, welche ebenfalls die Blätter zernagen, ſich innerhalb vierzehn Tagen etlichemal häuten, dann ſich mit etlichen Fäden an die Blätter anſpinnen, ſich verpuppen, und in etlichen Wochen als Käfer erſcheinen. Dieſe ver=

*) Im Frühjahre ſieht man bisweilen nach einem warmen Regen auf Pfützen große ſchwarzblaue Flecke, welche der Unkundige für Mehlthau hält, der aus der Luft gefallen ſei. Es ſind dies aber kleine Inſekten aus dem Podurengeſchlechte (Pod. aquatica), welche nach dem Regen zum Vorſcheine kommen. Wenn man mit einem Stocke auf einen ſolchen Klumpen ſtößt, ſo ſpringen die Thierchen weg, ſo daß ſie auf einmal verſchwunden zu ſein ſcheinen; allein ſie kommen bald wieder, und vereinigen ſich in Klumpen.

verkriechen ſich theils in die Erde, theils zwiſchen Baumritzen, und kommen im nächſten Frühjahre wieder hervor. Mit Ende des Junius iſt die Periode dieſer Pflanzenverderber vorüber.

Bei trocknem und heißem Wetter vermehren ſich dieſe Inſekten unglaublich ſtark. Von den vielen Mitteln zur Vertreibung derſelben kennt man doch noch keins, das allgemein und unter allen Umſtänden wirkſam iſt. Aſche, fein geſtoßner Gips, Ruß, Häringslake, Sauerkohlbrühe, fleißiges Begießen mit Waſſer und dergleichen wird von verſchiednen Oekonomen empfohlen. Wenn man den Gips nicht zu dick über die Pflanzen ſtreuet, iſt er dem Wachsthume derſelben förderlich, und hält auch Schnecken und andres Ungeziefer davon ab. Durch mehrere Verſuche ſoll folgendes Mittel bewährt gefunden worden ſein: Man ſtößt ganzen Schwefel zu Pulver, gießt Fiſchthran darauf, weicht den Samen darin ein, trocknet ihn im Schatten, und ſäet ihn dann. Ein andrer Landwirth legte zwiſchen die in Reihen geſetzten Pflanzen Breter mit Leim beſtrichen, worauf ſich täglich eine große Menge Erdflöhe von ſelbſt fing.

Der Erbſenkäfer, Bruchus pisi.

Unter den Käfern, die in den Samen verſchiedner Gewächſe leben, und die deshalb Samenkäfer heißen, iſt der Erbſenkäfer ſeiner Schädlichkeit wegen am bekannteſten. Die Samenkäfer haben theils mit den Rüſſelkäfern, theils mit den Blattkäfern Aehnlichkeit. Ihre Fühlhörner ſind fadenförmig, und nach den Spitzen zu etwas dicker, der Körper iſt kurz, am Hintertheile ſtumpf abgerundet. Sie finden ſich am häufigſten in Oſtindien und Amerika, und ſelbſt unſer Erbſenkäfer iſt eigentlich in Nord-amerika zu Hauſe, wo er ſo gewaltigen Schaden thut, daß man in einigen Gegenden die Anpflanzung dieſer Frucht faſt ganz hat aufgeben müſſen.

Der Erbſenkäfer iſt ungefähr ſo groß wie eine Bettwanze. Die Flügeldecken ſehen ſchwarzbraun aus, und ſind hie und da mit weißgrauen Flecken geſprengt. Man bemerkt dieſe Käfer um die Zeit, wann die Feld-erbſen blühen, auf allerlei Blumen. Sie begatten ſich dann, und die Weibchen legen ihre Eier in die jungen Schoten, die ſich zu bilden angefangen, an jede Erbſe ein Ei. Nach etlichen Tagen kommt die Larve aus dem Eie, frißt ſich in die Erbſe hinein, und bleibt auch darin bis zur völligen Verwandlung. Gegen den Winter verkriechen ſie ſich und erſtarren, und im nächſten Jahre pflanzen ſie ihr Geſchlecht fort.

Gegen dies Uebel hat man vorgeſchlagen, die Erbſen den Tag vor der Ausſaat mit Waſſer zu beſprengen, worin Vitriol aufgelöſt worden — auf anderthalb Scheffel zwei Loth Vitriol — ſodann zwei Hände voll friſchen ungelöſchten Kalk klein zu ſtoßen, dies mit eben ſo viel Aſche und halb ſo viel Salz zu vermiſchen, das Gemiſche über die Erbſen zu ſtreuen, und ſie wacker durch einander zu ſchaufeln.

Der Pfeifer in der Rübſaat.

Die Beobachtungen, welche man bisher über dies Inſekt angeſtellt hat, klären die Geſchichte deſſelben doch noch nicht hinlänglich auf. Es ſcheint, daß mehr als eine Gattung von Inſekten der Rübſaat nachgehen, nämlich Rüſſelkäfer-, Nachtſchmetterlings- und Fliegenlarven, und daß man dieſe nicht genug von einander unterſchieden hat. Was man im Allgemeinen davon ſagen kann, beſteht in Folgendem:

Gegen das Ende des Julius erſcheinen auf der Sommerrübſaat kleine graue Räupchen, kaum drei Linien lang, und nagen zuerſt an den zarten Blättern. Dieſe häuten ſich etlichemal, und verändern mit jeder Häutung die Farbe. Zuletzt machen ſie ſich an die Schoten, und freſſen von auſ-

ſen

ſen gerade an den Stellen, wo die Körner ſitzen, hinein, ſo daß die durchlöcherte Schote wie eine Pfeife ausſieht, wovon ſie auch den Namen Pfeifer bekommen haben. Nach einer Zeit von vierzehn Tagen oder drei Wochen verwandeln ſie ſich, aber dann iſt auch die Verwüſtung ſchon ſo groß, daß man von einer Breite kaum etliche Metzen erndtet, die ſonſt viele Wiſpel würde gegeben haben.

Es iſt kein Zweifel, daß man nicht wirkſame Gegenmittel wird entdecken können, wenn erſt die Naturgeſchichte dieſer Inſekten mehr aufs Reine gebracht ſein wird. Der beſte Rath, den man jetzt zu geben weiß, iſt der, daß der Rübſamen ſo ſpät als möglich geſäet werde, damit die Periode dieſes Ungeziefers vorüber ſei, ehe die Saat aufgeht.

Der Rebenſticher, Curculio bacchus.

Dieſer Rüſſelkäfer hat ungefähr die Größe eines Weizenkorns und blaulichgrüne glänzende Flügeldecken. Er iſt in der Gegend des Rheins, und überhaupt in den Weinländern, bekannt genug, wo er ſo großen Schaden in den Weinbergen anrichtet, daß man vor mehrern Jahren Preiſe ausſetzte, um ein Mittel zur Vertilgung deſſelben ausfindig zu machen.

Im Frühjahre, wann die Weinſtöcke ausſchlagen, kommen die Käfer aus der Erde, und begatten ſich. Die Weibchen legen hierauf ihre Eier an die Blätter der Weinſtöcke, die ſie mit einer Art von Geſpinnſt überziehen, und ſodann einen Theil des Stiels abnagen, worauf ſich die Blätter zuſammenrollen und vertrocknen. Dieſe Blätter nennt man Wickel oder Zapfen. Die ausgekrochnen Larven freſſen eben ſo, wie die Käfer ſelbſt, die Blüthenknoſpen der Blätter. Im Julius und Auguſt ſterben die Alten, und gegen den Herbſt begeben ſich die Larven zur Verwandlung in die Erde. Man hat bemerkt, daß dieſe Käfer ſich vor-

züglich nach den Weinbergen hinziehen, deren Boden ſtark gedüngt iſt, und hat daher Vermiſchung der Erde ſtatt des Düngers vorgeſchlagen, welche auch in andrer Hinſicht dem Weinbau vortheilhaft ſein ſoll. Uebrigens iſt das Ableſen der Zapfen — ſo wie das Abſuchen der Raupenneſter zur Vermindrung der Raupen — bisher immer noch für das ſicherſte Mittel gegen dieſe Feinde des Weinſtocks erkannt worden.

Es gibt auch eine Gattung **Blattkäfer**, welche die Weinberge in manchen Jahren eben ſo ſehr verwüſten, wie die Rebenſticher, mit denen ſie ziemlich einerlei Lebensart führen. In Frankreich heißen ſie Gribouris.

Der Ohrwurm, Forficula auricularia.

Ein bekanntes Inſekt mit ſehr kurzen Flügeldecken, welche kaum über die Bruſt hinausreichen. Unter denſelben liegen künſtlich zuſammengefaltete Flügel, die ſo breit und lang ſind, daß man ſich wundern muß, wie ſie unter einer ſo kleinen Decke Platz haben können. Den Hinterleib ſchützt eine harte glänzende Haut, und am Schwanze ſteht eine Zange, die bei dem Männchen über einander ſchlägt, bei dem Weibchen aber kaum zuſammenreicht. Der ganze Körper iſt platt, ſehr gelenkſam, ſieht größtentheils kaſtanienbraun aus, und glänzt, als ob er polirt wäre. Man kennt eine größere und eine kleinere Gattung. Sie halten ſich gern zwiſchen den Kohlblättern, Baumrinden, in den Mauerlöchern, in den rauhen Schalen der Haſelnüſſe, und überhaupt in allen Höhlungen auf. Ihre Nahrung beſteht in allerlei ſüßen Früchten, zarten Blättern und jungen Pflanzen; beſonders gehen ſie den Blumen, und unter dieſen am meiſten den Nelken nach, die ſie ſchändlich zerſtören. Sie freſſen auch andre Inſekten, ja ſich ſelbſt unter einander vor Hunger. Da ſie fliegen können, ſo hilft es nichts, wenn man auch die Nelkenſtöcke mit

Baumwolle und dergleichen umwindet. Jedoch laſſen ſich die Larven der Ohrwürmer, welche noch keine Flügel haben, durch untergeſetzte Waſſernäpfe u. dgl. abhalten. Beſſer iſt es, Papiertuten, ausgehöhlte Fingerslange Hollunderſtöcke, Schweinsklauen u. ſ. w. daran herumzuſtecken, ſo, daß die Oeffnung unterwärts gekehrt iſt; ſie kriechen des Nachts hinein, und am Morgen kann man ſie ſodann wegfangen.

Im April paaren ſich dieſe Inſekten in der Stellung, wie die Wanzen. Die Weibchen legen ihre Eier zwiſchen Baumrinden, unter Steinen u. ſ. w., und brüten gleichſam darüber. Im Mai kriechen die Jungen aus, welche der Mutter eine Zeitlang folgen; ſie häuten ſich ſodann etlichemal, und bekommen zuletzt Flügel. Man hat ſie Ohrwürmer genannt, weil ſie zuweilen den Menſchen, die auf der Erde liegen, ins Ohr ſchlüpfen, nicht als ob ſie dieſen Ort vor andern liebten, ſondern aus dem vorhin erwähnten Triebe, wonach ſie jede bequeme Höhlung aufſuchen. Eingeſprütztes Oel tödtet ſie; ſtopft man Baumwolle ins Ohr, ſo wenden ſie ſich um, und kriechen darnach zurück. Dies iſt auch das beſte Mittel, einen Floh herauszubringen, der ſich etwa dahin verirrt hat. Uebrigens ſind beide Fälle ſehr ſelten, und man ſollte lieber ſtatt der Benennung Ohrwurm, die viel ſchicklichere, Zangenkäfer, gebrauchen, weil ſonſt jenes Vorurtheil unterhalten wird. Mit den Zangen am Hintertheile kneipen ſie zwar, wenn man ſie anfaßt, aber ohne ſonderliche Wirkung.

Der Borkenkäfer, Dermestes typographus.

Dies iſt der berüchtigte Käfer, welcher an den Fichten und Tannen die ſogenannte Wurmtrockniß verurſacht, und beſonders auf dem Harze unſäglichen Schaden anrichtet. Er gehört zu dem Geſchlechte der Schabkäfer, wovon bereits unter den Hausinſekten Erwähnung geſchehen iſt.

iſt. Seine Länge beträgt kaum einen Viertelzoll, und die Breite nur den elften Theil eines Zolls. Die Farbe iſt glänzend dunkelbraun, beinahe ſchwarz. Er wohnt unter der Borke an den Stämmen. Eine noch kleinere Gattung, die jenem in der Geſtalt und Lebensart gleicht, hält ſich zwiſchen der Rinde an den obern Zweigen auf, ſoll aber nicht ſo ſchädlich ſein.

In den erſten warmen Frühlingstagen legen die Weibchen nach der Begattung ihre Eier. Sie bohren ſich zuvörderſt ein rundes Loch, ſo groß wie ein Rübſaatkorn, in die Borke, um durch daſſelbe an den Splint des Baums zu kommen. Alsdann machen ſie auch hier in dem Splint kleine Löcherchen, zwanzig bis dreißig in gerader Linie neben einander, wovon jedes nur ſo eben ein Ei faſſen kann. Sind erſt einige Käfer da, ſo ziehen ſich bald mehrere hin, und man hat ſchon in einem mittelmäßigen Baume an achtzigtauſend Eier gezählt. Sie ſind ſo klein, daß man ſie kaum ſehen kann. Nach etlichen Tagen kommen die Larven aus, und dieſe freſſen nun von der Höhlung an, worin das Ei lag, einen Gang in den Splint immer vor ſich hin. So wie die Larve wächſt, wird der Gang auch breiter. Hinter ihr findet ſich der braune Unrath, welchen man Wurmmehl zu nennen pflegt. Zuletzt, wann die Zeit der Verwandlung herannahet, gräbt ſie an dem Ende des Ganges eine längliche Vertiefung, worin ſie zur Puppe wird. Auch die Mutterkäfer zehren von dem Splint des Baums, und man kann ihren Gang ſehr deutlich von den Kanälen der Larven unterſcheiden. Sonderbar aber iſt es, daß nicht nur die Gränzen einer Familie ſich nicht verwirren oder durchkreuzen, ſondern daß auch jede Familie ihr eignes Gebiet hat, und in kein fremdes übergeht. Nachdem das vollkommne Inſekt ſich aus der Puppe entwickelt hat, ſo machen ſie im Junius und Julius zu einer neuen Brut Anſtalt, und man kann davon leicht auf ihre zahlloſe Vermehrung ſchließen. Im Winter liegen die Käfer in einer

Art

Art von Erſtarrung zwiſchen den Baumrinden. Heftige Kälte tödtet ſie, und dies iſt das Mittel, welches die Natur gebraucht, ihre Fruchtbarkeit einzuſchränken. *).

Aus mehrern ſorgfältigen Beobachtungen in den neuern Zeiten hat man nun hinlänglich dargethan, daß dieſe Inſekten hauptſächlich nur ſolche Bäume angreifen, deren Säfte ſchon verdorben ſind, oder die ſonſt irgend einen Fehler haben, und ſich ihrem Untergange nähern. Die Borkenkäfer, ſagt ein erfahrner Forſtmann, ſind nicht Urſach, ſondern Folge des Verderbens der Bäume; jedoch beſchleunigen ſie daſſelbe ſichtbarlich, und machen das Holz auch unbrauchbarer, als wenn die Bäume blos eines natürlichen Todes ſterben. Die erſte und vornehmſte Regel zur Verhütung dieſes Uebels ergibt ſich hieraus von ſelbſt. Man muß die Bäume nach anderweitigen bekannten Grundſätzen der Forſtkenntniß ſo behandeln, daß ſie nicht erkranken; und wo dies nach dem Laufe der Natur dennoch geſchieht, die angeſteckten ſogleich fällen und fortſchaffen. Dies letztere iſt die zweite Regel, die man dabei zu beobachten hat. Weder geſunde noch ungeſunde Bäume, alte Stämme und dergleichen, dürfen in den Forſten zu der Zeit, wann die Käfer mit der Fortpflanzung beſchäftigt ſind, lange liegen bleiben. Sie ſind die wahren Brutneſter, woraus nachher ganze Schwärme hervorkommen, und die Gegend bevölkern. Ob man aber von dem neuen Vorſchlage, durch Hülfe der Elektricität die Käfer mit ihren Larven in den Bäumen zu tödten, und dieſe dadurch zu erhalten, mit gu-

 tem

*) Nach den Erfahrungen des Hrn. v. Linker werden ſie ſelbſt von der ſtrengſten Kälte nicht getödtet, ſondern nur betäubt, und erholen ſich in wenig Stunden wieder, ſobald die Sonne etwas kräftig zu wirken anfängt. S. deſſen beſorgten Forſtmann. N. I. S. 45, in welcher Schrift auch die übrigen Holzverderbenden Inſekten gründlich und ausführlich beſchrieben ſind.

tem Erfolge Gebrauch machen wird, ſteht dahin. Indeß verdient jener Vorſchlag gewiß auch in andrer Hinſicht alle Aufmerkſamkeit.

Holzwürmer.

Wir wollen hier in der Kürze noch einige andere Inſekten, deren Larven im Holze leben und ſich davon nähren, und die man gewöhnlich Holzwürmer nennt, anführen. Die meiſten davon gehören zu der Ordnung der Käfer; doch gibt es auch etliche von andern Ordnungen. So legt z. B. der Holzbohrer (Phalena cossus), ein Nachtſchmetterling mit niederhängenden bräunlichgrauen Flügeln, ſeine Eier in faule Eichen- und Weidenſtämme. Die daraus entſtehende röthliche, etwas haarigte Raupe iſt wol einen Finger lang und dick, und hält ſich an drei Jahre lang in den Stämmen auf, und durchſchrotet ſie. Sie hat ein ſo zähes Leben, daß ſie etliche Stunden im luftleeren Raume, und mehrere Tage unter dem Waſſer ausdauert.

Auch die Larven der Holzwespen (Sirex) findet man in allerlei weichem Holze, beſonders in Fichten und Tannen, worin ſie meiſtens über ein Jahr leben, ehe ſie ſich verwandeln. Die hiehergehörige röthlichgelbe Vipperwespe (Sir. gigas) mit ſchwarzen Bauchringen, iſt beinahe ſo groß wie eine Horniſſe. Das Weibchen hat einen langen hervorſtehenden Legeſtachel, und ſieht gefährlicher aus, als ſie wirklich iſt; denn ſie kann damit nicht verwunden, wie die eigentlichen Wespen, deren Stachel im Leibe verborgen liegt.

Von den Käfern haben wir der Bohrkäfer bereits oben unter den Hausinſekten gedacht. Sehr bekannt, und durch ſeine Geſtalt und Größe ausgezeichnet, iſt der Hirſchſchröter (Hausbrenner, Feuerſchröter, Lucanus ceruus). Er wird zwei bis drei Zoll lang, ſieht ſchwarz oder ſchwarzbraun aus, und das Männchen hat artige, den Hirſchgeweihen

weihen ähnliche Kneipzangen am Kopfe, welche dem Weibchen fehlen *). Des Nachts ſind ſie weit lebhafter als am Tage, wo man ſie auch ohne Mühe mit den Händen greifen kann. Die Weibchen legen ihre Brut in faule Eichen, zuweilen auch in bloße Holz-erde, und die Larven ſollen ebenfalls mehrere Jahre bis zur Verwandlung zubringen. Dieſe Larven waren den alten Römern unter dem Namen Coſſus bekannt, und wurden von ihnen als eine Delikateſſe genoſſen. Jedoch behaupten Andere eben dies von der zuerſt genannten Weidenraupe.

Allein am gewöhnlichſten ſind doch die Holzböcke (Cerambyx) und Afterholzböcke (Necydalis) die Verderber des Holzes. Nicht nur die Larven von vielen Gattungen derſelben, ſondern auch die Käfer ſelbſt, wohnen die meiſte Zeit ihres Lebens darin. Der Leib der Holzböcke iſt faſt walzenförmig, die Fühlhörner ſind borſten-ähnlich und ſehr lang, ja bei einigen fünf- bis ſechsmal länger als der ganze Leib. Sie tragen dieſelben meiſt nach dem Rücken oder nach den Seiten zurückgelegt. Durch das Hin- und Herbewegen des Bruſtſtücks erregen ſie einen knarrenden Ton, wodurch ſie ſich zur Begattungszeit einander anlocken. Einen ähnlichen Ton laſſen ſie hören, wenn man ſie angreift, oder wenn ſich zwei Männchen begegnen. Auch ſetzen ſie ſich, wie ein Froſch, auf den Hintern, und erwarten mit aufgerichtetem Vorderleibe ihren Feind. In der Größe und Farbe ſind ſie ſehr verſchieden, einige nur wie ein Floh, andere über einen Zoll lang.

Um Bauholz, und überhaupt alles Nutzholz, gegen den Wurmfraß zu bewahren, darf es, wie bekannt, nicht gefällt werden, wann der Saft noch darin iſt, oder wann er

*) Man ſieht ſie von verſchiedner Größe, welcher Unterſchied von der Nahrung der Larven herrührt. Sonſt iſt dieſer Käfer der größte unter den inländiſchen. Gemeiniglich halten ſie ſich in Eichenwäldern auf.

er ſchon wieder hineintritt. Die ſtockende Feuchtigkeit zieht Fäulniß nach ſich, und dieſe lockt dergleichen Inſekten an. Vom Januar bis in die Mitte des Februars iſt in dieſer Hinſicht die beſte Zeit zum Holzfällen. Sodann muß man ſobald als möglich die Borke abſchlagen, und das Holz an einen Ort bringen, wo es weder von unten Feuchtigkeit aus der Erde anziehen, noch von oben naß werden kann; jedoch muß ein ſtarker Luftzug durchſtreichen. Einige beſtreuen es noch mit Aſche, welche theils das Eindringen der Näſſe bei feuchter Witterung, theils die Inſekten ſelbſt, abhält, und auch die innere Feuchtigkeit beſſer auszieht. — In den Werkſtätten der Tiſchler und anderer Profeſſioniſten, die Holz verarbeiten, iſt öftere Reinigung ſehr nothwendig, denn in den Spänen und übrigen Abgängen hält ſich gern allerlei Ungeziefer von der Art auf. Bemerkt man Holzwürmer in den Möbeln, ſo läßt man einige Tropfen Salzgeiſt in die Löcher laufen; man muß das Holz aber ſo legen, daß der Spiritus bis auf den Boden des Wurmlochs hineindringen kann. Dis tödtet die Inſekten ſowol, als ihre Brut.

Die Weſpe, Vespa.

Dieſe Benennung führen mehrere Inſekten, ob ſie gleich nicht zum Geſchlecht der wahren Weſpen gehören, ſondern nur vier häutige Flügel und — wenigſtens die Weibchen — einen Stachel am Hinterleibe mit ihnen gemein haben. Dergleichen ſind die Gallweſpen, oder Gallinſekten, die Schlupfweſpen und Sandweſpen, welche wir in der Geſchichte der Raupen als Raupenfeinde angeführt haben, und die kurz vorher genannten Holzweſpen. Auch die Blattweſpen (Tenthredo) und Goldweſpen (Chrysis) müſſen hieher gerechnet werden. Jene haben mehr die Geſtalt der Fliegen als der Weſpen, und bei den Weibchen trifft man einen ſehr künſtlichen ſägeförmigen Legeſtachel

chel an, daher ſie auch Sägefliegen heißen. Dieſer Stachel beſteht aus einer doppelten Säge, oder aus zwei Theilen, die ſich wechſelsweiſe gegen einander bewegen, wenn die Wespe ein Loch in irgend einen Theil eines Gewächſes hineinarbeiten will. Er dient zu dieſer Abſicht ſtatt eines Bohrpfriems, ſtatt einer Säge, und ſtatt einer Feile zugleich. Sie legen ihre Eier an die Blätter und in die weichen Zweige der Bäume und Sträucher. Aus den Eiern, welche noch wachſen, nachdem ſie ſchon gelegt ſind, kriechen raupen-ähnliche Larven, die man deshalb auch Afterraupen genannt hat. Sie unterſcheiden ſich aber von den wahren Raupen, aus welchen Schmetterlinge entſtehen, vornämlich durch die Bildung des Kopfs, welcher ganz rund, von dem Leibe etwas abgeſondert, und mit zwei ſchwarzen Augen verſehen iſt. Man findet ſolche Afterraupen andern häufig auf den Roſenblättern Sie ſehen gelblichgrün aus, und tragen den Hinterleib gemeiniglich in die Höhe gekrümmt. Zur Verwandlung gehen ſie in die Erde, und bleiben meiſtens den Winter über darin.

Die Goldwespen haben ihren Namen von den ſchönen, glänzenden Farben, womit ſie prangen. Ihr Körper iſt länglich und ſchmal, der Hinterleib unten etwas gewölbt. Sie ſind kaum um die Hälfte länger als eine Stubenfliege. Im Frühjahre und den ganzen Sommer hindurch trifft man ſie an den Mauern und Wänden an, wo die Sonne recht heiß hinſcheint. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit ſind ſie doch nicht ſehr ſcheu, denn ſie laſſen ſich leicht greifen. Wann man ſie anfaßt, krümmen ſie den Schwanz nach dem Kopfe zu, und rollen ſich kugelrund zuſammen. Zu gleicher Zeit bringen ſie einen Stachel aus dem Hinterleibe hervor, mit welchem ſie eben die Bewegungen machen, wie die Wespen und Bienen, wenn ſie ſtechen wollen. Da der Stachel aber ſehr weich iſt, ſo dringt er gar nicht in die Haut ein, und man kann ſie ohne Gefahr feſthalten. Den Fingern theilen ſie

jedoch

jedoch einen unangenehmen Geruch mit. Sie machen ſich Löcher zwiſchen den Steinen und Mauern, und niſten darin. Die gemeine Goldweſpe (Chrysis ignita), eins der prächtigſten Inſekten, iſt gänzendgrün, das Bruſtſchild hinten blau, der Hinterleib karmoſinroth = goldfarbig.

Die Geſtalt der wahren Weſpen iſt bekannt genug, und bedarf hier wol keiner weitern Beſchreibung. Wie ſie ſich von den Bienen unterſcheiden, haben wir ſchon oben in der Geſchichte derſelben bemerkt. Auch iſt das ein in die Augen fallendes Kennzeichen, welches die Weſpen vor andern ähnlichen Inſekten auszeichnet, daß ihr Hinterleib mit der Bruſt nur gleichſam durch einen Faden zuſammenhängt. In Anſehung der Größe ſind ſie ſehr verſchieden. Die größten nennt man Horniſſe (Vespa vulgaris), welche in der Lebensart den gemeinen Weſpen gleichen. Sie legen ihr Neſt am liebſten in hohlen Bäumen an, doch findet man es zuweilen auch in Scheunen und Ställen unter dem Dache, in ledigen Bienenſtöcken u. ſ. w. Im Frühlinge fangen ſie etwas ſpäter an zu arbeiten, und hören im Herbſte nicht ſo zeitig auf wie die Weſpen. Ihre Größe und ihr furchtbarer Stachel macht ſie zum Schrecken aller übrigen Inſekten in der Luft. Sie verfolgen Bienen, Weſpen und Fliegen, ergreifen ſie, und verzehren ſie entweder auf der Stelle, oder tragen ſie in ihr Neſt. Jedoch verurſacht ihr langſamer Flug, und das ſtarke Summen, welches ihre Ankunft verräth, daß ſie die gewünſchte Beute nicht immer erhaſchen. Ein Menſch hat nicht leicht von ihrer Wuth etwas zu beſorgen, wenn er nicht ſelbſt der angreifende Theil iſt. Aber wehe dem, der auch nur aus Verſehen ihrem Neſte zu nahe kommt, und ſie beunruhigt! Unter allen Inſekten ſcheint die Horniſſe die zornigſte zu ſein. Wie der Hund in den Stein beißt, womit man nach ihm wirft: ſo fallen die Horniſſen ebenfalls wüthend über den Stein her, welchen man an den hoh-

len

len Baum wirft, worin ſie niſten. Beſonders iſt ihr Stich, der mit Einemmale vier Wunden macht, bei großer Hitze gefährlich, wo alle Inſekten weit lebhafter und reizbarer ſind. Man weiß ein Beiſpiel von einem jungen Menſchen, den im Auguſt eine einzige Horniſſe ſtach, daß er dabei alle Beſinnung verlor, faſt nicht von der Stelle kommen konnte, und drei Tage lang in Fieberhitze zubrachte. Ob nun gleich nicht allemal die Folgen eines Stiches ſo ſchlimm ſind: ſo dürften doch wahrſcheinlich nur wenig Horniſſen nöthig ſein, einen Menſchen völlig zu tödten. Im ſpäten Herbſte, oder noch beſſer, im Winter, kann man ihr Neſt ohne Gefahr zerſtören. Die meiſten ſind dann todt, und die übrigen befinden ſich in einer Art von Betäubung. Man kann alsdann durch allerlei Anſtalten leicht verhüten, daß ſie nicht wieder dahin bauen.

Unter den Wespen gibt es eben ſo, wie unter den Bienen, einſame und geſellige. Die letztern bauen ein gemeinſchaftliches Neſt, entweder in der Erde, oder auf Bäumen, oder unter Dächern. Die Materie zu dieſen Neſtern — obgleich für uns unbrauchbar — verdient unſre Bewundrung nicht weniger, als das Wachs der Bienen. Sie hat viel Aehnlichkeit mit grauem Löſchpapiere, und das Aeußere des Neſtes beſteht aus mehrern Lagen ſolcher dünnen Papierblättchen. Von den Horniſſen wird die Maſſe am gröbſten und ſchlechteſten bereitet, etwas beſſer von unſern gemeinen Wespen, am feinſten aber von den Wespen in Cayenne (einer Inſel bei Südamerika), die man deshalb Pappenmacherwespen (Vesp. striata) genannt hat. Den Stoff dazu nehmen alle Wespen von altem Holze, das lange der Sonne und dem Regen ausgeſetzt geweſen iſt, z. B. von alten Fenſterladen. Hiervon ſchneiden ſie mit ihren ſcharfen Zähnen dünne Fäſerchen ab, zermalmen dieſelben, feuchten ſie aus ihrem Munde an, kneten ſie zu einem Teige, und machen

chen daraus Kügelchen, die ſie in ihre Wohnung tragen. Hier bilden ſie dann mit den Zähnen und Füßen dünne Blättchen daraus, und gebrauchen ſie zum Bau ihrer Wohnung. Dies Verfahren der Wespen machte vor etlichen Jahren einen Naturforſcher aufmerkſam, und brachte ihn auf den Gedanken, denſelben nachzuahmen, und von Holz und andern Pflanzentheilen Papier zu verfertigen. Der Verſuch fiel glücklich aus; nur daß dieſes Papier etwas brüchig, und der grauen, unanſehnlichen Farbe wegen weder zum Schreiben noch zum Drucken tauglich war.

Die Geſtalt der Wespenneſter in der Erde iſt meiſtens kürbisförmig. Die an den Zweigen der Bäume haben die Form einer Roſe, und ſind von der Größe eines Kinderkopfs, zuweilen noch viel größer. Ihre Lage iſt ſo künſtlich, daß kein Regen eindringen kann. Der inwendige Bau derſelben weicht zwar von der Baukunſt der Bienen ab, zeigt aber dennoch viel Regelmäßigkeit. Die Tafeln ſtehen alle wagerecht, und die Oeffnungen der eckigten Zellen ſind nach untenzu gerichtet, ſo, daß die darin befindlichen Jungen mit den Köpfen herabhängen.

Jedes Wespenneſt wird von einer einzigen Mutterwespe angelegt. Dieſe macht ſich im Frühjahre mit erſtaunlicher Emſigkeit eine Höhle in der Erde, wenn ſie nicht etwa glücklicherweiſe ein bequemes Loch vorfindet, und bauet eine Tafel mit mehrern Zellen. Allein kaum iſt die erſte Zelle fertig, ſo legt ſie ſchon ein Ei hinein, und eben dies thut ſie bei der zweiten, dritten u. ſ. w. Die Larven, welche überhaupt den Bienenlarven ähnlich ſind, kommen nach acht Tagen aus, natürlich die von den erſt gelegten Eiern zuerſt. Nun iſt die Mutter unabläſſig mit der Futterung der Jungen beſchäftigt. Anfangs reicht ſie ihnen blos einen ſüßen Saft, ſpäterhin trägt ſie — gleichſam zerkauete — Stückchen Fleiſch, Theile von zerpflückten Bienen, Fliegen und dergleichen zu. — Mit verdünntem

Honig

Honig kann man dieſe Larven bis zur Verwandlung, wie junge Vögel, auffüttern. — Nach Verlauf von vierzehn Tagen ſpinnen ſie die Oeffnung der Zellen mit einer Art von Seide zu, werden dann Nymphen, und brechen am achten oder neunten Tage als vollkommne Weſpen hervor. Dieſe erſten ſind Geſchlechtsloſe oder Arbeiter; denn ein geheimer Naturtrieb dringt die Mutterweſpe, die Eier, woraus Arbeiter entſtehen, zuerſt zu legen, damit ſie bald bei ihren ſchweren Geſchäften Unterſtützung erhalten kann. Die erſtgebornen Kinder ſind auch kaum aus ihrem Nymphenſtande herausgetreten, als ſie ſchon anfangen, der Mutter zu helfen. Sie erweitern das Neſt, füttern die noch nicht eingeſponnenen Larven u. ſ. w. Im Auguſt kommen endlich auch Weibchen und Männchen aus, die ſich begatten und ihr Geſchlecht weiter fortpflanzen. Die Weibchen ſind größer als die Männchen — denen, wie den Bienenmännchen, der Stachel fehlt —, und die Geſchlechtsloſen wol ſechsmal kleiner als die Weibchen. Nach dieſem Verhältniſſe richtet ſich auch die Größe der Zellen für die verſchiednen Geſchlechter. Die Anzahl der beiden erſtern iſt in einer Weſpengeſellſchaft ungefähr gleich; Geſchlechtsloſe aber gibt es weit mehr als Weibchen und Männchen, die zuſammengenommen nur etliche hundert ausmachen. Die meiſte Arbeit haben zwar die Geſchlechtsloſen auf ſich, doch verrichten die Weibchen auch gewiſſe beſtimmte Geſchäfte, und ſelbſt die Männchen gehen nicht ganz ſo müſſig, wie bei den Bienen.

Da alſo nun ſchon mehrere Weibchen vorhanden ſind, welche der Fortpflanzung obliegen, ſo kann man denken, daß im nächſten Monat ſich die Familie anſehnlich vermehrt haben wird. Am Ende des Sommers findet man zuweilen ein Neſt von vierzehn= bis funfzehntauſend Zellen, worunter kaum ſieben oder acht ſind, in welchen man keine Spur von ausgekrochnen Jungen bemerkt. Welche Nachkommenſchaft einer einzigen Mutter!

Gegen

Gegen den Anfang des Oktobers fallen die Weſpen insgeſammt über die Larven, die zu der Zeit noch in den Zellen liegen, reißen ſie heraus, und beißen ſie todt, da ſie doch entweder vor Kälte oder vor Hunger umkommen würden. Hierauf begatten ſich die Männchen noch einmal mit den Weibchen, und ſterben dann in kurzer Zeit hinter einander weg, ſo wie die kältern Tage eintreten. Eben dies Schickſal widerfährt den Geſchlechtsloſen, und von ſo vielen tauſenden bleibt auch nicht eine am Leben. Nur die Weibchen — und doch nicht alle — entgehen dem Tode; ſie verkriechen ſich in die Erde, und liegen den Winter hindurch in einer gänzlichen Erſtarrung. Im Frühjahre erwachen ſie, kommen hervor, und jede derſelben wird die Stamm-mutter einer neuen Republik. Das alte Neſt brauchen ſie nicht wieder.

Die Weſpen zählt man nicht mit Unrecht zu den ſchädlichen Inſekten. Sie ſind gefährliche Bienenfeinde, denen ſie beſonders des Honigs wegen nachſtellen. Wann ſie eine erhaſcht haben, beißen ſie den Kopf, die Flügel und die Beine ab, und verzehren das Uebrige. Sie freſſen aber auch Aas, und finden ſich ſelbſt bei dem Fleiſche in den Vorrathskammern und Schlächterbuden ein. So lange ſie da ſind, wagt ſich nicht leicht eine Fliege hin, oder ſie wird augenblicklich von der Weſpe ergriffen. Auch an den Gartenfrüchten thun ſie großen Schaden, indem ſie gerade das ſüßeſte und beſte Obſt aufſuchen, Kirſchen, Birnen, Weintrauben u. ſ. w. Man pflegt daher enghalſigte Gläſer, mit Waſſer und Honig bis zur Hälfte angefüllt, an die Zweige zu binden. Der Honiggeruch lockt die Weſpen noch mehr als das Obſt: ſie kriechen daher in das Glas hinein, und erſaufen. Auf dieſe Weiſe fängt man in Einem Tage eine ziemliche Menge.

Weſpenneſter ſind leicht zu zerſtören, wenn man nur einige Vorſicht beobachtet. Am ſpäten Abend, wo ſie ſich alle beiſammen befinden, iſt die beſte Zeit. Schwefeldampf

tödtet

tödtet ſie ſichrer und ſchneller als heißes Wäſſer, welches nicht allemal bis zu ihrem eigentlichen Wohnſitze hindringt.

Wider den Wespenſtich dienen eben die Mittel, die gegen den Bienenſtich empfohlen worden ſind.

Die Bremſe.

Unter den zweiflüglichten Inſekten gibt es etliche Geſchlechter, die nicht ſowol den Menſchen, als einigen Thieren überaus viel Plage verurſachen. Der Landmann pflegt ſie an manchen Orten mit dem allgemeinen Namen Bremſen zu bezeichnen; doch werden darunter zwei in der Geſtalt und Lebensart ganz verſchiedne Geſchlechter von Fliegen verſtanden.

Die eine von dieſen hat einen langgeſtreckten Körper, wie die Raubfliegen, große grünliche Augen, ſieht oberwärts lichtbraun aus, unten gelb, die ſtark geaderten Flügel ſind zuweilen ſchwarz- und weißgefleckt. Ob ſie gleich gut ſehen können, ſo hat man ſie doch aus einem wunderlichen Vorurtheile blinde Fliegen (Tabanus) genannt. Sonſt heißen ſie auch wol Viehbremen oder Pferdefliegen; allein der letztre Name gehört einem eignen Geſchlechte zu. Der Saugrüſſel der eigentlichen Viehbremen beſteht aus drei Borſten und einer dreiklappigen Scheide. Natürlich iſt derſelbe verhältnißmäßig ſtärker und ſchärfer, als bei andern Geſchlechtern, weil er beſtimmt iſt, die dicke Haut der Pferde und Rinder zu durchbohren. Menſchen werden ſelten von ihnen geſtochen. Hingegen quälen ſie, beſonders bei ſchwülem Wetter, jenes Vieh ſo ſehr, daß es oft von den Weideplätzen fortläuft, um Schutz zu ſuchen. An den Stellen, wo ſie geſtochen haben, fließt das Blut noch eine Weile nachher, als ob die Wunde mit einer Lanzette gemacht wäre. Sie können in wenig Augenblicken ſich ſo voll ſaugen, daß man ſich über die Menge Bluts verwundern muß, die eine ſol-

che Fliege bei ſich hat. Man kennt neunzehn Gattungen von dieſem Geſchlechte, die in der Größe und Farbe von einander abweichen. Die Weibchen legen ihre Eier auf Wieſen in die Erde, wo ſich die ausgekommenen Maden von den Wurzeln der Pflanzen nähren, ſich dann auf ähnliche Art verpuppen, wie die Stubenfliegen, und zuletzt in der beſchriebnen Geſtalt als vollkommne Fliegen erſcheinen. Man hat verſucht, das Vieh durch Waſchen mit Brühen von allerlei bittern Gewächſen gegen die Stiche derſelben zu verwahren; es hat aber die gehofte Wirkung nicht gehabt.

Weit ſchlimmer und wirklich gefährlich iſt das andre Geſchlecht, welchem eigentlich und allein die Benennung Bremſe (Oestrus) zukommt. Sie unterſcheidet ſich von der vorigen auf den erſten Blick durch ihre Geſtalt, indem ſie einen kurzen, rundlichen und ſtark behaarten Leib hat, und einer kleinen Hummel gleicht. Da es ebenfalls mehrere Gattungen derſelben gibt, ſo iſt auch die Farbe verſchieden; doch haben ſie im allgemeinen auch hierin mit den Hummeln Aehnlichkeit, denn man ſieht bei ihnen Braun, Gelb und Schwarz in mancherlei Miſchungen. Ein ſehr merkwürdiger Unterſchied, welcher die Bremſen nicht nur von den vorhergenannten Viehbremen, ſondern von allen Fliegen überhaupt auszeichnet, wird an demjenigen Theile bemerkt, der das Maul vorſtellt. Man findet nämlich da weder ein eigentliches Maul, noch einen Rüſſel oder Stachel, ſondern nur drei Punkte; doch haben ſie inwendig eine Art von Rüſſel, von dem ſie aber keinen Gebrauch machen zu können ſcheinen. Mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthet man deshalb, daß ſie in ihrem vollkommnen Zuſtande gar keine Nahrung mehr zu ſich nehmen, wenigſtens nähren ſie ſich nicht vom Blute der Thiere, und quälen alſo auch dieſe nicht mit ihren Stichen. Dennoch ſind ſie ihnen aber weit ſchrecklicher, als die blutgierigſten Stechfliegen. Durch dieſe wird ein Thier erſt beunruhigt, wann es den Stich

fühlt;

fühlt; von jenen aber geängſtigt, wann es nur ihr Summen hört; die Stechfliege muß einen ſehr empfindlichen Theil des Leibes verletzen, wenn das Thier wüthend werden ſoll; die Bremſe darf ihm nur zu nahe kommen, ſo tobt und raſet es, und flieht, wenn es entfliehen kann. Ein geheimer, wunderbarer Naturtrieb ſagt dem Thiere, was es von dieſem Inſekte zu fürchten hat, wenn es auch noch nie die Wirkung davon empfand; und ein eben ſo merkwürdiger Trieb reizt das Inſekt, dem Thiere zu folgen, da es ohne daſſelbe ſein Geſchlecht nicht fortpflanzen kann. Die Natur hat nämlich den Leib dieſer Thiere zur Ausbrütung der Eier der Bremſen und zur Ernährung ihrer Larven beſtimmt; ſie ſind verloren, wenn ſie nicht an den ihnen angewieſenen Ort hingebracht werden. Das Pferd, das Rind, der Hirſch, das Rennthier, das Schaaf, die Ziege, und — wie Einige ſagen — auch das Kameel, ſind dieſem Schickſale vornämlich unterworfen, daß ſie die Geburt ſolcher ihnen verhaßten Inſekten ſelbſt befördern müſſen.

Von den fünf Gattungen dieſes Geſchlechts wollen wir nur drei bemerken, inſofern ſie ſich durch eine beſondre Oekonomie in Anſehung der Wahl des Orts, wo ſie ihre Brut hinlegen, von einander unterſcheiden; denn ihre Geſtalt iſt im Allgemeinen ſchon vorher beſchrieben.

Die Pferdebremſe. Nach den neueſten Beobachtungen gibt es hievon zwei verſchiedene Gattungen, wovon die eine ihre Eier auf die Schultern und an die Knie der Pferde, die andre an die Lippen derſelben legt; jene heißt Oestrus equi, dieſe, Oestr. haemorrhoidalis. Das Pferd leckt ſodann die Eier zufällig ab, und verſchluckt ſie. So kommen ſie in den Magen, wo ſie ausgebrütet werden. Die Larven halten ſich mittelſt ſcharfer Häkchen am Kopfe im Magen feſt, und bleiben ſo lange darin, bis die Zeit ihrer Verwandlung herannahet. Alsdann kriechen ſie durch die Gedärme nach dem After hin, ſtürzen ſich durch die Oeffnung deſſelben herunter auf die Erde, und

ſuchen einen bequemen Ort, wo ſie ſich in ihrer eignen Haut verpuppen, und nach der Verwandlung als Fliegen hervorgehen. — Sonſt wollte man bemerkt haben, daß Oestr. haemorrh. die Eier in die Falten des Afters lege, daß die hier ausgebrüteten Larven durch die Gedärme bis in den Magen hinauf kröchen, und daß ſie zur beſtimmten Zeit denſelben langen Weg wieder zurücknähmen, um ihre Verwandlung außer dem Leibe des Pferdes abzuwarten. Hat ein Pferd viel ſolcher Gäſte bei ſich, ſo erkrankt es, und ſtirbt an einer Entzündung des Magens. Bei der Eröffnung findet man nicht ſelten ganze Klumpen von Maden oder Larven zu mehrern Hunderten beiſammen.

Die Ochſenbremſe (Oestrus bovis) gelangt auf einem andern Wege zu ihrem Ziele. Sie ſchwebt über dem Rücken der Rinder, und läßt, ſobald dieſe ſtill genug ſtehen, ein Ei darauf fallen. Dies klebt in den Haaren feſt, und wird da ausgebrütet; die Made bohrt ſich alsdann in die Haut, erregt dadurch eine Art von Beule oder Geſchwür, und nährt ſich während ihres Larvenſtandes von den Säften des Thiers. Das Loch in der Beule bleibt beſtändig offen, wodurch die Made Gemeinſchaft mit der äußern Luft behält. Wann die Zeit ihrer Verwandlung kommt, kriecht ſie heraus, fällt auf die Erde, verpuppt ſich, u. ſ. w. Eben die oder ähnliche Bremſen verfolgen auch das Rothwild und die Rennthiere [ſ. die Geſchichte derſelben]. Bei einer mäßigen Anzahl ſolcher Maden und offnen Geſchwüre, die man nicht übel mit Fontanellen *) verglichen hat, befindet

*) Fontanellen heißen gewiſſe, durch ätzende Mittel mit Fleiß erregte Geſchwüre, um allerlei unreine Säfte abzuführen. Man legt in die gemachte Wunde gemeiniglich eine Erbſe, damit ſie ſo lange offen bleibt, als man es haben will.

det ſich das Thier recht wohl; ja, man behauptet, daß das Vieh geſunder ſei, und beſſer freſſe und zunehme, das etliche Beulen von der Art habe, als das ganz davon frei ſei. Sollte auch bei dieſer letztern Behauptung einige Uebertreibung Statt finden: ſo iſt doch das erſte richtig, und ſtimmt mit der Erfahrung vollkommen überein. Aber freilich wird es eine tödtliche Plage, wenn dreißig, vierzig, und mehr ſolcher Larven auf ein Stück loszehren.

Die Schaafbremſe (der Stirngrübler, Oestrus ouis) kriecht vornämlich den Schaafen, zuweilen aber auch den Ziegen, Rehen und einigen andern Thieren in die Naſe, und legt ihre Eier hinein. Die ausgebrüteten Maden ziehen ſich alsdann weiter hinauf, bis zu den Höhlungen in dem Stirnbeine, und nähren ſich von dem Schleime, der ſich da aus den Drüſen abſondert, und aus der Naſe fließt. Ihre Verwandlung geſchieht ebenfalls in der Erde, oder wenigſtens an einem bedeckten Orte über derſelben, wie bei den vorigen. Dieſe Larven verurſachen den Thieren öfters die heftigſten Schmerzen, wenn ſie mit ihren ſcharfen Häkchen am Kopfe die empfindlichen Häute der Stirnknochen verletzen; es äußern ſich alsdann Anfälle von Schwindel und von Raſerei, ſie laufen mit dem Kopfe gegen die Wände u. ſ. w. Das ſicherſte iſt, ein ſo geplagtes Thier gleich zu ſchlachten. Starke Niesmittel helfen nur ſelten.

Es dürfte wol ſchwer ſein, weidende Viehheerden gegen dergleichen Unfälle in Sicherheit zu ſetzen. Es iſt Anſtalt der Natur, daß dieſe Gattungen von Inſekten nirgend anders, als in dem Leibe jener Thiere ausgebrütet werden, und zu ihrer Vollkommenheit gelangen können, und die Natur ſteht mit ſich ſelbſt nie in Widerſpruch, es kann alſo auch dieſe Einrichtung an ſich nicht böſe, nicht durchaus ſchädlich ſein. Wir ſehen auch offenbar, wie

ſchon vorher bemerkt iſt, daß dieſe Thiere eine gewiſſe Anzahl ſolcher Larven, ohne Schaden ihrer Geſundheit, ſelbſt ohne äußerliche Zeichen von ſchmerzhaften Empfindungen, bei ſich beherbergen; nur das Allzuviel wird, wie überall, ſo auch hier, ein Keim des Verderbens. — Allein wann das Thier nicht davon beläſtigt würde, wenn z. B. das Rind, das Rennthier, nicht von dem über ihm ſchwebenden Inſekte ſchmerzhafte Wirkungen ahndete, warum geberdet es ſich dabei ſo übel? Warum wüthet es dann ärger, als wann es den tief verwundenden Stachel der Stechfliegen fühlt? Zwar haben einige Naturforſcher behauptet, daß die Bremſen auch mit einem ſcharfen Legeſtachel eine Oeffnung in die Haut des Thiers machten, um das Ei hineinzubringen; aber das Gegentheil hat man durch neuere Beobachtungen außer allen Zweifel geſetzt. Mehrere Augenzeugen beſchreiben das Verfahren der Ochſen- und Rennthierbremſe, wie oben gemeldet worden iſt. — Woher alſo jene Erſcheinung, wenn nicht gegenwärtiges Gefühl des Schmerzes, ſondern nur Ahnung bei dem Thiere Statt findet? Und wozu dieſe Ahnung, wenn das Thier auch in der Folge nicht einmal von den Wirkungen dieſes ihm ſo fürchterlichen Inſekts leiden ſoll? — Nach den bisherigen Betrachtungen ſcheint die Beantwortung dieſer Fragen leicht zu ſein. Eben darum, weil zu viele ſolcher Larven dem Thiere ſchädlich, ja tödtlich werden, iſt ihm von dem weiſen Schöpfer der Naturtrieb eingepflanzt, daß es dies Inſekt kennt, ohne vorher Erfahrung davon gemacht zu haben, und daß es ſich ſträubt, ſich wehrt und flieht, um nicht durch gelaſſene Gleichgültigkeit ſeinem Feinde die Einquartirung zu erleichtern, und ſomit eine zu große Menge derſelben auf ſich zu laden. Freilich geſchieht dies zuweilen doch, ſo wie auch andre Thiere und ſelbſt Menſchen wol manchmal Opfer gewiſſer Einrichtungen der Natur — wer kann ſagen, durch welchen Zuſammenfluß von Umſtänden? —

werden

werden müſſen. So lange indeß ein Thier in ſeiner natürlichen Freiheit lebt, wird der Fall ſelten ſein, daß es an dieſer ſogenannten Wurmkrankheit ſtirbt; aber nicht ſo, wenn es unter der Aufſicht der Menſchen ſieht, und ſeinen Aufenthalt nicht nach Willkühr nehmen darf. Man ſieht dies unter andern an den zahmen und wilden Rennthieren in Lappland.

Da die Bremſen nie ſich unſern Wohnungen nähern, ſo können wir unſer zahmes Vieh nicht beſſer dagegen verwahren, als wenn wir es nicht auf die öffentliche Weide gehen laſſen. Auch einer von den vielen Vortheilen der Stallfutterung!

Der Bienenkäfer, Attelabus apiarius.

Es gibt Bienenwölfe unter den Vögeln, unter den Larven der Schmetterlinge und unter den Käferlarven. In der Geſchichte der Vögel haben wir eine Gattung Bienenfreſſer beſchrieben, die ſich zuweilen auch in Deutſchland ſehen läßt. Weit häufiger trifft man in unſern Bienenſtöcken die Larven einiger Nachtſchmetterlinge an, die des Nachts um und in den Wohnungen der Bienen herumflattern, und ihre Eier dahin legen, ohne von den Bienen ſelbſt daran gehindert zu werden. Die auskriechenden Larven graben ſich bedeckte Gänge in dem Wachſe, und hüllen ſich zum Theil in ein ſo dichtes Gewebe, daß ihnen kein Bienenſtich ſchaden kann. So zernagen und verunreinigen ſie die Zellen, daß, wenn ihrer viele ſind, die Bienen gezwungen werden, den Stock zu verlaſſen. Wann ſie nach Jahresfriſt ſich in Schmetterlinge verwandelt haben, begatten ſie ſich gleich in dem Stocke ſelbſt, und legen ihre Eier wieder hinein. Die Bienen ſcheinen ſie alſo nicht für Feinde zu erkennen, da ſie ihnen hiezu Zeit laſſen.

Faſt noch ärger machen es die Larven desjenigen Käfers, den man ebenfalls Bienenwolf nennt, und von dem

dem wir hier eigentlich ſprechen wollten. Er iſt einen halben Zoll lang, und den dritten Theil ſo breit; der Leib überhaupt iſt etwas platt und haarig. Von Farbe ſieht er meiſtens violetblau aus, beſonders Kopf und Bruſtſchild; die Flügeldecken ſind zinnoberroth mit drei ſchwarzblauen Streifen. Man findet dieſe Käfer im Frühjahre und Sommer häufig auf den Blumen. Die befruchteten Weibchen ſchleichen ſich gern in die Zellen der Maurerbiene, welche ihr Neſt ſo künſtlich an eine Mauer anbringt, daß man es von dieſer kaum unterſcheiden kann. Der Käfer wartet den Zeitpunkt ab, wo die Biene ausfliegt, dringt dann in das Neſt ein, und legt ſeine Eier ab. Die nach einiger Zeit auskommenden röthlichen Larven haben ſechs Füße und ſcharfe Freßzangen, und verzehren die Zellen mit den Bienenlarven zugleich. Ihre Verwandlung erfolgt erſt im künftigen Jahre. Eben dieſe Larven finden ſich aber auch in den Wohnungen der Honigbienen, wo ſie den Bienenwirthen unter dem Namen Rankmaden oder Riehlwürmer fürchterlich ſind. Auch hier freſſen ſie die Bienenlarven eben ſo begierig, wie Honig und Wachs. Da man noch nie geſehen hat, daß die Käfer ſich ſelbſt zum Eierlegen in die Bienenſtöcke begeben — welches ſie auch nicht wohl wagen dürften: — ſo iſt die Vermuthung nicht unwahrſcheinlich, daß die Eier von den Bienen zufälligerweiſe mit dem Blumenſtaube eingetragen werden.

Wann man dieſe Feinde bemerkt, ſo ſchneidet man die Stellen, wo ſie ſitzen, aus den Wachstafeln aus. Haben ſie ſchon ſehr überhand genommen, ſo muß man die Bienen bei Zeiten in einen andern Stock bringen. Verwahrungsmittel kennt man nicht. Von der Vertilgung der Bienenmotten (Bienenfalter) ſiehe die allgemeinen Vorſchläge in der Geſchichte der Raupen.

Zweite Ordnung.

Nützliche Inſekten.	Schädliche Inſekten.
Die Cochenille	Der Scorpion.
Der Kermes	Der Indianiſche Scolopender.
Die Gummilackſchildlaus	
Die Gallfliegen.	

Die Cochenille, Coccus cacti.

Der Gebrauch dieſes koſtbaren Farbeſtoffs, welcher alle andre rothe Farben, und ſelbſt den hochberühmten Purpur der Alten, weit übertrifft, iſt in Europa erſt ſeit etlichen hundert Jahren bekannt. Vorher behalf man ſich theils mit dem Kermes, theils, und beſonders in Deutſchland, mit dem ſogenannten Johannisblute. Als nach der Entdeckung von Amerika die Cochenille auch bei uns eingeführt wurde, hielt man ſie Anfangs für die Blüthe oder Frucht eines Gewächſes, und man ahnete nicht, daß ſie ſo nahe mit dem bisher gebräuchlichen Farbeſtoffe verwandt ſei, als ſich in der Folge wirklich entdeckte. Es ſind nämlich die jetzt erwähnten Naturprodukte kleine Inſekten, die zu dem Geſchlechte der Schildläuſe gehören, welche wir hier kürzlich beſchreiben wollen. Zuvor aber etwas von dem ganzen Geſchlechte überhaupt.

Was bei den Schildläuſen vornämlich auffällt, iſt die außerordentliche Ungleichheit der Geſchlechter. Die Männchen ähneln einer kleinen Mücke, ungefähr von der Größe einer kleinen Ameiſe, und haben zwei Flügel und zwei lange Schwanzborſten. Die Weibchen hingegen ſind

wol dreimal größer, ungeflügelt, meiſtens eirund, und mit einem muſchelförmigen Schildchen bedeckt. Sie haben einen Saugſtachel, faſt wie die Wanzen, und nähren ſich von den Säften verſchiedner Gewächſe. Im Frühjahre begatten ſie ſich, und alsdann bleiben die Weibchen auf einer Stelle unbeweglich ſitzen, und legen eine Menge Eier, die ſie vermittelſt gewiſſer Bewegungen des Hinterleibes unter den Bauch zu ſchieben wiſſen. So brüten ſie gleichſam über denſelben, und die Jungen kommen in vierzehn Tagen aus, während welcher Zeit die Mutter ſtirbt. Nun kriechen die Jungen unter dem Schilde hervor, laufen auf den Blättern herum, und ziehen mit dem Saugrüſſel ihre Nahrung aus denſelben. Wann ſie eben geboren ſind, bemerkt man keinen ſonderlichen Unterſchied unter ihnen; allein nach einigen Häutungen erhalten Männchen und Weibchen die ſchon beſchriebne Geſtalt. Die Männchen verpuppen ſich, ehe ſie Flügel bekommen. Verſchiedne Gattungen pflanzen ſich auf die Weiſe in einem Sommer zwei bis dreimal fort. Die letzte Brut bleibt unter der Bedeckung des mütterlichen Schildes vom Herbſte bis zum Frühjahre gegen die rauhe Witterung des Winters in Sicherheit.

Bei uns ſieht man dergleichen Inſekten auf den Weiden, Eichen, Ulmen, Pfirſichen und Orangebäumen, gemeiniglich auf der untern Seite der Blätter. Von den letztern — den Orangebäumen; die darauf wohnende Schildlaus heißt Coccus hesperidum — pflegen ſie die Gärtner fleißig abzubürſten, weil ſie ſehr ſchädlich ſind. Auch vertreibt man ſie mit Wein-eſſig, womit man die Blätter beſprengt.

Eine andre, nicht nur unſchädliche, ſondern ſelbſt nutzbare einheimiſche Gattung von Schildläuſen findet ſich in ſandigen Gegenden an den Wurzeln des Knauelkrauts, des Gänſerichs, der Erdbeeren, der Pimpinell, des Mausöhrchens und andrer Pflanzen, deren nähere Beſchreibung im zweiten Theile dieſer Naturgeſchichte nachzuſehen iſt.

Die

Die Weibchen ſind etwas gröſser als ein Hanfkorn, violetfarbig, aber im Anfange des Julius mit einem weiſſen wolligten Staube bedeckt. Sie haben verſchiedene Namen, z. B. deutſche Cochenille, polniſche Körner oder Körnerſchild, Johannisblut u. ſ. w. Ehemals wurden ſie, wie geſagt, in Deutſchland häufig geſammelt, noch mehr aber in Polen, wo es auch noch zum Theil heut zu Tage geſchieht. Die Einführung der Amerikaniſchen Cochenille verdrängte indeß dieſe ſchlechtere Sorte, indem jene nicht nur ſchöner, ſondern auch ſtärker färbt; denn mit einem Pfund Amerikaniſcher Cochenille reicht man eben ſo weit, wie mit zwanzig Pfund von unſrer deutſchen. Jedoch iſt zu wünſchen, daß Scheidekünſtler, Naturforſcher und Oekonomen noch fortfahren mögen, mehrere Verſuche mit dieſem einheimiſchen Produkte anzuſtellen. Wie groß würde nicht der Vortheil ſein, wann man es noch dahin brächte, daß wir jene theure ausländiſche Waare entbehren könnten! Da dieſe Inſekten bei uns ſich von verſchiednen Pflanzen nähren, ſo dürfte ſich nach dieſer Verſchiedenheit vielleicht auch ein Unterſchied in der Güte derſelben finden. Eben ſo wichtig iſt aber wol die Beſchaffenheit des Zuſatzes, welcher den eigentlichen färbenden Stoff aufſchließt und erhöhet.

Die Amerikaniſche Cochenille iſt urſprünglich in Mexico zu Hauſe, wird aber nunmehr auch in andern Gegenden von Süd-amerika und in Spanien — wiewol hier nur ſparſam — gezogen. Auch konnte die eiferſüchtige Wachſamkeit der Spanier nicht verhindern, daß ſie nicht im Jahre 1776 nach Weſtindien, in die franzöſiſchen Colonien, eingeführt wurde. In Frankreich ſelbſt hat man ebenfalls die Erziehung dieſer Inſekten verſucht, allein die Hinderniſſe des Klima waren bisher unüberwindlich. Wie vielmehr werden ſie es in den mehr nördlichen Ländern Europens ſein! Die Hauptſchwierigkeit liegt in der Anpflanzung desjenigen Gewächſes, welches den Inſekten zur Nahrung dient, und welches auf Europäiſchem Boden nicht recht

gedeihen will, einige glückliche Gegenden in Spanien ausgenommen. Dies Gewächs heißt in der Landesſprache Nopal, und in der Kunſtſprache der Naturforſcher Opuntia (Cactus opuntia). Es iſt eine Gattung indianiſcher Feigen, wovon es mehrere Abänderungen geben ſoll, die auf die verſchiedne Güte der Cochenille Einfluß haben. Man ſieht an demſelben weder einen eigentlichen Stamm, noch Zweige, ſondern unmittelbar aus der Erde wachſen länglichte, platte, fleiſchige Blätter, von der Dicke einer Federſpule, immer eins auf dem andern. Will man es fortpflanzen, ſo legt man nur ein Blatt in die Erde, welches Blatt mehrere Blätter treibt, und ſo etwa zwei bis drei Ellen hoch wächſt. Die Frucht deſſelben gleicht einigermaßen unſern Feigen, iſt inwendig roth, und färbt auch, wann man ſie genoſſen hat, den Urin wie Blut. Man zieht die Pflanzen hier in Treibhäuſern und in Blumentöpfen, doch nicht bis zur Vollkommenheit. In Amerika wird ſie um der Cochenille willen ſehr ſorgfältig angebauet; und dieſe ſelbſt gezognen ſind weit beſſer als die wildwachſenden. Hierauf gründet ſich auch der vornehmſte Unterſchied in der Güte der Cochenille ſelbſt; denn die von den wilden Pflanzen iſt eine ſchlechtere Sorte, und heißt unächte oder Feldcochenille; die ächte, feine Cochenille, die von dem Orte, wo ſie am häufigſten geſammelt wird, den Namen Meſteque führt, kommt von den zahmen Pflanzen. Einen andern Unterſchied in dem Werthe derſelben macht die Zeit der Einſammlung und die mehr oder minder zweckmäßige weitere Behandlungsart. Doch wir müſſen erſt von der Geſchichte dieſer Inſekten etwas Weniges vorausſchicken.

In Anſehung der Größe vergleicht man die amerikaniſche Schildlaus mit unſern Hauswanzen, nur daß ſie nicht ganz ſo platt, und die Form des Körpers länglich eirund iſt. Von Farbe ſieht ſie braunroth aus; die völlig ausgewachsnen ſind aber, wie unſre einheimiſchen

Schildläuſe, mit einer weißlichen Wolle bedeckt. Die viel kleinern Männchen haben Flügel, halten ſich nur zur Paarung eine kurze Zeit auf, und verſchwinden dann. Nach der Begattung im Frühjahre gebären die Weibchen lebendige Junge, die bald unter dem Leibe der Mutter hervorkriechen und ſich zerſtreuen. Die Mütter bleiben auf der Stelle ſitzen, und ſterben in etlichen Tagen. In einer Zeit von drei Monaten entſteht die zweite Brut, und wiederum nach drei Monaten die dritte. Nun ſtellt ſich in jenen Ländern der Winter, d. i. die Regenzeit, ein, und die letzte Brut erreicht deshalb ihre völlige Ausbildung nicht; ſie verbirgt ſich, ſo gut ſie kann; viele ſterben, und die übriggebliebnen pflanzen ſich bei der Rückkehr des Frühjahrs wieder fort.

Bei der Einſammlung nimmt man von der erſten Brut blos die Mütter; bei der zweiten, nebſt dieſen, auch einige von den erwachsnen Jungen, die ſich noch nicht fortgepflanzt haben; die dritte wird ſehr eilfertig angeſtellt, weil der nahe Winter ſie ſonſt verſcheucht. Man ſcharrt alles zuſammen, was man bekommen kann, und ſo wird allerlei Unreinigkeit von den Gewächſen ſelbſt mit darunter gebracht. Dieſe letzte Sammlung gibt alſo auch die ſchlechteſte Sorte Cochenille. Zur Fortzucht aufs künftige Jahr hebt man ſo viele Junge, als man will, in den Häuſern auf; denn ſie ſind ſehr zärtlich, und gegen Näſſe und Kälte ungemein empfindlich, daher auch von den wilden ein großer Theil ſtirbt. Man macht zu dem Ende kleine Neſterchen von feinem Heu oder Mooſe, und legt Blätter von der Nopalpflanze, worauf ſie ſitzen, hinein, damit ſie den Winter davon zehren. Wann die Witterung es zuläßt, bringt man ſie dann wieder ins Freie, wo ſie ſich bald begatten u. ſ. w.

Um ſowol die Mütter, die bei der Einſammlung noch nicht alle geſtorben ſind, als auch beſonders die lebhaften Jungen zu tödten, pflegt man ſie mit heiſſem Waſſer zu brühen,

brühen, oder man ſetzt ſie der Ofenhitze, oder der brennenden Sonne aus — denn auch davon ſterben ſie, daher man ihnen den Sommer über in den Pflanzungen Schatten zu geben ſucht. — Nach der erſten Methode bekommt die Cochenille ein braunröthliches Anſehn; nach der zweiten ſieht ſie gemeiniglich aſchgrau, zuweilen auch ſchwärzlich aus; die dritte Art des Verfahrens iſt die beſte, und man erkennt die ſo gedörrte Cochenille an der ſilbergrauen, glänzenden Farbe von außen. Vier Pfund friſche Cochenille geben kaum ein Pfund getrocknete. Man hat berechnet, daß an ſiebzig tauſend Inſekten zu einem Pfunde gehören; und doch ſoll jährlich wol eine Million Pfund nach Europa gebracht werden. Das Pfund von der beſten Sorte koſtet in England etwa zehn Gulden. Man behauptet, daß dort nicht ſelten deutſche Cochenille mit darunter gemiſcht werde.

Die Cochenille behält ihre färbende Kraft, und wenn ſie auch über hundert Jahre liegen bleibt. Ohne Zweifel kommt der ſchöne Farbeſtoff vorzüglich von dem Gewächſe, woraus die Schildläuſe den Saft ziehen, und welcher in ihrem Leibe noch mehr geläutert und verfeinert wird. Eine ähnliche Wirkung hat der Genuß unſrer Färberröthe auf den thieriſchen Körper, deſſen innere Theile ſich davon färben. Man ſollte überhaupt auf unſre einheimiſchen Inſekten, die ſich von Pflanzen nähren, in der Hinſicht aufmerkſamer ſein. Eine einzige glückliche Entdeckung belohnt die Mühe von hundert vergeblichen Verſuchen.

Mit der Cochenille färbt man nicht nur am ſchönſten und dauerhafteſten ſcharlach-, karmoiſin- und purpurroth, ſondern auch violet, gelb und zimmtbraun. Desgleichen braucht man ſie zur Bereitung des theuren Karmins und andrer rother Lackfarben. Hievon in der Technologie an ſeinem Orte.

Der

Der Kermes, Coccus illicis.

Die Kermes- oder Scharlachbeeren, unter welchen Namen ſie im Handel vorkommen, ſind keine Früchte, wie man aus jener Benennung ſchließen ſollte, ſondern ebenfalls Inſekten von dem Geſchlechte der Schildläuſe *). Sie werden vornämlich in Spanien, Portugall und Frankreich auf einem Gewächſe gefunden, welches Stech-eiche (Kermeseiche) heißt, aber nur zwei bis drei Fuß hoch wird, und eher einem Strauche als einem Baume ähnlich iſt. Hier ſieht man ſie im Anfange des März an den Zweigen und Blättern herumkriechen, nicht viel größer als Hirſekörner, allein ſie wachſen ſchnell. Die geflügelten Männchen paaren ſich im folgenden Monate mit den Weibchen, worauf ſich dieſe in den Winkeln, welche die Zweige unter ſich oder mit dem Laube machen, feſtſetzen, und bis zur Größe einer Wacholderbeere anſchwellen. Ihre Farbe iſt ſchwarzroth oder bläulich, doch ſind ſie auch zugleich mit weißlichem Staube bedeckt. Gegen Ende des Maimonats legen ſie etliche hundert rothe Eier unter ſich, aus welchen im nächſten Monate die Jungen hervorkommen. Während der Zeit iſt die Mutter über ihrer Brut geſtorben, und man findet nach dem Auskriechen der Jungen nichts weiter als die leere Hülſe von ihr, die noch an dem Zweige klebt. Es gibt aber auch Spätlinge, die erſt im Auguſt geboren werden. Dieſe wachſen nur unmerklich, da ihre eigentliche Periode ſchon vorüber iſt, und bleiben in einem Zuſtande der Unvollkommenheit bis zum künftigen Frühjahre, wo ſie ſich weiter fortpflanzen. Die frühzeitig trächtigen Mütter ſammelt man, noch ehe ſie ihre Eier abgelegt haben, und dieſe geben die beſte Sorte Kermes. Gewöhnlich beſchäftigen ſich arme Weiber mit der Ein-

*) Das Wort Kermes iſt Arabiſchen Urſprungs, und heißt ſo viel als Wurm.

Einſammlung, die ſich deshalb die Nägel wachſen laſſen, um ſie abkratzen zu können. Man breitet ſie auf ein Tuch aus, beſprengt ſie mit Eſſig, um ſie zu tödten, und trocknet ſie dann an der Luft. Eine Perſon kann in einem Tage wol zwei Pfund ſammeln. Von den ſpäter gebärenden nimmt man nur die Hülſen der Mütter, und läßt die Jungen zur Fortzucht aufs künftige Jahr auskriechen.

Obgleich die Cochenille ein lebhafteres und brennenderes Roth gibt, ſo wird doch auch der Kermes noch häufig in der Färberei gebraucht. Der Franzſcharlach, Lilas, Couleur de Pûce und ähnliche Farben werden durch verſchiedne Zuſätze mit dem Kermes hervorgebracht. In den Apotheken macht man von dem ausgepreßten und mit Zukker vermiſchten Safte den bekannten Alkermeskonfekt, dergleichen in Montpellier im Großen bereitet und durch ganz Europa verführt wird. Auch gibt es einen Kermesſyrup. Beide ſind zuſammenziehende, magenſtärkende Arzneien.

Die Gummilackſchildlaus, Coccus ficus.

Der wahre Urſprung des Gummilacks iſt erſt in den neuern Zeiten bekannt geworden. Es kommt nicht, wie man ſonſt glaubte, von gewiſſen Ameiſen oder Käferchen, ſondern von Schildläuſen her. Dieſe leben auf einigen Gattungen indianiſcher Feigenbäume, (Ficus religiosa und Fic. indica) beſonders häufig in den gebirgigten Gegenden von Hindoſtan. Im November und December erſcheinen die Jungen, die dann ungefähr die Größe einer kleinen Laus haben. Ihre Geſtalt iſt eirund, der Rücken muſchelförmig, die Farbe roth. Bald nachdem ſie von der Mutter getrennt ſind, ſaugen ſich die weiblichen Schildläuſe an die ſaftigen Zweige feſt an, und werden nach etlichen Monaten von den Männchen befruchtet. Aus den Zweigen quillt nun das Gummilack an der Stelle, wo ein

ein Weibchen ſitzt, hervor — vermuthlich durch die Stiche des Inſekts herausgelockt, — umgibt es nach und nach, und bildet eine Art von Zellchen zur Wohnung für die Mutter, und zur Wiege für die künftigen Jungen. In dieſer Zelle bleibt es die übrige Zeit ſeines Daſeins unbeweglich, ſchwillt zu einer kleinen Blaſe auf, und verliert faſt ganz das Anſehen eines Thiers. Im Oktober und November findet man in demſelben gegen dreißig Eier, aus welchen etwas ſpäterhin die beſchriebnen Jungen auskriechen. Man ſammelt das Gummilack aber gemeiniglich vorher, wann die trächtigen Mütter noch in den Zellen ſitzen; denn von dieſen kommt eben die ſchöne hochrothe Farbe her. Da dieſe Inſekten außerordentlich fruchtbar ſind, ſo werden ſie auch in jenen Gegenden in erſtaunlicher Menge angetroffen, und das Gummilack iſt dort ſehr wohlfeil. Indeſſen hat man es von verſchiedner Güte, welche theils von der Güte des Gewächſes, worauf die Thierchen leben, abhängt; theils von der Zeit der Einſammlung, d. i. ob man mit den Zellen die Inſekten ſelbſt, oder jene ohne dieſe abnimmt; theils auch von der Reinigkeit, indem man es öfters mit andern Zuſätzen vermiſcht.

Uebrigens iſt das Gummilack von ganz eigner Natur, es iſt weder Gummi noch Harz *), noch Wachs; ſondern es hat mit allen dreien Produkten einige Aehnlichkeit. So wie es zu uns kommt, iſt es hart, leicht zerbrechlich, hell, durchſichtig, dunkelbraun oder ſchwarzroth, und gibt, wenn es angezündet wird, einen angenehmen Geruch. Wann es noch an den kleinen fingerslangen Aeſtchen hängt, und alſo in dem natürlichen Zuſtande iſt, wie es geſammelt wird — denn man bricht die Zweige mit den Zellen ab: — ſo heißt es Holz- oder Stocklack. Dies iſt die

*) Von dem Unterſchiede zwiſchen Gummi und Harz ſiehe den zweiten Theil der Technologie.

die theuerſte und koſtbarſte Sorte. Allein ſo wird es ſelten verkauft, ſondern die Indianer bereiten daraus das ſogenannte Gummilack in Körnern und das Schellack. Das erſte beſteht aus kleinen gelblichrothen Körnern, welche von dem zwiſchen Steinen geriebnen Stocklacke entſtehen. Es iſt gemeiniglich ſchlecht. Das Schellack (Plattlack, Tafellack) beſteht aus dünnen, faſt durchſichtigen Blättern, und iſt nichts anders als geſchmolznes und in Formen gegoßnes Stocklack. Maler, Lackirer u. ſ. w. gebrauchen dieſe Sorte am gewöhnlichſten. Das Pfund koſtet ungefähr einen Gulden. In Indien wird das Gummilack häufiger, und zur Verfertigung mehrerlei Kunſtſachen gebraucht, als bei uns. Es iſt aber auch dort in ſolcher Menge vorhanden, daß man hundert Pfund für drei bis vier Thaler kauft. Von der Bereitung des Siegellacks und Goldlacks, wozu es den Hauptſtoff abgibt, ſ. die Technologie.

Die Gallfliege, Cynips.

Das Wort Galle bedeutete ehedem eine runde Erhöhung an einem Körper, oder eine Blaſe, und daher nannte man auch die bekannten Auswüchſe an den Blättern der Eichen und andrer Gewächſe Gall-äpfel. Hievon nun haben die Inſekten, welche durch ihren Stich überhaupt an irgend einem Theile eines Gewächſes Gallen, d. i. Blaſen oder ſonſt ungewöhnliche Veränderungen und Geſchwülſte verurſachen, ihren Namen erhalten. Dieſe Auswüchſe ſind von verſchiedener Geſtalt, Farbe und Größe. Einige gleichen, dem äußern Anſehen nach, wirklichen Aepfeln, andre einer Blume, einem Nagel, einem Schirme u. ſ. w.; einige ſind glatt, andre mit Stacheln oder dicken Haaren beſetzt; einige haben inwendig ein feſtes, holziges, andre ein ſchwammigtes Gewebe. Dieſer Unterſchied rührt theils von der Beſchaffenheit des Gewächſes her, auf welchem der Auswuchs entſteht, theils von der Verſchiedenheit der

Inſek-

Inſekten, die ihn veranlaſſen. Daher findet man auch auf Einem Gewächſe nicht immer einerlei Gallen, indem Käfer, Schmetterlinge und Fliegen, und zwar mehrere Gattungen derſelben, ihre Bildung bewirken. Unter allen dieſen wollen wir hier nur einiger Gallfliegen erwähnen, welche die Stelle rechtfertigen, die wir ihnen unter den ausländiſchen nützlichen Inſekten gegeben haben. Denn diejenigen Gattungen, welche bei uns gefunden werden, ſind von keinem ſonderlichen Nutzen.

Die Gallfliegen haben in ihrem vollkommnen Zuſtande vier Flügel, und nur die Weibchen allein einen Stachel im Hinterleibe, wie die Wespen und Bienen, mit denen ſie auch von den Naturforſchern in Eine Ordnung zuſammengeſtellt, und von Einigen Gallwespen genannt werden. Man kennt an acht und zwanzig Gattungen derſelben. Die meiſten ſind zwei- bis dreimal kleiner als eine gemeine Stubenfliege, und zum Theile von ausnehmender Schönheit, die man aber erſt durch Hülfe eines Vergrößerungsglaſes recht erkennen kann. Nach der Paarung, gemeiniglich im Herbſte, bohren die Weibchen mit ihrem Stachel in ein Gewächs, und legen in die Oeffnung ein oder etliche Eier, die darin bis zum Frühling liegen, und dann ausgebrütet werden. Die Geſchwulſt, welche an dem Theile des Gewächſes entſteht, wo das Ei liegt, rührt wol größtentheils von der Hemmung des gewöhnlichen Laufs der Nahrungsſäfte an dem Orte her. Allein die Regeln, nach welchen die verſchiednen Geſtalten ſich bilden, wiſſen wir nicht. Die Eier ſelbſt wachſen erſt noch in dieſer Höhle, und werden zuweilen noch einmal ſo groß, wie ſie Anfangs waren. Alsdann kriechen Larven (Maden) aus, die ſich hier nähren, verpuppen, und gegen den Herbſt als kleine glänzende Fliegen herauskommen, und davonfliegen. Oftmals findet ſich eine Gattung Schlupfwespen (Ichneumon) gerade zu der Zeit bei den Gall-äpfeln ein, wann die Made nicht lange aus dem Eie gekrochen iſt, und legt

ihr eigneѕ Ei in den Leib der Made, die allmählig davon ſtirbt, und dem fremden jungen Inſekte zur Nahrung dienen muß. Dieſes entwickelt ſich nach und nach eben ſo in dem Gall-apfel, wie die eigentliche Gallfliege, und verläßt alsdann das enge Behältniß. Doch bleibt daſſelbe auch nach der Zeit nicht allemal leer, denn kleine Spinnen und andre Gäſte ziehen hinein, und ſchlagen ihre Wohnung darin auf. Man ſieht aus dem allen, daß man ſich oft irren kann, wenn man dasjenige Inſekt für den wahren Urheber der Galle hält, welches man bei der Oeffnung derſelben findet.

Doch wir kommen nun auf die bekannteſten nützlichen Gattungen dieſer Fliegen, die Eichenbohrer und die Feigenbohrer. Dieſen würden wir noch die Roſenbohrer an die Seite ſetzen, wenn die mediziniſchen Kräfte, welche man den durch ſie verurſachten Auswüchſen ehemals zuſchrieb, ſich in den neuern Zeiten beſtätigt hätten. Indeß verdienen ſie doch bei dieſer Gelegenheit auch mit Wenigem bemerkt zu werden.

Die Weibchen der Roſenbohrer (Cynips rosae) — wovon man vier Arten geſehen haben will, die etwa noch einmal ſo groß wie ein Floh ſind — haben einen feinen Stachel, mit welchem ſie in den Zweig eines wilden Roſenſtrauchs Löcher hineinarbeiten, und ihre Eier hineinlegen. Hierauf entſteht ein rauher, moosartiger Ballen, der anfangs grün und zuletzt gelbroth ausſieht. Man nennt dieſe Auswüchſe Roſen-äpfel, Roſenſchwämme, Bedeguar, Schlaf-äpfel, weil man ſonſt glaubte, daß ſie, unter das Haupt gelegt, einem Kranken Schlaf brächten. Auch wurden ſie wider allerlei Krankheiten in den Apotheken zubereitet und ausgegeben.

Zuverläſſiger und weit wichtiger iſt der Nutzen, den wir von den Eichenbohrern haben. Dies ſind kleine ſchwarze Fliegen mit gelblichen Beinen. Es gibt verſchiedne Gattungen derſelben. Die eine legt ihre Eier in

in die Blüthen und in die noch zarten Früchte; ſie heißt Knoppergallfliege (Cyn. querc. calicis). Die andre legt ihre Eier in die jungen Knospen der Eichenzweige (Cyn. querc. petioli), und eine dritte, in die Blätter der Eichen (Cyn. querc. folii). Die beiden letztern ſind auch bei uns einheimiſch, man kann aber die von ihnen entſtandenen Galläpfel nicht brauchen. Die erſtere hingegen findet ſich nicht bei uns, ſondern im ſüdlichen Europa und vorzüglich in der Levante. Die von ihr verurſachten Auswüchſe heißen eigentlich Knoppern, welche weit beſſer ſind, als die Galläpfel. S. die Technol.

Die Feigenbohrer (Cynips psenes) ſind röthliche Fliegen mit weißen Flügeln. Sie halten ſich vornämlich auf den wilden Feigenbäumen auf, und legen ihre Brut in die Früchte, da dann dieſelben ebenfalls durch eine Art von Gährung anſchwellen, aber auch früher reif und viel ſüßer werden, als andre, die nicht verletzt ſind. Dies brachte beſonders die Einwohner der Inſeln des Mittelländiſchen Meeres ſchon längſt auf den Gedanken, die zahmen Feigen durch Hülfe dieſer Inſekten zu veredeln, welches ſie auch noch heutiges Tages thun. Sie hängen nämlich wilde Feigen zu den zahmen, indem dieſe noch auf den Bäumen ſitzen. Das Inſekt geht alsdann aus den wilden in die zahmen Feigen über, und bringt durch ſeinen Stich jene vortheilhafte Veränderung hervor. Man nennt dieſes Verfahren die Kaprification, von dem Worte Kaprificus, welches einen wilden Feigenbaum bedeutet. Der Gewinn, den die Eigenthümer davon haben, iſt ſehr anſehnlich. Denn ein Baum, der ohne Kaprification etwa fünf und zwanzig Pfund Früchte gibt, trägt nach derſelben wol über zweihundert. Was aber die Feigen an Größe und Süßigkeit dadurch gewinnen, verlieren ſie hingegen wieder an Dauerhaftigkeit. Mehr hievon ſiehe im zweiten Theile der Naturgeſchichte, unter dem Artikel Feigenbaum.

Der Scorpion, Scorpio.

Der Scorpion hat viel Aehnlichkeit mit einem kleinen Krebſe, unterſcheidet ſich aber hauptſächlich durch die Augen und die Bildung des Schwanzes. Man zählt acht Gattungen, die in der Größe und Farbe abändern. Die größten Italiäniſchen ſind doch nur etwas über einen Zoll lang, den Schwanz abgerechnet, deſſen Länge beinahe eben ſo viel beträgt. Allein in Amerika ſollen ſie wol drei- bis viermal ſo groß werden. Die Farbe iſt nicht nur bei den verſchiedenen Gattungen ungleich, ſondern verändert ſich auch mit dem Alter. Es gibt braunrothe, gelbliche und ſchwarze. Sie haben acht Füße, und vorn am Kopfe zwei ſtarke, ſcheerenförmige Freßſpitzen, die den Krebsſcheeren ähneln, womit ſie ihren Raub anpacken, ihn zerreißen und zum Munde führen. An jeder Seite des Kopfs ſitzt ein großes Auge, und zwiſchen dieſen ſind noch kleinere, bei einigen Gattungen vier, bei andern ſechs. Der gegliederte Schwanz iſt nicht ſo breit, wie bei den Krebſen, aber verhältnißmäßig länger, und endigt ſich in einen halbmondförmigen, ſcharfen Stachel mit zwei länglichen Ritzen an der Seite. Dieſer thut ihm eben die Dienſte, wie den Wespen und Bienen ihr verborgener Stachel. Auch läßt er durch die Ritzen Gift in die Wunde fließen, welches in einer kleinen Blaſe am Ende des Schwanzes aufbewahrt wird. Zwiſchen der Bruſt und dem Hinterleibe befinden ſich zwei gelbliche Kämme, deren Gebrauch man nicht weiß.

Dieſe Inſekten ſind in den wärmern Gegenden der vier Erdtheile einheimiſch. Sie wohnen an feuchten Orten unter Steinen, in Ritzen an Thüren und Fenſtern, in Kammern und Kellern. Ihre Nahrung beſteht in allerlei Inſekten. Wenn ſie kriechen, bewegen ſie ſich ſeitwärts; ſie ſind aber ziemlich träge. Sie leben unter einander eben ſo feindſelig, wie die Spinnen, denn wenn man mehrere an Einen Ort zuſammenbringt, ſo fallen ſie ſich an, und einer

einer friſst den andern, auch wenn es ihnen nicht an Nahrung fehlt. Gegen die Spinnen zeigen ſie eine beſondre Feindſchaft.

Von ihrer Fortpflanzung hat man widerſprechende Nachrichten; doch behaupten die Meiſten, daſs die Weibchen lebendige Junge gebären, und ſie eine Zeitlang auf dem Rücken mit ſich herumtragen, damit ſie nicht von den Männchen gefreſſen werden. Sie ſollen ſich jährlich eben ſo, wie Krebſe, häuten, und erſt nach zwei Jahren vollkommen ausgewachſen ſein.

Die Gefahr des Scorpionſtichs iſt nicht immer gleich groſs. Das Alter, das Klima und die Jahrszeit haben darauf einen groſsen Einfluſs. Dem Menſchen iſt er — wenigſtens von Europäiſchen Scorpionen — höchſt ſelten gefährlich; zuweilen verurſacht er kaum ſo viel Entzündung, wie ein Bienenſtich. Das kräftigſte Mittel gegen die Folgen deſſelben gibt das Thier ſelbſt. Man zerquetſcht es entweder gleich auf der Wunde — ſo wie man es auch mit den Weſpen und Bienen macht, wenn man ſie ertappen kann —, oder man legt Scorpion-öl darauf. Dies letztere kann man ſich ſelbſt machen, wenn man einen oder etliche Scorpionen in Baum-öl ertränkt, und darin liegen läſst. Es dient auch gegen den Biſs der Schlangen und andrer giftigen Thiere.

Der Indianiſche Scolopender, Scolopendra morsitans.

Das Geſchlecht, wozu dieſes Inſekt gehört, iſt bei uns nicht unbekannt. Man findet z. B. den gemeinen Scheerenſcolopender (Scol. foruicata) häufig unter alten Baumrinden, auf feuchter Erde, unter Blumentöpfen, Bretern, unter Moos u. ſ. w., allein er iſt unſchädlich. Der Indianiſche Scolopender hingegen, der auch ſchon in Süd-europa angetroffen wird, verwundet wenigſtens eben ſo gefähr-

fährlich, wie der Scorpion. Als ein Gegenmittel braucht man Baum-öl, worin man eben dieſe Inſekten erſtickt hat.

Der gemeine Scolopender, den man auch Aſſel oder Naſſel nennt, hat einen langen, ſchmalen, plattgedrückten Körper mit vielen Gelenken, und an jedem Gelenke ein Paar Füße. Die gewöhnliche Länge des Thiers beträgt ungefähr einen Zoll; ſeine Farbe iſt bräunlich. An dem ebenfalls platten Kopfe befinden ſich zwei borſtenförmige Fühlhörner, zwei Freßſpitzen und zwei ſcharfe gezähnte Kinnladen, womit das Inſekt kneipt und beißt. Von ihrer Lebensart iſt wenig bekannt. Wann die Jungen aus den Eiern kommen, haben ſie nur drei bis vier Paar Füße; allein mit jeder Häutung erhalten ſie ein neues Gelenk und ein neues Paar Füße, bis ſie völlig ausgewachſen ſind. Der gemeine Scolopender hat funfzehn Paar Füße, der Indianiſche zwanzig, der elektriſche Scolopender (Feuerwurm, Feueraſſel, Scol. electrica) hat deren ſiebzig. Dieſer letztere leuchtet im Finſtern vermittelſt einer ſchleimigten, phosphor-artigen Materie, womit ſein Körper überzogen iſt. Er wird auch in unſern Gegenden gefunden, verbirgt ſich zuweilen in Blumen, und kommt dann eben ſo zufällig manchmal einem Menſchen in die Naſe, wie der Ohrwurm ins Ohr, niſtelt ſich in den Stirnhöhlen ein, und erregt die gefährlichſten Zufälle.

Dritte Ordnung.

Der Nashornkäfer
Der Roßkäfer
Der Pillenkäfer
Der Todtengräber
Der Bombardierkäfer
Der Puppenräuber
Die Todten-uhr
Das Geſpenſt
Der Trotzkopf
Der Springkäfer
Der Lilienkäfer
Der grüne Schildkäfer
Das Johanniswürmchen
Der Laternenträger
Der Prachtkäfer
Die Zikade
Das wandelnde Blatt
Der Blaſenfuß

Die Minirraupe
Die Feldmotte
Die Spinnejungfer
Die Baſtartjungfer und der Ameiſenlöwe
Die Florfliege und der Blattlauslöwe
Die Eintagsfliege
Die Frühlingsfliege
Die Scorpionfliege
Die Kameelhalsfliege
Die Spinnfliege
Das Fiſchchen
Der Vielfuß

Der Waſſerkäfer
Der Drehkäfer
Die Waſſerwanze
Der Waſſerſcorpion
Der Kieſenfuß.

Wir wollen hier noch diejenigen Inſekten kürzlich anführen, die in den beiden erſten Ordnungen keinen ſchicklichen Platz finden konnten, deren Kenntniß aber doch auch angenehm und nützlich iſt.

In der Haushaltung der Natur ſind einige Käfergattungen beſtimmt, durch Verzehrung faulender Körper und allerlei Unraths, zur Reinigung der Luft mit beizutragen. Man kennt ſie unter der allgemeinen Benennung Miſt- und Aaskäfer Die erſten leben entweder ganz oder doch größtentheils von Miſt und fetter Erde. So findet man z. B. den Naſhornkäfer (Scarabaeus nasicornis) gemeiniglich in warmen Miſtbeeten. Dieſer wird faſt anderthalb Zoll lang, ſieht rothbraun aus, hat an dem Bruſtſchilde drei hervorragende Spitzen, die einigermaßen den Hörnern gleichen, und vorn am Kopfe ein zurückgebognes Horn. Der ihm ähnliche Herkuleskäfer (Sc. hercules) in Braſilien erreicht eine Länge von vier Zoll.

Die bläulichſchwarzen glänzenden Roßkäfer (Sc. stercorarius), die beſonders den Pferdemiſt lieben, ſind bekannt. Eine kleinere Gattung, ſonſt aber jenen ähnlich, iſt der Frühlingskäfer (Sc. vernalis) mit dunkelblauen Flügeldecken, die auch zuweilen grün oder violet ſchillern. Man findet ſie am häufigſten im Schaafmiſte, in welchen auch die Weibchen ihre Eier legen, ihn dann mit den Hinterfüßen zu einer Kugel drehen, und dieſe an irgend einen ſichern Ort in der Erde verbergen. Sie wählen dazu gern die Mittagsſeite eines Hügels, wälzen die Kugel — oft Männchen und Weibchen gemeinſchaftlich — mit vieler Mühe hinan, legen ſie in eine kleine Grube, und bedekken ſie mit ein wenig Erde. Die ausgebrüteten Larven finden ſodann in der Miſtkugel gleich ihre Nahrung. Der Grund von der Benennung Pillenkäfer, welche man dieſer Gattung beigelegt hat, iſt hiernach leicht einzuſehen.

Die Aaskäfer (Silpha) machen ein von den vorigen verſchiednes Geſchlecht aus, das über neunzig Gattungen enthält. Sie haben, wie die Miſtkäfer, einen ausnehmend ſcharfen Geruch, und wittern das Aas in einer weiten Entfernung. Bei zwei Gattungen findet ſich der beſondre Naturtrieb, daß ſie todte Maulwürfe, Mäuſe, Fröſche u. ſ. w. in die Erde ſcharren, daher heißen ſie Todtengräber. Die größre Gattung iſt ſchwarz, und hat nur einen braunen Rand um die Flügeldecken. Sie übertrifft an Größe einen Maikäfer, und führt den ſyſtemat. Namen Scar. germanica. Die kleinere Gattung (Sc. vespillo) ſieht bunt aus, iſt ungefähr halb ſo groß, wie die ſchwarze, und zeichnet ſich durch zwei gelbe Querſtriche auf den ſchwarzen Flügeldecken aus. Wann ſie ein Aas begraben wollen, ſo wühlen ſie die Erde unter demſelben weg, bis es tief genug eingeſunken iſt, dann legen ſie ihre Eier hinein, und kratzen die Erde wieder darüber. Sechs ſolcher Käfer können in vier Stunden einen Maulwurf auf dieſe Weiſe wol fußtief verſenken. — Sie geben einen biſam=ähnlichen, aber widrigen Geruch von ſich, den man bei einem todten, in einer Schachtel aufbewahrten, nach zwanzig Jahren noch eben ſo ſtark findet, wie Anfangs. Dieſe und die Miſtkäfer werden ſehr von Milben geplagt.

Durch eine ganz eigne Art, ſich gegen ſeine Feinde zu vertheidigen, iſt der Bombardierkäfer (Carabus crepitans) berühmt geworden. Er gehört zu dem Geſchlechte der Laufkäfer, die größtentheils unter den Flügeldecken keine Flügel haben, und außerordentlich geſchwind laufen. Sie leben in der Erde, und verbergen ſich gern unter Steinen, legen auch meiſtens ihre Eier dahin. Würmer, Raupen und andre Inſekten ſind ihre Nahrung. Wenn man ſie angreift, geben ſie einen ſcharfen, übelriechenden, braunen Saft aus dem Maule, und zum Theil auch aus dem After, von ſich, faſt wie Tobacks=öl. Der Bombardierkäfer, von dem wir hier reden, iſt ungefähr ſo groß wie eine Roß-

ameiſe,

ameiſe, und von röthlicher Farbe, die Flügeldecken ſind aber ſchwarz. Dieſen verfolgt ein anderthalb Zoll langer Käfer von eben der Gattung, der mit goldgrünlichen, glänzenden, gerieften Flügeldecken bekleidet iſt, und Puppenräuber (Carabus sycophanta) heißt, weil er die Puppen der Inſekten aufſucht und frißt. Wenn dieſer nun nahe an ihn kommt, um ihn von hinten anzupacken, ſo ſchießt der Bombardierkäfer ihm einen blauen unangenehmen Dunſt, einmal über das andre, aus dem After entgegen, worüber jener erſchrickt, und einige Augenblicke von der Verfolgung abläßt. Dies gibt dem kleinen Käfer Zeit zu entfliehen. Indeſſen wird er doch noch am Ende ſeine Beute, wenn er nicht in eine enge Höhlung flüchtet, die dem großen Räuber den Eingang unmöglich macht. Nimmt man den Bombardierkäfer zwiſchen die Finger, und drückt ihn, ſo kanonirt er vor Angſt ebenfalls.

Unter den hieſigen Laufkäfern iſt noch beſonders der glänzende Laufkäfer (Car. nitens) zu bemerken, der uns durch die Vertilgung ſchädlicher Inſekten wichtige Dienſte leiſtet. Er iſt etwas länger als ein Maikäfer. Kopf, Bruſtſchild und Flügeldecken ſind glänzend goldgrün; letztere haben tiefe Furchen, wodurch vier erhabne Kanten gebildet werden. Die Füße ſind gelblich braun, der ganze Unterleib iſt ſchwarz. Flügel hat er nicht, er läuft aber ſehr ſchnell. Vom April an findet man ihn den ganzen Sommer hindurch auf den Feldern und an Wegen unaufhörlich beſchäftigt, Raupen und andre Inſekten, auch Schnecken und Würmer, aufzuſuchen und zu verzehren; denn er frißt gierig und viel. Raupen, Maikäfer u. dgl. holt er ſogar von den Bäumen herab. — Man ſollte alſo dieſen nützlichen Käfer ſchonen, und ihn nicht muthwillig tödten, wie oftmals geſchieht.

Man hört zuweilen, wann alles im Zimmer ganz ſtill iſt, ein Klopfen, wie das Schlagen einer Taſchenuhr. In der gemeinen Sprache nennt man dies Klopfen

die

die Todten-uhr, weil ſich der Aberglaube einbildet, es ſei eine Vorbedeutung des Todes. Allein die Naturforſcher haben einige Gattungen von Inſekten im Holze entdeckt, welche dieſe Erſcheinung verurſachen. Das eine iſt ein kleines graues Käferchen von dem Geſchlechte der in der erſten Ordnung beſchriebnen Schabkäfer. Es iſt etwa halb ſo groß wie eine Stubenfliege, und pickt mit ſeiner rüſſelförmig verlängerten Kopfſpitze, wie ein Specht mit dem Schnabel, an den Gegenſtand an, auf welchem es ſitzt. Gemeiniglich macht es nach neun oder zwölf Schlägen, die auf einander folgen, eine kleine Pauſe. Man hört es vom Frühlinge bis zum Juli. Dies Käferchen (Dermestes domesticus) ſieht ſchmutziggrau aus, und ſeine Larve, die in allerlei Holze lebt, iſt es vornämlich, welche das bekannte Wurmmehl aufſtößt. Eine andre Gattung von Inſekten, (Ptinus fatiolicus) die zu dem Geſchlechte der Bohrkäfer gehört, und ſich im Holze aufhält, hat die Gewohnheit, daß Männchen und Weibchen zur Paarungszeit ſich durch Klopfen einander anlocken. Noch gewöhnlicher entſteht dieſes Klopfen von der Larve eines Inſekts aus dem Geſchlechte der Florfliegen (Hemerobius pulsatorius). Die Larve ähnelt einer Menſchenlaus, iſt jedoch kleiner, und ſieht fahl aus. Sie findet ſich in altem Holze, in Büchern, auch in Kräuter- und Inſektenſammlungen, und wird jener Aehnlichkeit wegen Papier- oder Holzlaus genannt. Das Inſekt ſelbſt, welches ſich aus der Larve entwickelt, hat gelbe Augen, an den Seiten rothe Flecke und durchſichtige, perlmutterartig-glänzende Flügel.

Die Larve eines zu dem Geſchlechte der Holzwespen (Sirex) gehörigen Inſekts, welches zuweilen in den Spulen an den Spinnrädern ſitzt, kommt bei nächtlicher Stille hervor, und zernagt das geſponnene Garn, um ſich eine Hülle zum Verpuppen davon zu machen. Weil die Wenigſten wiſſen, wie das zugeht, wann ſie die Faden durchſchro-

ſchroten finden, und Manche wol gar auf ein Geſpenſt Verdacht haben: ſo nennt man dieſe Larve das Geſpenſt (Sirex spectrum).

Zu dem Geſchlechte der Bohrkäfer, die auch ſchon in der erſten Ordnung erwähnt ſind, gehört eine Gattung, die wegen ihres unüberwindlichen Eigenſinns merkwürdig iſt. Die Länge dieſer Käfer beträgt etwa einen Viertelzoll, der Leib iſt beinahe walzenförmig, die Farbe dunkelbraun oder mattſchwarz. Sie kriechen im Frühjahre häufig in den von der Sonne beſchienenen Fenſtern herum. Bei der geringſten Berührung ziehen ſie ſich zuſammen, und ſtellen ſich todt, und dann iſt auch keine Gewalt vermögend, ſie dahin zu bringen, daß ſie ſich bewegen. Man mag ſie drücken, kneipen, ſtechen, ins Waſſer werfen, in einem Löffel über Feuer langſam braten: ſie rühren ſich nicht. Deshalb hat man ihnen den Namen Trotzkopf (Ptinus pertinax) gegeben. Das einzige Mittel, ſie in Bewegung zu ſetzen, iſt, daß man ſie geraume Zeit ganz unangetaſtet liegen läßt.

Sehr bekannt ſind die Springkäfer (Schmiedeknecht, Elater), welche, wenn ſie auf dem Rücken liegen, ſich in die Höhe ſchnellen, um wieder auf die Beine zu kommen; aber nicht Jedermann weiß, wie ſie es machen. Sie haben nämlich zu dem Ende einen Stachel vorn an der Bruſt, der in eine Rinne am Bauche paßt. Liegen ſie nun auf dem Rücken, ſo biegen ſie den Kopf und das Bruſtſchild nach dem Boden zu, der Stachel hebt ſich aus der Rinne am Bauche heraus, und indem ſie den an den Boden geſtämmten Kopf plötzlich vorwärts neigen, ſpringt der Stachel wieder in die Rinne, und wirkt wie eine elaſtiſche Feder. Wenn man den Käfer zwiſchen den Fingern hält, kann man dieſe Bewegung leicht bemerken.

Auf den Lilien, Kaiſerkronen und einigen andern Blumen lebt die Larve eines Blattkäfers (Chrysomela merdige-

digera), die ſich mit ihrem eignen Kothe bedeckt, um darunter gegen die Witterung und gegen feindliche Angriffe geſichert zu ſein. Sie hat zu dieſem Zweck die Afteröffnung oben auf dem Rücken, wo ſie den Unrath auswirft, und ihn, vermittelſt einer wellenförmigen Bewegung des Körpers, nach allen Seiten hin verbreitet. Wenig Stunden nach ihrer Geburt iſt ſie ſchon ganz darin eingehüllt, ſo daß man nichts als den kleinen Kopf ſehen kann. Dieſe Decke wird mit der Zeit immer dicker, hängt aber nicht feſt mit dem Körper zuſammen, ſondern fällt zuweilen von ſelbſt ab, da dann das Thierchen ſich bald wieder eine andre macht. Nach vierzehn Tagen kriecht die Larve in die Erde, verfertigt ſich eine Hülle von Schaum, den ſie aus dem Maule gibt, welche inwendig wie Silber glänzt, von außen aber mit Erde beklebt iſt, und in dieſer Hülle wird ſie zur Puppe. Kurze Zeit darauf kommt ein Käfer aus derſelben, an Geſtalt und Größe dem bekannten Marienwürmchen ähnlich, mit rothen, etwas weißpunktirten Flügeldecken und glänzendſchwarzem Unterleibe. Man nennt ihn den Lilienkäfer.

Noch ſonderbarer verfährt die Larve, welche ſich auf Artiſchocken findet, und ebenfalls eine Bedeckung von Koth gegen die Sonnenhitze erhält. Dieſe bekleidet nicht den ganzen Körper, wie die vorhergehende, ſondern ſie macht ſich eine Art von Sonnenſchirm, den ſie nach allen Seiten, wie ſie es nöthig findet, hindrehen kann. Das Werkzeug, welches ihr zu dieſem Endzwecke dient, iſt ein langer gabelförmiger Schwanz, der über den Rücken hingebogen liegt. Er geht aber nicht, wie bei andern Thieren, über, ſondern unter dem After hervor; wenn folglich das Thier den Unrath auswirft, ſo fällt er auf dieſe Gabel, und ſo wie er ſich anhäuft, wird er immer höher nach dem Rücken hingeſchoben, wo er endlich oben an der Spitze der Gabel eine Art von Dach oder Schirm bildet. Die Larve verwandelt ſich nach einiger Zeit auf dem Blatte, wo ſie

ſitzt, in einen kleinen Käfer mit grünen Flügeldecken und ſchwarzem Leibe, welcher zu dem Geſchlechte der Schildkäfer (Cassida viridis) gehört. Dieſe haben einen ovalen, platten Körper, faſt wie die Wanzen, und ein ſehr breites, hervorſtehendes Bruſtſchild, wodurch der Kopf beinahe ganz verdeckt wird. Sie ſehen daher einigermaßen kleinen Schildkröten ähnlich.

Das Johanniswürmchen (Lampyris noctiluca) iſt in unſern Gegenden das gemeinſte Inſekt von denen, welche einen phosphor-artigen Schein *) von ſich geben. Man ſieht es im Julius und Auguſt häufig auf Wieſen, an graſigten Wegen, unter Roſenbüſchen u. ſ. w. Das Weibchen iſt ungeflügelt und kann nur kriechen, daher man es Würmchen genannt hat. Es ſieht weißgrau aus, iſt oben platt und unten gewölbt, und etwas kürzer, als das Männchen. Die drei letzten Ringe am Hinterleibe geben einen ſehr glänzenden Schein. Vier bis fünf dieſer Inſekten, in ein Gläschen gethan, ſollen ſo ſtark leuchten, daß man dabei im Finſtern leſen kann. Die Damen in Spanien ſtecken ſie zum Putze in die Haare, wann ſie Abends ſpazieren gehn. — Das Männchen iſt ſchwarz, hat dunkelbraune Flügeldecken, ein graues Bruſtſchild, und an den letzten Bauchringen zwei weiße Flecke, welche leuchten, aber viel ſchwächer, als die Ringe der Weibchen. Man vermuthet, daß der Begattungstrieb dieſer Thierchen mit dem Vermögen, zu leuchten, in Verbindung ſtehe; denn bald nachher, wann das Weibchen die Eier gelegt hat, verlieren beide Geſchlechter dieſen Schein. Man will auch bemerkt haben, daß ſie den Schein nach Willkühr ſchwächen und verſtärken können; denn wenn man die fliegenden Männchen Abends verfolgt, ſo verſchwindet der Schimmer oft plötz-

*) Phosphor nennt man jede Materie, welche die Fähigkeit hat, für ſich im Dunkeln zu leuchten. S. den Artikel Phosphor in der Technologie.

plötzlich, und man ſucht ſie nun vergebens aufzufinden. So gebrauchen ſie alſo dies Vermögen, den Schein ihres Lichts ſchwinden zu laſſen, als ein Mittel, ihren Verfolgern zu entkommen. Sie haben ein ſehr zartes Leben, und man findet ſelten am Morgen einige von denen noch lebendig, welche man am Abend fing. So wie ſie ermatten, wird auch ihr Licht ſchwächer, und mit dem Tode hört es ganz auf. — Die Eier, welche die Weibchen an Grashalmen kleben, leuchten ebenfalls im Dunkeln, ſo wie auch die Larven. Letztere nähren ſich von den Wurzeln des Graſes.

Außer dieſen kennt man noch andre Gattungen von leuchtenden Inſekten, z. B. von dem Geſchlechte der Springkäfer, beſonders den Cucuyo (Elater noctilucus) in Amerika, der an zwei Zoll lang wird, und den Amerikanern ſtatt einer Leuchte dient. Am berühmteſten ſind aber die Laternenträger (Fulgora) in Amerika und Aſien, welche zu den Inſekten mit halben Flügeldecken gehören, und wovon ſich auch eine kleinere Gattung (Fulg. europaea, auf dem Wollkraute) in Deutſchland findet. Sie haben mit den bald zu beſchreibenden Singzikaden viel Aehnlichkeit, und werden von Einigen zu dem Geſchlechte der Zikaden gerechnet. Allein vorn am Kopfe ſteht eine ovale hornigte Blaſe, die bei der Amerikaniſchen, als der größten Gattung, ſo lang wie der übrige Körper iſt, und wie Phosphor ſchimmert. Die Wilden binden auf ihren nächtlichen Reiſen ein ſolches Inſekt an ihren Stock, welches ſo gut wie eine Laterne leuchtet.

Einem Geſchlechte von Käfern, die in der Stellung des Leibes den Springkäfern ähneln, hat man wegen ihrer ausnehmenden Schönheit den Namen Prachtkäfer (Bupreſtis) gegeben. Sonſt nannte man ſie auch Stinkkäfer, weil man glaubte, ſie hielten ſich in ſtinkenden Moräſten und Sümpfen auf. Jetzt weiß man, daß ſie auf Blumen und andern Gewächſen leben, und ihre Eier in altes Holz legen, wovon ſich auch die Larven bis zur

Verwandlung nähren. Die inländiſchen ſind ſchön, glänzend, kupferroth mit Gold punktirt, auch goldgrün u. ſ. w., aber weit ſchöner ſind die ausländiſchen, die alle Beſchreibung übertreffen, und wovon einige eine Länge von zwei Zoll und drüber erreichen. Ihre Flügeldecken werden von den Damen in Amerika und Indien zum Kopfſchmucke gebraucht, und glänzen wirklich mehr als alle Juwelen aus dem Mineralreiche. Man ſieht dergleichen hier in verſchiedenen Naturalienkabinetten, unter andern auch in dem herzoglichen zu Jena. Dieſem ſoll eine Gattung Rüſſelkäfer in Braſilien, ungefähr von der Größe eines Maikäfers, an Pracht und Schönheit völlig gleich ſein. Man nennt ihn Juwelenkäfer (Curculio imperialis).

Die Zikaden verdienen unter den merkwürdigen Inſekten eine vorzügliche Stelle. Nach dem Syſteme ſind ſie mit den Heuſchrecken und Grillen unter Eine Abtheilung gebracht, weil ſie die allgemeinen Kennzeichen mit ihnen gemein haben; allein ſie machen ein eignes Geſchlecht für ſich aus *). Schon ihre Geſtalt unterſcheidet ſie hinlänglich; denn ſie ſehen eher einer großen Fliege ähnlich, als einer Heuſchrecke. Der Kopf iſt ſehr breit und kurz, und dicht in das noch breitere Bruſtſtück eingefügt, ſo, daß man keinen Hals bemerkt. Die netzförmigen großen Augen ſtehen an den Seiten weit hervor. Der Hinterleib iſt oval und läuft etwas ſpitz zu. Von den vier häutigen niederhängenden Flügeln reichen die untern nicht über den Körper hinaus; allein die Oberflügel erſtrecken ſich viel weiter. Sie haben einen an die Bruſt gebognen Saugrüſſel,

*) Es wäre daher unrichtig, wenn man die Wörter αχεται und τεττιγονιαι, die bei den griechiſchen Schriftſtellern vorkommen, oder das lateiniſche cicada mit dem deutſchen Ausdrucke Heuſchrecke überſetzen wollte; αχεται ſind die eigentlich großen Singzikaden; τεττιγονιαι eine kleinere Gattung, welche ſchwächer und ſchlechter ſingt.

rüſſel, welcher aus drei ſpitzigen Borſten beſteht, die in einer Scheide liegen. Hiemit ſaugen ſie den Saft aus den Blättern verſchiedner Gewächſe. Die größern Gattungen machen eine ſo weite Oeffnung, daß der Saft auch nachher noch fließt, wann ſie nicht mehr ſaugen. Dies gibt denn von einigen Gewächſen das Manna.

Die meiſten Gattungen können ſpringen. Eine hieſige, die ſich auf Getraide, Diſteln u. ſ. w. — auch auf Eichen — findet, hat an beiden Seiten des Bruſtſchildes einen ſpitzigen Auswuchs, welcher ihr das Anſehn gibt, als ob ſie Hörner oder Ohren hätte. Sie heißt daher auch die gehörnte Zikade (Cic. aurita). An Größe gleicht ſie den großen gelben Kothfliegen, von Farbe iſt ſie dunkelbraun. Eine andre kleinere Gattung wird die Schaumzikade (der Schaumwurm, Cicada spumaria) genannt, weil ſie als Larve den Schaum verurſacht, den man im Frühjahre häufig auf Weiden und andern Gewächſen findet, und der unter dem Namen Kukuksſpeichel bekannt iſt. Die Zikade ſelbſt hat ungefähr die Größe einer Stubenfliege, ſieht braun aus, und iſt auf den Flügeln mit zwei weißen Flecken bezeichnet. Im Herbſt legen die Weibchen ihre Eier in Baumritzen, zum Theil auch in die Erde, aus welchen im Frühjahre grünlichgelbe ſechsfüßige Larven kommen, die ſich vom Safte der Blätter nähren, und hinten durch den After den Schaum von ſich geben, womit ſie ſich bedecken. In jedem Schaumklümpchen ſitzt alſo eine Larve, zuweilen auch mehrere. Sie ſind darunter gegen ihre Feinde, gegen die Sonnenhitze und gegen die freie Luft geſchützt, die ſie nicht gut vertragen können; denn ſie ſterben bald, wenn man ihnen den Schaum nimmt. Im Auguſt verwandeln ſie ſich in Nymphen, die, außer den Flügeln, die völlige Geſtalt der Zikaden haben. Kurze Zeit darauf bekommen ſie Flügel, und begatten ſich. Sie hüpfen wie die Heuſchrecken.

Die Singzikade (Cicada plebeja), die ſchon von den alleraͤlteſten Schriftſtellern, ihres anmuthigen Geſangs wegen, geruͤhmt wird, iſt in Suͤd-europa und in andern warmen Laͤndern der Erde einheimiſch. Sie wird wol zwei Zoll lang, und ſitzt gewoͤhnlich auf Baͤumen. Die Weibchen haben einen gezaͤhnelten Legeſtachel. Nur die Maͤnnchen koͤnnen jene angenehmen Toͤne hervorbringen, die man uneigentlich Geſang nennt. Sie haben dazu bewundernswuͤrdige Werkzeuge in ihrer Bauchhoͤhle. Aeußerlich ſieht man an der Stelle zwei runde Klappen, die an der einen Seite gleichſam mit einem Bande befeſtigt ſind, an der andern aber in die Oeffnung wie ein Deckel einpaſſen, und da aufgehoben werden koͤnnen. Nimmt man dieſe Klappen weg, ſo erblickt man inwendig die allerkuͤnſtlichſte Einrichtung, welche zur Hervorbringung dieſes Lauts dient. Unter andern iſt auch ein elaſtiſches Haͤutchen (die Trommel) in der Hoͤhle ausgeſpannt, das ſogar bei einer todten Zikade noch auf aͤhnliche Weiſe toͤnt, wenn man mit einer Feder daruͤber faͤhrt.

Von ganz ſonderbarer Bildung iſt das wandelnde Blatt (Mantis religiosa), aus dem Geſchlechte der Fangheuſchrecken. Es aͤhnelt naͤmlich mit den Oberfluͤgeln an Geſtalt und Farbe einem Zitronenblatte; das Bruſtſtuͤck iſt lang und ſchmal, und die Vorderfuͤße ſind mit ſtarken Krallen bewaffnet. Da es blos von Inſekten lebt, ſo geht es gemeiniglich auf den vier Hinterfuͤßen, und haͤlt die Vorderfuͤße zum Fange in die Hoͤhe; zuweilen faltet es dieſelben auch uͤber einander, und wegen dieſer Stellung hat man ihm den Namen Gottesanbeterin gegeben. Es ſind außerordentlich gefraͤßige Thiere, die ihren Raub mit vieler Wuth anfallen, und ſich einander ſelbſt auffreſſen. Man findet ſie auch in Deutſchland. Andre auslaͤndiſche Gattungen der Fangheuſchrecken haben eben ſo viel Auffallendes in ihrer Bildung, wie z. B. eine Indianiſche (Mant. gigas), welche vier bis ſechs Zoll lang, aber

nur

nur ſo dick wie eine Gänſeſpule iſt. Man hält ihren Biß für ſehr gefährlich.

Im Frühjahre und Sommer ſieht man in den Blumen und Blüthen verſchiedner Gewächſe überaus kleine Inſekten mit vier ſchmalen Flügeln, die in großer Anzahl ſehr lebhaft herumhüpfen und fliegen. Einige ſind ſchwarz, andre braun, die Flügel aber weißlich. Dieſe haben ſtatt der Krallen an den Füßen kleine Blaſen, womit ſie ſich feſthalten. Sie heißen deshalb **Blaſenfüße** (Thrips physapus).

Die ſchlangenförmigen Zeichnungen auf den Blättern der Kirſchbäume, der Buchen u. ſ. w. entſtehen von kleinen Räupchen, welche man **Minirraupen** oder **Blattgräber** (Laruae subcutaneae) nennt. Sobald ſie aus den Eiern gekrochen ſind, freſſen ſie ſich in die Blätter ein, ſo daß ſie in die Mitte zwiſchen der Unter- und Oberhaut derſelben kommen. Hier finden ſie ihre Nahrung, und ſind auch gegen alle feindliche Angriffe ſicher. Es gibt aber nicht nur verſchiedne Gattungen von Raupen, ſondern auch Käfer- und Fliegenlarven, welche ihre Wohnung in den Blättern nehmen. Man kann denken, daß ſie ſehr klein ſein müſſen. Auch macht jedes Geſchlecht und jede Gattung die Gänge nach einer eignen Figur; einige zirkelrund, andre im Zickzack u. ſ. w. So wie ſie wachſen, werden auch die Minen größer. Zuletzt ſpinnen ſie ſich ein und verwandeln ſich, theils in den Blättern, theils, außer denſelben, an einem andern Orte. Aus den Minirräupchen werden ſehr kleine Mottenſchmetterlinge von prächtigen Farben. Ehemals weiſſagte der Aberglaube aus den Figuren ſolcher Blätter allerlei Unglück.

Wir haben an den Hausmotten ſchon die Geſchicklichkeit bewundert, womit ſie ſich ihre Häuschen verfertigen; allein das Verfahren der **Feldmotten** iſt gewiß nicht weniger merkwürdig. Die Form des Futterals, worin eine Feldmotte wohnt, iſt ebenfalls meiſt walzenförmig. Man

findet ſie auf der untern Seite der Blätter verſchiedner Gewächſe, vorzüglich der Eichen. Den Stoff dazu nehmen die Motten von den Blättern ſelbſt. Sie kriechen nämlich gleich nach der Geburt, wie die Minirraupen, zwiſchen die zwei Häutchen eines Blattes, nagen das inwendige Fleiſch ab, und bereiten ſich daraus eine Hülle. Sodann begeben ſie ſich heraus, befeſtigen ihre Wohnung mit ſeidenen Fäden an ein Blatt, und nähren ſich von demſelben bis zur Verwandlung. Andre Feldmotten machen ihre Wohnung blos von Seide, die ſie ſich ſelbſt ſpinnen.

Die Geſchichte derjenigen Inſekten, welche die Naturforſcher unter eine beſondre Abtheilung gebracht haben, weil ſie ſich durch vier netzförmige Flügel von den übrigen auszeichnen, enthält ungemein viel Artiges. Wir wollen daher das Wichtigſte davon in der Kürze anführen.

Am bekannteſten ſind ohne Zweifel die Spinnejungfern (Waſſerjungfern, Libellen). Man theilt ſie in zwei Familien. Die eine begreift diejenigen, welche die Flügel im Sitzen ſenkrecht in die Höhe halten; zu der andern gehören die, welche die Flügel horizontal ausgebreitet liegen laſſen. Aus der erſten Familie iſt die gemeine azurblaue Waſſerjungfer (Libellula virgo, la Louise). Man trifft ſie im Sommer an allen Flüſſen und Bächen an, deren Ufer mit Weiden oder Erlenſträuchen beſetzt ſind. Sie variirt in der Farbe, und nicht ſelten ſieht man ganz dunkelgrüne, die aber ebenfalls ſchön glänzen. Da ſie ſich nur an fließenden Waſſern aufhält, ſo wird ſie auch die Flußnymphe genannt; eine kleinere Gattung hingegen, die ſich an ſtehenden Waſſern und Wieſen häufig findet, heißt die Sumpfnymphe (Libell. puella, la Sophie). Ihre Flügel ſind durchſichtig und ungefärbt, außer daß ſie an den Enden bald einen ſchwarzen, bald einen braunen Fleck haben. Der ſchlanke Leib iſt von verſchiedner Farbe, bald ſchön himmelblau, bald roth, grün oder bunt.

Von

Von der andern Familie mit horizontalliegenden Flügeln gibt es in unſern Gegenden auch mehrere Gattungen. Eine der größten iſt die Waſſerjungfer mit geflecktem Hinterleibe (Libell. grandis), die ſich an Teichen aufhält, und drei Zoll lang wird.

Die Libellen nähren ſich von Fliegen, Mücken, kleinen Schmetterlingen ꝛc., die ſie im Fluge erhaſchen. Ihre Begattung iſt beſonders merkwürdig. Das Männchen hat am Schwanze zwei zangenförmige Häkchen, womit es das Weibchen im Fluge am Nacken anpakt, und ſo mit ſich fortführt. Sie fliegen alsdann beide in einer geraden Linie, das Männchen voran und das Weibchen hinterher. Dies iſt aber nicht die Begattung ſelbſt; denn der Geſchlechtstheil des Männchens liegt unter dem Bauche, nahe an der Bruſt, der des Weibchens aber hinten am Schwanze: folglich muß das Weibchen die Spitze des Schwanzes nach dem Bauche des Männchens hinkrümmen. Dies thun einige ſchon während dem Fluge in der Luft; gemeiniglich laſſen ſie ſich aber erſt von dem Männchen auf eine Pflanze hinführen, wo ſie ſitzend ſich auf die Weiſe vereinigen. So bleiben ſie beinahe eine Stunde lang an einander hängen. In dieſer ſonderbaren Stellung, da nämlich das Männchen den Hals des Weibchens mit ſeinem zangenförmigen Schwanze feſthält, der Hinterleib des Weibchens hingegen unter dem Bauche des Männchens nach der Bruſt hingebogen iſt, erblickt man ſie nicht ſelten auch in der Luft fliegend. — Bald nach der Begattung ſetzen ſich die Weibchen auf eine Waſſerpflanze oder dergleichen, und legen ein Klümpchen aneinanderhängender Eier in Moräſte, Pfützen, Bäche und Seen. Dann ſterben beide Geſchlechter; aus den Eiern kommen aber im Frühjahre oder im Anfange des Sommers ſechsfüßige Larven, die ſich kurz darauf in Nymphen verwandeln. Dieſe können zwar ſchwimmen, wie die Fiſche, ſie kriechen aber meiſtens auf dem Boden des Waſſers herum, und nähren ſich von allerlei Inſekten. An dem Kopfe haben ſie eine

ſonderbare bewegliche Kappe oder Maske, womit ſie ihren Raub erhaſchen. Sie ähneln ſchon einigermaßen den künftigen vollkommnen Inſekten, auch kann man auf dem Rükken vier Futterale zu den Flügeln erkennen. Nachdem ſie ziemlich ein Jahr lang im Waſſer zugebracht haben, ſo verwandeln ſie ſich in die beſchriebnen fliegenden Inſekten, einige im Frühjahre, andre im Sommer, andre gegen den Herbſt. Sie kriechen nämlich an den Stengeln einer Waſſerpflanze in die Höhe, und ſobald ſie außer dem Waſſer ſind, klammern ſie ſich feſt an, und bleiben unbeweglich ſizzen. Nach etlichen Stunden zerplatzt die Haut auf dem Rücken, und das geflügelte Inſekt kommt hervor. Es entwickelt ſich dann, zwar nach und nach, aber doch zuſehends, und erhält die vollkommne Größe, Geſtalt und Farbe unter den Augen des Beobachters. Sodann fliegt es nach Raub aus, und begattet ſich.

Auf den erſten flüchtigen Blick könnte man die Baſtart- oder Afterjungfern (Myrmeleon) für eine Gattung des vorhergehenden Geſchlechts halten; allein ſie unterſcheiden ſich weſentlich von einander, und eine genauere Betrachtung derſelben entdeckt dieſen Unterſchied leicht. Die Spinnejungfern haben zwei Freßſpitzen, die Baſtartjungfern ſechs; bei jenen ſieht man fadenförmige, bei dieſen keulenförmige Fühlhörner; jene fliegen ſchnell und mit einer gefälligen Leichtigkeit, dieſe ſchwerfällig und träge; jene halten im Sitzen die Flügel ausgebreitet oder auch ſenkrecht, ſo daß man den Hinterleib ſehen kann; dieſe legen ſie dachförmig an den Leib, und bedecken ihn ganz. Die Farbe der Afterjungfern iſt blaßgrau, nur an den Enden der Ringe oder Schuppen des Hinterleibes bemerkt man einen ſchmalen gelblichen Rand. Auf dem bräunlichen Kopfe und Bruſtſtücke ſtehen einige gelbe Flekke. Die Flügel ſind ſchmutzigweiß, die Oberflügel etwas größer als die Unterflügel. Von den erſtern hat jeder ſechs bis ſieben, von den letztern nur drei bis vier brau-

ne Punkte. Ob es gleich größere und kleinere Gattungen gibt, ſo ſind doch die gemeinſten in unſern Gegenden überhaupt kleiner als die Spinnejungfern. Sie fliegen ebenfalls im Sommer auf den Wieſen umher, und fangen Inſekten. Die Geſchlechtstheile liegen bei den Männchen und Weibchen am Hintertheile, in der Gegend des Afters, und ihre Begattung hat alſo auch nicht das Beſondre, wie bei den Spinnejungfern. Die befruchteten Weibchen legen ziemlich große Eier in trocknen Sand, am liebſten unter Fichtenbäumen und Geſträuchen, wo Ameiſenhaufen in der Nähe ſind, an jeden Ort nur ein Ei. Aus dieſem Eie kriecht eine Larve, die unter dem Namen Ameiſenlöwe (Myrmeleon formicarius) weit berühmter, und vielleicht noch bekannter iſt, als das vollkommne Inſekt. Der Körper des Ameiſenlöwen iſt plattgedrückt, wie bei den Wanzen, die Form länglich eirund, die Farbe grau, die Größe nach dem Alter verſchieden. Gewöhnlich findet man ihn von der Länge einer Stubenfliege, aber breiter, und ganz platt. Am Kopfe ſtehen zwei Zangen, die nahe an der Spitze eine Oeffnung haben, und inwendig hohl ſind. Dieſe dienen ihm zum Anpacken und Ausſaugen des Raubes; denn er hat weder ein Maul noch eine After=öffnung. Er kann nur rückwärts gehen; doch gibt es eine größere, aber ſeltnere Gattung, die ſich auch vorwärts bewegt. Gleich nach ſeiner Geburt macht er ſich mit vieler Geſchicklichkeit im Sande eine trichterförmige Höhle, und verbirgt ſich unten in der Spitze derſelben, ſo daß nur ein Theil des Kopfs mit den Zangen hervorragt. Kommt nun ein Inſekt von ungefähr oben an den Rand des Trichters, ſo ſchurrt es gemeiniglich in die Grube hinab, weil die Seiten ſehr abſchüſſig ſind; hält es ſich aber noch, oder fällt nicht ganz hinunter, ſo ſprengt der Ameiſenlöwe, durch wiederholtes Schnellen mit dem Kopfe und den Zangen, einen Sandregen auf daſſelbe, daß es wie betäubt hinunter=

terrollt, und ſo dem verborgnen Räuber zur Beute wird. Dieſer ergreift es mit den Zangen, zieht es unter den Sand, und ſaugt es aus. Den ausgeſognen Balg bringt er nach einiger Zeit hervor, ſchnellt ihn über den Rand des Trichters hinaus, und ſetzt dieſen wieder in den vorigen Stand, oder macht ſich auch wol einen ganz neuen, welches überhaupt öfters geſchieht, denn er braucht nur eine halbe Stunde Zeit dazu. Er fängt und tödtet auf dieſe Weiſe nicht nur Ameiſen — obgleich dieſe am häufigſten, daher ſein Name —, ſondern auch Spinnen, Bienen, und Alles, was er bezwingen kann; aber todte Inſekten rührt er nicht an. Eine ſolche Lebensart führt er ungefähr zwei Jahr, ſodann macht er ſich im Julius oder Auguſt eine runde Hülle, welche inwendig aus Seide beſteht, von außen aber mit Sandkörnern bedeckt iſt, die er durch Hülfe ſeidner Fäden mit einander verbindet. Hierin liegt er als Nymphe drei Wochen, worauf das vorhin beſchriebene fliegende Inſekt erſcheint.

Man hat aber auch eine Made entdeckt, die ebenfalls im Sande lebt, ſich eine trichterförmige Fallgrube macht, und Inſekten fängt. Sie iſt den bekannten Fleiſchmaden ähnlich, und verwandelt ſich in eine Gattung großer Fliegen. Man nennt jene Made den Wurmlöwen.

Noch ein Geſchlecht von vierflüglichten Inſekten gibt es, die, in Anſehung des langen, ſchmächtigen Leibes, und der Form deſſelben, den Spinnejungfern und Baſtartjungfern ähnlich ſind. Sie heißen Florfliegen oder Hemerobien, und ſind ſchon in der Geſchichte der Blattläuſe erwähnt worden. Dem Körper nach ſind die Florfliegen viel kleiner und ſchlanker als jene beiden. Hingegen haben ſie verhältnißmäßig breitere und längere Flügel, die über den Hinterleib hinausreichen. Dieſe ſind ungemein zart, und ſo durchſichtig wie Flor. Im Ruhen halten ſie dieſelben dachförmig über den Leib zuſam-

men, und doch kann man ihn durchſchimmern ſehen. Diejenige Gattung, von welcher wir hier reden, ſieht glänzend grün aus (Hemer. chryſops). Die hinten eiförmig gerundeten Flügel haben ſtarke ſchwarzgrünliche Adern. Unvergleichlich ſchöne goldgrüne Augen machen ſie auch kenntlich. Bei alle dem geben ſie doch einen unangenehmen Geruch von ſich, welcher ſich an den Fingern, womit man ſie berührt hat, lange erhält, daher ſie Einige Stinkfliegen nennen. Sie fliegen, beſonders des Abends, in Gärten und auf Wieſen ſehr langſam, ſind gar nicht ſcheu, und laſſen ſich leicht fangen. Jedoch der merkwürdigſte Umſtand bei dieſen Inſekten iſt der, daß die Weibchen ihre Eier auf kleinen Stielchen befeſtigen, vermuthlich um ſie gegen die Ameiſen, welche dem ſüßen Safte der Blattläuſe nachgehen, zu ſichern. Sie legen ſie gegen die Mitte des Sommers an die Zweige und Blätter derjenigen Gewächſe, welche die Blattläuſe lieben. Zuerſt laſſen ſie einen Tropfen harziger Materie auf das Blatt fallen, dieſen ziehen ſie in demſelben Augenblicke zu einem haardünnen Faden, etwa einen Zoll lang, und an die Spitze deſſelben kleben ſie das Ei. Dies hat dann das Anſehen einer kleinen Pflanze, wovon das Ei die Knospe vorſtellt, und man findet nicht ſelten ein ganzes Wäldchen ſolcher ſcheinbaren Schmarotzerpflanzen auf Pflaumenbäumen u. ſ. w. In der That haben auch ſelbſt Naturforſcher ſie ehemals dafür gehalten. Nach etlichen Tagen kommen die Larven aus den Eiern, kriechen an den Stielchen herunter auf die Blätter, und richten unter den Blattläuſen, die ihre einzige Nahrung ausmachen, entſetzliche Niederlagen an. Die Larven haben viel Aehnlichkeit mit den Ameiſenlöwen, nur ſind ſie kleiner, und der Hinterleib hat eine länglichte, kegelförmige Geſtalt. Die Farbe iſt gemeiniglich gelblichgrün. In einer Zeit von ſechzehn bis achtzehn Tagen ſind ſie zur Verwandlung reif; ſie machen

chen ſich eine Hülſe von der Große einer Erbſe, woraus die Florfliegen zum Vorſchein kommen.

Eine andre Gattung dieſes Geſchlechts, die Perlfliege oder Hofdame (Hemerobius perla) iſt etwas kleiner, als die vorgenannte, und hat ſchöne hellgrüne, goldglänzende Flügel, welche unter dem Vergrößerungsglaſe mit den prächtigſten Regenbogenfarben ſchimmern. Dies Inſekt iſt häufig in Gärten und dunkeln Büſchen, läßt ſich leicht fangen, und kommt gegen den Herbſt gern in die Häuſer und Zimmer, wo es Abends um brennende Lichter ſchwärmt, und in der Flamme gemeiniglich ſeinen Tod findet. Um dieſe Zeit haben aber die Flügel ſchon ihre meiſte Schönheit verloren.

Die Eintagsfliege (Ephemere) gehört auch zu den Inſekten mit vier Flügeln. Einige Gattungen ſind größer, andre kleiner als eine Mücke. Sie tragen die Flügel grade in die Höhe, wie die Tagſchmetterlinge, und die Oberflügel ſind beinahe noch einmal ſo groß, wie die Unterflügel. Den Namen haben dieſe Inſekten daher, weil die meiſten nur Einen Tag, ja einige Gattungen nur etliche Stunden leben. Die gemeine Ephemere (Ephemera vulgata) hat einen braunen Leib, braungefleckte Flügel und drei ſehr lange Schwanzborſten. Sie erſcheint ſchon im März häufig. Die Stunden-Ephemere (Ephem. horaria), von der Größe einer Mücke, ganz weiß, mit einem ſchwärzlichen Rande an den Vorderflügeln, läßt ſich erſt im Auguſt ſehen. Dieſe Gattung ſieht man in manchen Gegenden bei Millionen am Waſſer herumſchwärmen. Die Weibchen legen nach der Begattung ein Klümpchen von ſieben bis achthundert Eiern vorn ins Waſſer, aus welchen ſechsfüßige Larven kriechen, welche den Fiſchen am Ufer häufig zur Nahrung dienen; darum heißen ſie Ufer-aas. Auch die Fiſcher brauchen ſie zum Köder beim Fiſchfange. In Kärnten ſammeln die Bauern die Larven der gemeinen Ephemere, und fahren ſie in großen Karren auf ihre Aecker zum Düngen. —

Um

Um ſich gegen die Nachſtellungen der Fiſche zu ſichern, wühlen ſich dieſe Thierchen ſehr artige Gänge in dem thonigten Boden des Waſſers. Nach zwei Jahren werden ſie Nymphen; dieſe ſchwimmen an die Oberfläche des Waſſers, die Nymphenhaut zerſpringt, und das Inſekt fliegt davon. Dies geſchieht gemeiniglich im Auguſt. Allein das geflügelte Inſekt muß ſich — welches ohne Beiſpiel in der Geſchichte der Inſekten iſt — noch einmal häuten. Es klammert ſich zu dem Ende an einen Baum oder dergleichen an, zieht ſich aus der Hülle heraus, und läßt ſie an dem Orte kleben oder haften. Davon iſt der Name Haft entſtanden, welchen eben dies Inſekt führt. Nach dieſer letzten Häutung iſt es im Stande der Vollkommenheit und zur Fortpflanzung tüchtig.

Noch ſind aus dieſer Ordnung zu bemerken: die Frühlingsfliege (Phryganea), deren Larve — die Waſſermotte — ſich ein niedliches Gehäuſe von Stückchen Schilf, Holzſpänen u. ſ. w. macht, und damit im Waſſer herumſchwimmt; die Scorpionfliege (Panorpa) mit ſchwarzgefleckten Flügeln, welche — doch nur das Männchen — einen ſcorpion-ähnlichen Schwanz hat, und häufig auf Erdbeeren, Himbeeren und dergleichen Früchten angetroffen wird; die Kameelhalsfliege (Raphidia), von dem langen Halſe ſo genannt, ein ſeltnes Inſekt.

Eine außerordentlich merkwürdige Erſcheinung zeigt uns ein zweiflüglichtes Inſekt, dem man die Namen Spinnfliege, Lausfliege, fliegende Pferdelaus (Hippobosca equina) gegeben hat. Es hält ſich im Sommer auf dem Leibe der Pferde, des Rindviehs und der Hunde auf, doch beſonders bei den erſtern; auch findet man es in Schwalbenneſtern. An Größe übertrifft das Weibchen eine Stubenfliege, das Männchen iſt kleiner. An dem platten Vorderleibe ſitzt ein kleiner, faſt dreieckigter Kopf mit einem kurzen, ſcharfen Saugrüſſel. Der runde Hinterleib gleicht dem Bauche einer Spinne, iſt aber auch etwas platt, wenn

ſie

ſie ſich nicht voll Blut geſogen haben. Die mit vier bis ſechs Krallen bewaffneten Füße halten ſie von ſich geſtreckt, wie die Spinnen. Ihre Hauptfarbe iſt braun. Ob ſie gleich fliegen können, ſo bedienen ſie ſich zum Fortkommen doch mehr der Füße als der Flügel. Sie ſetzen ſich bei den Thieren gern an die weniger behaarten Stellen unter dem Bauche, und ſaugen ſich ſo feſt ein, daß man ſie oft zerreißt, wenn man ſie mit Gewalt wegnimmt. Dieſes Inſekt macht nun eine Ausnahme von der allgemeinen Regel der thieriſchen Schöpfung, daß das Ei kleiner ſein muß, als die Mutter, von welcher es kommt, und daß das Junge nach der Geburt erſt wachſen muß, ehe es die Größe der Eltern erreicht. Das Weibchen der Spinnfliege ſchwillt nämlich zu einer ungeheuren Dicke auf, und legt dann zur beſtimmten Zeit ein Ei, welches ſo groß iſt, wie der Hinterleib der Mutter. Dies ſieht Anfangs weiß aus; nach etlichen Stunden wird es braun, hierauf glänzend ſchwarz, und nach drei bis vier Wochen, bricht das vollkommne geflügelte Inſekt hervor, das ohne Häutung und ohne weiteres Wachsthum ſeine natürliche Größe hat. Wenn man ein eben gelegtes Ei von außen genau betrachtet, ſo bemerkt man ſchon Bewegung und Leben in demſelben; legt man es etliche Stunden unter Waſſer, ſo hört die Bewegung auf, und es kommt auch kein Junges aus; dennoch aber ſieht man in den erſten Tagen nichts; als eine weißliche Feuchtigkeit, wenn man das Ei öffnet. Wie wunderbar!

Eine bekannte Gattung dieſes Geſchlechts iſt auch die Schaaftäke oder Schaaflaus (Hippob. ouina). Sie hat die Größe und auch meiſt die Farbe einer Erbſe, und iſt ungeflügelt. Die Schaafe, denen ſie in der Wolle ſitzt, werden ſehr von ihr geplagt. Eine kleinere Gattung (Hipp. avicularia) findet ſich auf Tauben, Schwalben und andern Vögeln. Sie iſt ſchwarzgrün und geflügelt, und ſaugt ſich ſo feſt in die Haut dieſer Vögel, daß man ſie nicht wegbringen kann, ohne ſie zu zerreißen.

Von

Von den ungeflügelten Inſekten führen wir hier noch das Fiſchchen (Lepisma saccharina) an, welches aus Amerika nach Europa gekommen iſt, und ſich nun faſt überall verbreitet hat. Es hat ſechs kurze Füße, einen ſchuppigten, matt ſilberglänzenden Leib, und drei Borſten am Schwanze. In der Geſtalt ähnelt es einem kleinen Fiſchchen, iſt aber nur einen halben Zoll lang, und in allen Bewegungen überaus behende. Seinen Aufenthalt nimmt es gern in den Ritzen der Fenſterbretter und an dergleichen Orten. Es iſt ſehr begierig nach Zucker, und es ſoll in den Zuckerplantagen in Amerika viel Schaden thun, daher nennen es Einige den Zuckergaſt oder das Zuckerthierchen. Bei uns frißt es auch Brod und andre Speiſen. Man hat es ſogar in Verdacht, daß es wollne Zeuge benage.

Der Vielfuß (Iulus), auch ein ungeflügeltes Inſekt, iſt wegen der vielen Füße merkwürdig, welche deſſen ungeachtet nichts zu einer geſchwinden Bewegung beitragen. Eine Gattung davon, der Erdvielfuß (Tauſendfuß, Iulus terrestris), hat auf jeder Seite hundert Füße, und wird zwei bis vier Zoll lang, aber nur wie eine ſtarke Nadel dick, von Farbe bläulich oder blaßgrau, wohnt in feuchter, fetter Erde, im Miſte, unter Steinen, ſchweren Brettern u. ſ. w. Sie ſind ſehr träge, und kriechen langſam; aber die wellenförmige Bewegung der vielen Füße iſt ſehr artig anzuſehen. Der ſpröde Körper zerſpringt beim Handhaben leicht.

Im Waſſer befindet ſich noch eine Menge von Inſekten, die uns größtentheils nicht viel mehr als dem Namen nach bekannt ſind. Das Element, worin ſie leben, hindert uns, ſie eben ſo ſorgfältig wie andere zu beobachten. Unſtreitig verdienen ſie aber unſre Aufmerkſamkeit nicht weniger, als die Land-inſekten. Wir wollen nur einige derſelben in der Kürze anzeigen.

Man kennt 133 Gattungen Waſſerkäfer (Dytiscus), wovon einige die Maikäfer noch an Größe übertreffen, andre

nur

nur einem Floh gleichen. Die Hauptfarbe iſt gemeiniglich braun oder ſchwarz, die Geſtalt eiförmig. Wenn man ſie anfaßt, geben ſie einen ſtinkenden Saft von ſich. Die meiſten Käfer ſowol als ihre Larven, ſind den Fiſchen ſchädlich; ſie ſaugen ſich unter den Floßfedern feſt an, und ihrer viele ſind im Stande, den Fiſch zu tödten. Zur Verwandlung kriechen die Larven in die Erde, und kehren als Käfer in ihr Element zurück. Sie ſchwimmen zwar ſehr ſchnell im Waſſer, kommen aber doch von Zeit zu Zeit an die Oberfläche, um Luft zu ſchöpfen. Auch fliegen ſie des Abends oft von einem Waſſer zum andern. Eine Gattung mit ſchwarzen Flügeldecken und gelblichem Rande (Dytisc. marginalis), anderthalb Zoll lang, bereitet ſich für ihre Eier eine artige Hülſe, welche auf dem Waſſer herumſchwimmt. Sobald die Larven ausgekommen ſind, begeben ſie ſich ins Waſſer.

Der Drehkäfer (Gyrinus natator), die einzige Gattung dieſes Geſchlechts, welche man in Deutſchland findet. Alle zu dieſem Geſchlechte gehörige Käfer drehen ſich bei warmem Sonnenſcheine auf der Oberfläche des Waſſers mit unglaublicher Schnelligkeit im Wirbel herum. Die einheimiſchen ſind etwa drei Linien lang, ſtahlblau und glänzend, und da ſie ſchnell untertauchen, wenn man ſie greifen will, ſind ſie ſchwer zu fangen. Mit ihren vier Augen ſehen ſie ungemein ſcharf.

Zu den Inſekten mit halben Flügeldecken gehört die Waſſerwanze (Notonecta), welche mehrentheils auf dem Rücken ſchwimmt, und in dieſer Lage ſehr geſchickt Mücken und andre Inſekten fangen kann. Die gemeinſte (Noton. glauca) iſt etwas länger als eine Honigbiene, hat graue, am Rande ſchwarzpunktirte Oberflügel, und lange behaarte Hinterfüße, die zum Rudern dienen. Mit ihrem Saugeſtachel ſticht ſie empfindlich. Wenn ſie ſich aus einem Teiche in einen andern begeben will, ſo kriecht ſie an einer Waſſerpflanze in die Höhe, breitet die Flügel aus, und fliegt

fliegt pfeilſchnell durch die Luft. Die Eier legt das Weibchen auf den Boden des Waſſers.

Man ſieht auch auf ſtehenden Waſſern Inſekten mit ſehr ſchmalen Körpern, deren vier ausgeſpreitete Hinterbeine ungemein lang, die zwei Vorderbeine aber ſo kurz ſind, daß man ſie kaum bemerkt. Sie ſchießen oder gleiten auf der Oberfläche des Waſſers mit erſtaunlicher Schnelligkeit hin und her. In der gemeinen Sprache heißen ſie Waſſermücken; da ſie aber, ihren weſentlichen Kennzeichen nach, zu den Wanzen gehören: ſo iſt ihr ſyſtematiſcher Name Cimex lacustris. Auch könnten dieſe eben deshalb füglicher Waſſerwanzen genannt werden, als die Notonekten, für welche die Benennung Rückenſchwimmer paſſender ſein würde.

Der graue Waſſerſcorpion (Nepa cinerea), mit plattem Körper, über einen Zoll lang und halb ſo breit, die die Vorderfüße ſcheerenförmig, faſt wie ein Scorpion, am Hintern einen langen Stachel zum Luftſchöpfen, nährt ſich auch im Waſſer vom Raube. Er kann nicht lange unter dem Waſſer bleiben, ſondern kommt von Zeit zu Zeit an die Oberfläche, und hält den Stachel heraus, um damit friſche Luft einzuziehen. Eine andre Gattung dieſes Geſchlechts (Nepa plana), welche in oſtindiſchen Gewäſſern lebt, brütet auf ihrem Rücken die Eier gewiſſer Waſſermilben aus, und hat alſo in dieſem Betrachte einige Aehnlichkeit mit der Pipa.

Endlich verdient noch ein Geſchlecht von Waſſer-inſekten, der Kiefenfuß (Schildfloh, Waſſerfloh, (Monoculus), eine kurze Anzeige. Die Form des Körpers iſt eirund, endigt ſich aber in einen Schwanz mit zwei, drei und mehrern Borſten. Den gewölbten Oberleib bedeckt eine harte Schale, und an dem Bauche ſieht man floſſen-artige Kiefen oder Kiemen ſtatt der Füße. Die in das Schild eingewachſenen Augen ſtehen dicht beiſammen, daher man dieſe Inſekten ehemals einäugig nannte. Sie häuten ſich jährlich. Ei-

nige Gattungen ſollen Zwitter ſein, z. B. Monoculus apus. Ihre Nahrung beſteht in Fiſchen und allerlei Waſſer-inſekten. Die größte Gattung, ja das größte aller Inſekten, iſt der Moluckiſche Krebs (Monoculus polyphemus) in Oſt- und Weſtindien, der an vier Fuß lang, und über einen Fuß breit wird. Bei uns findet ſich eine viel kleinere Gattung, höchſtens zwei Zoll lang, in Pfützen und Sümpfen. Die in dem Schlamme liegenden Eier verderben nicht, wenn auch der Sumpf vertrocknet. Sobald wieder Waſſer hineinkommt, erſcheinen dieſe Inſekten, in manchen Jahren zu Millionen. Doch ſind ſie in einigen Gegenden Deutſchlands ſelten. Der insbeſondere ſogenannte Waſſerfloh (Monoculus pulex) iſt ſehr klein, von Farbe roth, lebt auch in Flüſſen und Brunnen, und hat zuweilen, wo er in großer Menge ſich einfand, zu dem Aberglauben Anlaß gegeben, als ſei das Waſſer in Blut verwandelt.

Sechs-

Sechste Klaſſe.

Würmer.

Je näher wir der Gränze kommen, welche das Thierreich von dem Gewächsreiche ſcheidet, deſto mehr Wunder der Natur erblicken wir. Die Betrachtung der mannigfaltigen Kunſttriebe der Inſekten und ihre Verwandlung haben zwar für den denkenden Beobachter viel Reizendes; aber was die Naturgeſchichte von einigen Geſchöpfen dieſer Thierklaſſe erzählt, iſt in der That noch bewundernswürdiger, und reißt uns zum Erſtaunen hin.

Von den vier erſten Klaſſen unterſcheiden ſich die Würmer unter andern durch den weißen kalten Saft, der die Stelle des Bluts vertritt. Von den Inſekten hingegen, mit welchen ſie das weiße Blut gemein haben, zeichnet ſie hauptſächlich der Mangel der Füße aus. Die meiſten bewegen ſich durch wechſelweiſes Zuſammenziehen und Ausdehnen des Körpers, oder ſie ſchwimmen im Waſſer, nach Art der Fiſche. Einige haben jedoch auch beſondre Gliedmaßen, die ſtatt der Füße dienen; ſie ſind aber den Füßen andrer Thiere ſo wenig ähnlich, daß man einen Wurm wol ſchwerlich mit einem Inſekte verwechſeln wird, wenn man auf dieſen Unterſchied Acht gibt. Auch die harten, mehrentheils aus Gelenken zuſammengeſetzten Fühlhörner, welche man bei allen Inſekten — die Spinnen und einige Gattungen von Milben ausgenommen — findet, fehlen den Würmern. Dagegen ſind mehrere Würmer mit Fühlfäden, d. i. mit weichen, biegſamen, ungegliederten Fäden am Kopfe verſehen. Sonſt iſt der Körperbau dieſer Thiere überhaupt ſehr einfach; viele haben nicht einmal Augen, ob ſie

gleich den Eindruck des Lichts empfinden. Außer dem Sinne des Gefühls, welcher bei mehrern unglaublich fein iſt, ſcheint der größte Theil dieſer Thiere keinen Sinn weiter zu haben. Die Werkzeuge des Geſichts, des Geruchs und des Gehörs fehlen den meiſten. Sie athmen auch nicht, wie andre Thiere. In vielen findet man kein Herz, ſondern nur einen Magen und Darmkanal.

In Rückſicht auf die Fortpflanzung findet ſich noch mehr Verſchiedenheit in dieſer Klaſſe, als in der vorhergehenden. Unter den Eingeweidewürmern — wenigſtens den meiſten Gattungen — gibt es Männchen und Weibchen, die ſich nach den gewöhnlichen Naturgeſetzen begatten; die Gartenſchnecken ſind Männchen und Weibchen zugleich, und können ſich doch nicht ſelbſt befruchten, ſondern es müſſen ſich zwei zu dem Ende mit einander vereinigen; die Seehaaſen haben auch beiderlei Geſchlechtsglieder, befruchten ſich aber ſelbſt; verſchiedne Gattungen von Polypen pflanzen ſich ohne alle Befruchtung fort, theils, wie die Gewächſe, durch Sproſſen, theils durch Eier.

Die Kraft, abgeſchnittne Glieder wieder zu erzeugen (Reproductionskraft), beſitzen die Würmer in einem ausnehmend hohen Grade. Zuweilen wächſt ſogar der Kopf der Schnecken wieder, und bei den Polypen kann man die Verſtümmelung noch weiter treiben.

Das eigentliche Element der Würmer iſt das Waſſer, allerlei faule Säfte, und feuchte, dumpfige Oerter. Einige leben blos in thieriſchen Körpern. Ihre Nahrung nehmen ſie nicht nur von Thieren und Gewächſen, ſondern auch von Mineralien, indem einige Erde, Kalk und dergleichen freſſen.

Von ihrem Nutzen und Schaden werden wir das Dahingehörige bei jeder Gattung insbeſondere bemerken.

Die ganze Klaſſe läßt ſich unter zwei Haupt-abtheilungen bringen, wovon jede wiederum drei Unter-abtheilungen enthält. Es gibt nämlich Würmer mit nacktem

Kör-

Körper, ohne alle Bedeckung, und auch ſolche, deren Körper bedeckt iſt. Zu jenen gehören die langgeſtreckten Würmer, an welchen man keine äußere Gliedmaßen bemerkt, z. B. der Regenwurm; die weichen Würmer mit deutlichen Gliedmaßen, z. B. die nackten Schnecken; und drittens, die nackten Pflanzenthiere und Infuſionsthierchen. In der zweiten Abtheilung ſtehen die Schaal-thiere, z. B. die Muſcheln; ferner diejenigen Würmer, deren etwas knorpligter Körper mit einer Kruſte bedeckt iſt, z. B. die See-Igel; endlich die Pflanzenthiere, welche Korallen oder ähnliche Gehäuſe bewohnen. Hiervon wollen wir die wichtigſten, unſerm Plane gemäß, in drei Ordnungen anführen.

Erſte Ordnung.

Die Schnecke
Der Blut-egel
Der Regenwurm

Die Eingeweidewürmer:

1. Rundwürmer

Der Spulwurm
Der Afterwurm
Der Haarwurm.

2. Plattwürmer:

Der Bandwurm
Der Darmbandwurm
Der Blaſenbandwurm
Der Leberwurm
Der Riemenwurm.

Die Schnecke.

Man kennt ſowol nackte, als mit Schalen oder Gehäuſen verſehene Schnecken. Beide ſind ſich in Anſehung des Körperbaues und der Lebensart ähnlich, und können hier alſo auch füglich zuſammengeſtellt werden. Nach ihrem Aufenthalte theilt man ſie in Land- und Waſſerſchnecken, wovon die leztern wiederum entweder blos im Meere, oder in ſüßen Waſſern leben. Indeß können viele Land- oder Erdſchnecken lange Zeit im Waſſer ausdauern; die Waſſerſchnecken hingegen ſterben außer ihrem Elemente bald. Die Erdſchnecken bekommen von dem gewöhnlichen Orte ihres Aufenthalts, von der Farbe u. ſ. w., verſchiedne Be-

Benennungen, z. B. Ackerſchnecken, Bergſchnecken, Wegſchnecken, Gartenſchnecken und dergleichen. Unter den nackten Schnecken findet man ſchwarze, graue, gelbe, gefleckte und röthliche.

Alle dieſe verſchiednen Geſchlechter und Gattungen haben am Kopfe Fühlfäden, die man im gemeinen Leben Hörner nennt. Bei den nackten Schnecken ſieht man deren viere, auch bei den allermeiſten Landſchnecken mit Schaalgehäuſen; die Waſſerſchnecken zeigen aber durchgängig nur zwei Fühlfäden, welche ſie nicht, wie die Landſchnecken, einziehen, jedoch verſchiedentlich bewegen können. Die ſchwarzen Pünktchen an der Spitze der zwei großen Fühlfäden halten einige Naturforſcher für die Augen der Schnecken, ob man gleich nicht eigentlich weiß, wie ſie Gebrauch von dieſem Sinne machen; denn wenn man einer kriechenden Schnecke einen Finger oder Stock behutſam vorhält, ſo weicht ſie nicht aus, ſondern ſie bemerkt dies Hinderniß erſt, wenn ſie mit den Fühlfäden angeſtoßen hat. Das Einziehen der Fühlfäden ſieht ſehr artig aus; ſie rollen dieſelben mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit inwärts zurück, wie man den Finger eines Handſchuhs umkehrt, und dann ſitzt der ſchwarze Punkt unten am Kopfe.

Die Schnecken haben gewöhnlich ein Maul mit einer Ober- und Unterlippe, in welchem etliche Zähne ſtehen. Bei einigen Seeſchnecken ſieht man eine Art von Rüſſel. Längs dem Bauche befindet ſich an jeder Seite ein Saum, deſſen wurmförmige Bewegung das Fortkriechen bewirkt. Unter dem Bauche iſt die Haut glatt, oben aber — beſonders an den Fühlfäden — gekörnelt. Dieſe Körner ſind wahre Drüſen, aus welchen ſich beſtändig ein zäher Schleim abſondert, der den Körper ſchlüpfrig erhält, und ihr Fortkommen erleichtert. Bei ſtarken Berührungen geben ſie, zur Bedeckung ihrer empfindlichen Haut, eine große Menge Schleim von ſich, und wenn man ſie mit Salz oder feinem Zucker beſtreuet, quillt er ſo gewaltig hervor, daß ſich ihr

ganzes Weſen in Schleim aufzulöſen ſcheint; nach etlichen Minuten ſind ſie todt.

Auch die nackten Schnecken ſind auf dem Rücken mit einer Art von fleiſchernem Schilde verſehen, worunter ſie den Kopf und die übrigen zarten Theile des Leibes verbergen, wann ſie Gefahr merken. Man erkennt dieſes Schild an der dunklern Farbe und an den ſtärkern Drüſen; auch widerſteht es dem Drucke des Fingers mehr, als die andern Theile. In der Mitte dieſes Schildes iſt ein länglichter, hohler, muſchel-ähnlicher Knochen (das Schnekkenſteinchen, Rückenbein), welcher zur Feſtigkeit deſſelben mit beiträgt.

So viel man weiß, ſind alle Schnecken Zwitter. Auf der rechten Seite des Halſes haben ſie eine kleine Oeffnung, welche ihnen die Dienſte einer Luftröhre, des Afters und des Geſchlechtsgliedes leiſtet. Wann ſie ſich begatten wollen, ſo tritt aus derſelben Oeffnung der männliche Geſchlechtstheil hervor; dieſen bringen ſie gegenſeitig in die erweiterte Oeffnung, und ſo bleiben ſie mehrere Stunden lang mit einander vereinigt. Gegen das Ende der Begattung dringt ein weißer Schaum aus dieſen Theilen. Sehr ſonderbar iſt es, was man bei den gemeinen Garten- und Waldſchnecken beobachtet hat, daß ſie vor der Begattung, wann ſie ſich begegnen, kleine Stacheln, die man Liebespfeile nennt, einander entgegen werfen, um ſich dadurch zur Liebe zu reizen. Dieſe Liebespfeile ſind kalk-artig, wie die Schneckengehäuſe, ſehr ſpitz, vierſchneidig, und nur etliche Linien lang. Sie ſcheinen ſich erſt zur Begattungszeit bei ihnen zu erzeugen, und ſtecken ganz locker in dem Geburtsgliede, ſo daß ſie dieſelben durch einen innern Mechanismus von ſich ſchießen, und ſich gegenſeitig damit verwunden können. Bei der darauf folgenden Paarung ſelbſt findet man ſie zuweilen in ſeltſamen Stellungen. Gewöhnlich ſtehen die ſich begattenden Schnecken gegen einander aufgerichtet; allein man ſieht ſie auch wol mit dem

Schwanze an dem Zweige eines Bäumchens oder dergleichen hangen, die Köpfe unterwärts gekehrt, die Fühlfäden innigſt in einander geſchlungen u. ſ. w.

Vom Junius bis Auguſt iſt die Zeit, wo ſich die meiſten Schnecken paaren. Vierzehn Tage bis drei Wochen darnach legen ſie eine Menge weißlichgelber oder grauer Eicherchen in kleine Gruben in die Erde, welche im künftigen Frühjahre, bei warmer Witterung und Regen, auskommen. Es gibt auch lebendiggebärende Schnecken. Die Schnecken mit Schalen bringen den Anfang zu ihrem Gehäuſe gleich mit aus dem Eie, und ſo wie der Körper wächſt, ſo nimmt auch die Schale zu, indem das Thier eine gewiſſe kalkigte Materie ausſchwitzt, die ſich an den Rand der ſchon vorhandenen Schale anſetzt und verhärtet. So lange dieſer Rand noch weiß und dünne iſt, ſo kann man ſicher ſchließen, daß die Schnecke noch wächſt; denn bei völlig ausgewachſenen iſt der Rand ſchwärzlich, hart, und gleichſam mit einer Wulſt umgeben. Wann ſie aufhören zu wachſen, ſind ſie zur Fortpflanzung tüchtig. Im Winter verſchließen die Landſchnecken ihr Gehäuſe mit einem Deckel von verhärtetem Schaume. Die nackten Schnecken verkriechen ſich in die Erde. Ihre Lebensdauer ſoll ſich auf etliche Jahre erſtrecken.

Obgleich dieſe Thiere außerordentlich gefräßig ſind, ſo können ſie doch auch lange — manche, wie man ſagt, ein Jahr — hungern. Ihre vornehmſte Nahrung nehmen ſie aus dem Gewächsreiche; einige, beſonders Seeſchnecken, freſſen Fleiſch von todten Thieren, und im Nothfalle behelfen ſie ſich wol mit Kalk und ähnlichen Nahrungsmitteln.

Dies von den Schnecken überhaupt. Was nun die nackten Schnecken insbeſondere betrifft, ſo kennt man davon die große ſchwarze Waldſchnecke (Limax ater), die ausgedehnt ſechs bis ſieben Zoll lang und Fingersdick iſt. Man findet ſie an feuchten, ſchattigten Orten, in Wäldern

und auf Wieſen. In manchen Gegenden werfen die Landleute ſie in die Wagenſchmiere, um durch ihr ſchleimigtes Weſen den Theer zu verlängern, daher heißt ſie die Theerſchnecke. Von dieſer iſt noch verſchieden die röthliche Waldſchnecke (Lim. rufus), welche zum Theile noch größer wird, als die ſchwarze. Da, wo die ſchwarze häufig angetroffen wird, ſieht man die röthliche ſelten oder gar nicht, und ſo auch umgekehrt. Dieſe großen Waldſchnecken nähren ſich meiſt von Pilzen und thieriſchen Excrementen. Hingegen die einen Zoll lange graue Ackerſchnecke (Lim. agreſtis) frißt das junge Getraide und allerlei Gartengewächſe. Ihre erſtaunliche Vermehrung und Gefräßigkeit machen ſie dem Landwirthe furchtbar. Sie verwüſtet große Strecken von Weizen und Rockenfeldern; aber die Gerſte hat eben nichts von ihr zu fürchten *).

Die bedeckten Schnecken haben alle eine einfache, an der Spitze verſchloſſene Schale, mit welcher ſie verwachſen ſind. Es gibt gewundene und ungewundene Schalen; die letztern werden Napfſchnecken (Patellae) genannt. Von den erſtern ſind die meiſten rechtsgewunden, d. i. wenn man die Schnecke auf die Mündung legt, ſo laufen die Windungen von der Linken zur Rechten nach der Spitze in die Höhe. Im entgegengeſetzten Falle heißen ſie linksgewundene. In der Mitte der Schale ſteht eine Säule oder Spindel, um welche ſich die Gänge drehen. Die Mannigfaltigkeit in der Geſtalt und Farbe derſelben iſt zu bewundern. Einige ſtehen ihrer Seltenheit und ausnehmenden

---

*) Auf den Baumblättern, beſonders auf den Blättern der Birn- und Kirſchbäume, ſieht man öfters ganz kleine ſchwärzliche, den Schnecken ähnliche Thierchen, welche nur die obere Seite der Blätter abfreſſen; dies ſind aber keine wahre Schnecken, ſondern Larven der Blattwespen, welche ſich in der Erde verwandeln.

den Schönheit wegen bei Liebhabern in einem hohen Preiſe. Dahin gehören beſonders verſchiedene Gattungen der Kegelſchnecken (Tuten, Coni), welche man Admirale, und die ſchönſte davon Cedonulli (d. i. ich weiche keiner, nämlich an Schönheit) oder Perl-admiral (Conus ammiralis cedo nulli) genannt hat. Er hat eine goldgelbe, weißgefleckte Schale, die mit drei Gürteln umgeben iſt, wovon der oberſte Gürtel aus vier Perlreihen beſteht. Man findet ihn in dem ſüdlichen Ocean, und zahlte ſonſt wol für einen etliche hundert Thaler. Eine eben ſo große Seltenheit iſt die ächte Wendeltreppe (Turbo scalaris). Dieſe wird höchſtens zwei Zoll lang, und ihr Gewinde liegt nicht auf einander, ſondern läuft frei fort, und zwar koniſch. Der Preis ſtieg ehemals auf etliche tauſend Thaler.

Von den einheimiſchen bedeckten Landſchnecken bemerken wir hier die Weinbergsſchnecke (Gartenſchnecke, Helix pomatia), deren kuglichte Schale etwas röthlich und blaßgeſtreift, zuweilen gelblichgrau und bräunlich iſt. Dieſe wird unter den eßbaren Schnecken — denn verſchiedne Gattungen ißt man — am meiſten geſchätzt. Man legt zu dem Ende beſondre Schneckengärten oder Schneckenberge an, wo viele tauſende gehegt und gefüttert werden. An dem Fuße der zu ihrer Nahrung angepflanzten Geſträuche müſſen ſie dichtes Moos haben, wo ſie ſich gegen Kälte und Hitze verbergen können. Bei gutem Futter — z. B. angefeuchteter Weizenkleie — erreichen ſie die Größe eines mittelmäßigen Hühner-eies. Man ißt ſie nur im Winter, wenn ſie ihre Häuschen ſchon mit einem Deckel verſchloſſen haben. Gegen die Faſtenzeit wird in katholiſchen Ländern, beſonders auch von der Schweiz aus, ein ſtarker Handel damit getrieben. In der Gegend von Ulm z. B. mäſtet man jährlich an vier Millionen, und löſet 12 bis 15000 Gulden daraus. Wenn man ſie zur Speiſe zurichten will, ſo bricht man

den Deckel über der Oeffnung ab, wirft ſie in Weinesſig, worin Salz aufgelöſet worden, damit ſie ſich abſchleimen, drehet alsdann die Schnecken mit einem dazu bequemen Häkchen aus der Schale heraus, ſäubert ſie vollends aufs ſorgfältigſte, und kocht ſie etliche Stunden. Die Schalen werden auch mit Salz ausgerieben und gekocht. Hierauf thut man die gahrgekochten Schnecken wieder in ihre Schalen, verklebet die Oeffnung mit einem Teige von Semmelkrumen, Butter, Majoran und andrem Gewürze, und richtet ſie endlich mit einer Fleiſchbrühe oder mit andern Saucen an.

Dieſer Vortheil iſt freilich gering gegen den Schaden, welchen dies Ungeziefer, vornämlich die nackten Erdſchnecken, der Saat, den Küchengewächſen, den Bäumen, und zum Theil auch den Bienen, zufügen. Man hat daher auf allerlei Mittel gedacht, ſie zu vertilgen oder abzuhalten. Da die Enten außerordentlich begierig darnach ſind, ſo pflegt man ſie in dieſer Abſicht mit gutem Erfolge auf die Aecker und Wieſen zu treiben. Sogar von den Schafen hat man bemerkt, daß ſie die kleinen Feldſchnecken gern und ohne Schaden freſſen. Sonſt räth man noch, zur Sicherung der Saatfelder gegen dieſe Brut, den Acker recht klar zu eggen, weil ſie ſich bei der Sonnenhitze alsdann nicht hinter große Erdklumpen verbergen können; denn ſolche Oerter, wo ſie keinen Schutz gegen trockne Winde und Sonnenſtrahlen finden, meiden ſie. Auch ſoll man den Weizen und Rocken ſo früh als möglich ſäen, damit die Halmen gegen die Zeit, wann ſich die Schnecken einfinden, ſchon für ſie zu hart und alt ſind. Kalk, Gips, Sand, Aſche, Rus, Sägeſpäne und dergleichen Dinge, die ſie am Fortkriechen hindern, und ihrer feuchten Natur zuwider ſind, laſſen ſich ſehr gut in Gärten anwenden, beſonders da ſie zugleich als Dünger dienen. Der Gebrauch dieſer Mittel in einem großen Bezirke dürfte vielleicht ſehr ſchwierig ſcheinen.

Zu dem Geſchlechte der Gartenſchnecke gehört auch die bei uns häufig in ſtehenden Waſſern ſich aufhaltende Waſſerſchnecke (Hel. stagnalis). Sie iſt eirund, unten ſcharf zugeſpitzt, und erreicht eine Größe von 1 bis 2½ Zoll. Die Schale hat verſchiedene Farben: grau, ſchwärzlich, hornfarbig ꝛc., und iſt ſehr dünn. Den Krähen und andern Vögeln dient ſie zu einem leckern Fraße, und ihr leeres Gehäuſe oftmals zur Wohnung der Waſſerſpinnen.

Der Blut-egel, Hirudo.

Dieſer Wurm gehört zu der oben angegebenen erſten Abtheilung, oder zu denen, an welchen man äußerlich keine beſondere Gliedmaßen ſieht. Der Körper iſt länglich, etwas platt, und an beiden Enden abgeſtumpft. Das Maul beſteht aus einer dreieckigten Oeffnung, worin ſich drei ſcharfe Zähne und hinten eine lange Warze befinden. Dies ſind die Werkzeuge zum Ausſaugen des Bluts aus thieriſchen Körpern. Von den dreizehn Gattungen dieſes Geſchlechts ſollen einige durch ihr Saugen gefährliche Entzündungen verurſachen. Sie halten ſich in fließenden und ſtehenden Waſſern auf, und hängen ſich, wo ſie nur können, an lebendige Thiere an, die rothes Blut haben, denn dies iſt ihre vornehmſte Nahrung. Man ſieht ſie daher auch nicht gern in Fiſchteichen, und vertreibt ſie daraus mit Heringslake oder Salz, wovon ſie ſterben. Sie ſollen auch den jungen Gänſen und Enten auf den Teichen ſchädlich werden, indem ſie ſich ihnen an die Füße ſetzen und das Blut ausſaugen. Wenn Pferde, Rinder ꝛc. in das Waſſer gehen, um zu ſaufen, ſaugen ſie ſich gern an das Zahnfleiſch an, da jenen dann das Blut aus dem Maule fließt. In allen ſolchen Fällen muß man den Blut-egel nicht mit Gewalt losreißen wollen, weil ſonſt die Saugwerkzeuge in dem Fleiſche ſtecken bleiben, und ſchlimme Zufälle veranlaſſen können: ſondern

ſondern man beſtreut ihn mit Salz, oder reibt ihn mit einem in Branntwein getunkten Lappen, ſo fällt er von ſelbſt ab. In dem Magen, wenn ein Menſch oder Thier ihn mit hinterſchluckte, iſt er ſelten gefährlich, da die Wärme deſſelben ihn bald tödtet. Auch kann man ſich durch häufig getrunknes Salzwaſſer gegen alle üble Folgen ſichern.

Der Schade, den dies Thier anrichtet, iſt alſo ſehr unbeträchtlich; hingegen leiſtet es dem Menſchen eben durch ſeine Blutgier in verſchiednen Zufällen weſentliche Dienſte. Man braucht bekanntlich die Blut-egel in ſolchen Krankheiten, die aus Vollblütigkeit oder verdorbnem Blute entſtehen, z. B. Kopfſchmerzen, Zahnſchmerzen u. ſ. w. Auch bedient man ſich ihrer wol überhaupt ſtatt einer Aderlaß bei ſolchen Perſonen, welche vor den gewöhnlichen Inſtrumenten zur Oeffnung der Ader eine unüberwindliche Furcht haben. Zu dieſem Gebrauche nimmt man aber nur eine gewiſſe Gattung, die davon den Namen mediciniſche Blut-egel (Hir. medicinalis) erhalten. Weder die ſchwarzen Pferde-egel (Hir. sanguisuga) in den Waldpfützen, noch die bläulichen, großköpfigten, werden für gut gehalten.

Die mediciniſchen Blut-egel ſind oben ſchwarzbraun, an den Seiten gelb gerändelt, unter dem Bauche blaß mit einigen gelben Flecken. In den Flüſſen begeben ſie ſich gern an ſolche Stellen hin, wo Wäſche geſpült wird. Sonſt findet man ſie auch in Graben und Teichen. Ihre Länge iſt nach dem Alter verſchieden. Außer dem Waſſer ziehen ſie ſich zuſammen; im Waſſer ſind ſie wol drei- bis viermal ſo lang. Im Junius und Julius kann man ſie an warmen Tagen leicht fangen, weil ſie ſich an einen vorgehaltenen Körper bald anhängen. Man ſetzt ſie ſodann in ein Glas mit friſchem Waſſer, und füttert ſie mit Blut, um ſie zu jeder Zeit, auch im Winter, brauchen zu können. Im Sommer bekommen ſie alle acht, und im Winter alle vierzehn Tage friſches Waſſer. Sie dienen

nen zugleich als Wetterpropheten, wie die Peizker. Bei ſchönem Wetter liegen ſie zuſammengerollt und ſtill auf dem Boden, bei bevorſtehendem Regen und ſtürmiſcher Witterung werden ſie unruhig. Wenn man einen zum Saugen anſetzen will, ſo darf er gar kein Blut im Leibe haben; man muß ihn alſo lange vorher faſten laſſen, ſonſt ſaugt er nicht. Zuweilen will er deſſenungeachtet nicht anſaugen, beſonders wenn das Blut des Menſchen ſcharf oder ſcorbutiſch iſt. In dieſem Falle reibt man die Stelle etwas ſtark mit einem Lappen, und beſtreicht ſie mit Blut oder Milch. Hat er aber einmal angeſogen, ſo läßt er freiwillig nicht eher ab, als bis er ſatt iſt. Man kann ihm die Schwanzſpitze während der Zeit abſchneiden, er fährt doch fort zu ſaugen, und das Blut fließt hinten an dem abgeſchnittnen Schwanze immer wieder heraus. Auf einen vier bis fünf Zoll langen Blut-egel rechnet man ungefähr zwei Loth Blut, wenn er bis zur Sättigung trinkt. Alsdann hat er aber auch auf ein halbes Jahr genug, und iſt in der Zeit nicht wieder zu gebrauchen. Daß er ſo lange Zeit nicht wieder Nahrung braucht, kommt daher, weil er keinen After hat, und alſo nur durch die Ausdünſtung von den eingenommenen Nahrungsmitteln etwas verliert. — In Siam und China werden die Blut-egel gegeſſen, und im letztern Lande ſogar theuer bezahlt. Man trocknet ſie erſt, und kocht ſie dann.

Von der Fortpflanzung dieſer Thiere weiß man nicht viel Gewiſſes. Einige Gattungen ſollen lebendige Junge gebären. Von unſerm mediciniſchen Blut-egel hat ein Beobachter vor einiger Zeit eine Bemerkung bekannt gemacht, die wir hier mittheilen wollen. Ein Weibchen in einem Glaſe aufbewahrt, gab im Mai eine grüne Materie von ſich, welche unter dem Vergrößerungsglaſe wie Körnchen von Majoranſamen erſchien. Nach drei Wochen ſahen dieſe Körner wie Kohlſamen aus, wurden oval und an den Seiten ſpitzig, worauf aus jedem Eie ein

Junges,

Junges, zuſammen hundert und funfzig, auskamen. Dieſe waren ganz blaß, und hielten ſich zwei Monate lang unter dem Bauche der Mutter auf. Zuletzt verfolgten ſie dieſelbe und tödteten ſie.

Der Regenwurm, Lumbricus.

Ein bekannter Wurm, der keiner weitläuftigen Beſchreibung bedarf, und der von den Naturforſchern mit dem Blut-egel in Eine Abtheilung gebracht iſt. Man kennt funfzehn Gattungen, wovon zwei in der Erde, die übrigen im Waſſer leben. Unter den letztern findet man in ſtehenden Gewäſſern eine ſehr ſchöne Gattung, karmoſinroth und grün, ungefähr anderthalb Zoll lang, die ebenfalls eine ſehr ſtarke Reproduktionskraft hat. S. die Einleitung.

Der gemeine Erd- oder Regenwurm (Lumbricus terrestris) wird zuweilen über eine Viertelelle lang und wie ein kleiner Finger dick. Seine Farbe richtet ſich nach der Nahrung und dem Alter: weiß, röthlich, braun. Das Maul iſt rüſſelförmig. Die völlig ausgewachſenen Regenwürmer haben hinter den ſechs und zwanzig bis dreißig Ringen an ihrem Körper einen erhabenen, unterwärts etwas platten Gürtel mit drei kleinen Oeffnungen, worin männliche und weibliche Zeugungstheile liegen; denn ſie ſind Zwitter, wie die Schnecken. Sie wohnen unter der Erde, und da ſie die Feuchtigkeit lieben, gehen ſie bei trocknem Wetter tief hinunter; aber nach einem warmen Regen kommen ſie herauf (daher Regenwürmer), und kriechen, vornämlich des Abends und Nachts, auch über der Erde herum. Dies thun ſie beſonders im Junius und Julius, wo ſie ſich paaren, und darnach lebendige Junge gebären. Sie nähren ſich zwar von fetter Erde, und halten ſich gern im Miſte auf; aber doch benagen ſie auch die zarten Wurzeln der Gewächſe, und ziehen ſogar die

jungen

jungen Pflanzen unter die Erde hinab *). Man ſieht ſie daher in Küchengärten und Blumenbeeten gar nicht gern, ob ſie gleich den zufälligen Nutzen ſtiften, daß ſie die Erde auflockern. Um ſie zu vermindern, ſammelt man ſie des Abends, wann ſie aus der Erde hervorkommen, beim Laternenſcheine in Töpfe. Man kann ſie aber mit Kalkwaſſer oder mit einer Brühe von den Blättern und der grünen Schale der wälſchen Nüſſe auch bei Tage herauslocken. Noch ein andres Mittel beſteht darin, daß man einen ſtarken, etwa drittehalb Ellen langen Stock, unten zugeſpitzt, eine halbe Elle tief in die Erde ſtößt, und denſelben hin- und herrüttelt, als ob man ihn gewaltſam herausziehen wollte. Alle Regenwürmer in dem Bezirke, ſo weit ſie die Erſchütterung empfinden, kriechen hervor, weil ſie meinen, daß ein Maulwurf aufſtoße; denn die Maulwürfe ſind ihre natürliche Feinde. Das Federvieh frißt ſie gern, und die Fiſcher brauchen ſie zum Köder an den Angeln. Ehemals brauchte man ſie auch in der Medicin.

Man hat bemerkt, daß die Regenwürmer zuweilen gegen den Herbſt im Finſtern leuchten, wie die Johanniswürmchen. Noch wichtiger iſt aber die vielfältig beſtätigte Erfahrung, daß jeder einzelne Theil eines zerſchnittenen

*) Einige zweifeln, ob der Regenwurm die Wurzeln der Pflanzen benagt. Er ſcheint nur verfaulte Vegetabilien zu freſſen, und zieht in der Abſicht die jungen Salatpflanzen ꝛc. in die Erde, damit ſie erſt faulen. Dies ſcheint ſich durch folgende Beobachtung zu beſtätigen. Man ſieht im Herbſt auf Stellen, wo abgefallnes Weidenlaub liegt, mehrere Büſchel dieſes Laubes in Geſtalt von Roſen in der Erde zuſammengeſtellt. Dieſe werden von Tage zu Tage kleiner, und verſchwinden endlich ganz. Die Urſach dieſer Erſcheinung ſind die Regenwürmer, welche die Blätter bei den Spitzen und Stielen in ihre Löcher ziehen, und ſo wie ſie unten faulen, freſſen ſie dieſelben ab, und ziehen ſie dann immer tiefer hinein.

nen Regenwurms nach einiger Zeit wieder ein vollkommnes Thier wird. Jedoch gehört eine gewiſſe Geſchicklichkeit und Uebung dazu, wenn die Wiedererzeugung unfehlbar gelingen ſoll.

Eingeweidewürmer.

Leben iſt Quell des Vergnügens, und nur empfindende Weſen ſind deſſelben fähig. Der gütige Urheber der Welt wollte die möglich größte Summe angenehmer Empfindungen aus der Schöpfung hervorgehen laſſen, und verbreitete Leben durch die ganze Natur. Kein Plätzchen, wo ein lebendiges Weſen hauſen kann, iſt unbeſetzt geblieben; wenigſtens liegen die Keime dazu überall zerſtreuet. Wir haben geſehen, daß mehrere Inſekten und ihre Larven ſich von thieriſchen Körpern nähren, ſelbſt ohne ſonderliches Misbehagen derſelben, ſo lange ſie ſich in einem geſunden, d. i. natürlichen Zuſtande befinden. Eben ſo gibt es nun auch ein zahlreiches Geſchlecht von Geſchöpfen, die in den innern Theilen thieriſcher Körper wohnen, die, lebenslang zur Finſterniß beſtimmt, das Tageslicht nie erblicken, und ſich doch ihres Daſeins freuen. Da werden ſie geboren, da nähren ſie ſich, und pflanzen ſich fort.

Es iſt noch nicht gar lange, daß man die Geſchichte dieſer Würmer aus ihrer Dunkelheit hervorgezogen hat. Getäuſcht durch die Aehnlichkeit derer, die man im Waſſer u. ſ. w. fand, glaubte man faſt allgemein, ſie kämen von außen mit der Nahrung, oder auf andre Weiſe, in die thieriſchen Körper. Allein jetzt ſind überwiegende Gründe für das Gegentheil da, und die genaueſten Unterſuchungen haben hinlänglich gezeigt, daß die eigentlichen Eingeweidewürmer nirgend anders als in thieriſchen Körpern leben, und daß ſie denſelben angeboren ſind. Eine, in Anſehung ihrer Folgen, vornämlich auch für die praktiſche Arzneikunde, höchſt wichtige Entdeckung!

Die

Die Wahrheit dieſer Behauptung gründet ſich auf folgende Beweiſe:

Erſtlich. Die wahren Eingeweidewürmer ſind in ihrer Bildung von allen andern bekannten Geſchlechtern und Gattungen weſentlich verſchieden, und man hat außerhalb der thieriſchen Körper noch nie Würmer gefunden, die jenen völlig gleichen.

Zweitens. Wenn die Eingeweidewürmer aus ihrem finſtern Aufenthalt hervorgezogen werden, bezeigen ſie ſich, als in einem fremden Elemente, unruhig, und ſterben bald darauf. Würde das geſchehen, wenn ſie vorher in freier Luft oder im Waſſer gelebt hätten? Oder wenn es ihre eigentliche Beſtimmung wäre, darin zu leben?

Drittens. Auch bei ungebornen und neugebornen Thieren finden ſich dergleichen Würmer, zuweilen in ſehr großer Anzahl.

Wir enthalten uns, noch mehr Beweiſe anzuführen, ob es gleich daran nicht fehlt. Jene ſind ſchon ſo entſcheidend, daß ſie jeden Unbefangenen überzeugen können. Dagegen heben wir noch einige Grundzüge aus der allgemeinen Geſchichte dieſer Geſchöpfe aus, welche die Ueberſicht derſelben erleichtern.

Jede Klaſſe, jedes Geſchlecht, jede Gattung von Thieren hat ihr eignes Geſchlecht und ihre Gattung von Würmern; jedoch nährt auch Ein Thier oft mehrere Geſchlechter und Gattungen, ſo wie im Gegentheile Eine Gattung oder Ein Geſchlecht auch verſchiednen Thiergattungen eigen iſt.

Würmer, die in eine andre Thiergattung, welcher ſie nicht angehören, gebracht werden, bleiben eben ſo wenig leben, wie in freier Luft oder im Waſſer. Folglich hat man auch von dem Genuſſe der Fiſche, der Schnepfen mit ihren Eingeweiden, und andrer Thiere, in welchen ſich eine große Menge Würmer befindet, nichts zu beſorgen. Mehrere Verſuche, die man z. B. mit Hühnern angeſtellt hat,

denen man Bandwürmer zu verſchlingen gab, beweiſen dies. Ganz etwas anders iſt es, wenn zuweilen die Brut von Eidechſen, Fröſchen und Schlangen in den Magen eines Menſchen kommt, welche von der Wärme und Verdauungskraft deſſelben nichts leidet; dieſe erregen auch weit ſchlimmere Zufälle, als die Eingeweidewürmer ſelbſt.

Der Saame (die Eier) zu den, jeder Thiergattung eigenthümlichen, Würmern wird zwar, wie geſagt, dem Körper angeboren; aber doch ſcheint, in Anſehung der Menge und der Art dieſes Samens, viel auf die Beſchaffenheit des mütterlichen Körpers zu beruhen. In manchen Familien iſt z. B. der Bandwurm eine Zeitlang erblich. Jedoch auch der in einem Körper wirklich vorhandene Wurmſame bildet ſich nur unter günſtigen Umſtänden zur lebendigen Brut aus; oftmals bleibt er zeitlebens unentwickelt.

Eine mäßige Anzahl von Würmern kann ein geſunder Körper bei ſich haben, ohne Beſchwerde davon zu fühlen. Indeß läßt ſich die Menge derſelben, die Einer oder der Andre bei geſundem Zuſtande beherbergen kann, nicht beſtimmt angeben. Erſtaunen muß man, wenn uns Zergliederer verſichern, in einer ganz geſunden Katze über zweihundert Bandwürmer, und in verſchiednen Vögeln, beſonders Schnepfen und Repphühnern, deren wol tauſend gefunden zu haben.

Ungewöhnlich ſtarke Vermehrung der Würmer iſt eine Folge der Schwäche oder verdorbener Säfte des Körpers. Daher finden ſie ſich am häufigſten bei Kindern, bei ſchwachen und kränklichen Perſonen, bei zahmen und eingeſperrten Thieren. Natürlich werden ſie auch dann, wenn ſie überhand nehmen, gefährlich, und ziehen nicht ſelten den Tod nach ſich. Zuweilen verurſachen ſie die allerſeltſamſten Zufälle. Man will Beiſpiele haben, daß Kinder jahrelang von Würmern taub und ſtumm geweſen ſind. Wenigſtens erzählt Göze von ſeinem Hunde, der von Band-

würmern litt, daß er in der ganzen Zeit auch nicht Einmal gebellt habe; allein ſobald er hievon befreit war, fing er den Tag darauf an, wieder zu bellen.

Ob nun gleich die Fälle ſelten ſind, daß die Würmer durch allzuhäufige Vermehrung ſchwere Krankheiten veranlaſſen: ſo muß man doch die Entwickelung des Wurmſamens, ſo viel möglich, zu verhüten ſuchen. Dies geſchieht überhaupt durch Vermeidung einer ſolchen Lebensart, welche Erſchlaffung der Faſern und Schwäche der Verdauungskraft nach ſich zieht, wie z. B. der übermäßige Genuß warmer Getränke, unverdauliche Speiſen u. ſ. w. Wo ſich aber eine ſolche Schwäche bereits findet, da gebraucht man zur Wiederherſtellung der Spannungskraft der Fibern allerlei ſtärkende Mittel, kaltes Waſſer, innerlich und äußerlich, indem man beſonders den Unterleib damit wäſcht und badet; ferner: Eiſenfeilſpäne, China, Pomeranzen, Quaſſia und dergleichen. Sind ſchon Zeichen von der wirklichen Gegenwart vieler Würmer im Körper da, ſo müſſen ſie durch kräftige Abführungsmittel weggeſchafft werden.

Wir wollen nun jetzt die merkwürdigſten Eingeweidewürmer, vornämlich die, welche bei dem Menſchen angetroffen werden, in der Kürze anzeigen.

Man theilt ſie überhaupt ihrer Geſtalt nach in runde und plattgedrückte Würmer ein. Zu den erſten gehört:

Der Spulwurm (Ascaris lumbricoides), der allergemeinſte im Darmkanale des menſchlichen Körpers. Er iſt dem Regenwurme ſo ähnlich, daß man ihn vielfältig mit demſelben verwechſelt hat. Allein er unterſcheidet ſich von ihm durch einen dreieckigten Mund mit drei Klappen, durch zartere Ringe und eine hellere Farbe; auch iſt er heller und faſt knorpel-artig. Es gibt unter ihnen, wie unter den meiſten Eingeweidewürmern, zweierlei Geſchlechter; doch rechnet man gegen Ein Männchen wol hundert Weibchen, deren jedes mehrere tauſend Eier bei ſich

 hat.

hat. Wann dieſelben zur Geburt reif ſind, zerberſtet der Leib, und die Eier dringen mit einemmale hervor. Man findet dieſe Würmer beſonders bei Kindern ſehr häufig. Sie ſollen ſich zuweilen durch die Eingeweide und den Leib durchbohren. Ein ungewöhnlich ſtarker Appetit, öftere Leibſchmerzen, viel wäſſrigte Feuchtigkeit im Munde bei leerem Magen, Neigung zum Erbrechen, ohne daß es wirklich dazu kommt, blaſſe Geſichtsfarbe und ähnliche Merkmale verrathen ſie leicht. Durch den Gebrauch obiger Mittel hat man ſchon acht bis zehn Zoll-lange Spulwürmer von Kindern abgetrieben. Pferde geben dergleichen Würmer manchmal im Frühjahr nach dem Genuß des grünen Wickenfutters von ſich, drei Viertel Ellen lang und Fingersdick. Abzehrende Fieber und Schwindſucht pflegen die endlichen Folgen der vernachläſſigten Kur dieſer Krankheit bei einem Menſchen zu ſein.

Der Afterwurm (Maſtwurm, Madenwurm, Ascarius vermicularis) von eben dem Geſchlechte, iſt dünn, weiß, und ſo platt, daß man keine Ringe an ihm entdecken kann. Er hat überhaupt mit den Fliegenlarven, beſonders den ſogenannten Käſemaden, viel Aehnlichkeit, daher man auch ehemals glaubte, daß dieſe Würmer von gewiſſen Fliegen, die ſich in den Abtritten aufhalten, in den Maſtdarm gebracht würden, etwa wie die Larven der Pferdebremſen. Allein da ſie ſich nicht verwandeln, ſo fällt dieſe Vermuthung weg. Sie werden höchſtens einen Zoll lang, gebären lebendige Junge, und ſitzen im Maſtdarme bei Menſchen, vornämlich bei Kindern, die ſehr damit geplagt ſind. Die Kranken ſpüren einen beſchwerlichen Reiz zum öftern Stuhlgange und ein Jucken in der Naſe. Man vertreibt ſie mit Laxirmitteln, hauptſächlich aber mit Klyſtiren von Oel, fixer Luft und kaltem Waſſer.

Eine andre Gattung von Rundwürmern iſt der **Haarwurm** (Haarkopf, Asc. trichuris); ein ſonderbares Geſchöpf! Das Schwanz-ende hat ungefähr die Dicke einer

mit-

mittelmäßigen Stecknadel, gegen die Mitte wird es dünner, und der Vordertheil des Leibes iſt nicht ſtärker als ein Haar. Die ganze Länge beträgt etwa einen Zoll, wovon jenes dikkere Schwanz-ende nur einen Drittheil ausmacht; das noch einmal ſo lange Haar-ende liegt gemeiniglich in einander geſchlungen. Die Männchen erkennt man an dem ſpiralförmig zuſammengewundnen Hintertheile. Da von andern Gewürmen und wurm-ähnlichen Thieren das Schwanz-ende gewöhnlich dünner als das Kopf-ende iſt, ſo meinte man, daß es auch bei dieſem ſo ſein müſſe, und nannte ihn, wegen der erſtaunlichen Länge des Schwanzes, den Schwanzwurm. Jetzt weiß man, daß er ſich mit dieſem dünnen Ende anſaugt, und daß alſo auch da der Kopf befindlich iſt. Er lebt im Blinddarme des Menſchen und einiger Thiere, und weicht nur den ſtärkſten Purganzen.

Die übrigen hieher gehörigen Würmer, z. B. den Kratzer, den Nelkenwurm, den Kappenwurm und andre übergehen wir, da ſie nicht ſowol dem Menſchen, als vielmehr den Thieren, beſchwerlich fallen, und wir hievon am Ende noch eine allgemeine Erinnerung geben werden.

Die zweite Abtheilung der Würmer begreift die plattgedrückten. Unter dieſen ſind die Bandwürmer (Taenia) die gewöhnlichſten und furchtbarſten. Den Namen haben ſie von der bandförmigen Figur des Körpers. Sie beſtehen aus einer Kette in einanderhängender, plattgedrückter Glieder, von welchen der weitere und untere Theil — vom Kopfe an gerechnet — den engern und obern Theil des nächſtfolgenden Gliedes umgibt. Dieſe Glieder werden nach dem Schwanz-ende zu breiter und größer, und in jedem der größern zeigt ſich ein beſonderer Eierſtock, meiſt von einer ſehr artigen Bildung, wie Laubwerk u. ſ. w. Durch eine an der Seite befindliche einfache oder doppelte Oeffnung eines jeden Gliedes werden die Eier abgeſetzt. Auch glaubt man, daß der Wurm mit dieſen Oeffnungen ſich anſaugt, und Nahrung einzieht. Einige haben am

Kopfe, außer den Saugwarzen, auch noch Haken, womit ſie ſich in den Eingeweiden befeſtigen, und dieſe nennt man bewaffnete; andre, denen dieſe Haken fehlen, heißen unbewaffnete. Sie leben entweder blos im Darmkanale, oder in andern Theilen der Eingeweide; man unterſcheidet daher jene, die Darmbandwürmer, von dieſen letztern. Diejenigen, welche im menſchlichen Körper angetroffen werden, ſind wiederum von denen in andern thieriſchen Körpern verſchieden, und hiernach theilt man ſie überhaupt in zwei große Familien: Bandwürmer in Menſchen, und Bandwürmer in Thieren. Wir wollen zunächſt nur von den Darmbandwürmern der erſten Familie ſprechen, wovon man hauptſächlich langgliedrigte und kurzgliedrigte oder breite kennt.

Der langgliedrigte Darmbandwurm (Taenia solium), der gemeinſte in Deutſchland, wird mehrere Ellen lang. Die einzelnen Glieder ähneln den Kürbiskernen, und erreichen oft, nach dem Schwanze zu, die Länge eines halben Zolls. An dem dünnen, fadenförmigen Halſe ſitzt ein rundes Knöpfchen, welches der Kopf iſt. Die Eierſtöcke haben die Geſtalt eines Stammes, aus welchen auf beiden Seiten Zweige hervorſchießen, wie man durch die zarte Haut mit bloßen Augen ſehen kann. Von den hinterſten Gliedern des Wurms, als den größten und reifſten, ſondern ſich von Zeit zu Zeit einige ab, um den übrigen nachwachſenden gleichſam Platz zu machen. Dieſe einzelnen abgeſonderten Glieder nannten die Alten Kürbiskernwürmer, und hielten ſie für eine eigne Gattung. Man weiß bis jetzt noch nicht gewiß, ob ſie in den Eingeweiden fortleben, und ſich zu vollkommnen Bandwürmern ausbilden, oder ob jene Trennung ihr Verderben nach ſich zieht. Sie gehen wenigſtens leicht und häufig von ſelbſt aus dem Körper, ob man gleich alsdann noch Leben und Bewegung an ihnen bemerkt. Ein ſonſt glaubwürdiger Naturforſcher erzählt, daß er mit eignen Augen

geſehen habe, wie dergleichen abgeriſſene Glieder etliche Fuß hoch an die Wand hinan gekrochen wären. Doch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß jedes einzelne Glied ein beſondrer Wurm für ſich ſei, wie Einige gemeint haben *).

Der breite Darmbandwurm (Taenia vulgaris) findet ſich mehr in andern Gegenden von Europa, vornämlich in der Schweiz und in Frankreich. Seine Glieder ſind nur anderthalb Linien lang, aber einen halben, ja zuweilen wol einen ganzen Zoll breit. Der überaus ſchmale Hals mißt nicht ſelten eine halbe Elle, und das ganze Thier kann über ſechzig Ellen anwachſen.

Die Kennzeichen von der Gegenwart der Bandwürmer ſind ſehr unbeſtimmt. Von manchem Menſchen gehen ſie ab, ohne daß er vorher einige Beſchwerde gefühlt hat. Zu Zeiten ſoll der Kranke bei Anhörung einer Muſik, des Orgeltons in den Kirchen u. ſ. w., Uebelkeit und Unruhe verſpüren. Sonſt empfindet er auch wol im Unterleibe einen Druck, wie von einem ſchweren Körper, oder eine wellenförmige Bewegung beim Nieſen und Stuhlgange. Indeß iſt doch der wirkliche Abgang einzelner Stücke des Wurms das ſicherſte Merkmal ſeines Daſeins. Die alte Meinung, daß ein Menſch nicht mehr als Einen Bandwurm (daher die falſche Benennung ver solitaire, der Einſiedler) bei ſich haben könne, wird durch die Erfahrung widerlegt, indem man zuweilen fünf bis ſechs von Einer Perſon abgetrieben hat. Allein Unwiſſende fallen auch oft in den Irthum, daß ſie ein abgeriſſenes Stück für einen ganzen Wurm halten. Wenn der Kopf nicht mit abge-

*) Nach neuern Beobachtungen iſt dies nicht nur unwahrſcheinlich, ſondern wirklich falſch.

Man will bemerkt haben, daß dieſe Gattung Bandwürmer ſich mehr beim weiblichen, als beim männlichen Geſchlechte finde.

abgegangen iſt — und das hält ſehr ſchwer, weil er mit den Haken ſo feſt in der Darmhaut ſteckt —, ſo wachſen die übrigen Glieder bald wieder nach, und auf die Weiſe können von einem einzigen Wurme allmählig mehrere hundert Ellen abgehen. Ein berühmter Arzt in Berlin erhielt innerhalb drei Jahren von einem Mädchen an tauſend Ellen Bandwürmer. Man kann hieraus ſchließen, wie hartnäckig dieſe Gattung von Würmern der Kur widerſtehe. Marktſchreier und After-ärzte empfehlen zwar ihre Wurmpulver als unfehlbare Mittel, und in der That wirken ſie auch zuweilen, aber meiſtens zum unerſetzlichen Schaden der Geſundheit des Patienten. Sie ſollen öfters mit Arſenik und andern höchſt ſchädlichen Beimiſchungen verſetzt ſein. Hingegen iſt ſeit einigen Jahren das ſogenannte Schottiſche Hausmittel bei dieſer Kur ſehr bewährt gefunden worden. Man ſchmelzt nämlich reines engliſches Zinn, gießt es dann in eine mit Kreide ausgetünchte Büchſe von trocknem Büchenholze, körnelt es durch ſtarkes Schütteln, und ſiebet es nachher durch zarten Flor, damit die gröbern Theile zurückbleiben. Von den durchgeſiebten feinern Theilen wägt man anderthalb Unzen ab, und theilt dieſe in zwei Hälften. Die eine Hälfte wird mit vier Unzen klarem Syrup vermiſcht, die andre Hälfte aber wieder in zwei gleiche Theile getheilt, und jede Portion mit eben ſo viel Syrup verſetzt. Sodann nimmt man — der Vorſchrift gemäß — an einem Donnerſtage vor der Mondsveränderung eine gewöhnliche Laxans von Sennesblättern; Freitags darauf die große Portion von jenem Zinnpulver, und Sonnabends und Sonntags die beiden kleinern. Geht hiernach der Wurm noch nicht fort, ſo beſchließt man die Kur Montags mit einer abermaligen Laxans von Sennesblättern, welche nie ohne die gewünſchte Wirkung ſein ſoll. — Ein berühmter Arzt bedient ſich in eben dieſem Fall folgender Mittel: des Abends einige Löffel voll ſüßes Oel, wenn es ſein kann, das engliſche Ricinus-öl; Morgens

gens darauf nüchtern zehn Gran Gummigutte; treibt dies den Wurm noch nicht, ſo werden bald hernach noch zehen Gran genommen, und wenn auch dies nicht hilft, nach dem Genuſſe von etwas Fleiſchbrühe, abermals zehn Gran. Den Beſchluß macht ein Klyſtier von Milch. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß bei dieſem und dem vorherbeſchriebenen Mittel auf das Alter des Patienten und andre Umſtände Rückſicht zu nehmen iſt, und daß kein Unerfahrner ſein eigner Arzt ſein darf.

Dies ſei genug von den gewöhnlichen Darmbandwürmern in den Menſchen. Wir kommen nun zu den Bandwürmern, welche ſich in andern Theilen thieriſcher Körper befinden.

Der Blaſenbandwurm (Hydatis), die zahlreichſte und wichtigſte Gattung dieſes Geſchlechts, hat ſeinen Namen von der eiförmigen Waſſerblaſe am Hintertheile des Körpers. Er iſt entweder noch in einer äußern Blaſe eingeſchloſſen, oder nicht. Den erſtern nennt man den Blaſenbandwurm mit der Decke, den andern, den Blaſenbandwurm ohne Decke.

Der Blaſenbandwurm mit der Decke (Hyd. humana) wohnt unter der Haut eines innern Theils des thieriſchen Körpers, auch wol mitten in dem feſten Theile ſelbſt, z. B. in der Leber. Der Vordertheil des Leibes hat meiſtens viel Aehnlichkeit mit den Bandwürmern. Die Länge deſſelben iſt verſchieden, von einem Viertel bis zu zwei Zoll. Am Kopfe befinden ſich vier Saugwarzen und ein doppelter Hakenkranz mit ſechs und dreißig Haken. Die Blaſe am Hinterleibe iſt mit einer wäßrigten Feuchtigkeit angefüllt; allein die äußere Blaſe, welche das ganze Thier umgibt, iſt leer. Wenn man dieſe letztere aufſchneidet, ſo fällt der Wurm heraus. In der Milz eines Schweins fand man eine ſolche Blaſe von der Größe eines kleinen Kinderkopfs, und in der Lunge eben dieſes Thiers eine andre von der Größe einer geballten

ten Fauſt. In fetten Hammeln und geſunden Schweinen iſt die eigentliche Waſſerblaſe, als der Hinterleib des Wurms, gemeiniglich ſo groß wie ein Hühner-ei. Oft werden in einer Haſenleber etliche hundert erbſenförmige Blaſen angetroffen, welche die Jäger für eine Franzoſenkrankheit halten; ſie ſind aber nichts anders als ſolche Würmer; oder vielmehr, ſie ſind die Waſſerzellen ähnlicher Blaſenbandwürmer (Hyd. finna), in welchen Zellen ſich die eigentlichen Würmer nur durchs Vergrößerungsglas erkennen laſſen. So lange das Fleiſch warm iſt, kann man ſie mit den Blaſen herausdrücken; iſt es aber kalt, ſo ſchrumpfen ſie zu harten undurchſichtigen Klümpchen von weißer Farbe ein. Eben dieſe Bewandniß hat es mit den Finnen der Schweine, *) den Franzoſen des Rindviehes und anderer Thiere. Auch in Menſchen finden ſie ſich. Unter andern hat man ſie bei der Zergliederung der Leiche eines ſonſt geſunden vierzigjährigen Mannes im Muskelfleiſche des ganzen Körpers zu hunderten entdeckt.

Der Blaſenbandwurm ohne Decke (Hyd. multiceps), der ſeinen Aufenthalt vornämlich im Hirnmarke der Schaafe hat, gleicht der vorigen Gattung in der Bildung des Körpers, nur daß er viel kleiner iſt — etwa eine halbe Linie lang. — Auch ſieht man an Einer Blaſe, von der Größe einer Zitrone, drei- bis fünfhundert dergleichen Körperchen ſitzen. Man pflegt deshalb dieſe Gattung die geſelligen oder vielköpfigten Blaſenbandwürmer zu nennen. Jedes Würmchen hat am Kopfe ebenfalls vier Saugblaſen und ſechs und dreißig Haken. Nun fand man einſt in einem kranken Schaafe zwei Blaſen, an welchen zuſammen wenig-

*) Ein merkwürdiger Umſtand iſt es, daß die Finnen nie bei wilden, ſondern nur bei zahmen Schweinen gefunden werden. Die Lebensart und Nahrung der letztern muß alſo der Entwickelung des Wurmſaamens beſonders günſtig ſein.

wenigſtens ſechshundert Würmer ſaßen; dieſe quälten folglich das Thier mit ein und zwanzig tauſend, ſechs hundert Haken, und zwei tauſend vier hundert Saugblaſen. Außerdem beherbergte eben dies Schaaf noch acht Bremſenlarven in den Gängen der Naſe, gegen dreißig Egelſchnekken in der Leber, und dreizehn kugelförmige Baſenwürmer im Darmfelle. Welche Würmer-ökonomie in einem einzigen Thiere! Wenn die Blaſe oben unter der Hirnſchale des Schaafs befindlich iſt, ſo geht es rund um, und wird ein Dreher genannt; ſitzt ſie aber unterwärts nach der Seite zu, ſo ſpringt es immer nach dieſer Seite hin, und heißt dann ein Springer. Auch der bloße Druck der ausgedehnten Blaſe auf das Gehirn muß ſchon Schwindel und Raſerei erregen. Man vermuthet nicht ohne Grund, daß die Hirnwuth beim Menſchen, der ſogenannte Waſſerkopf der Kinder und ähnliche Krankheiten, von einer Gattung Blaſenbandwürmer herrühren. Die Entſtehung und Fortpflanzung dieſer höchſtwunderbaren Geſchöpfe iſt bis jetzt noch ein Geheimniß. Eben ſo wenig weiß man ein wirkſames Mittel dagegen.

Es gibt auch noch eine kleinere Gattung Blaſenbandwürmer, die in der Blaſe als kleine weißgraue Körnerchen, faſt wie Fiſchrogen, erſcheinen. Sie haben ihren Sitz gewöhnlich in der Leber.

Zu den plattgedrückten Eingeweidewürmern gehört ferner der Leberwurm und der Riemenwurm. Jenen hat man nur in der Leber des Rindviehes, der Schweine, und vorzüglich der Schaafe, gefunden. Er gleicht in der Figur einem kleinen Weidenblättchen. Die Eingeweide mit den Eiern ſchimmern wie ein Blumenfeld durch die dünne Haut. Außer der Saugmündung am Kopfe haben dieſe Würmer noch eine Oeffnung unter dem Bauche, womit ſie ſich auch anſaugen können; eigentlich aber iſt dies der Geſchlechtstheil. Sie begatten ſich nach Art der Schnecken, indem jeder Wurm mit männlichen und weiblichen Geburts-

burtsgliedern verſehen iſt. Man nennt ſie auch Egelſchnecken (Fasc. hepatica). Unreines Getränk und naſſe Weide befördert die Entwickelung dieſer Würmer; daher man ſonſt glaubte, ſie kämen von außen in den Körper, wenn z. B. die Schaafe an Sümpfe zur Tränke getrieben würden. Allein nicht dieſe, ſondern nur eine ähnliche Gattung von Würmern, lebt in den Pfützen und ſtehenden Waſſern.

Der Riemenwurm (Legula) iſt platt und ungegliedert, das Kopf-ende ſtumpf, das Schwanz-ende etwas ſpitz, zuweilen etliche Ellen lang, von der Breite eines Strohhalms, auch wol breiter. Er wohnt hauptſächlich in Fiſchen und Vögeln; jener heißt der Fiſchriemen oder Firk; dieſer der Vogelriemen. Ungeachtet man bei Zergliederungen die Eingeweide der Vögel oft ganz davon vollgepfropft ſieht, ſo waren ſie doch gemeiniglich vorher munter und geſund.

Wir beſchließen dieſe kurze Beſchreibung der Eingeweidewürmer mit der Anzeige eines ſehr geprieſenen Mittels wider die Wurmkrankheit der Hausthiere. Dieſe leiden, wie ſchon Anfangs erinnert worden, weit mehr von den Würmern, als die in ihrer natürlichen Freiheit lebenden Thiere, und wahrſcheinlich entſpringen viele Krankheiten, die oft eben ſo unerklärbar als unheilbar ſcheinen, aus eben dieſer Quelle. Vorzüglich ſind die Pferde damit geplagt. Man hat daher ſchon lange auf ein allgemein wirkſames Mittel gegen die Rund- und Bandwürmer gedacht, und glaubt nun endlich in dem brenzlichten Thier-öle, mit weſentlichem Terpentin-öle *) deſtilirt, die geſuchten Eigenſchaften gefunden zu haben. Es wird nämlich eine ſteinerne Retorte, bis zwei Drittel ihres Inhalts, mit kleingeſchnittenen Stücken von Ochſen- oder Hirſch-

*) Von brenzlichten und weſentlichen Oelen, ſ. den zweiten Theil der Technologie.

Hirſchhorn oder Pferdehuf angefüllt, und dies ſodann auf die gewöhnliche Weiſe deſtilirt. Das ſchwarze ſtinkende Oel, welches ſich auf den Boden des Recipienten geſetzt hat, gießt man ab, miſcht unter Ein Pfund deſſelben drei Pfund weſentliches Terpentin-öl, läßt dies vier Tage ſtehen, und deſtilirt es hierauf wieder in einer gläſernen Retorte in der Sandkapelle. Wann ungefähr drei Viertel herüber ſind, hört man auf zu deſtiliren, gießt das Erhaltene in gläſerne Flaſchen, und verwahrt ſie ſorgfältig mit gläſernen Stöpſeln.

Will man hievon bei einem Thiere Gebrauch machen, ſo läßt man es etliche Tage vorher eine leichte Diät halten, und gibt dann des Morgens einem ſtarken Pferde drei Unzen von jenem Oele, einem mittelmäßigen zwei Unzen, einem kleinen aber nur eine. Füllen bekommen ein Quentchen, in einem Aufguſſe von Pfefferkraut. Ochſen und Kühe vertragen wol eine Unze mehr als die Pferde; doch richtet man ſich auch nach dem Alter und der Größe. Schaafe erhalten mit den Füllen einerlei Portion; Schweine etwas weniger; große, ſtarke Hunde ebenfalls wie dieſe; bei kleinen ſteigt man bis zu einem halben Quentchen, und darunter, herab. Drei Stunden hernach, wann das Thier eingenommen hat, läßt man ihm ein Klyſtier von Honig ſetzen, und wenn dies nicht wirkt, noch ein zweites und drittes. Nur erſt zwei Stunden nach der Wirkung des Klyſtiers bekommt es ein wenig Futter. Um die Kur zu vollenden, wiederholt man dies Mittel in fünf oder ſechs Tagen noch einmal.

Zweite

Zweite Ordnung.

Nützliche.	Schädliche.
Die Auſter	Der Schiffswurm
Die Perlenmuſchel	Der Hautwurm.
Die Steckmuſchel	
Die Purpurſchnecke	**Fabelhafte.**
Die Koralle	Die Höllenfurie
Der Saugeſchwamm.	Die Mit-eſſer.

Die Auſter, Ostrea edulis.

Würmer, deren Schale aus einem einzigen, an der Spitze verſchloßnem *) Stücke beſteht, heißen **Schnecken** (Cochleae); iſt aber die Schale aus zwei oder mehrern Theilen zuſammengeſetzt, ſo werden ſie **Muſcheln** (Conchae) genannt. Man kennt Seemuſcheln mit fünf- und ſechsfachen Schalen, wie z. B. die Entenmuſchel, die wir oben, unter dem Artikel Gans, erwähnt haben. Allein die meiſten ſind doch, ſo wie unſre gemeinen Flußmuſcheln, zweiſchalig.

Das

*) Es gibt auch Würmer mit einfachen Schalen, die an beiden Enden offen ſind, z. B. der Schiffwurm (Teredo naualis); ſo wie einfache Schalen ohne beſtimmte Windungen, z. B. die Napfſchnecken (Patellae); desgleichen einſchalige Muſcheln, z. B. das Meer-ohr (Haliotis).

Das Thier, welches in den Muſchelſchalen wohnt, hat weder einen abgeſonderten Kopf, noch Fühlfäden, wie die Schnecken, aber ein ziemlich großes Maul mit vier Lippen ohne Kinnladen und Zähne. Ein Art von Fuß, ein fleiſchiger Fortſatz des Körpers, dient ihm zur Bewegung. Wenn z. B. die Flußmuſchel von einem Orte zum andern will, ſo öffnet ſie die Schale, ſteckt den Fuß heraus, und macht damit im Sande einen kleinen Graben, daß die Schale auf die ſcharfe Kante hineinſinkt. Noch liegt ſie dann zwar halb auf der flachen Seite; allein ſie bringt nunmehr den Fuß ſo weit heraus, als ſie kann, greift damit feſt in den Sand ein, und zieht die Schale vollends nach, daß ſie ganz aufrecht auf die Schneide zu ſtehen kommt. So iſt dann die Schale in der Sandfurche gegen das Umfallen geſichert. Eben die Geſchicklichkeit, womit ſie ſich aufrichtet, zeigt ſie auch beim Fortkriechen. Sie macht vor ſich hin eine Rinne, ſtreckt den Fuß vorwärts, hält ſich feſt an, und zieht den übrigen Körper mit der Schale nach. An dieſem Fuße der Muſcheln befinden ſich auf jeder Seite zwei Kiemen, die den Fiſchkiemen ähnlich ſind. Den ganzen Körper umgibt eine zarte, muskel-artige Haut, welche man den Mantel nennt, womit ſie nach Gefallen den Ausfluß und den Zugang des Waſſers verhindern können. Man erblickt ſie bei Eröffnung der Schale in Geſtalt zweier Lappen. In derſelben befinden ſich meiſtens zwei Luftröhren, durch deren vordere ſie das Waſſer einzieht, und durch die hintere wieder von ſich gibt. Was ihre innern Theile betrifft, ſo haben ſie, ſo gut wie andre Thiere, ein Herz, einen Magen, Leber, Gekröſe, Darmkanal u. ſ. w. Zeugungsglieder hat man aber nicht an ihnen gefunden; ſie ſind Zwitter, und pflanzen ſich durch Eier fort.

Die beiden Schalen der Muſcheln ſind an dem Schloſſe (Angel) durch ein leder-artiges Band mit einander verbunden. Iſt das Schloß gezahnt, ſo heißt es vollkommen; im Gegentheile unvollkommen. Hier, in dem

Wirbel, iſt auch der ſtarke, ſehnigte Muskel, welcher den Wurm mit der Schale vereinigt, und ihm Kraft gibt, die Schale zu öffnen, und zu verſchließen. Die Gewalt, womit ſie das letztere thun, iſt außerordentlich. Sie haben auch kein andres Mittel, ſich ihre Feinde abzuwehren. Man ſagt, daß junge, unerfahrne Affen, welche den Auſtern nachſtellen, und ihre Pfoten in die geöffnete Schale ſtecken, dieſe Lüſternheit oft mit dem Verluſte etlicher Finger büßen. Klügere ſollen daher erſt einen Stein hinein werfen, damit die Schale nicht ganz verſchloſſen werden kann. Von dem Entſtehen und dem Wachsthume der Schale gilt hier eben das, was oben bei den Schnecken erinnert worden iſt. Auch herrſcht in der Bildung derſelben nicht weniger Mannigfaltigkeit, als bei andern Naturkörpern. Einige werden ihrer Seltenheit wegen von Kunſtkennern ſehr hoch geſchätzt. Dahin gehört unter andern der Hammer (polniſche, ostrea malleus), eine Auſter, welche dem Werkzeuge, wovon ſie den Namen hat, in der Geſtalt ähnlich iſt. Man bezahlte das Stück Anfangs mit tauſend Thalern, und noch jetzt koſtet es, nach dem Unterſchiede der Größe und der ſonſtigen Beſchaffenheit, von ſieben bis ſiebzig Gulden. Das Aeußere der Muſchelſchale iſt gemeiniglich rauh und unanſehnlich, inwendig aber zeigen viele eine glänzende, mit allerlei Farben ſpielende Fläche, daher ſie zu koſtbaren Kunſtwerken verarbeitet werden. — Die Eintheilung der Muſcheln gründet ſich theils auf die verſchiedne Bildung der Schalen, theils und hauptſächlich auf die Beſchaffenheit des Schloſſes.

Was nun die eigentlich eßbaren **Auſtern** betrifft, ſo erkennt man ſie hauptſächlich an dem unvollkommnen oder nicht gezahnten, ſondern nur durch eine Sehne verbundnen Schloſſe, und an den ungleichen Schalen, wovon die untere meiſtens tiefer und größer iſt, als die obere. Auf der äußern Fläche ſieht man ſtarke Schuppen oder auch

Falten.

Falten. Die Figur der eßbaren Auſter iſt rundlich, die mittlere Größe wie eine flache Mannshand. Es gibt aber freilich ungleich größere, und, wie man ſagt, von mehrern Pfunden. Das Thier gleicht den zuvor beſchriebnen Muſcheln überhaupt, nur fehlt ihm der Fuß, daher es ſich auch nicht von der Stelle bewegen kann. Die Franſen des Mantels nennt man im gemeinen Leben den Bart.

Die Auſtern leben in allen Meeren und ſalzigen Gewäſſern. Ihre Nahrung ſoll in lehmigter Erde, in allerlei Pflanzentheilen und kleinen Gewürmern beſtehen. Da ſie aber feſtſitzen, ſo müſſen ſie warten, bis ihnen dies von den Wellen zugeführt wird. Im Mai und Junius laichen ſie. Die Jungen ſind, wie alle Schalthiere, ſo bald ſie aus den Eiern kommen, ſchon mit einer kleinen Schale bedeckt. Die Oberfläche der Schale iſt klebrigt, und hängt ſich an den erſten, den beſten Körper an, wo das Waſſer ſie hintreibt, an Felſen, Pflanzen, Baumwurzeln, an erwachsne Auſtern und andre Schalthiere. Wo die Auſter einmal ſitzt, da bleibt ſie Zeitlebens. Doch liegen auch viele im Schlamme, und werden dann öfters an das Ufer ausgeworfen. Alle ihre Beſchäftigung und Veränderung beſteht darin, daß ſie zuweilen die Schale einen Zoll weit öffnen, um Luft zu ſchöpfen, friſch Waſſer einzunehmen, und ſich zu nähren *). So wie das Thier wächſt, wird auch die Schale größer, indem ſich vorn an dem Rande derſelben ein neuer Anſatz bildet. Dieſer Anſatz beträgt jährlich etliche Linien, und man kann daran das Alter der Auſter erkennen. Eine dreijährige Auſter z. B. hat zwei neue Anſätze, eine vierjährige drei, u. ſ. w. Im dritten Jahre ſind ſie zur Fortpflanzung tüchtig. Es

*) Ein neuerer Beobachter erkennt ihr doch das Vermögen zu, ſich willkührlich von der Stelle zu bewegen. S. Magaz. für Phyſik und Naturgeſchichte. 5. Bds. 1s St. S. 73.

ſoll aber auch unfruchtbare geben, die niemals laichen. Man hat ſie fälſchlich für Männchen gehalten. Begattung findet auch darum nicht Statt, weil ſie nicht zu einander kommen können.

Man hat ſchon in den älteſten Zeiten die Auſtern für eine angenehme Speiſe gehalten, und ſich mit ihrem Fange beſchäftigt. Die Auſtern im Lukriniſchen See waren bei den Römern berühmt. Zwar finden ſich Auſtern an allen Seeküſten, in allen Gegenden der Erde, aber nicht überall in gleicher Menge und Güte. Es kommt dabei am meiſten auf die Beſchaffenheit des Waſſers und des Bodens an, worauf ſie ſitzen. Daher unterſcheidet man die Pfützen-auſtern, welche in ſtehenden ſalzigen Waſſern, in der Nachbarſchaft des Meeres, leben, von den See-auſtern; und in Anſehung des Bodens, die Thon-, Sand- und Berg-auſtern. An einigen Orten machen ſie einen anſehnlichen Nahrungszweig aus. In Europa liefern England und Frankreich die meiſten und beſten. Man hat zur Schonung derſelben eben ſo, wie bei der Häringsfiſcherei, gewiſſe Vorſchriften gegeben. So dürfen z. B. zur Laichzeit, vom Mai bis Auguſt, keine gefangen werden, theils, um ſie nicht in der Fortpflanzung zu ſtören, theils weil ſie alsdann ſchlecht und ungeſund ſind. Eben ſo wenig iſt es erlaubt, Auſtern unter vier Jahr zu fiſchen, da ſie zum Eſſen noch nicht taugen; die Jungen, die man von ungefähr mit herauszieht, werden wieder ins Waſſer geworfen. Auch pflegt man ordentliche Auſterbänke anzulegen. Man nimmt nämlich junge Auſtern von den Stellen weg, die ihnen der Zufall angewieſen hat, und bringt ſie an einen Ort, wo ſie beſſer gedeihen und ſchmackhafter werden. Dies nennt man **Auſtern ſäen**. Süßes Waſſer ſoll ihnen angenehm und zuträglich ſein, daher man ſie gern da, wo ein Fluß ins Meer fällt, anzulegen ſucht. An den Holländiſchen Küſten kommen ſie nicht recht fort, weil der Boden des Meers lehmigt und weich iſt,

iſt, und die Ebbe und Fluth ſie leicht verſchlämmt. Es wird daher jährlich ein Schiff nach England geſchickt, um Auſternbrut zu holen, und dieſe bringt man in ein beſondres Behältniß, wo man das Seewaſſer ab= und zulaſſen kann. Dies dient dann zu einem Magazine, woraus man in der Folge die Auſtern zum Verkaufe nimmt. Auch in Frankreich hat man hin und wieder an den Küſten Auſternhälter angelegt.

Die Auſtern werden, nach Beſchaffenheit ihres Aufenthalts, mit verſchiednen Werkzeugen gefangen. Die auf dem Boden des Meers, am Ufer liegen, zieht man mit ſchweren Netzen, zur Zeit der Ebbe, ans Land; die nicht allzutief an Felſen ſitzen, werden mit dem Auſternſchaber abgeſtoßen, und fallen in einen daran befeſtigten Kaſten. In einigen Gegenden, z. B. an den Küſten von Minorka, wo die Auſtern zehn bis zwölf Klafter tief unter dem Waſſer ſich befinden, iſt dieſer Fang faſt eben ſo gefährlich, wie die Perlenfiſcherei. Ueberhaupt trifft man die größten und beſten Auſtern gemeiniglich in der Tiefe an.

Man verkauft und verſchickt die Auſtern entweder in ihren Schalen, oder friſch ausgeſtochen in Fäßchen, mit ihrem eignen Waſſer übergoſſen, oder mit Salz, Lorbeerblättern u. ſ. w. eingemacht, ebenfalls in Fäßchen. Die letztern ſind die ſchlechteſten; denn man nimmt gemeiniglich ſchon halb verdorbne dazu; die erſtern aber ſind die beſten. Sie verderben ſehr leicht, und ſind dann ein wahres Gift. Allein ihr abſcheulicher Geruch verräth ſie bald. Die kleinen Engliſchen Auſtern von Glozeſter (die Kolcheſtriſchen) werden am meiſten geſchätzt. Wegen ihrer grünen Farbe heißen ſie bei den Holländern Grönbartges. Hamburg verſendet davon jährlich eine große Menge durch ganz Deutſchland. Man pflegt auch noch einige andre Seemuſcheln zu eſſen, die aber in geringerm Werthe ſind.

Die Perlenmuſchel.

In verſchiednen Muſcheln erzeugen ſich gewiſſe Auswüchſe, die man Perlen nennt, und von welchen einige ihrer Schönheit wegen den koſtbarſten Edelſteinen gleichgeachtet werden. Es ſollen zwar alle Gattungen von Muſcheln, ja ſogar Schnecken, dergleichen Auswüchſe hervorbringen; aber die meiſten doch nur ſelten, und von ſehr ungleichem Werthe. Die Güte derſelben hängt von der Natur des Thiers, von ſeinen Säften, von der Nahrung, und von dem Waſſer oder Klima ab, worin es lebt. Bis jetzt kennt man hauptſächlich zwei Gattungen von Muſcheln, in welchen ſie am häufigſten und ſchönſten gefunden werden.

Die eine gehört zu dem Geſchlechte der Auſtern, weil ſie, wie dieſe, ein unvollkommnes Schloß hat, und heißt deshalb Perlenmutter-auſter, wiewol ſie von andern unter dem Namen Miesmuſchel (Mytilus margaritifer) zu einem beſondern Geſchlecht gezählt wird.

Die zweite Gattung iſt die Klaffmuſchel (Mya margaritifera), mit einem vollkommnen Schloſſe *). Sie hat ihren Namen von dem Worte klaffen, weil ihre Schale an dem einen Ende immer offen ſteht. Die gemeine Fluß- oder Malermuſchel (Mya pictorum), in deren Schalen die Maler ihre Farben aufbewahren, iſt von dieſem Geſchlechte. Sie leben im Sande und in ſüßen Waſſern, und ſind in Deutſchland bekanntlich in großer Menge vorhanden, enthalten auch zuweilen — wiewol ſehr ſelten — ſchlechte Perlen.

Von

*) Die Klaffmuſchel — in Deutſchland und andern europäiſchen Ländern einheimiſch — liefert die europäiſchen Perlen; die Miesmuſchel aber die orientaliſchen und amerikaniſchen, welche, bis auf einige Ausnahmen, weit ſchöner ſind, als jene. Auch in dem Meer-ohre (Haliotis) werden öfters Perlen gefunden.

Von der Natur und Lebensart der Bewohner der Perlenmuſcheln läßt ſich nichts weiter ſagen, als was davon ſchon im Allgemeinen bei den Auſtern bemerkt worden iſt. Wichtiger ſcheint die Frage: was die Perlen eigentlich ſind, und wie ſie entſtehen? Wir wollen, mit Uebergehung der bloßen Muthmaßungen, die wahrſcheinlichſte Meinung, die in den neuern Zeiten bekannt geworden iſt, kürzlich anführen.

Man findet die Perlen theils in dem Thiere ſelbſt, theils inwendig an der Schale. Der Umſtand, daß die Muſcheln, welche Perlen bei ſich haben, von außen mehr oder weniger verletzt ſind, brachte einen Naturforſcher auf den Gedanken: es möchte vielleicht die Verletzung Urſach an der Erzeugung der Perlen ſein; denn dieſe ſitzen in der Schale gerade an den Stellen, wo man von außen runde Löcher eingebohrt ſieht. Es haben nämlich die Muſcheln, wie alle andere Thiere, ihre beſondern Feinde, worunter vorzüglich die Pholaden (ſ. die dritte Ordnung) gehören. Dieſe bohren ſich in die Schale ein, um zu dem Bewohner derſelben zu kommen, und ihn auszuſaugen. Sobald dieſer die Gefahr merkt, überzieht er die Oeffnung inwendig mit einer kalk-artigen Materie, welche eben ſo verhärtet, wie die Schale ſelbſt. Auf die Weiſe bildet ſich an dem Orte eine Perle, die folglich nichts weiter iſt, als ein Verwahrungsmittel gegen das Eindringen feindlicher Würmer. Die Perlen in dem Thiere können einen ähnlichen Urſprung haben. Wenn z. B. bei der Eröffnung der Schale ein Steinchen oder ſonſt ein fremder Körper von ungefähr mit hineinkommt, und in das weiche Fleiſch der Muſchel ſich eindrückt, ſo iſt ihr das eben ſo beſchwerlich, wie ein Stich oder eine andre Verletzung; ſie gibt alſo inſtinktmäßig jene Materie von ſich, und erzeugt dadurch eine Perle. Wenigſtens verſichert man, daß dies die Methode der Perlenfiſcher in

einigen Gegenden von Aſien ſei, die Muſcheln zur Erzeugung der Perlen zu zwingen. Sie nehmen die Muſcheln aus dem Waſſer, öffnen die Schale behutſam, ohne dem Thiere zu ſchaden, bringen gewiſſe künſtlich gearbeitete Körperchen hinein, und legen ſie dann wieder ins Waſſer. Nach einiger Zeit, wann ſie dieſelben herausholen, ſind die Körperchen mit der Perlenmaterie ſo dick überzogen, daß man ſie für vollkommne Perlen anſehen und gebrauchen kann. Eben ſo bringen auch die Chineſer allzu kleine Perlen in die Muſcheln, und laſſen ſie ein oder etliche Jahre darin, damit ſie größer werden. Der berühmte Linne hatte ebenfalls ein Geheimniß entdeckt, Perlen in Muſcheln hervorzubringen; man hat aber nicht erfahren, worin es eigentlich beſteht. Er ſoll es an einen Kaufmann in Götheborg für 500 Dukaten verkauft haben. Indeß vermuthet man, daß es entweder ein ähnliches Mittel ſei, wie das jetzt angeführte; oder daß jene Erzeugung vielleicht durch Nachahmung der Natur, durch ein künſtliches Anbohren der Schalen, bewirkt werde. Verſuche werden entſcheiden, ob dieſe Muthmaßung gegründet iſt. Sollte die angegebne Erklärung von dem Urſprunge der Perlen richtig ſein, ſo müßte man allerdings die Muſcheln nicht nur nöthigen können, Perlen anzuſetzen, ſondern es würden auch, durch vorſichtiges und geſchicktes Anbohren, beſſere Perlen entſtehen, indem viele von den natürlichen, wegen der ſchiefen Löcher, welche die Bohrwürmer machen, unförmlich ſind.

Die Perlenfiſcherei iſt in Oſtindien am ergiebigſten, ob ſie gleich auch in den Gewäſſern der übrigen Erdtheile mit Vortheil getrieben wird. Verſchiedne Gattungen der vorhin genannten Klaffmuſcheln mit Perlen finden ſich in mehrern europäiſchen Flüſſen und Seen, auch in Deutſchland, z. B. in Baiern, in Lüneburg, im Voigtlande, in der Elſter und andrer Orten. Weil in der Elſter wirklich

Per-

Perlen von anſehnlicher Größe und Schönheit angetroffen wurden: ſo ſtellte König Auguſt von Polen Strandreuter zur Wache hin, damit Niemand, als die dazu beſtimmten Leute, fiſchen durfte. Allein der guten und wirklich brauchbaren gibt es doch nur wenige, und man hält es jetzt nicht mehr der Mühe werth, beſondre Anſtalten dazu einzurichten.

Im Meere ſind die Perlenmutter-auſtern am häufigſten, und dieſe liefern auch die ſchönſten Perlen. Sie übertreffen die gemeinen eßbaren Auſtern wol drei- bis viermal an Größe, und die Schale iſt oft Fingersdick. Da ſie in der Tiefe des Meers liegen, ſo können ſie nur mit großer Beſchwerde, und zum Theil mit Lebensgefahr heraufgebracht werden. Diejenigen, welche ſich mit dieſem Geſchäft abgeben, heißen Taucher, und werden entweder blos in einem Korbe, oder in einer ſogenannten Taucherglocke an Seilen hinabgelaſſen. Sie müſſen ſchon in der zarteſten Kindheit ſich an das Untertauchen gewöhnen, ehe das eiförmige Loch in der Scheidewand des Herzens völlig verwächſt. Einige Zeit vorher, wann die Fiſcherei bald angehen ſoll, halten ſie eine beſondre Diät, und beſtreichen den Leib fleißig mit Oel. An den beſtimmten Tagen fahren ſie dann in Kähnen nach dem Orte hin, wo man eine Perlenbank entdeckt hat, entkleiden ſich völlig, verſtopfen die Ohren mit Baumwolle in Oel getränkt, klemmen die Naſe mit einem geſpaltenen Horne zu, und binden ein gewiſſes ſchwamm-ähnliches Gewächs vor den Mund, welches eine ziemliche Zeit kein Waſſer durchdringen läßt. Sodann fahren ſie hinab, einen Sack um dem Leibe und ein Meſſer in der Hand, und brechen in aller Eile die an den Felſen ſitzenden Muſcheln ab. Wann nach etlichen Minuten der Mangel an freier Luft einem beſchwerlich fällt, ſo gibt er ſeinen Gefährten im Kahne mit dem Seile ein Zeichen; aber wenn dieſe ihn nicht ſchnell genug hin-

hinaufziehen, ſo iſt er verloren *). Kommt er glücklich herauf, ſo muß er doch bald nachher, wann die Reihe an ihn kommt — denn ſie wechſeln mit einander — wieder hinunter. Dies dauert bis an den Abend, ſo daß Manchem zuletzt das Blut aus der Naſe und den Ohren hervordringt. Viele werden auch ein Raub der See-ungeheuer. Ueberhaupt können ſie dieſe Arbeit nur einige Jahre aushalten. **)

Hierauf bringt man die Muſcheln ans Land, und läßt ſie ſo lange im Freien liegen, bis die Thiere verweſen, und die Schalen ſich öffnen. Erfahrner Taucher ſehen es den Muſcheln ſchon von außen an, ob ſie Perlen haben oder nicht, und im letztern Falle werfen ſie dieſelben, noch ehe ſie ſterben, gleich wieder ins Waſſer. Wann die übrigen an der Sonne zur weitern Behandlung gleichſam reif geworden ſind, ſo nimmt man die Perlen heraus, reinigt ſie mit feinem Sande und Salz, und ſortirt ſie nach ihrer verſchiednen Güte. Man ſieht dabei auf die Größe, auf die Geſtalt und auf den Glanz.

In Anſehung der Größe nennt man einige Kirſchperlen, weil ſie ſo groß wie Kirſchen ſind. Doch findet man ſie auch wol von der Größe einer welſchen Nuß. Die ganz kleinen heißen Saatperlen, auch Staub-, Loth- oder Unzenperlen, da beim Verkaufe mehrere zuſammen gewogen werden. Die größern, die nach der Zahl verkauft werden, führen in dieſer Hinſicht den Namen Zahlperlen.

*) Vielleicht wäre ein waſſerdichter, an den Mund feſt anſchließender Schlauch, deſſen offnes Ende über die Fläche des Waſſers hinausragte, zweckmäßiger, als alle jene Zurüſtungen.

**) In den allgemeinen geogr. Ephemeriden, Jun. 1800, S. 536, wird eine von dieſer Beſchreibung der Perlenfiſcherei etwas abweichende Nachricht gegeben, und behauptet, das Geſchäft ſei nicht ſo beſchwerlich und gefährlich, als man bisher geglaubt habe.

Eben ſo verſchieden ſind auch die Benennungen, die ſie von der Geſtalt erhalten. Die Tropfen, d. i. die runden, ſchätzt man am meiſten; auf dieſe folgen die länglichen — Perlenbirnen — und endlich die Barokperlen, welche eine unregelmäßige Figur haben.

Auch die Farben der Perlen kommen bei Beurtheilung der Schönheit mit in Anſchlag. In Europa hält man die weißen, waſſerhellen, die vornämlich bei der Inſel Zeilon gefunden werden, für die koſtbarſten. In der Sprache der Juwelenhändler heißt die vollkommne Reinigkeit derſelben das Waſſer. Allein in verſchiedenen Gegenden des Orients ſtehen die farbigen in größerm Anſehen; denn man hat ſie faſt von allen Farben, gelblich, grünlich, ſchwärzlich, röthlich u. ſ. w. Nach dieſen Verſchiedenheiten richtet ſich nun auch ihr Werth. Man beſtimmt nämlich für den Karat — ſie werden bekanntlich nach dem Gewichte verkauft — zuerſt einen gewiſſen Preis, wägt alsdann die Perle, und multiplicirt die Zahl der Karate mit ſich ſelbſt, das Produkt aber wieder mit dem beſtimmten Preiſe des Karats. Wenn man z. B. den Werth des Karats auf fünf Thaler ſetzte, und das Gewicht der Perle betrüge vier Karat, ſo multiplicirte man dieſe Zahl mit ſich ſelbſt, alſo ſechzehn, und dieſes mit fünf multiplicirt, gibt den eigentlichen Preis: achtzig Thaler. Die unter Einem und über zehn Karat wiegen, werden nach andern Verhältniſſen taxirt. Im Spaniſchen Schatze ſoll die größte in Europa ſein, fünf und zwanzig Karat ſchwer.

Von der Perlenmutter und dem Pfauenſteine ſiehe die Technologie.

Die

Die Steckmuſchel, Pinna.

Es gibt mehrere Geſchlechter von Seemuſcheln, welche Seide ſpinnen, z. B. die Kamm-muſchel (Pecten), deren Schale auf beiden Seiten weit auseinander ſtehende Zähne, wie ein Kamm, hat; die Miesmuſchel (Mytilus) und andre. Das Werkzeug, womit ſie ſpinnen, iſt der ſchon oft erwähnte Fuß. In dieſem befindet ſich ein enger Spalt, welcher von einem Ende bis zum andern reicht. Wenn ſie nun ſpinnen wollen, ſetzen ſie den Fuß an einen Felſen oder an einen andern feſten Körper, laſſen einen Tropfen zäher Materie aus dem Spalte darauf fließen, und ziehen ihn etliche Zoll lang zu einem ziemlich ſtarken Faden aus, der etwa ſo dick wie eine Schweinsborſte iſt. Dergleichen Fäden bildet jede wol über hundert, in der Abſicht, vermittelſt derſelben ſich gegen die Gewalt der Wellen an den Felſen zu befeſtigen.

Die berühmteſte und nützlichſte unter dieſen Spinnerinnen iſt die Steckmuſchel. Ihrer etwas kegelförmigen Geſtalt wegen heißt ſie auch der Schinken. Die größte Gattung (Pinna rudis) erreicht beinahe die Länge von zwei und die Breite von einem halben Fuß. Sie wird beſonders im mittelländiſchen Meere gefunden und ſorgfältig gehegt. Die Fäden ſind ſehr fein, von röthlichbrauner Farbe, und ſieben bis acht Zoll lang. Man erhält von einer Muſchel öfters drei Unzen Seide. In Meſſina, Palermo, Tarent und andrer Orten verfertigt man aus dieſer Muſchelſeide allerlei Kleidungsſtücke, Strümpfe, Handſchuhe u. ſ. w. Ein Paar Strümpfe von dieſer Seide ſind ſo fein, daß ſie in einer kleinen Schachtel von der Größe einer Schnupftobacksdoſe Raum haben. Nicht nur die Feinheit, ſondern auch die Seltenheit, macht dieſe Waare viel theurer, als die von der Seide unſrer bekannten Seidenraupe.

Die Purpurſchnecke.

Die in alten Zeiten ſo ausnehmend hochgeachtete Purpurfarbe erhielt man von dem Safte einer gewiſſen Schnecke. Was dies aber für eine Gattung von Schnecken eigentlich geweſen ſei, weiß man jetzt nicht mit Gewißheit zu ſagen, weil von den Naturgeſchichtsſchreibern jener Zeit die Kennzeichen der Thiergattungen nicht ſorgfältig genug beſtimmt wurden. Vermuthlich brauchte man mehrere Gattungen zu dieſem Zwecke; denn neuere Verſuche haben uns vornämlich drei derſelben kennen gelehrt, welche einen Purpurſaft von ſich geben. Die eine wird die Stachelſchnecke (Murex ramosus) genannt; ihre Schale iſt neben der eirunden, hervorragenden Oeffnung in der Mitte mit Zacken beſetzt. Noch jetzt wird eine Gattung Murex in Peru zum Purpurfärben gebraucht, und die Spanier treiben mit den Purpurfäden einen ſtarken Handel, indem man mit denſelben auf Zeuge zu ſticken pflegt. Die andre gehört zu dem Geſchlechte der Kinkhörner (Spitzhörner, oder Trompetenſchnecke, Buccinum), welche an der rechten Seite eine Art von Schnabel haben. Dies iſt Buccinum lapillus, welche Reaumür an den Küſten von Poitou fand. Die mit dem gelblichen Safte derſelben gefärbte Leinwand durchlief in etlichen Secunden alle Schattirungen von Gelb, Grün und Himmelblau, und ward dann purpurroth. Die dritte, der blaue Kräuſel (Turbo ianthinus) ſoll die ſchönſte Farbe liefern, und wird deshalb von Vielen für die ächte Purpurſchnecke gehalten. Alle leben im Meere, letztere auch insbeſondere im Mittelländiſchen.

Hiebei ſind indeß noch folgende Umſtände zu bemerken: Der Saft dieſer Schnecken ſieht an ſich nicht roth aus, ſondern gelblichweiß, wie von den meiſten andern. Wenn man aber ein Stück Zeug hineintaucht, und es dann der Einwirkung der Luft und Sonne eine Zeitlang aus=

ausſetzt, ſo ändert ſich die Farbe ſtufenweiſe, und geht endlich in ein dauerhaftes Roth über, welches nicht anders als mit Zerſtörung des Zeuges ſelbſt vertilgt werden kann. Jedoch iſt es kein ganz reines, ungemiſchtes Roth, wie die Cochenille gibt, ſondern es hat — nach dem Unterſchiede der Schnecken, wovon der Saft genommen wird — allerlei Nebenſchattirungen, grünlich, violet, ſchwärzlich ꝛc., welches aber der Schönheit der Farbe keinen Eintrag thut, vielmehr dieſelbe erhöhet.

Die Alten kannten keine ſchönere Farbe als dieſe, und ſie ſtand, der Seltenheit wegen, in ſo hohem Werthe, daß nur die vornehmſten Perſonen purpurne Kleider tragen konnten; ja bei vielen Völkern war es ein ausſchließendes Vorrecht der Könige und Prinzen von Geblüt. Wahrſcheinlich würde dies auch noch bei uns der Fall ſein, wenn wir die Purpurfarbe von den Schnecken nehmen ſollten, da ſie ſo mühſam zu ſuchen ſind, und eine beträchtliche Menge derſelben erfordert wird, um ein mäßiges Stück Zeug zu färben.

Die Koralle.

Wir kommen jetzt zu den wunderbaren, zweideutigen Geſchöpfen, über welche man lange zweifelhaft blieb, ob ſie in das Thierreich oder in das Gewächsreich gehörten. Endlich überzeugte man ſich von ihrer thieriſchen Natur, gab ihnen aber, zur Bezeichnung des doppelten Charakters, den ſie an ſich tragen, den Namen Pflanzenthiere. Denn mit den Pflanzen haben ſie größtentheils die Art der Fortpflanzung, des Wachsthums und der äußern Geſtalt gemein; mit den Thieren hingegen die Art, ſich zu nähren, willkührliche Bewegung und Empfindung. Dieſe Pflanzenthiere theilen ſich in zwei zahlreiche Familien, davon die eine in beſondern Gehäuſen wohnt, die andre aber nicht; jene nennt man Korallen, und dieſe Poly-

pen. Von den letztern werden wir in der dritten Ordnung ſprechen; hier ſind die erſtern der Gegenſtand unſrer Betrachtung.

Die Materie, woraus das Gehäuſe der Koralle beſteht, iſt entweder kalk- und ſtein-artig, oder horn-artig, oder ſchwammig. In der Form dieſer Wohnungen findet ſich, überhaupt genommen, viel Aehnlichkeit mit den Gewächſen, doch herrſcht darin eben die Mannigfaltigkeit, wie in der Bildung der Schnecken- und Muſchelſchalen. Daher die verſchiedenen Benennungen: Röhrenkorallen (Tubiporen); Sternkorallen (Madreporen); Punktkorallen (Milleporen) u. ſ. w. Die vornehmſte und nützlichſte unter allen iſt die rothe Staudenkoralle, die wir gegenwärtig beſchreiben wollen.

Die rothe Staudenkoralle (Isis nobilis) gleicht in Anſehung der Figur einem entblätterten Bäumchen mit ſeinen Aeſten, wird aber gemeiniglich nicht viel über einen Schuh lang. Man findet ſie, wie die meiſten andern Gattungen, im Meere, vornämlich an den Küſten des mittelländiſchen Meeres. Der breite Fuß des Stämmchens ſitzt an Felſen, Muſcheln und andern feſten Körpern, hat aber keine Wurzeln, ſondern iſt wie aufgeleimt. Die ganze Staude ſenkt ſich mit ihren Zweigen und der Spitze mehr nach dem Boden des Meers hinunter, und ſtrebt alſo nicht, wie die Gewächſe in freier Luft, aufwärts in die Höhe. Dennoch aber ſetzen ſich die Jungen gemeiniglich über dem Mutterſtamme am Felſen feſt, und bepflanzen denſelben bis oben an die Fläche des Meers.

An der Staude ſelbſt unterſcheidet man drei Theile: erſtlich, den innern, ſtein-artigen Kern; zweitens, die weiche weiße Netzhaut, welche den Kern umgibt, und viele Gefäße mit einem milchichten Saft enthält; drittens, die röthliche Rinde, die aus ſehr zarten Häuten beſteht, und worin man eine Menge rother Körnerchen bemerkt. So nothwendig den wahren Bäumen auf der Erde die Rinde zur Erhal-

tung ihres Lebens iſt; eben ſo unentbehrlich iſt auch den Staudenkorallen ihre Rinde. Nach dem Verluſte derſelben wird der innere Kern von unzähligen Würmern zerfreſſen, und die Staude ſtirbt ab. — Auf der Rinde des Stammes und an den Spitzen der Zweige ſtehen hohle Knöpfchen hervor, deren Mündung acht Einſchnitte hat. Dies ſind nun die Zellen, worin lebendige Geſchöpfe wohnen.

Dieſe Thierchen, die jenen harten Körper gleichſam beſeelen, haben ein weiches, gallert=artiges Weſen, und erſcheinen in der Geſtalt eines Tröpfchens Milch. Wenn ſie ungeſtört in ihren Zellen ſitzen, ſo ſieht man eine unbeſtimmte Anzahl feiner Faſern heraushängen, womit ſie ihre Nahrung fangen und zu ſich führen. Man nennt dieſe Faſern die Arme, auch wol die Füße des Thiers, daher die allgemeine Benennung: Polyp, d. i. Vielfuß, welcher eigentlich allen ſolchen Thieren zukommt. (S. die dritte Ordnung, unter dem Artikel Polypen.) Rührt man die Arme eines in der Zelle ſitzenden Thierchens auch nur ganz leiſe an, ſo zieht es dieſelben augenblicklich zurück, und eben dies thun alle übrige am ganzen Stamme. Sie müſſen alſo eine gemeinſchaftliche Empfindung haben, und durch eine wunderbare Organiſation ſo mit dem Stamme verbunden ſein, daß ſie zuſammen Ein Ganzes, nur Einen organiſirten Körper ausmachen! — Die Nahrungstheile erhält der Stamm durch ſeine Bewohner, aus welchen der vorhingenannte milchichte Saft ſich in die Gefäße und Kanäle der Netzhaut verbreitet. Dieſer Saft gibt den Stoff zu dem harten Kerne, ſo wie der Saft in den Bäumen zu Holz wird.

Ihre Fortpflanzung hat eben ſo viel Außerordentliches. Das Junge wird nämlich aus dem Knöpfchen an der Rinde und den Spitzen der Aeſte, wie ein Auge aus den Baumzweigen, hervorgetrieben, fällt, wann es reif iſt, vom Mutterſtamme ab, hängt ſich an einen feſten Körper, und wächſt dann zu einer Staude. Ehe man wußte, daß

daß das weiche Weſen in dem Knöpfchen ein Thier ſei, nannte man es die Korullenblüthe; denn man hatte ſchon bemerkt, daß durch dieſelbe die Fortpflanzung geſchah. — Wann ſich die junge Knospe losgeriſſen hat, ſinkt ſie nicht, wie man aus der Lage des unterwärts gerichteten Mutterſtammes ſchließen ſollte, nach dem Boden des Meers hin, ſondern ſie wird wegen ihrer Leichtigkeit und Fettigkeit vom Waſſer getragen, und ſetzt ſich gemeiniglich oberwärts an. Der erſte Urſprung der Korallenſtaude iſt folglich ein gallert-artiges, ſchleimigtes Klümpchen, welches jedoch auch ſchon die Anlage zu dem feſten, ſteinigten Körper eben ſowol bei ſich hat, wie die Schalthiere den Anfang zu ihren Gehäuſen bei ihrer Geburt mitbringen. Wie ſchnell ſich dieſe Geſchöpfe entwickeln, und wie fruchtbar ſie ſein müſſen, ſieht man daraus, daß man Theile von verſunknen Schiffen, die nach drei Vierteljahren wieder heraufgebracht wurden, ſchon ganz mit Korallen beſetzt fand.

Da die rothe Koralle zu allerlei Kunſtwerken verarbeitet, und, vornämlich in Indien, faſt den Edelſteinen gleichgeachtet wird: ſo treibt man auch die Fiſcherei derſelben an mehrern Orten mit großem Eifer, z. B. an den Küſten von Tunis und Algier, bei Korſika u. ſ. w. Frankreich ſchickt zu dem Ende jährlich gegen achtzig kleine Fahrzeuge aus, die hauptſächlich vom April bis zum Auguſt damit beſchäftigt ſind. Die Art, wie man dabei verfährt, iſt anmerkenswerth. Man befeſtigt nämlich zwei viereckigte, ſechs bis ſieben Fuß lange Balken kreuzweis über einander, umwickelt ſie mit loſe zuſammengedreheten, daumensdicken Hanfſeilen, und bindet auch noch hin und wieder netz-artige Beutel darunter. In der Mitte der beiden Balken hängt ein Gewicht von Blei oder dergleichen. Dieſe Maſchine läßt man an ſtarken Ankertauen ins Meer hinab, da ſich dann die an den Felſen hervorſtehenden Korallenſtauden in die Hanfſeile verwickeln, und ſo herauf-

gezogen werden. Wann ſie an die freie Luft kommen, vertrocknen die Thierchen in den Zellen gar bald, und die äuſſere Rinde, welche unter dem Waſſer weich und biegſam iſt, erhärtet. Unrichtig glaubte man ſonſt, die ganze Staude ſei im Waſſer weich, und nehme erſt an der Luft ihre völlige Härte an.

Von der weitern Behandlung der Korallen in den Manufakturen ſiehe die Technologie.

Außer jener rothen Koralle gibt es noch weiße, ſchwarze und andre Schattirungen. Auch ſind nicht alle Gattungen ſo klein wie die jetzt beſchriebne. Im ſtillen Meere wachſen ſie aus der Tiefe zu einer erſtaunlichen Höhe empor, und werden Seefahrern öfters gefährlich. Am rothen Meere gebraucht man Korallen zum Bau der Häuſer. Die Städte Djidda und Tor ſind größtentheils mit Korallen erbauet.

Der Saugeſchwamm, Spongia.

Zu dem Geſchlechte der Saugeſchwämme gehört der bekannte gelbliche Badeſchwamm (Sp. officinalis), deſſen wir uns zum Abwiſchen u. ſ. w. bedienen. Sie wachſen an Felſen im Meere, und werden von einigen Naturforſchern ebenfalls zu den Pflanzenthieren gerechnet, wiewol man ihre thieriſche Natur noch nicht außer Zweifel geſetzt hat, und auch neuerlich ein wichtiges Zeugniß dagegen erſchienen iſt. Die weiche Gallert in den Zwiſchenräumen des Gewebes ſoll im Waſſer willkührliche Bewegungen äußern. Selbſt die Faſern, woraus das Gewebe beſteht, will man mehr thier- als pflanzen-artig gefunden haben. Woſern ihnen wirklich thieriſches Leben zukommt, ſo machen ſie doch gewiß die äußerſte Gränzlinie deſſelben aus. Sie pflanzen ſich, nach Art der Gewächſe, durch Auswüchſe fort.

Ihr Unterſchied beſteht hauptſächlich in der Beſchaffenheit des Gewebes, und ihr Werth beruhet auf der Feinheit

heit deſſelben. Man kennt im Handel vielerlei Sorten. Der feinſte heißt der Brodtſchwamm (Sp. panicea), der auch in dem deutſchen Meere angetroffen wird. Wir erhalten dieſe Schwämme größtentheils aus den Gegenden des mittelländiſchen Meers, wo ſie ebenfalls aus der Tiefe geholt und alsdann gereinigt werden. Sehr gründlich und ausführlich handelt hievon Beckmann in ſ. Vorbereit. zur Waarenkunde, zweit. B. erſt. St. S. 22 ꝛc.

Der Schiffswurm, (Bohrwurm), Teredo naualis.

Unter den ausländiſchen ſchädlichen Gewürmen verdient dieſer ganz beſonders bemerkt zu werden. Er iſt Fingerslang, wie eine ſtarke Federſpule dick, und hat einen harten Kopf mit zwei kalk-artigen Kiefern. Seinen Körper umgibt eine einfache, länglichrunde Schale. In Oſt- und Weſtindien, wo er eigentlich zu Hauſe gehört, findet man ihn in allerlei Holzwerk. Vorzüglich wird er den Schiffen ſchädlich, deren Boden er durchlöchert. Man beſchlägt ſie daher mit Kupfer, oder bekleidet ſie mit doppelten Bretern.

Im Jahre 1730 droheten dieſe Würmer der Stadt Amſterdam, die bekanntlich auf einem Grunde von eichnen Pfählen ruht, ja der ganzen Republik, den Untergang. Sie waren mit Schiffen dahin gekommen, und fingen an, die Pfähle an den Schleuſen und jene, welche in den moraſtigen Boden der Stadt eingeſchlagen ſind, zu zernagen. Alle menſchliche Hülfe dagegen war vergebens, und die Einwohner verzweifelten ſchon an ihrer Rettung. Allein nach einem Jahre verſchwanden dieſe furchtbaren Feinde auf einmal von ſelbſt, vermuthlich, weil ihnen das Klima zuwider war. Der Schade, den ſie in dieſer kurzen Zeit ange-

angerichtet hatten, betrug doch ſchon etliche Millionen Gulden. Verſchiedne Kunſtkabinette in Holland bewahren noch Exemplare von dieſen Würmern auf.

Der Hautwurm, Gordius medinensis.

Man ſieht den Sommer über in Regenpfützen und andern ſtehenden Gewäſſern auf dem Boden eine Menge Würmer, von der Dicke eines ſtarken Zwirnsfaden, Spannenlang, von Farbe bräunlich. Dieſe gehören zu dem Geſchlechte der Fadenwürmer (Gordien).

Von demſelben Geſchlechte iſt nun auch der Indianiſche Hautwurm oder Nervenwurm, aber blaß, etwas ſtärker, und etliche Ellen lang. Die Einwohner müſſen ſich ſehr vor ihm in Acht nehmen, denn er kriecht den mit bloßen Füßen Gehenden unvermerkt an den Knöcheln, am Knie u. ſ. w. unter die Haut, und verurſacht gefährliche Entzündungen. Man windet ihn mit der äußerſten Behutſam langſam wieder heraus, weil er leicht abreißt. Es ſollen wol mehrere Wochen vergehen, ehe man damit fertig wird.

Aehnliche Fadenwürmer, wie der ebenbeſchriebne, hat man auch hier zu Lande bisweilen unter der Haut bei Menſchen und in den Eingeweiden der Thiere gefunden, z. B. den Waſſerfadenwurm (Gord. aquaticus). Dieſer lebt in ſtehenden Waſſern, mit thonigtem Grunde. Wenn man ihn zerſchneidet, ſo wird jeder Theil wieder ein ganzer Wurm.

Die Höllenfurie, Furia infernalis.

Noch ſehr zweifelhaft iſt die Geſchichte eines fadenförmigen Wurms von einem andern Geſchlechte, der in Schweden zuweilen plötzlich aus der Luft auf Menſchen und Vieh herabſtürzen, augenblicklich in den Körper eindringen, und

Schmer-

Schmerzen bis zum Raſendwerden, ja gar den Tod, verurſachen ſoll, wenn man ihn nicht bald durch einen Schnitt herauszubringen ſucht. Dieſer Wurm hat daher den Namen Höllenfurie oder Mordwurm erhalten. Wenn aber auch die Wirklichkeit eines ſolchen Wurms, wie ihn die Beſchreibung angibt, noch nicht erwieſen iſt, ſo kann doch eine wahre Erſcheinung dabei zum Grunde liegen. Denn das Menſchen und Vieh zuweilen unvermuthet eine örtliche Entzündung mit jenen gefährlichen und tödtlichen Folgen bekommen, weiß man aus vielfältiger Erfahrung. S. unter andern: Abhandl. der Hall. Naturf. Geſellſch. 1. Band, S. 373. Desgleichen: Beiträge zur Phyſik, Oekon. ꝛc. ꝛc. von Herrmann, 3 B. Ob aber der Stich eines giftigen Inſekts, oder ein Wurm, oder peſtilenzialiſche Luft die Urſach davon ſei, werden künftige Beobachtungen vielleicht noch ſichrer entſcheiden. Die Zufälle, deren Wirkung der Höllenfurie beigelegt werden, und die Umſtände, unter welchen ſie ſich ereignen, ſcheinen mit denen viel Aehnlichkeit zu haben, die in der erſtgenannten Schrift beſchrieben ſind.

Allein für erwieſen fabelhafte Geſchöpfe muß man die Mit⸗eſſer (Dürrmaden) halten, die in der Haut bei Kindern ſtecken ſollen. Doch iſt es nöthig, ihrer wenigſtens hier gelegentlich zu erwähnen, da ſie noch hin und wieder für wirkliche Würmer angeſehen werden. Es finden ſich nämlich bei unreinlichen Kindern öfters in den Schweißlöchern auf dem ganzen Leibe ſchwarze Punkte, und wenn man dieſe mit den Fingern drückt, ſo fährt ein gekräuſelter Faden, woran oben der ſchwarze Punkt oder der Kopf ſitzt, heraus. Dieſe Fäden ſind von Einigen Würmer, und zwar Mit⸗eſſer, genannt worden, weil die Kinder dabei wirklich kränkeln und abzehren. Dies letztere iſt aber eine natürliche Folge des Schmutzes und der verſtopften Schweißlöcher. Fleißiges Baden und Abwaſchen hilft noch beſſer, als die wunderliche Methode, den ſogenann-

ten Würmern mit einem Barbiermeſſer die Köpfe abzuſchneiden, obgleich auch dies die Eröffnung der Schweißlöcher einigermaßen bewirken kann. Auch Erwachsne haben zuweilen im Geſichte dergleichen ſchwarze Punkte, welche durch Ausdrücken in Geſtalt kleiner Fäden zum Vorſcheine kommen. Sie ſind nichts anders, als verdickter zäher Schweiß und Schmutz, und man kann ſich durch eine genaue Anſicht ſchon mit bloßen Augen davon überzeugen, daß es kein lebendiges Weſen iſt; noch deutlicher entdeckt dies aber ein Vergrößerungsglas.

Dritte

Dritte Ordnung.

Die Naide
Die Nereide
Die Meerneſſel
Der Tintenwurm
Der Seeſtern
Der See=igel
Der Steinbohrer
Die Rieſenmuſchel
Die Meſſerſcheide
Die Muſchelmünze
Der Nautilus
Der Polyp
Das Kugelthier
Infuſionsthierchen.

Dieſe Klaſſe enthält unſtreitig mehr Naturmerkwürdigkeiten, als irgend eine der vorhergehenden; dennoch aber können wir nur — damit wir für unſern Hauptzweck Raum behalten — eine und die andre anführen, mehr um die Wißbegierde zu reizen, als ſie zu befriedigen.

Wir gedenken alſo nur mit Einem Worte der gezüngelten, etwas platten Naiden (Nais proboscidea), die in ſtehenden ſüßen Waſſern leben, deren letztes Gelenk ſich zu einem jungen Thiere ausdehnt, welches oft wiederum, ehe es ſich vom mütterlichen Körper trennt, auf ähn-

liche Weiſe ein Junges erzeugt, und ſo weiter, bis ins vierte und fünfte Glied; der überaus kleinen Nereiden (Nereis noctiluca) in der See, welche zur Nachtzeit leuchten; der prächtigen, goldglänzenden Seeraupe (Aphrodite, Aphrodita aculeata); der wunderbaren Meerneſſel — doch dieſe letztere verdient ſchon, daß wir ſie ein wenig näher betrachten.

Die Meerneſſel (See=anamone, Klipproſe, Actinia), wovon es mehrere Gattungen gibt, hat die Geſtalt eines Kegels, deſſen oberes Ende abgeſtumpft iſt. Sie ſitzt an Klippen und dergleichen feſt — wiewol ſie ſich auch langſam von einem Orte zum andern bewegen kann — und ſteht, wie eine Blume, gerade in die Höhe. Oben iſt in der Mitte die Mund=öffnung, an deren Rande ungefähr zwanzig Fühlfäden oder Arme ringsumher ſtehen. Den ganzen weiten Körper umgibt eine zähe, faſt lederne Haut, die ſie zuſammenziehen und ausdehnen kann. Ihre Höhe beträgt etwa anderthalb Zoll. Dieſe zarten Thiere verſchlingen Muſcheln und kleine Fiſche, und verdauen ſie. Wann ſie eine ſolche Beute machen wollen, ſtürzen ſie ſich um, ergreifen ſie mit den Armen, und führen ſie in die erweiterte Mund=öffnung. Sie können aber auch ein ganzes Jahr faſten. Ueberhaupt iſt die Stärke ihrer Lebenskraft bewundernswürdig. Sie frieren im Waſſer ein, ohne zu ſterben, und halten eine ziemliche Zeit im heißen Waſſer und im luftleeren Raume aus. Die abgeſchnittnen Arme erzeugen ſich bald wieder, ja man kann das ganze Thier der Länge nach zerſpalten, und jeder Theil wächſt wieder zu einem neuen Thiere. Der Mund iſt zugleich der After und das Geburtsglied; durch denſelben wirft ſie die unverdaulichen Reſte der verſchluckten Körper von ſich, und bringt zur beſtimmten Zeit lebendige Junge hervor. — Man hat ihr den Namen Meerneſſel gegeben, weil ſie — wenigſtens einige Gattungen — ein brennendes Jucken auf

der Haut erregt, wann man ſie anfaßt. Die andern Benennungen ſind von ihrer Geſtalt hergenommen.

Der Tintenwurm (Tintenfiſch, Blackfiſch, Sepia), ein ſonderbares Geſchöpf, das vielleicht mit mehrerm Rechte zu den Fiſchen oder Meer=inſekten, als zu den Würmern gehört. Es gibt acht Gattungen dieſes Geſchlechts, wovon die eine, Seekatze (Lol. officinalis) genannt, ungefähr zwei Fuß lang wird, und auf dem Rücken eine weiße harte Schale, von der Größe einer Hand, hat. Dieſes kalk=artige Rückenſchild wirft das Thier jährlich — wie der Krebs ſeine Schale — ab, und bekommt ein neues. Das abgeworfne ſchwimmt auf dem Meere herum, und da man es ehemals für verhärteten Meerſchaum hielt, ſo gab man ihm auch den Namen Meerſchaum, den es noch führt. Es wird ſorgfältig aufgefiſcht, und von Künſtlern benutzt. S. die Technologie. — Vorn um den Kopf der Seekatze ſitzen acht lange Arme, wovon aber zwei ungleich länger ſind als die übrigen. Mit denſelben kann ſie ſich ungemein feſt anklammern, und gleichſam anſaugen. Der Mund, welchen die Arme umgeben, hat zwei horn=artige Kinnladen, faſt wie ein krummer Schnabel geſtaltet. An beiden Seiten des Kopfs ſtehen zwei ſchwarze, ziemlich große Augen hervor. Der Körper ſelbſt iſt fleiſchig, und kann gegeſſen werden. Inwendig im Unterleibe befindet ſich eine Blaſe mit einer ſchwarzen Feuchtigkeit, ſchwärzer als Tinte; man kann auch Tinte daraus bereiten. Wann das Thier verfolgt wird, ſo sprützt es dieſe Feuchtigkeit von ſich, da es alsdann in dem getrübten Waſſer ſeinem Feinde leicht entwiſcht. Man fängt es, indem man einen Spiegel ins Waſſer hinabläßt, an welchen es ſich mit den Armen ſo feſt anklammert, daß man es mit herausziehen kann. Der Calmar (Sepia loligo), eine andre Gattung dieſes Geſchlechts, iſt im Stande, weite Sprünge aus dem Waſſer zu thun, indem er ſich ganz mit Waſſer anfüllt, und daſſelbe dann durch eine am Halſe be-

findliche Röhre mit ſolcher Gewalt von ſich ſprützt, daß er ſelbſt eine Strecke mit fortgetrieben wird. Der See-polyp (Sep. octopodia) wird ſo groß, daß er Menſchen bezwingen und Böte mit ſeinen, wol dreißig Schuh langen Armen umreißen kann. Es iſt dies der Polyp der Alten, welche unſre kleinen Polypen nicht kannten. Man findet dieſe Thiere, neun Klaftern lang und zwei Klaftern breit, im rothen und mittelländiſchen Meere, und im Ocean ſelbſt bis nach dem Nordpol hinauf. — Die Eierſtöcke der Tintenwürmer, inſonderheit der Seekatze, heißen Seetrauben (Uuae marinae).

Der Seeſtern (Asterias) hat verſchiedne Eigenſchaften, beſonders die Reproduktionskraft, mit der Meerneſſel gemein. Aus dem platten Körper gehen vier bis fünf, zuweilen noch mehr Strahlen aus, ſo daß er einem Sterne ähnlich ſieht. Die obere Seite iſt mit einer ſchwieligten und gekörnelten Haut bedeckt, unten befindet ſich in der Mitte des tellerrunden Körpers ein mit Zähnen verſehenes Maul. Er ſchwimmt in der See, oder kriecht langſam auf dem Boden derſelben umher, und nährt ſich ebenfalls von Muſcheln. Eine Gattung davon iſt der Meduſenſtern (Asterias caput Medusae), an welchem jeder Strahl ſich in zwei Theile und in viel tauſend Spitzen zertheilt. Er wird an zehn Schuh im Durchmeſſer breit.

Der See-igel (See-apfel, Echinus) iſt meiſtens kugelrund, und ganz mit beweglichen Stacheln beſetzt, deren man öfters über zweitauſend zählt. Außerdem hat er ſogenannte Füße oder vielmehr Fühlfäden, die etwas länger ſind als die Stacheln, und die Zahl derſelben faſt um ein Drittel überſteigen. Wann man ihn aus dem Waſſer nimmt, zieht er die Füße ein, daß man nichts davon ſieht. Das Maul ſitzt mitten am Bauche. Sein gallert-artiges Fleiſch wird gegeſſen. Es ſoll wie Krebſe ſchmecken. Da der Körper mit einer kalkigten Schale be-

bedeckt iſt, ſo macht er den Uebergang zu den Schalthieren. Die Seeroſe (Echinanthus) hat über hunderttauſend Stacheln.

Verſchiedne Gattungen von Schalthieren wohnen in Felſen und andern harten Steinen, in welche ſie ſich geſchickt einzubohren wiſſen. Sie thun dies, wann ſie noch jung ſind, daher man öfters eine Muſchel, etliche Zoll groß, in Felſen findet, da doch der Eingang zu ihrer Wohnung ſo klein iſt. Von ſolchen Steinbohrern kennt man beſonders die Pholaden, mit zwei Schalen, und die Wurmröhre (Dentalium), deren Schale aus Einem röhrenförmigen Stücke beſteht, welches an beiden Enden offen iſt. Die Pholaden leuchten im Finſtern.

Die Rieſenmuſchel (Vater Noah-Schulpe, Hohlziegel, Chama gigas), wahrſcheinlich die größte unter allen Muſcheln, denn die Schale wiegt an ſechs Zentner, und das eßbare Fleiſch dreißig Pfund. Das Thier ſoll Ankertaue abkneipen können, wenn ſie zwiſchen die Schale kommen. Die Schale iſt oft einen halben Fuß dick.

Die Meſſerſcheide (Solen ſiliqua) hat den Namen von ihrer Geſtalt; denn ihre Schale beſteht aus zwei langen, etwas hohlen Stücken, welche durch Häute mit einander verbunden, an beiden Enden aber offen ſind, und in welchen das Thier, wie ein Meſſer in der Scheide, ſteckt. Dieſe Muſchel bohrt mit ihrem Fuße eine Höhle in den Sand, oft zwei Schuh tief, ſtellt ihre Scheide ſenkrecht darin auf, und ſteigt alsdann darin nach Belieben auf und nieder. Ob ſie gleich im Seewaſſer lebt, ſo kann man ſie doch mit ein wenig Salz aus ihrer Scheide heraustreiben. Läßt man ſie aber wieder hineinkriechen, ſo mag man nachher noch ſo viel Salz hineinſtreuen, ſie geht doch nicht heraus.

Die

Die Muſchelmünze (Cypraea moneta) gehört zu dem Geſchlechte der Porzellanſchnecken (Cypraea), welche eine einfache, meiſt eiförmige, ſtumpfe und glatte Schale haben. Sie leben in ſandigem Boden des Meers, kriechen aber zu Zeiten, und nur, wie man ſagt, bei zunehmendem Monde, auf die Felſen hinan. Die Muſchelmünze iſt unter dieſem Geſchlechte die gemeinſte. Man nennt ſie auch guineiſche Münze, Bruſtharniſch, Otternköpfchen, Kauri und Simbipuri. In der Geſtalt hat ſie wirklich Aehnlichkeit mit einem Harniſche, oder mit einer Schildkrötenſchale, oder einem Schlangenkopfe. Weil ihre Seiten, wie die Seiten einer Leiſte, erhaben ſind, ſo heißt ſie auch leiſte. In der Gegend der Mundöffnung iſt ſie auf beiden Seiten geſäumt und gezähnt. Sie wird höchſtens anderthalb Zoll groß, und iſt mehr breit als lang. Auf dem Rücken ſieht ſie weiß oder ſtrohgelb aus, und zuweilen laufen zwei ſchwach olivengrüne Bänder oder ein goldgelber Ring darüber hin. Der Bauch iſt weiß, und die ganze Schale ſo glänzend, als ob ſie lackirt wäre. Inwendig hat die Schale eine blaue Farbe. Dieſe Schneckenhäuſer dienen auf der Küſte von Guinea, in Bengalen, Siam und einigen andern Gegenden Aſiens, ſtatt der Münze, und ſtehen deshalb in großem Werthe. Man findet ſie am häufigſten an den Ufern der maldiviſchen Inſeln, deren Einwohner ſie aus dem Waſſer hervorholen, indem ſie hineinwaden, ſo weit ſie können. Dies geſchieht aber, nach der ſtärkſten Fluth, nur zweimal im Monat, nämlich drei Tage nach dem Neumond, und drei Tage nach dem Vollmond; denn nur um dieſe Zeit kommen die Porcellanſchnecken aus der Tiefe des Meeres herauf. Die Holländer, welche den Handel mit dieſer Waare hauptſächlich an ſich gebracht haben, kaufen das Pfund von den Einwohnern für ungefähr einen Groſchen, und führen ganze Schiffsladungen voll nach Indien und Guinea, wo das Pfund

die

— die einzelnen Stücke, ſo viele auf ein Pfund gehen — für zehn bis elf Groſchen ausgegeben wird *). Könige und große Herren haben eigne Vorrathshäuſer, in welchen ſie dieſe Schnecken, als einen anſehnlichen Theil ihres Schatzes, aufbewahren, ob es ihnen gleich nicht an Gold und Silber fehlt, da bekanntlich edle Metalle in jenen Ländern genug vorhanden ſind. An einigen Orten werden die ſchönſten Stücke mit Gold oder Silber beſchlagen, und ſo hoch geſchätzt wie Edelſteine.

Einige Gattungen von Schnecken können auf der Fläche des Waſſers geſchickt umherſegeln. Die eine, der Papiernautilus (Argonauta argo), hat eine milchweiße, dünne, aber große Schale. Das Thier ſelbſt ähnelt dem Tintenwurme, iſt auch mit Armen, wie dieſer, verſehen, und kriecht auf dem Rücken, ſo daß die Oeffnung derſelben unterwärts gekehrt iſt. Will nun die Schnecke in die Höhe, ſo dehnt ſie ihren Körper aus, verdrängt damit alles Waſſer aus der Schale, wird leichter, und ſteigt empor. Sobald ſie oben iſt, wirft ſie ſich um, daß die Schale auf dem Waſſer wie ein Boot ſchwimmt, und ſtreckt die Arme heraus, zwiſchen welchen eine feine Haut ausgeſpannt iſt. Dieſe Haut dient ihr ſtatt eines Segels, und einige andre etwas längere Arme vertreten die Stelle des Ruders. Auf eine ähnliche Art verfährt die Schiffkuttel (Nautilus pompilius), deren glänzendrothes Gehäuſe einer Gondel ähnlich, und, nach dem Alter des Thiers, in mehrere Kammern abgetheilt iſt. In der vorderſten wohnt die Schnecke, und in die übrigen pumpt ſie das Waſſer aus

*) Der durch ſeine Reiſe in das Innere von Afrika berühmt gewordne Mungo-Park erhielt vom Könige von Bambara ein Geſchenk von 5000 Kauris, um die Koſten ſeiner Rückreiſe damit zu beſtreiten. Er brauchte davon täglich etwan 100 Stück, womit er die Bedürfniſſe für ſich und für ſein Pferd kaufen konnte.

aus und ein, je nachdem ſie ſich entweder ſchwer oder leicht machen will. Uebrigens ſchwimmt und rudert ſie eben ſo, wie der Papiernautilus. Auf dem Indiſchen Meere ſieht man zahlreiche Flotten von dieſen artigen Fahrzeugen mit einander ſegeln. Sie ſind auf alles aufmerkſam, was um ſie herum vorgeht. Bemerken ſie zur Seite irgend ein kleines Inſekt, oder auch nur ein Blättchen, ſo ſteuern ſie darauf los. Nähert ſich aber ein Feind, oder entſteht ein Ungewitter, ſo ziehen ſie plötzlich ihre Segel ein, laſſen Waſſer in die Schale, und verſenken ſich in den Grund des Meers. In einem Augenblicke iſt die ganze Flotte verſchwunden.

Der Polypen haben wir ſchon bei der Geſchichte der Korallen gedacht, und zugleich bemerkt, daß dieſe Benennung überhaupt vielfüßigte — oder viel-armigte — Thiere anzeigt. In einem etwas engern Verſtande gibt man aber nur vielfüßigten Pflanzenthieren den Namen Polypen. Dieſe wohnen nun entweder in Gehäuſen, oder ihr Körper iſt ganz unbedeckt. Zu den erſtern gehören, außer den Korallen, unter andern noch die Federbuſchpolypen (Tubularia sultana), die man auch bei uns in fließendem Waſſer findet. Ihre Hülle ſitzt an Waſſerpflanzen, und gleicht einem kleinen zarten Darme, deſſen Mündung oben das Anſehen eines zierlichen Federbuſches hat. Die einzelnen Theile dieſes Federbuſches ſind Polypen, von denen jeder zwar ſeine Nahrung zu ſich nimmt, der Nahrungsſaft ſelbſt aber doch in den gemeinſchaftlichen Stamm geleitet wird. Aus dem Hauptſtamme gehen auch öfters noch Seiten-äſte hervor, welche alle mit dergleichen Federbüſchen prangen. Die Polypen ziehen ſich bei der geringſten Berührung ſo in ihre Hülle ein, daß man nichts von ihnen ſieht. Ihre Fortpflanzung geſchieht theils durch Schößlinge, theils durch Eier. Die Eier kann man den Winter über trocken in Baumwolle aufbewahren, ohne daß ſie ihre Kraft verlieren.

Ein andres merkwürdiges Geſchlecht von Polypen iſt die Seefeder (Pennatula). Verſchiedne Gattungen ſehen einer Feder ungemein ähnlich. Die Fahne derſelben beſteht aus lauter Polypen, welche mit dem hohlen Stamme der Feder Gemeinſchaft haben. Man ſieht die Seefedern auf dem Meere frei herumſchwimmen. Die leuchtende Seefeder (Pen. phosphorea) lebt allenthalben im Weltmeere, und erleuchtet den Meeresgrund des Nachts, wann ſie auf demſelben ſitzt.

Ob man gleich erſt in den neuern Zeiten dergleichen wunderbare Geſchöpfe entdeckt und beobachtet hat, ſo ſind doch ſchon ſo viel verſchiedne Geſchlechter und Gattungen bekannt geworden, daß man ein ziemlich langes Verzeichniß derſelben aufführen könnte. Wir wollen indeß von allen dieſen nur den Armpolypen, aus der Familie der Polypen mit unbedecktem Körper, etwas genauer beſchreiben.

Der grüne Armpolyp (Hydra viridis) findet ſich vom Frühlinge bis zum Herbſt in ſanftfließenden Waſſern, Teichen und Gräben, und hat ungefähr die Länge eines Viertelzolls, und die Geſtalt eines Handſchuhfingers, der an dem einen Ende offen, an dem andern aber völlig zu iſt. Mit dieſem verſchloſſenen Ende ſitzt er an einer Pflanze oder an einem andern Körper feſt; doch kann er ſich auch fortbewegen. Um den Rand des offnen Endes ſtehen acht bis zehn feine Faſern oder Arme, die er etliche Zoll lang ausdehnen, und auch wieder einziehen kann, wie die Schnecken ihre Hörner. Der weiche, gallert-artige Körper iſt inwendig und auswendig mit kleinen Körnerchen gleichſam beſäet. Man ſieht dieſe Thierchen von verſchiednen Farben, gemeiniglich aber braun, grün und gelblich. Oft ſitzen ſie zu Hunderten bei einander, da ſich denn ihre Arme wie verwirrter Flachs durchkreuzen; aber bei der geringſten Erſchütterung zieht jeder die ſeinigen nach ſich.

Der ganze Rumpf derſelben, den man ſehr paſſend einem Handſchuhfinger vergleicht, iſt ein bloßer hohler Schlauch ohne Eingeweide; auch die Arme ſind hohl, wie ein Darm. Sie haben ein ſehr feines Gefühl. Sobald ein Würmchen ihnen nahe kommt, umſchlingen ſie es mit ihren Armen, und bringen es in die Oeffnung, die zu dem hohlen Schlauche führt. Hier wird es bald verdauet, und der Körper nebſt den Armen bekommt jedesmal die Farbe des Würmchens, welches er verſchlang. Man will bemerkt haben, daß ſie ihren Raub durch eine ſtarke elektriſche Kraft augenblicklich tödten, ſo wie ſie ihn nur mit den Armen berühren. Die unverdaueten Ueberbleibſel werfen ſie durch den Mund wieder aus.

Den Sommer hindurch vermehren ſie ſich durch Sproſſen, wie eine Pflanze. Es brechen nämlich an den Seiten des Körpers Augen hervor, welche ſich zu Zweigen ausbilden; dieſe treiben wieder neue Zweige, und ſo fort, ſo daß das Thier alsdann einem äſtigen Bäumchen gleicht. Die Jungen erhalten ihre Nahrung von dem Mutterſtamme; aber was jene freſſen, nährt auch dieſen mit, wie ſich aus der Farbe des Körpers ſchließen läßt, welche von der Nahrung verändert wird. Nach und nach trennen ſich die Jungen von der Mutter, ſetzen ſich feſt, und werden ſelbſt Stämme. Gegen den Winter ſollen ſie Eier legen, aus welchen im künftigen Frühjahre eine neue Brut entſteht. Man vermuthet es, weil man es bei den vorhin genannten Federbuſchpolypen wirklich ſo gefunden hat.

So wunderbar nun dies auch iſt, ſo überſteigen doch die Erſcheinungen, welche man bei verſchiednen Verſuchen mit dieſen Thieren wahrgenommen hat, faſt allen Glauben. Man kann ſie in die Länge und in die Quere zerſchneiden, ſie ſterben nicht, ſondern jedes einzelne Stück wird in etlichen Tagen ein neuer Polyp. Spaltet man ſie von oben

in

in ſechs oder mehrere Theile, ohne ſie ganz durchzuſchneiden, ſo entſteht aus jedem dieſer Theile ein beſonderer Kopf, der ſein eigen Maul und ſeine Arme für ſich hat. Sobald dieſe ausgebildet ſind, läßt ſich jeder Kopf wieder theilen, und man kann auf dieſe Weiſe ein vielköpfigtes Ungeheuer hervorbringen.

Alle dieſe Köpfe freſſen eben ſowol, wie der eine, den das Thier anfänglich hatte. Schneidet man die Köpfe ab, ſo wachſen ſie wieder, und die abgeſchnittenen Köpfe werden eben ſo viel vollkommne Polypen; ſie vereinigen ſich aber auch wieder mit dem Rumpfe dieſes oder eines andern Polypen, dem der Kopf abgeſchnitten iſt, wenn man ſie darin ſetzt. Eben ſo wachſen auch die Rumpfſtücken zweier Polypen zuſammen. Setzt man einen Polypen mit dem Schwanz-ende in die Mund-öffnung eines andern, und ſchiebt ihn in den hohlen Bauch hinein, ſo verſchmelzen ſie gleichſam in einander, und machen in der Folge nur Einen Körper aus. Ja, man kann einen Polypen umkehren, wie man den Finger eines Handſchuhs umkehrt, er lebt doch fort, nährt ſich und zeugt Junge. — Dieſe und ähnliche Verſuche ſind ſo oft wiederholt worden, daß man an ihrer Richtigkeit nicht zweifeln darf. Ob man gleich keine Augen an ihnen bemerkt, ſo müſſen ſie doch eine Empfindung von Licht haben; denn wenn man ſie in ein Glas ſetzt, wenden ſie ſich immer nach der hellen Seite hin.

Das Kugelthier (Voluox globator), ein rundes, durchſichtiges, gallert-artiges Thierchen ohne alle Gliedmaßen, mehrentheils von grüner Farbe, wird ebenfalls in ſtehenden Waſſern angetroffen. Unſre einheimiſchen haben nur die Größe eines Sandkörnchens; an ſtillen Plätzen im Meere ſollen ſie wol einer Erbſe groß gefunden wer-

den. Sie drehen ſich beſtändig um ihre eigne Axe, und verſammeln ſich gern da, wo das Licht hinſcheint. Durch ein Vergrößrungsglas unterſcheidet man mehrere, oft vierzig kleine Kügelchen, die ſchon wieder Junge bis ins dritte und vierte Glied in ſich ſchließen. Nach einiger Zeit berſtet die Mutter, die Jungen wälzen ſich heraus, und jene vergeht.

Endlich müſſen wir auch noch der **Infuſionsthierchen** gedenken, in welchen der Beobachter eine ganz neue Welt erblickt. Das Wort Infuſion bedeutet einen Aufguß, und man verſteht alſo unter jener Benennung eigentlich diejenigen Geſchöpfe, welche ſich entwickeln und zum Vorſcheine kommen, wenn man auf gewiſſe Thier- oder Pflanzentheile Waſſer gießt. Jedoch iſt zugleich das zahlloſe Heer kleiner, meiſt dem bloßen Auge unſichtbarer Geſchöpfe mit darunter begriffen, die in ſtehenden Waſſern, in ſauren Säften, im Schleime der Eingeweide, im thieriſchen Samen u. ſ. w. Sie ſind von ſehr verſchiedner, zum Theil recht artiger Bildung, und bewegen ſich willkührlich, bald langſam, bald ſchnell. Ihre Fortpflanzung geſchieht entweder durch Theilung, wie bei den Polypen, oder ſie gebären lebendige Junge; einige wenige legen auch Eier. Man verſichert, daß mehrere Gattungen die Hitze des ſiedenden Waſſers und den ſtärkſten Froſt aushalten.

Wenn man den ſogenannten Buchbinderkleiſter, oder auch Stärke, mit Waſſer flüßig macht, ſo entwickeln ſich darin kleine fadenförmige Thierchen, die man Kleiſteraälchen (Vibrio glutinis) nennt. So wie das Waſſer anfängt zu vertrocknen, drängen ſie ſich alle dahin, wo noch ein Tröpfchen iſt; verdünſtet auch dies, ſo bekommen ſie Zuckungen, und ſterben. Deſſen ungeachtet kann man

man ſie nach mehr als zwanzig Jahren durch einen Aufguß von Waſſer wieder zum Leben bringen.

Von dem Geſchlechte der Aalwürmer, wozu das Kleiſter-älchen gehört, und welche ganz einfach, theils undurchſichtig, theils durchſichtig und gallert-artig ſind, kennt man bereits achtzehn verſchiedne Gattungen. Das Eſſig-älchen (Vibrio aceti) lebt in dumpfigem Eſſig im Sommer. In einem einzigen Tropfen wird man, unter dem Mikroſkop, hunderte gewahr. Sie haben einen langen, fein zugeſpitzten Schwanz, und bewegen ſich mit erſtaunlicher Schnelligkeit.

Außer dieſen hat man noch kleinere Thierchen entdeckt, die man Punktthierchen (Monas) oder Monaden nennt. Sie leben Millionenweiſe in allem Waſſer, das nicht ganz rein iſt. Durch die höchſte Vergrößerung erſcheinen ſie als bloße belebte Pünktchen. Man unterſcheidet drei Gattungen, wovon die kleinſte das Gränzthierchen (Monas termo) heißt. Es iſt das einfachſte und kleinſte unter allen belebten Geſchöpfen, welches nur unter den beſten Vergrößerungsgläſern ſichtbar wird. Es erſcheint, wenn man Waſſer auf Pflanzen oder auf Theile von thieriſchen Körpern gießt, und es ſo lange ſtehen läßt, bis dieſe ganz zu Boden geſunken ſind.

Man hat Gläſer, die einen Gegenſtand mehr als hunderttauſendmal vergrößern, und ſelbſt nach dieſer Vergrößrung erſcheinen einige Gattungen von Infuſionsthierchen nur wie feiner Samenſtaub. Und doch ſind ſie organiſirt und belebt!

So groß auch der Vorrath an merkwürdigen Beobachtungen noch iſt, den der Fleiß der Naturforſcher hier geſammelt hat, und ſo reichen Stoff zu Betrachtungen vor-

nehmlich die letzte Klaſſe uns darbietet: ſo müſſen wir uns doch von dieſen reizenden Gegenſtänden trennen. — Eines Menſchen Leben iſt kurz, und des Wiſſenswürdigen ſo viel! Und zunächſt an dieſe Flur, die wir jetzt durchwandelt haben, gränzt ein nicht minder ſchönes Feld, wo uns ſchattigte Wälder, fruchtreiche Gärten, wallende Saaten und bunte Wieſen erwarten.

Zweite Abtheilung.

Technologie

oder

Benutzung, Zubereitung und Verarbeitung der Naturprodukte des Thierreichs.

Einleitung.

Die Technologie kann gewiſſermaßen als eine Fortſetzung der Naturgeſchichte angeſehen werden; denn ſie fängt da wieder an, wo dieſe aufhört. Die Naturgeſchichte erzählt die Veränderungen der Naturprodukte, welche ſie durch alle Perioden ihres Daſeins, nach den Geſetzen der Natur, durchgehen müſſen; die Technologie hingegen betrachtet ſie in dem Zuſtande, worin ſie die Hand des Menſchen verſetzt, um ſie zu gewiſſen Abſichten brauchbar zu machen. Es gehören folglich nur diejenigen Naturprodukte in das Gebiet der Technologie, die einer ſolchen Veränderung fähig ſind, wodurch ſie dem Menſchen nützlicher werden.

Alle Veränderungen, welche bei einem Körper Statt finden, betreffen entweder blos die Form und die äußere Beſchaffenheit, oder zugleich die Beſtandtheile deſſelben. Die Geſchicklichkeit, dergleichen Veränderungen zur Befriedigung des Bedürfniſſes, der Bequemlichkeit und des Vergnügens hervorzubringen, heißt eine **Kunſt**, und ein ſo veränderter Körper ein **Kunſtprodukt** *).

 Ver=

*) Kunſt nennt man ſonſt überhaupt jede durch Uebung erworbne Fertigkeit oder Geſchicklichkeit; aber nicht jede Kunſt iſt ein Gegenſtand der Technologie, z. B. die Tanzkunſt. Eben ſo wenig kann man auch alle Kunſtprodukte in das Gebiet der Technologie ziehen. Was übrigens diejenigen Produkte betrifft, welche von einigen Thieren, vermöge

Veränderung der Form und der äußern Beſchaffenheit eines Körpers wird durch mechaniſche Kunſt bewirkt; Veränderung der Beſtandtheile aber durch chemiſche Kunſt. Beide ſind oft vereinigt, und eine muß die andre unterſtützen, da die Natur der Sache dies erfodert.

Die Arbeiten der mechaniſchen Künſte geſchehen mit den Händen, und vermittelſt gewiſſer Werkzeuge und Maſchinen; doch werden die letztern auch durch Luft, Waſſer und Feuer — wie die neuerfundnen Dampfmaſchinen — in Bewegung geſetzt.

Die chemiſchen Künſte bedienen ſich zur Erreichung ihres Zwecks hauptſächlich des Feuers, ferner auch der Säuren, Salze u. ſ. w. —

Obgleich die mechaniſchen Künſte eben ſowol, wie die chemiſchen, von unſchätzbarem Werthe für den Menſchen ſind: ſo pflegt man doch im allgemeinen dieſen vor jenen den Vorrang zu geben. Ja, von den erſtern ſpricht man einigen auch ſogar den Namen einer Kunſt ab *). Und wahr iſt es, die chemiſchen Künſte erfordern weit mehr Vorkenntniſſe und tieferes Eindringen in die Natur, als die meiſten mechaniſchen; auch bringen jene ganz neue, von den Naturprodukten weſentlich verſchiedne Körper her- vor,

möge eines beſondern Kunſttriebes, verfertigt werden, z. B. die Biberhütten: ſo unterſcheiden ſie ſich von den eigentlichen Kunſtprodukten der Menſchen — von denen hier nur die Rede ſein kann — vornämlich dadurch, daß ſie keiner Verbeſſerung oder Vervollkommnung bedürfen. Aus jenen Werken ſpricht aber auch die Weisheit des großen Baumeiſters der Welt, da dieſe die Eingeſchränktheit ihres Urhebers verrathen.

*) In einer andern Beziehung ſagt man: die Kunſt arbeite blos für das Vergnügen; wenn aber Bedürfniß oder Bequemlichkeit der Gegenſtand der Arbeit ſei, ſo heiße es ein Handwerk; der Zuckerbäcker ſei folglich ein Künſtler der Brodbäcker ein Handwerker.

vor, und übertreffen darin die Natur ſelbſt. Denn die Natur erzeugt noch jetzt eben ſolche Körper, wie man vor Jahrtauſenden aus ihrem Schooße hervorgehen ſah; allein die Kunſt iſt in ihren Erfindungen unerſchöpflich, und weit weniger eingeſchränkt. Faſt täglich gibt ſie uns neue Proben ihrer ſchöpferiſchen Kraft. Eben ſo glücklich iſt ſie in der Nachahmung der natürlichen Körper, welche ſie, wenn auch nicht immer mit Vortheil und vollkommen gleich, doch als Beweiſe ihrer Geſchicklichkeit, und bis zur Täuſchung ähnlich, nachbildet. So hat ſie z. B. aus Baum-öl und Salpeterſäure Wachs gemacht, und Waſſerdunſt mit Flußſpatſäure zu Kieſel gerinnen laſſen.

Naturprodukte in Kunſtprodukte zu verwandeln, iſt ein ausſchließendes Vorrecht des Menſchen, und eben dieſe Fähigkeit erhebt ihn über das Thier. Je mehr er ſie ausbildet, deſto weiter entfernt er ſich von dem blos thieriſchen Zuſtande, in welchen ihn die Natur bei ſeiner Geburt ſetzt.

Nichts beſtimmt den Grad der Kultur einer Nation ſichrer, als die Stufe der Vollkommenheit ihrer Kunſtprodukte; denn dieſe hält mit der Geiſtesbildung gleichen Schritt.

Allein nicht blos in dieſer Hinſicht verdient die Kunſtwiſſenſchaft unſre Aufmerkſamkeit, ſondern auch aus Gründen einer klugen Staatsökonomie. Vergebens ſetzt man Preiſe aus zur Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht — den Grundveſten eines dauerhaften Staatsgebäudes — wenn nicht die Künſte freundſchaftlich die Hand bieten. Sie ſind es, die den Gebrauch der Naturprodukte vervielfältigen, den Abſatz vermehren, und eben dadurch den Landmann auf eine viel natürlichere und wirkſamere Weiſe zur Erzielung derſelben anſpornen. Wenn z. B. das Getraide nur zur Speiſe für den Menſchen und zum Futter für das Vieh gebraucht würde, ſo wäre auch

der Abſatz, und mithin der Anbau deſſelben, ſparſamer, als er in unſern Ländern wirklich iſt und ſein muß. —

Hieraus erhellet wiederum die genaue Verbindung, worin die praktiſche Naturgeſchichte mit der Technologie ſteht. Jene lehrt die Erzeugung, die Vermehrung, die Veredlung der Naturprodukte; dieſe zeigt nicht nur überhaupt die Benutzung derſelben, ſondern auch die Grundſätze, auf welchen ihre Zubereitung und Verarbeitung beruhet. Und gerade dies letztere iſt der weſentlichſte und wichtigſte Theil derſelben, wodurch ſich die Wiſſenſchaft vornämlich auch zu einem der gemeinnützigſten Gegenſtände des Schul-unterrichts empfiehlt. Sie iſt die beſte Vorbereitung des künftigen Handwerkers und Künſtlers zu ſeiner Beſtimmung. Ausgerüſtet mit dieſen Vorkenntniſſen, deren unmittelbare Anwendung ihn ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigen ſoll, wird er überall, wo er hinkommt, Licht finden und Licht verbreiten. Die Vorurtheile, welche bei vielen in dieſen Ständen alles Beſtreben nach weiterer Vervollkommnung erſticken, der ſo oft gerügte Steifſinn, der jede Zurechtweiſung verſchmähet, werden nach und nach verſchwinden, wenn man die Jugend zum Nachdenken über Geſchäfte des gemeinen Lebens ſchon in den Schulen anführt, wenn ſie da hört, daß einerlei Arbeit nicht aller Orten auf einerlei Weiſe gemacht wird; hauptſächlich aber, wenn ſie die eigentlichen Gründe des Verfahrens, wovon man in den Werkſtätten gemeiniglich ſchweigt, aus der Natur des Gegenſtandes ſelbſt erkennen lernt. Auch den Gelehrten und den übrigen höhern Ständen kann ein ſolcher Unterricht in mehr als Einem Betrachte vortheilhaft ſein. Dem Staatsökonomen iſt er ſogar unentbehrlich. — Daß aber nicht erſt der Mann, ſondern ſchon der Knabe und der Jüngling dies faſſen, ſich dafür intereſſiren und es mit Nutzen lernen könne, davon mag gegenwärtiger Verſuch, wenn man ſich deſſen bei dem Unterrichte bedienen will, als ein Probeſtück angeſehen werden.

Da wir hier der Technologie den Umfang geben, daß ſie alles begreift, was nutzbar iſt, ſo werden wir auch folgende Produkte als Gegenſtände derſelben betrachten dürfen:

Naturprodukte des Thierreichs.

Einzelne Theile des Thieriſchen Körpers.

Das Fleiſch.	Die Haut.	Die Milch.
Das Blut.	Die Haare.	Der (das) Honig.
Das Fett.	Die Wolle.	Das Wachs.
Die Därme.	Die Federn.	Die Seide.
Die Blaſe.	Knochen, Horn und Schalen.	Die Cochenille.
		Der Gummilack.

Be=

Benutzung, Zubereitung und Verarbeitung der Produkte des Thierreichs.

Fleiſch.

Der allgemeinſte, wenn auch nicht der erſte Gebrauch, den man von den Thieren machte, war der Genuß ihres Fleiſches. Vor der Sündfluth ſoll der Menſch noch kein Fleiſch gegeſſen haben, ob er gleich ſchon Viehzucht trieb, um ſich von der Milch zu nähren, und Wolle und Fell zur Kleidung zu benutzen. Auch gab es zu allen Zeiten — ſo wie noch heutiges Tages — einzelne Klaſſen der großen Menſchenfamilie, die ſich aus religiöſen Grundſätzen der Fleiſchſpeiſen gänzlich enthielten. — Die Auswahl der zu genießenden Thiere gründet ſich auf den Geſchmack, auf mediciniſche Urſachen und auf allerlei Vorurtheile. Was eine Nation für eßbar, ja für Delikateſſe hält, wird von der andern verſchmähet. Wir eſſen das Fleiſch der unflätigen Schweine, und verabſcheuen den Genuß des reinlichen Pferdes, das andern Völkern zur Speiſe dient; ein Haſenbraten kommt bei uns auf die Tafeln des Ueberfluſſes, und der gemeinſte Türke würde ſich nur in Ermangelung anderer Nahrungsmittel zu dieſem Mahle entſchließen.

Der Genuß des Fleiſches iſt nicht nur der gewöhnlichſte, ſondern auch der einzige Nutzen, den es uns gewährt. Einige Wilde verzehren es, ohne beſondre Zubereitung, halb oder ganz roh, nach Art der Raubthiere. Bei geſitteten Nationen hat es das Fleiſcherhandwerk

und die Kochkunſt veranlaßt; zwei in Anſehung des Einfluſſes auf die Geſundheit der Menſchen höchſt wichtige Gewerbe.

Der Fleiſcher (Schlächter, Metzger), deſſen Hauptgeſchäfte blos mechaniſch ſind, muß die Geſchicklichkeit beſitzen, die größern Gattungen von zahmen Säugethieren, welche gegeſſen werden, ſicher und leicht abzuſchlachten, damit das Thier weder ihn, noch er das Thier lange und unnöthig martere. Eben ſo nothwendig iſt es, daß er auch rein auszuſchlachten verſtehe, d. i. daß alle Unreinigkeiten, vornämlich aber das Blut, aus dem Körper weggeſchafft werde. Wenn von dem letztern durch ein Verſehen beim Ausſchlachten in dem Muskelfleiſche viel zurückbleibt, ſo hat das Fleiſch, roh und gekocht, ein ekelhaftes Anſehen, iſt ſchwer zu verdauen, und verweſet in Kurzem. Nicht ohne Grund iſt den Juden nach dem Moſaiſchen Geſetze verboten, „vom Erſtickten und vom Blut" zu eſſen. — Ferner gehört zu den Eigenſchaften eines geſchickten Fleiſchers, daß er eine richtige Kenntniß von der Beſchaffenheit des Viehes, von dem innern Körperbaue und von dem geſunden und kranken Zuſtande deſſelben habe. Dies iſt eins der vornehmſten Stücke. Eine Grundlage von wahren phyſiſchen Vorkenntniſſen würde den Mann über die gemeinen Handwerker erheben, und ihn der menſchlichen Geſellſchaft noch nützlicher machen. Wie manche wichtige Beobachtung, wozu kein Andrer, als er, ſo häufig Gelegenheit hat, könnte man da erwarten! Auch würden die Zeichen der Geſundheit und Krankheit nicht, wie es jetzt noch zuweilen geſchieht, mit einander verwechſelt werden. — Die übrigen Fertigkeiten und Handgriffe, welche dies Gewerbe erfordert, beſtehen hauptſächlich in der Schätzung des Werths und Gewichts eines Thiers beim Einkaufe, und in der geſchickten Zerlegung des Fleiſches. In Anſehung des erſtern pflegen die Fleiſcher durch Betaſten bei dem größern, und durch Aufheben bei dem kleinern Viehe ſich diejenige Erfahrung zu verſchaffen,

welche

welche ſie in der Folge zu einer ſichern Taxe leitet. Dies heißt bei ihnen: das Gewicht in der Hand haben. Das kunſtmäßige Zerlegen oder Aushauen des Fleiſches iſt theils um ihren eignen Schaden zu verhüten, theils zur Befriedigung der Käufer nothwendig.

Mit der Zubereitung des Fleiſches zur Speiſe beſchäftigt ſich die **Kochkunſt**, welche zwar gemeiniglich nur von Hausfrauen und Köchinnen ausgeübt, aber doch auch nach Regeln erlernt, und als eine wirkliche Kunſt getrieben wird. Das ganze Verfahren bei dieſer Zubereitung iſt, nach dem in der Einleitung gegebnen Begriffe, chemiſch, und beruhet auf folgenden Gründen: Die Beſtandtheile des eigentlichen Fleiſches ſind Faſern (Fibern) und ein ſchleimiges, gallert-artiges Weſen, wodurch jene gleichſam zuſammengeleimt werden, und eine gewiſſe Feſtigkeit erhalten. Sobald dieſe bindende Materie zwiſchen den Faſern herausgetrieben iſt, verlieren ſie ihre Steifigkeit, und werden ſchlaff. Dies geſchieht auf eine natürliche Weiſe, wenn das friſche Fleiſch eine Zeitlang, bei dem gehörigen Grade der Wärme und dem Zutritte der freien Luft, in Fäulniß zu gerathen anfängt. Denn die Fäulniß wird durch eine innere Bewegung der Beſtandtheile eines Körpers verurſacht, wenn die Verbindung derſelben ſich nach und nach auflöſt, die flüchtigen und leichten in die Höhe ſteigen, und nur die ſchwerern zurückbleiben. Die genannte Gallerte beſteht vorzüglich aus einem flüchtigen Laugenſalze und Oele, und dieſe Theile ſind es, welche bei der Fäulniß verfliegen. Und eben deswegen, weil das Fleiſch hiedurch mürbe wird, pflegt man es, beſonders von alten Thieren, einige Zeit an die Luft zu hängen, und in den erſten Grad der Verweſung treten zu laſſen. Eine ähnliche Wirkung hat das Klopfen des Fleiſches; die innern Theile werden dadurch erhitzt, und die entſtandene Gährung entwickelt das flüchtige Salz und Oel. Was nun bei der Fäulniß die natürliche Wärme allmählig thut, das thut bei

bei dem Kochen und Braten das Feuer in kürzerer Zeit. Jedoch, obgleich durch das Feuer hier ebenfalls die Verbindung jener Theile zerſtört wird, ſo entſteht doch keine Fäulniß, weil die atmoſphäriſche Luft weder lange noch ſtark genug darauf wirken kann, welches zur wirklichen Fäulniß nothwendig iſt. Ueberdies hindert auch das hinzugeworfne Salz und Gewürz eine ſolche Gährung. — Bei dem Kochen geht das durch die Hitze zerfloßne gallertartige Weſen in das Waſſer über, und macht nebſt dem Fette die kräftigen Fleiſchbrühen. In der Kälte gerinnt es zu einer halbfeſten zitternden Maſſe, und iſt daher von dem eigentlichen Fette ſehr leicht zu unterſcheiden. Nächſt dem wird das Fleiſch vollends gahr, wenn die Brühe oder das Waſſer mit den fettigen Theilen in die geöffneten Zwiſchenräume der Faſern eindringt, ſich innigſt mit denſelben vermiſcht, und ſie geſchmeidig macht. Aus der Urſach muß man auch einen Braten öfters umwenden, und ihn mit der Fettbrühe oder mit geſchmolzener Butter begießen. Uebrigens kann bei dem Braten — wegen Mangel des Waſſers, als des andern Auflöſungsmittels — die Gallerte nur allmählig hervortreten; die öligten Theile legen ſich an die Oberfläche an, und geben durch das gelinde Röſten die braune Rinde. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Dämpfen des Fleiſches, welches gleichſam das Mittel zwiſchen Kochen und Braten iſt.

Das Weſentliche der Zubereitung aller Speiſen, vermittelſt des Feuers, beſteht alſo in der Zerſetzung der bindenden Theile und der innigern Miſchung derſelben. Da ſich aber das Feinſte und Kräftigſte hiebei in Dämpfe auflöſet und verfliegt, ſo pflegt man entweder, wie unter andern auch in England gewöhnlich iſt, die Fleiſchſpeiſen bei einer mäßigen Hitze gleichſam nur halb gahr zu kochen und zu braten; oder man verwahrt das Gefäß, ſo gut es ſich thun läßt, um dieſe Dämpfe zurück zu halten. Die vollkommenſte Maſchine, die man bis jetzt in dieſer Abſicht erfun=

erfunden hat, iſt der von ſeinem Erfinder ſogenannte Papinianiſche Topf. Hierunter verſteht man ein walzenförmiges kupfernes oder meſſingenes Gefäß, deſſen innere Weite ſich zu der Dicke der Wände wie acht oder zehn zu eines verhält, und welches mit einem genau paſſenden Deckel von eben der Stärke verſchloſſen werden kann. Nachdem man es mit der Speiſe, die man kochen will, bis auf ein Fünftheil ſeines Inhalts angefüllet hat, wird es zwiſchen drei oder vier eiſerne Stäbe, welche in Form eines Dreifußes an einander gefügt ſind, aufgeſtellt, und vermittelſt gewiſſer Schrauben daran befeſtigt. So kann man auf einem mäßigen Kohlenfeuer in zwei bis drei Stunden die ſtärkſten Knochen in einen Brei verwandeln, und alſo natürlich auch weichere Theile in noch kürzerer Zeit, wobei zugleich alle Kraft, die in offnen Gefäßen verdunſtet, in dieſem zurückbleibt. Dieſe Maſchine empfiehlt ſich alſo durch Erſparung des Holzes, durch Bereitung vollkräftiger Speiſen, und durch den Nutzen, den man von ſonſt ungenießbaren Theilen, von Knochen, Knorpeln u. ſ. w. erhalten kann; denn dieſe geben nach ihrer Auflöſung ſehr nahrhafte Brühen. Indeß erfordert der Gebrauch derſelben die Vorſicht, daß man die Hitze nicht zu heftig werden laſſe, weil die Zerſprengung den Umſtehenden gefährlich iſt. Vielleicht könnte man dies verhüten, wenn man an dem Deckel eine Feder anbrächte, welche denſelben bei einem gewiſſen Grade der Hitze ein wenig öffnete. — Die übrigen Grundſätze der Kochkunſt gehören nicht hieher. Ueberhaupt wäre aber zu wünſchen, daß man dabei mehr die Geſundheit, als den Wohlgeſchmack zu Rathe ziehen möchte. Allein dann müßte auch die Kochkunſt nicht mehr in einer bloßen Sammlung von Recepten beſtehen, und ſelbſt chemiſche und mediciniſche Kenntniſſe nicht für überflüßig halten.

Blut.

Aus der Nahrung der Thiere wird in dem Magen ein milch-artiger Saft bereitet, welcher unmittelbar in das Blut übergeht, und, indem er ſich damit vermiſcht, auch die rothe Farbe deſſelben annimmt. Von der Menge und Beſchaffenheit des Nahrungsſafts hängt alſo auch die Menge und Beſchaffenheit des Bluts ab, und von dieſem wiederum die Geſundheit des Körpers. Denn das Blut hält in den Adern, ſo lange noch Leben in dem Körper iſt, einen beſtändigen Kreislauf, und hier werden aus demſelben durch mancherlei Werkzeuge die übrigen Säfte, und ſelbſt der Anſatz zu den feſten Theilen, abgeſondert. — Das Blut der warmblütigen Thiere, von dem wir hier zunächſt ſprechen, ſcheidet ſich, wann es außer dem Körper eine Zeitlang ruhig geſtanden hat, von ſelbſt in einen wäßrigen und dicken Theil; bei dem Blute der Haſen und Rehe iſt jedoch dieſe Scheidung nicht merklich. Durch chemiſche Unterſuchungen hat man in dem Blute überhaupt ein flüchtiges Laugenſalz, Oel, Eiſentheile und erdigten Stoff gefunden. Die Eiſentheile tragen wahrſcheinlich zu der rothen Farbe mit bei. — Was den Gebrauch deſſelben betrifft, ſo iſt bekannt, daß man es von verſchiednen Thieren unter allerlei Zubereitungen zu genießen pflegt. Allein die Aerzte halten es für ſchwer verdaulich und ungeſund. Rathſamer iſt es, den Acker damit zu düngen, wo es beſſere Dienſte thun ſoll, als fetter Miſt. Mit Lehm und Kalk vermengt, gibt es einen feſten Ofenkitt. Sonſt braucht man es auch in der Färberei, bei der Läuterung des Zuckers u. ſ. w., welches in der Folge an ſeinem Orte bemerkt werden ſoll. Hier wollen wir nur noch der unter dem Namen Berlinerblau bekannten Farbe gedenken, welche zum Theil aus Blut bereitet wird.

Man nimmt dazu drei Theile getrocknetes, fein zerriebnes Rinderblut, vermiſcht es mit einem Theile feuer-

beſtändigen Laugenſalzes *), und ſetzt dieſes Gemiſche in einem geräumigen Gefäße ſo lange einem heftigen Feuer aus, bis man weder Flamme noch Rauch mehr ſieht. Nun iſt es eine ſchwarzbraune Maſſe, die einen urinöſen Geruch von ſich gibt; man löſet ſie in Waſſer auf, und ſeihet die Flüßigkeit durch, welche alsdann Blutlauge heißt. Hierauf löſet man zwei Theile Eiſenvitriol und einen Theil Alaun in heißem Waſſer auf, gießt dieſe Auflöſung mit der ebenfalls warmen Blutlauge zuſammen, und rührt es während des Erkaltens fleißig um. So vereinigen ſich die Eiſentheilchen des Vitriols mit den öligten und brennbaren Theilen der Blutlauge, und fallen als ein blaugrüner Niederſchlag zu Boden. Den Niederſchlag ſcheidet man ſodann von der Flüßigkeit, und gibt ihm durch verdünnte Küchenſalzſäure die vollkommnere blaue Farbe. Zuletzt wird die Maſſe bei gelinder Wärme getrocknet und in Formen gebracht. Dieſe Farbe iſt von einem Berliner, Namens Dießbach, zuerſt erfunden worden. Man hat ſie aber nachher noch auf mancherlei Art, und ſelbſt ohne Zuſatz von Blut, nachgemacht.

Fett.

Wenn ein Körper mehr Nahrungstheile erhält, als er zum Erſatz des Abgangs der Kräfte und zum Wachsthume braucht, ſo ſetzt er Fett ab, theils an gewiſſen innern Theilen, z. B. an den Nieren, theils auch zwiſchen der Haut und dem Fleiſche. Eine mäßige Menge Fett gibt dem Körper ein ſchönes Anſehen, und macht ihn geſchmeidig; auch iſt eine Fettdecke unter der Haut ein guter Schutz gegen die Kälte. Zu viel Fett verurſacht Trägheit und Unbehülflichkeit, und iſt der Zunder zu mancherlei Krankheiten.

Wir

*) S. die folgenden Theile der Technologie.

Wir erhalten von verſchiednen Thiergattungen, in Anſehung der Dichtigkeit, dreierlei Sorten Fett: feſtes, halbfeſtes und flüßiges; das erſte nennt man Talg, das zweite Schmeer (Schmalz), und das dritte Thran. Es wird in der Medicin und in der Haushaltung vielfältig benutzt. Die Technologie macht aber den wichtigſten Gebrauch davon, und dieſen müſſen wir etwas ausführlich anzeigen.

Bereitung der Seife.

Das Fett iſt der erſte weſentliche Beſtandtheil der Seife, welche bekanntlich bei der Reinigung der Wäſche ſo vortreffliche Dienſte thut. Da ſich das Fett allein im Waſſer nicht auflöſet, ſo muß noch ein andrer Körper damit vereinigt werden, der demſelben dieſe Eigenſchaft mittheilt, und das iſt das Laugenſalz. Aus der Vereinigung des Fettes mit dem Laugenſalze entſteht folglich die Seife, bei deren Bereitung wir zuerſt auf jene beiden Beſtandtheile, und ſodann auf die Verbindung derſelben zu ſehen haben.

Was das Fett betrifft, ſo können nicht nur die ſchon genannten Arten des thieriſchen Fettes, ſondern auch Oele aus dem Pflanzenreiche, Wachs und andre Fettigkeiten zu dieſem Zwecke gebraucht werden. Allein von der Güte und Verſchiedenheit des Fettes hängt auch die verſchiedne Beſchaffenheit der Seife ab.

Das Laugenſalz, als der zweite weſentliche Beſtandtheil der Seife, iſt ein Salz, welches durch Auslaugen aus der Aſche verbrannter Gewächſe genommen wird; man muß es alſo von dem Küchenſalze, das mineraliſcher Natur iſt, unterſcheiden. Die Aſche der Gewächſe enthält nämlich erdigte und ſalzigte Theile; dieſe letztern werden durch das Auslaugen herausgezogen, indem man Waſſer auf die Aſche gießt, und es eine Zeitlang darauf ſtehen läßt.

Dadurch löſen ſich die Salztheile auf, und vereinigen ſich mit dem Waſſer — denn alles Salz löſet ſich leicht im Waſſer auf —, und ſo entſteht die Lauge, welche folglich nichts andres iſt, als Waſſer, mit den ſalzigten Theilen der Holz- oder Gewächsaſche geſättigt. Will man nun das reine Laugenſalz haben, ſo muß das Waſſer davon abgeſchieden werden. Es gibt in Anſehung der Güte verſchiedne Arten von Laugenſalz (ſ. den zweiten Theil der Technologie), und dies hat eben ſo, wie die Beſchaffenheit des Talgs, auf die Güte der Seife Einfluß.

Die Verbindung dieſer Beſtandtheile geſchieht durchs Kochen oder Sieden, daher ſagt man: Seife ſieden, und Seifenſiederei. Während des Kochens löſet das Laugenſalz die Fettigkeit auf, und vereinigt ſich mit derſelben.

Da die gemeine Waſchſeife am gebräuchlichſten und bekannteſten iſt, ſo wollen wir nur dieſe hauptſächlich beſchreiben.

Man nimmt hiezu Tag von Rindern, Schaafen und Ziegen. Je reiner und ſchöner es iſt, deſto beſſer wird die Seife. Aus Noth, und der Wohlfeilheit wegen, kaufen indeß die Seifenſieder oft alles zuſammen, wenn es auch noch ſo ſchlecht iſt; ſie kochen auch wol Knochen und andre thieriſche Theile aus, und nehmen das Fett mit dazu. Einige behaupten ſogar, daß altes, ſchmierigtes Talg mehr und beſſere Seife gebe, als friſches. Beides ſtreitet gegen phyſiſche Grundſätze und gegen die Erfahrung.

Das Laugenſalz zu der gemeinen Seife wird ebenfalls, um die Koſten zu erſparen, nicht erſt von der Lauge abgeſchieden und gereinigt, ſondern gleich mit der Lauge verbraucht.

Wenn nun Seife geſotten werden ſoll, ſo macht man zuerſt die Lauge, und weil ſcharfe Lauge die Fettigkeit beſſer auflöſet, als ſchwache: ſo pflegt man ſie durch einen Zuſatz von ungelöſchtem Kalke noch ätzender zu machen. Zu dem Ende bringt man die geſiebte Aſche auf einen Haufen.

ſen, feuchtet ſie an, macht oben in den Haufen eine Vertiefung, und ſchüttet den Kalk hinein, der ſich dann allmählig darin ablöſcht. Zuletzt wird alles fleißig durcheinandergeſchaufelt.

Dies Gemiſche ſchüttet man in das Aeſcherfaß, und gießt ſiedend Waſſer, oder auch Mutterlauge, d. i. übriggebliebne Lauge, worin vorher Seife gekocht worden, darauf. Nach einiger Zeit zapft man die Lauge von dem Aeſcherfaſſe ab, und wenn ſie noch nicht ſtark genug iſt, gießt man ſie von neuem auf; dies wiederholt man ſo oft, bis ſie die gehörige Schärfe hat, da ſie dann Meiſterlauge heißt. Die Probe, ob die Lauge ſcharf genug ſei, macht man gemeiniglich mit einem Eie; wenn dies von der Lauge getragen wird, ſo hält man ſie für gut. Allein noch ſicherer erfährt man es vermittelſt einer Salzwaage *).

Das Talg erfordert nicht viel Vorbereitung. Man ſchneidet es in Stücke, ſchmelzt es in einem Keſſel, gießt die Meiſterlauge dazu, und rührt es, bei mäßigem Feuer, beſtändig um. So ſiedet die Maſſe einen ganzen Tag, da ſie etwas dick zu werden anfängt. Hierauf löſet man Küchenſalz in heißem Waſſer auf, ſchüttet es in den Keſſel, und läßt es zuſammen die Nacht über ohne Feuer ſtehen.

Des andern Morgens fängt man wieder an zu ſieden, und nun geht die Scheidung vor ſich, die Seife ſteigt in die Höhe, und ſammelt ſich oben in Klümperchen. Dieſe Scheidung rührt vornämlich vom Küchenſalze her, welches das Waſſer ſchwerer macht, und alſo von der leichtern Seife trennt. Hierauf ſeihet man die Seife durch Leinwand in ein Kühlfaß, läßt ſie etwas abkühlen, bringt ſie wieder in den Keſſel, und ſiedet ſie wieder 8 bis 9 Stunden, in wel-

*) Der Bodenſatz in dem Aeſcherfaſſe, oder die ſogenannte Seifenſiederaſche, iſt ein vortrefliches Düngungsmittel. Sie macht auf einem Acker jeden andern Dünger mehrere Jahre lang unnöthig. Unausgelaugte Aſche dünget nicht ſo gut.

welcher Zeit ſie eine völlig brauchbare Seiſe wird, wenn anders Talg und Lauge gut waren, und das gehörige Verhältniß zwiſchen denſelben recht getroffen wurde; ſonſt muß man von einem oder dem andern Stücke noch nachthun, und dann währt auch das Sieden länger.

Die gahr geſottene Seiſe kommt abermals ins Kühlfaß, aus welchem die Mutterlauge abgezapft, und ſodann die Seiſe nach einiger Abkühlung in hölzerne Formen gebracht wird. Dieſe Formen ſind viereckigte Käſtchen mit durchlöchertem Boden, der mit Leinwand überzogen iſt. Hierein gießt man die Seiſe durch ein Beuteltuch, läßt ſie trocknen, und zerſchneidet ſie in Stücke.

Der Kalk und das Küchenſalz ſind nicht weſentlich nothwendig, ſie kürzen nur das Verfahren ab.

Was das Verhältniß dieſer Materialien zu einander betrifft, ſo iſt dies gerade der ſchwerſte Punkt; denn es kommt dabei jedesmal auf die Beſchaffenheit des Fettes und der Lauge an. Es gehört mit zur eigentlichen Kunſt des Seiſenſieders, dies Verhältniß recht zu treffen; und doch muß auch der geſchickteſte Meiſter öfters noch während des Siedens von einem oder dem andern dieſer Stücke etwas zuſetzen. Im Allgemeinen ſchreibt man vor, daß, wenn man zur Lauge etwa ½ Scheffel Aſche und 3 bis 4 Metzen Kalk genommen hat, dazu ungefähr ein Stein Talg und eine Metze Küchenſalz gehören.

Ein Pfund Talg gibt 2 Pfund Seiſe, zuweilen auch mehr; iſt das Fett aber ſchlecht, ſo erhält man weniger.

Die fleckigte Seiſe entſteht aus altem ſchmierigen Talge. Die eigentliche marmorirte Seiſe ſoll man durch eingeſprengte Eiſenkalktheilchen, oder, wie Andre ſagen, durch Braunſtein erhalten.

Wohlriechende Seiſe macht man von der gemeinen Seiſe, indem man Zimmt-, Muskat- oder andre wohlriechende Oele unter die geſchabte und auf einem Papiere getrocknete Seiſe gießt.

Aus

Aus friſchem Rüb-öle, oder aus dem Satze in den Oelfäſſern, oder vom Fiſchthrane, bereitet man die ſchwarze Schmierſeiſe. Sie riecht zwar ſehr unangenehm, iſt aber wohlfeiler und ſchärfer, als die feſte Waſchſeiſe, und wird daher in einigen Manufakturen, z. B. zum Walken der Tücher, häufig gebraucht. Man verfertigt ſie unter andern in Magdeburg, wo ein ſtarker Handel damit getrieben wird. Da ſie ſchmierig iſt, muß man ſie zum Verſenden in Fäſſer ſchlagen.

Die grüne Schmierſeiſe ſoll aus Hanfſamen-öl und Seiſenſiederlauge gemacht werden.

Baum-öl und Pot-aſche gibt die gewöhnliche mediciniſche oder Apothekerſeiſe; die koſtbare Venetianiſche oder Alikantiſche *) Seiſe aber wird aus dem reinſten Baum- oder Mandel-öl und der Soda bereitet. Ihr Gebrauch iſt größtentheils nur mediciniſch.

Da alles, was fette und öligte Theile hat, in Verbindung mit Laugenſalzen eine Art Seiſe liefert; ſo gibt es, außer den genannten, noch eine Menge andrer Seiſen, deren Nutzen aber eingeſchränkter iſt. Selbſt einige Gewächſe, z. B. das Seiſenkraut, welches an einigen Orten in Europa, beſonders in Spanien, wächſt; desgleichen verſchiedne Baumſchwämme, vorzüglich die man an Birnbäumen findet, geben eine Art Seiſe.

Seiſenſpiritus iſt Seiſe, in Weingeiſt aufgelöſt; am beſten nimmt man Venetianiſche Seiſe dazu. Die Art der Bereitung iſt dieſe: Man nimmt 4½ Unze Venediſche Seiſe, ½ Unze Weinſteinſalz, und 2 Löffel voll Bierhefen, hiezu gießt man ½ Maaß ſehr reinen Franzbranntwein (Weingeiſt), und ſtellt dies zuſammen an einen warmen Ort. Nach 12 bis 24 Stunden iſt die Auflöſung geſche-

 hen;

*) Venetianiſche heißt ſie, weil ſie ſonſt in Venedig am häufigſten gemacht wurde; Alikantiſche, von Alikante in Spanien, wo man vorzüglich gute Soda macht. S. unter Pot-aſche.

hen; man läßt es alſo kalt werden, und ſeihet es durch. In der Seifenraffinerie zu Pforten, in der Niederlauſitz, wird er im Großen verfertigt. Er dient zärtlichen Perſonen zum Waſchen, ſtatt der Seife, weil er eine feine, geſchmeidige Haut machen ſoll; ferner, um Fettflecke damit aus den Zeugen zu bringen; auch in Verrenkungen und Quetſchungen der Glieder u. ſ. w. wird ſein Gebrauch von den Aerzten gerühmt.

Fleckkugeln oder Seifenkugeln, um Flecke aus den Kleidern zu bringen, ſollen auf folgende Art verfertigt werden: Man nimmt $\frac{1}{2}$ Pfund kleingeſchabte Venetianiſche Seife, 3 Unzen Spik-öl, 4 Löffel voll Ochſengalle, und ſo viel Zitronenſaft, als nöthig iſt, die Maſſe anzufeuchten, um ſie zu Kugeln ballen zu können. Dieſe Kugeln werden getrocknet, und wenn man ſie gebrauchen will, wäſcht man den Fleck erſt mit warmem Waſſer aus, beſtreicht ihn ſodann mit einer ſolchen Kugel, und wäſcht ihn nochmals mit warmem Waſſer aus.

Der Nutzen der Seife beſteht überhaupt in ihrer auflöſenden und erweichenden Kraft. Man braucht ſie daher nicht nur in der Haushaltung zur Reinigung der Wäſche, ſondern auch zum Walken der Tücher, zum Einſchmieren hölzerner Maſchinen u. ſ. w.

Auch in der Arzneikunſt iſt ſie von großem Nutzen.

Verfertigung der Talglichter.

Aus Talg und Docht macht man Lichter, welche, wenn ſie gut ſind, hell und ſtill brennen, nicht kniſtern, nicht ablaufen, und nicht übel riechen.

Rinder-, Hammel- und Ziegentalg iſt das gewöhnlichſte; Rindertalg allein iſt zu weich; Hammel- und Ziegentalg zu ſpröde; daher nimmt man von beiden die Hälfte, oder noch beſſer $\frac{2}{3}$ Hammel- und $\frac{1}{3}$ Rindertalg.

Je friſcher und reiner das Talg iſt, deſto beſſer werden die Lichter. Man nimmt daher nicht gern altes Talg oder wol gar von gefallenem Viehe; ſondern friſch vom Fleiſcher, ſchmelzt es aus, und reinigt es von allen Faſern, Häuten, Blut u. ſ. w., indem man es durch einen Durchſchlag gießt.

Die Dochte macht man von Flachs, Hanf und Baumwolle, auch wol von Flachs, oder Hanf und Baumwolle gemiſcht *). Die baumwollnen ſind freilich die beſten, auch macht man in der größten Dochtfabrik in Europa, zu Nancy in Frankreich, keine andre als baumwollne. Sie werden ganz trocken und locker geſponnen, und auf einer eignen Maſchine, die Dochtbank genannt, mit dem Dochtmeſſer zugeſchnitten. Die Stärke des Dochts richtet ſich nach der Dicke des Lichts, daher nicht nur die einzelnen Fäden völlig gleich geſponnen werden müſſen, ſondern auch die Zahl der Fäden zu einem Dochte aufs genaueſte beſtimmt wird. In der Badenſchen Herrſchaft Mahlberg beſchäftigen ſich die Landleute und ihre Kinder mit Bereitung der Dochte; ſie ſpinnen ſie blos von Hanf, wiſſen ſie aber durch Bäuchen mit Aſche und durch Bleichen ſo zu verfeinern, daß ſie den baumwollnen wenig nachgeben.

Die Lichter werden entweder gezogen oder gegoſſen. Zu dem Ende ſchmelzt man jede Sorte des gereinigten Talgs in einem Keſſel beſonders, weil Rindertalg eher zergeht, als Schöpſen- und Ziegentalg; damit es nicht anbrenne, gießt man etwas Waſſer auf den Boden des Keſſels.

Nun ſeihet man beide Sorten Talg durch ein Haarſieb in ein irden oder eiſern Gefäß, unter welchem eine Kohlenpfanne ſteht, damit es in einer mäßigen Flüſſigkeit erhal-

*) Seit einigen Jahren macht man an einigen Orten auch hölzerne Dochte, die beſſer ſein ſollen als die gewöhnlichen.

erhalten werde; denn es darf weder ſehr heiß ſein, noch gerinnen, wann die Lichter gezogen werden ſollen.

Hierauf hängt man die Dochte an die Lichtſpieße, welches Latten mit eiſernen Häkchen ſind, taucht ſie zuerſt in heißes Talg — damit es recht in den Docht einziehe, — darnach aber in das lauwarme. Dies Eintauchen wird ſo oft wiederholt, bis das Licht die gehörige Dicke hat.

Einige tauchen die Dochte zuerſt ganz allein in Rindertalg, und zuletzt blos in Hammeltalg, wodurch ſie ſchöner und beſſer werden ſollen.

Wenn man Lichter gießen will, braucht man Formen von Kupfer, Zinn, Blech oder Glas. Gläſerne Formen geben ihnen einen beſondern Glanz, zerſpringen aber leicht. In dieſe Formen hängt man den Docht gerade in die Mitte, und befeſtigt ihn oben und unten. In einem Tiſche oder einer Bank ſind Löcher von der Größe, daß die Formen hineinpaſſen, in derſelben ſteckt man ſie ſo, daß das enge zulaufende Ende, worin ſich der Kopf des Lichts bildet, unten hin kommt; an dem andern weitern Ende ſetzt man einen kleinen Trichter an, und gießt nun mit einer Kanne das nur noch laue Talg hinein. Man pflegt auch die Formen wol in naſſen Sand zu ſtellen, damit die Lichter deſto eher erkalten und leichter herausgehen.

Wenn man die Dochte vorher mit Wachs tränkt, oder nur beſtreicht, ſo ſollen die Lichter beſſer brennen.

Auch ſchlägt man überhaupt folgende Verbeſſerungen vor: Zu acht Pfund Talg — nach dem oben gegebnen Verhältniſſe — thut man 1 Loth Salpeter, 1 Loth Salmiak und 2 Loth gebrannten Alaun. Die Dochte beſtreicht man mit zerlaſſenem Talge, in welchen ein wenig Kampfer und Katharinenöl gethan worden, und verfährt übrigens bei dem Gießen auf die gewöhnliche Weiſe. Dieſe Lichter ſollen noch einmal ſo lange brennen, wie andre von eben der Dicke. Nach einem andern Vorſchlage ſoll man 12 Pfund Talg mit etwas weniger als einem Maaße Brunnenwaſſer

in

in einem Keſſel zerſchmelzen, und es durch ein Tuch ſeihen; ſodann $1\frac{1}{2}$ Loth Alaun, 2 Loth Pot=aſche und 8 Loth Küchenſalz in $\frac{3}{4}$ Maaß Brunnenwaſſer über dem Feuer zergehen laſſen, dieſe Lauge unter das durchgeſeihete Talg gießen, und es eine halbe Stunde damit kochen. Lichter hievon gegoſſen oder gezogen, übertreffen noch die beſten Ruſſiſchen. Es gibt aber außer dieſen noch eine Menge andrer Recepte zur Verbeſſerung der Lichter.

Schmeer.

Die zweite Art von Fett iſt das halbfeſte oder der Schmeer, welches wir am häufigſten von den Schweinen erhalten. Dies hat ebenfalls in der Technologie ſeinen beſondern Nutzen. Unter andern wird es von den Kürſchnern bei der Zubereitung des Pelzwerks gebraucht. S. Kürſchner. Auch iſt es eins der vornehmſten Stücke zur Verfertigung der Römiſchen Pomaden.

Dieſe Pomaden, die wegen ihres angenehmen Geruchs überall beliebt ſind, und weit und breit verkauft werden, bereitet man in Italien an verſchiednen Orten in Klöſtern und Fabriken auf folgende Weiſe: Man ſchmelzt Schweinefett und Bockstalg mit etwas Salz — um die Unreinigkeiten wegzubringen, — und ſeihet es durch ein wollen Tuch in einen Keſſel mit Waſſer, worin es mit einer hölzernen Keule gut geſchlagen und ausgewaſchen wird. Hierauf gießt man das Waſſer ab, und friſches darauf, läßt es einige Zeit ſtehen, ſchlägt es wieder, und fährt damit fort, bis es keinen Geruch mehr hat. Sodann legt man dieſes Fett ſchichtweiſe mit wohlriechenden Blumen und Kräutern, von welchen man der Pomade den Geruch geben will, in einen Keſſel, und ſtellt ihn an die Sonne. Nach einer kleinen Zwiſchenzeit ſchmelzt man es über einem gelinden Feuer, und läßt es durch ein wollen Tuch laufen.

Die

Die zurückgebliebnen Kräuter drückt man gelinde aus, und miſcht den Saft unter die Pomaden.

Thran.

Den Thran, oder das flüſſige Fett, geben die Wallfiſche — daher Fiſchthran — und einige andre Seethiere. Man hat weißen und braunen Thran. Der weiße (Grönländiſche) iſt der beſte; er fließt von ſelbſt oder durch ein gelindes Preſſen aus dem Specke, und wird vornämlich zur Bereitung des Leders gebraucht. Der braune dient meiſtens nur zum Brennen, und wird ausgekocht.

Man thut nämlich den zerſchnittnen Speck in kupferne Pfannen, nachdem man vorher Waſſer hineingegoſſen hat, damit er nicht anbrennt; auch muß er deshalb beſtändig umgerührt werden. Wann der Speck 2 oder 3 Stunden gekocht hat, und der Thran völlig zergangen iſt, ſchöpft man ihn mit großen kupfernen Löffeln heraus, und läßt ihn in einen hölzernen Trog, der zum Theil mit kaltem Waſſer angefüllt iſt, laufen. Hier kühlt er ſich ab, und das Dicke ſetzt ſich auf den Boden, worauf der klare Thran in Fäſſer gefüllt wird. Das Dicke (Prutt) braucht man zu Schmierſeife. Die ausgekochten Rinken (Grieben von Speck) werden in Fäſſer gepackt und zum Leimſieden verkauft.

Eine ſolche Anſtalt, wo Thran geſotten wird, heißt eine Thranſiederei. Man findet ſie nur in den Ländern, die ſich mit dem Wallfiſchfange beſchäftigen, z. B. in Holland, England, auch bei Hamburg u. ſ. w.

Seit einiger Zeit ſiedet man auch Thran aus Häringen, beſonders in Schweden, da man ſie in ſo großer Menge fängt, daß man keinen vortheilhaftern Gebrauch davon machen kann. Es iſt weiß, dünn, und wohlfeiler, als Rüb- und Baum-öl, brennt mit weniger Rauch, als

das erſte, und mit weniger Geſtank, als gewöhnlicher Thran. Gothenburg verſendet davon jährlich achtzehn bis zwanzig tauſend Tonnen.

D å r m e.

Außer dem Gebrauche, den man in der Haushaltung von den Dårmen einiger Thiere macht, werden ſie auch von den Seilern zu Schnüren gedrehet, und in Frankreich verfertigt man Stricke davon, die dauerhafter ſind, als die von Hanf. Sie dienen unter andern ihrer Elaſticität wegen, ſtatt des Leders und der Stahlfedern, zu Hängeriemen an den Kutſchen. Auch hat man die Dårme ſchon längſt zu Hygrometern *) benutzt. Vorzüglich aber ſind hier, als technologiſche Gegenſtånde, die Darmſaiten und die Goldſchlågerformen zu bemerken, welche ebenfalls von Dårmen bereitet werden.

Darmſaiten.

Zu den Saiten einiger muſikaliſchen Inſtrumente, z. B. zu der Violine, Harfe, Laute ꝛc. gebraucht man wegen ihrer Schnellkraft die Dårme gewiſſer Thiere, die nach ihrer vollkommenen Zubereitung Darmſaiten genannt werden.

Reinigkeit und Feinheit des Tons iſt die vornehmſte Eigenſchaft einer guten Saite, und dieſe erhält man durch die möglich größte Elaſticität.

Weil die Dårme der Thiere, in Anſehung der Schnellkraft, ſehr von einander verſchieden ſind, ſo benutzt man auch nur diejenigen zu Saiten, die hierin vor andern einen Vorzug haben. Man nimmt ſie daher gewöhnlich von Schaa-

*) Werkzeuge, woran man die Grade der Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft erkennt.

Schaafen, Ziegen, Gemſen und Katzen, und von dieſen wählt man wiederum nur die dünnſten.

Die natürliche Elaſticität der Därme ſucht man durch die künſtliche Zubereitung noch zu vermehren, indem man ſie von dem Schleime befreiet, der, wenn er antrocknet, ſie ſtarr und unbiegſam macht. Dies Entſchleimen und Reinigen iſt die mühſamſte, aber auch die wichtigſte Arbeit bei dieſem Geſchäfte; je reiner die Saiten ſind, deſto heller tönen ſie.

Man nimmt ſie daher ganz friſch, ſchlitzt ſie auf, legt ſie ins Waſſer, damit ſich der Schleim erſt auflöſe, ſpannt ſie dann über den Schabebock, und ſtreicht mit einem ſtumpfen Meſſer der Länge nach hinunter. Hierauf werden ſie auf einen länglicht viereckigten Rahm gebracht, der etwa eine Elle lang iſt, um ſie zu trocknen. Wann ſie hier aufgewickelt ſind, heißen ſie Saitlinge. Von dem Rahmen kommen ſie wieder in kaltes Waſſer, dann werden ſie gehaſpelt und in die Beize gelegt.

Die Beize beſteht entweder aus gewöhnlicher Seifenſiederlauge, oder aus ausgekochter Pot-aſchenlauge. In dieſer Beize laſſen ſie von neuem Schleim fahren, daher ſie des Tages mehrmals mit dem Schleim-eiſen geſtrichen werden. Je länger man ſie in der Beize liegen läßt, und je ſorgfältiger man ſie ſchleimet, deſto reiner werden die Saiten.

Endlich erfolgt das Entſchleimen auf einer langen Tafel, deren zwei Blätter gegen die Mitte zu ſich neigen, und unter welcher ſich eine Rinne befindet, die den Schleim aufnimmt. An den beiden Seiten der langen Tafel ſind vier Löcher mit ihren Pflöcken zu den Violinſaiten E, A, D, G. Man hängt alſo die Saitlinge in Schleifen von Bindfaden an die Pflöcke, dehnt den Darm von einem Ende der Tafel bis zum andern aus, und ſo gibt man der Saite ihre beſtimmte Dicke. Der Saite D gibt man ſechs hin-

und hergelegte Darmfäden; der Saite A vier; der Saite E zwei bis drei; der Saite G drei Fäden.

Man färbt einige Saiten blau und roth. Die gefärbten ſowol als die weißen werden nochmals geſchleimt. Jede Nummer iſt ſechs Ellen lang, und wird mit ihren beiden Enden an die Haken eines Seilerrades angehängt, und ſo drehet ſich jede Saite, wenn das Rad umgedrehet wird, daran um ſich ſelbſt zu einer feſten Schnur; um die Saite D herauszubringen, drehet man das Rad 40mal herum; zur Saite A, 60mal; zu E und G 80mal.

Dann nimmt man dieſe fertiggemachten Saiten ſogleich aus den zwei Haken ab, und ſpannt ſie über die Pflöcke der Tafel aus, weil ſie ſonſt gleich wieder zuſammenlaufen würden. Nach dieſer Ausſpannung werden ſie in den Schwefelkaſten eingehängt. Dieſer Kaſten iſt vierſeitig, und hat zwei Kerben, um das Holz mit den Saiten zu tragen, die man darin ausſpannt. Dann thut man grobgeſtoßnen Schwefel in einen irdnen Napf, zündet ihn durch einen Schwefelfaden an, ſchiebt den Deckel des Kaſtens zu, und ſo ſchwefelt der Dampf die Saiten in einer Zeit von zwei Stunden weiß.

Hierauf werden ſie wieder in ihrer völligen Länge über einen großen Rahm gezogen, und im Sommer an der Luft, im Winter am Ofen getrocknet. Sodann reibt man ſie ein wenig mit Bimsſtein ab, und endlich gießt man ſich etwas Mandel-öl in die Hand, beſtreicht die Saite damit aller Orten, um ſie geſchmeidig zu machen, nimmt ſie vom Rahmen herunter, und biegt ſie zu Ringen.

Die gröbſten Baßſaiten ſind am theuerſten, weil ſie die meiſten Därme erfordern, denn z. B. das C auf dem Kontrabaſſe beſteht aus 120 zuſammengedrehten Darmfäden. Die Violoncellſaite C enthält 80 dergleichen Fäden, und es gehören die Därme von 12 Hammeln dazu.

Einige Saiten werden auch noch mit unächtem Silberdrathe überſponnen.

In

In Italien, und beſonders in Rom, werden die beſten gemacht; denn ſo durchſichtig, rein und dauerhaft können ſie die Deutſchen nicht machen, wie jene ſind. In Deutſchland verfertigt man daher auch ſelten Quinten; in Italien nimmt man die Därme von den Alpengemſen und Katzen dazu.

Goldſchlägerform.

Das Geheimniß der Zubereitung der Goldſchlägerform beſaßen ſonſt nur die Engländer, und ein Paket von 1200 Blättern, woraus nicht mehr als zwei Formen gemacht werden, wurde mit 24 Thalern bezahlt. Jetzt werden ſie auch in Hamburg, Breslau, Nürnberg ꝛc. gemacht.

Es wird nämlich von dem Maſtdarme eines friſch geſchlachteten Rindes die äußere Haut, da, wo derſelbe eine Fortſetzung des engern Gedärms zu werden anfängt, mit einem Meſſer rund umher abgelöſet, und gegen den Schließmuskel des Afters herabgezogen. Dieſe Haut wickelt man um die Hand, und ſpannt ſie auf einen $1\frac{1}{2}$ Ellen langen und 1 Spanne breiten hölzernen Rahmen. Sodann reibt man ein Pulver von Weihrauch, Anies, Zimmt, Kardamomen, Muskatennuß, Hauſenblaſe, oder Arabiſchem Gummi und Kampfer, löſet es in Wein oder Branntwein auf, ſeihet es durch ein Tuch, durchquirlt das Durchgeſeihete mit Eiweiß, und beſtreicht hiemit die ausgeſpannten Darmhäute dreimal mit einem Schwamme, nachdem man ſie jedesmal erſt wieder an der Luft hat trocken werden laſſen. So erhält man ein länglichtes Viereck, woraus rechtwinklichte Quadrate geſchnitten werden. Von einer Haut bekommt man ſechs Blätter. Man befeuchtet ſie ſodann ferner mit Waſſer, und klebet zwei zuſammen; 600 dergleichen Blätter, die wie ein Buch, aber nicht zuſammengeheftet, ſondern frei über einander liegen, machen

chen eine Form. Sie wird in ein pergamentnes Futteral hineingeſchoben.

Zum Goldſchlagen dauern dieſe Formen etwa 2 Jahr; zum Silber 5 bis 6 Jahr.

Die unächten Goldſchläger, welche gemiſchtes Kupfer und Zinn verarbeiten, brauchen jene abgenutzten Formen, und flicken die Löcher mit Hauſenblaſe zu.

Man bedient ſich auch der auf vorbeſchriebne Art zubereiteten Darmhäute als eines Pflaſters bei Wunden, zur Stillung des Blutes beim Aderlaſſen, zum Austrocknen gewiſſer Geſchwüre ꝛc. Im gemeinen Leben heißen ſie Schlangenhäute.

Blaſe.

Die Urinblaſe verſchiedner Säugethiere und die Schwimmblaſen der Fiſche dienen ihrer Leichtigkeit wegen zum Verbinden der Gläſer, zum Lutiren (Verkitten) der Gefäße, zu Ventilen u. ſ. w. Auch bereitet man von den Schwimmblaſen einiger großen Fiſche einen Leim, der unter dem Namen Hauſenblaſe bekannt iſt, und deſſen Bereitung wir, ſeines ausgebreiteten Nutzens wegen, genauer anzeigen wollen.

Hauſenblaſe.

So nennt man eigentlich eine Art Leim, welchen die Blaſe des Hauſen gibt; in weiterer Bedeutung führt dieſen Namen der Fiſchleim überhaupt, den man aus den ſchleimigten Theilen dieſes und andrer Fiſche, z. B. aus ihren Floßfedern ꝛc. verfertigt. S. Hauſen, Stöhr und Sterlett in der Naturgeſchichte.

Hauptſächlich von den jetztgenannten Fiſchen gewinnen wir jenen Leim, wovon man aber zweierlei Sorten wohl zu unterſcheiden hat.

Die erſte und beſte Sorte iſt die eigentliche wirkliche Hauſenblaſe, welche ganz kunſtlos alſo bereitet wird: Die Schwimmblaſe, die ſich am Rückgrate befindet, und keilförmig nach dem Kopfe hinläuft, wird, ſobald man ſie ausgenommen hat, ins Waſſer gethan, vom Blute gereinigt, der Länge nach aufgeſchnitten, und die äußere Haut davon abgezogen. Hierauf wickelt man ſie in Leinwand, und knetet ſie mit den Händen, bis ſie ſo weich wie ein Teig wird, woraus nachher Täfelchen und andre Figuren, mit einem Loche in der Mitte, bereitet werden, um ſie an Schnüren aufzuhängen und zu trocknen. Bisweilen werden ſie auch ungeknetet blos auf einander gelegt, mit einem naſſen Tuche bedeckt, und an die Sonne geſetzt; in dieſem Falle erweicht ſie die Sonnenhitze allein. Hernach drückt man ſie mit den Händen auf Bretern in kleine Stangen zuſammen, verbindet ſie an den Enden mit einander, daß ſie die Geſtalt kleiner Würſte erhalten, und hängt ſie zuletzt zum Trocknen an Stricken auf. Dieſer Leim muß in einer gemäßigten Wärme, und nicht an der Sonne getrocknet werden, weil er im letztern Falle Riſſe bekommt.

Wenn man die Hauſenblaſe mit Zuckerkand ſchmelzen, und zu einem gelben, durchſichtigen Leime kochen läßt, ſo erhält man einen feinen Mundleim, welcher dem von Leder bereiteten weit vorzuziehen iſt.

Mit Branntwein gibt ſie einen ſehr feſtbindenden Leim, womit man zerbrochnes Glas und Porcellän kitten kann. In dieſer Abſicht ſchlägt man die Hauſenblaſe mit einem Hammer zu dünnen Blättchen, ſchneidet ſie in kleine Stücke, und zerläßt ſie über dem Feuer in gemeinem Branntwein. Andre laſſen ſie eine Nacht hindurch in reinem Waſſer weichen, ſchneiden ſie hernach in kleine Stücke, laſſen ſie in anderm Waſſer eine halbe Viertelſtunde lang kochen, und rühren den Leim während dieſer Zeit beſtändig um; hierauf wird er durch ein leinen Tuch geſeihet, und

bleibt eine Zeitlang ruhig ſtehen, wo er dann hernach abgeſchäumt wird. Dieſer Schaum nebſt dem Satze, in ein wenig Waſſer aufgekocht, gibt einen Leim, welcher den erſten noch an Klarheit übertrifft. Von der auf ſolche Art mit Branntwein aufgelöſeten Hauſenblaſe erhält man einen ſo feinen und zugleich einen ſo ſtark bindenden Kitt, daß man die damit zuſammengeleimten Fugen zerbrochner Gläſer, Taſſen u. ſ. w. kaum entdecken, und dennoch die Getränke ohne Nachtheil ziemlich warm eingießen kann.

Die zweite Sorte iſt ſchlechter, aber im Handel weit gewöhnlicher als die erſte. Man nimt nicht nur die Blaſe der genannten Fiſche, ſondern auch andre knorplichte und ſchleimigte Theile, ſchneidet ſie in Stücke, beizt ſie in warmem Waſſer, und kocht ſie hernach an einem gelinden Feuer ſo lange, bis alles ſich in Leim aufgelöſt hat. Dieſen gießt man in hölzerne Formen, daß er die Geſtalt dünner Blätter bekommt, die man in Stücke bricht; oder man bildet ihn wie Stricke, welchen man verſchiedne Figuren gibt. Der beſte von dieſer Art hat eine weißgelblichte Farbe, wie Bernſtein, iſt hell und durchſichtig, und ohne Geruch. Er wird vorzüglich in Rußland bereitet.

Wenn man dieſen Leim brauchen will, zerſchneidet man ihn, und zerläßt ihn bei mäßiger Wärme, unter fleiſſigem Umrühren, in Waſſer, Wein oder Branntwein.

Will man ihn noch ſtärker machen, ſo zerſchlägt man ihn in Stückchen, ſchüttet ihn in ein porcellanenes Gefäß mit einem engen Halſe, und gießt zwei oder drei Finger hoch Branntwein darüber. Man ſetzt alsdann ferner das Gefäß in einem Deſtillirkolben auf warmes Waſſer, bei einem gelinden Feuer, ſo lange, bis der Leim zerſchmolzen iſt. Darnach läßt man ihn kalt werden, und gießt, wenn man ihn gebrauchen will, in erforderlicher Menge Branntwein dazu.

Die Hauſenblaſe dient als Abklärungsmittel des Kaffees und der Weine; den Köchen zur Verfertigung verſchied-

ſchiedner Geleen; man macht auch ſeidne Zeuge und Bänder damit ſteif und glänzend; ferner gebraucht man ſie zu Abdrücken von Münzen, zur Verfertigung des ſo genannten Engliſchen Pflaſters, und der Heiligen- oder Kloſterbilder.

Wenn man Engliſch Pflaſter machen will, ſpannt man ein Stück ſchwarzen Taffet in einen kleinen Rahmen, und überſtreicht ihn einigemal mit Hauſenblaſe, die in Weingeiſt aufgelöſt worden. Des Geruchs wegen miſcht man peruvianiſchen Balſam darunter.

Die Kloſterbilder werden vorzüglich in Flandern in den Klöſtern, desgleichen in Augsburg, verfertigt. Man zerſchlägt den Leim mit einem Hammer, und wäſcht ihn zuerſt in kaltem und hernach in laulichtem Waſſer ab. Sodann läßt man ihn in einem neuen Topfe eine Stunde gelinde ſieden, bis er ſo dick wird, daß er auf dem Nagel einen Tropfen macht. Hierauf nimmt man die Form, wovon das Bild abgedruckt werden ſoll, reibt ſie mit Honig, und umgibt ſie mit Baumwolle, oder faßt ſie mit Wachs ein, gießt den Leim darauf, bis die ganze Forme damit bedeckt iſt, und legt ſie an die Sonne. Wann der Leim trocken iſt, geht das Bild aus der Höhlung von ſelbſt ab. Das Waſſer, worin der Leim gekocht wird, pflegt man mit Safran, Fernambuk ꝛc. zu färben; auch thut man Alaun, Muſchelgold und Silber unter die Hauſenblaſe. Haucht man ſolche Bilder an, ſo krümmen ſie ſich.

Häute und Felle der Thiere *).

Wir kommen nun zu den äußern Theilen der Thiere, deren Benutzung noch wichtiger iſt, und weit mehr Gewerbe veran-

*) Das Wort Haut braucht man eigentlich von den größern Thieren; Fell, von den kleinern; iſt daſſelbe unaufgeſchnitten abgeſtreift, ſo heißt es Balg.

anlaßt hat. Unter dieſen wollen wir die Bearbeitung der Haut, die nebſt den Haaren, oder der Wolle, den Thieren zur Bedeckung dient, zuerſt betrachten.

Schon in den älteſten Zeiten kannte man den Gebrauch der abgezogenen Thierhäute zur Bekleidung des menſchlichen Körpers; und es gehört auch in der That nur eine mäßige Aufmerkſamkeit und Erfindungskraft dazu, den Gedanken zu dieſer Benutzungsart zu faſſen und auszuführen. Man trocknete ſie an der Luft oder am Feuer, worin die ganze Zubereitung beſtand, und hing ſie dann um, ſo wie wir noch heutiges Tages bei einigen ungebildeten Nationen dieſe Sitte finden. Allein die Unbequemlichkeit ſolcher getrockneten Häute, ihre Rauhigkeit und Härte, die ſie hindert, ſich an den Körper gehörig anzuſchmiegen — der Unreinlichkeit derſelben nicht zu gedenken —, erweckte das Nachdenken; man ſuchte ſowol die Urſachen dieſer Mängel, als auch die Mittel, ihnen abzuhelfen, zu entdecken; und ſo entſtand, mit allmählig fortſchreitender Vollkommenheit, die Kunſt, die rohe Haut zu Leder und bequemerem Pelzwerke zu bereiten, welche Art der Bearbeitung jetzt das Gerben genannt wird, ſo wie eben dies Wort auch eine gewiſſe Zurichtung des Stahls bedeutet (ſ. Stahl).

Es iſt nunmehr leicht zu begreifen, worin das Weſentliche des Gerbergeſchäfts beſtehen muß, nämlich in der Hinwegſchaffung der fremden, nicht eigentlich zur Haut gehörigen, Theile, welche, wann ſie angetrocknet ſind, jene Härte und Unbiegſamkeit verurſachen. Bei dieſer Arbeit werden nun entweder die Haare und Wolle weggenommen, und ſo die Haut wie Leder zubereitet, oder man verarbeitet ſie mit dieſer Bedeckung zu Pelz- oder Rauhwerken. Jenes thun die Gerber in engerer Bedeutung; dieſes die Kürſchner.

1. Ledergerberei überhaupt.

Jede Thierhaut beſteht aus einem zähen, faſerigten Gewebe, wo ſowol auswendig als inwendig, in den Zwiſchenräumen deſſelben, Fett, Blut und andre Unreinigkeiten befindlich ſind. Dieſe nun wegzubringen, iſt das erſte Geſchäft des Gerbers. Weil aber daurch die Zwiſchenräume der Haut geöffnet werden, und dieſelbe in dieſem Zuſtande gar nicht fähig ſein würde, Feuchtigkeiten abzuhalten: ſo iſt noch zur Bereitung eines vollkommnen Leders eine zweite Arbeit nöthig, nämlich die geöffneten Zwiſchenräume durch zuſammenziehende Mittel ſo zu verengen, daß es nicht leicht Feuchtigkeiten durchläßt. Solcher zuſammenziehenden Mittel hat man hauptſächlich *drei*: Lohe, Alaun und das Walken mit Fett. Hiernach gibt es nun auch eben ſo viele Hauptzweige der Gerberei: die Loh- oder Rothgerberei bedient ſich der Lohe; die Weißgerberei des Alauns; die Sämiſchgerberei des Walkens mit Fett. Von jedem dieſer Gewerbe wollen wir erſt einzeln ſprechen, und hernach von der weitern Benutzung und Verarbeitung des fertigen Leders das Nöthigſte hinzufügen.

a. Lohgerberei oder Rothgerberei.

Das Erſte, worauf wir hiebei zu ſehen haben, iſt die Art, wie man die rohen Häute*) von den fremden Theilen und Unreinigkeiten befreiet. Zu dem Ende weicht man ſie in fließendem Waſſer ein, wo der gröbſte Schmutz *aus*wäſſert, auch klopft und wäſcht man die Häute täglich etlichemal. Nach einigen Tagen nimmt man ſie aus dem Waſſer (aus der Waſchbank), und ſtreicht ſie mit dem Schabemeſſer auf dem Schabebaum (Gerberbaum) ſorg-

*) Roh nennt man die noch unbereitete trockne Haut; iſt ſie aber friſch, ſo heißt ſie grüne Haut.

ſorgfältig aus, damit ſowol das eingezogne Waſſer, als die aufgelöſten Unreinigkeiten, herausgebracht werden.

Nun ſchreitet man zur Abpälung oder Enthaarung. Allein dieſe Arbeit erfordert eine Vorbereitung, weil die Haare zu feſt in der Haut ſitzen, als daß ſie ſich ſogleich wegſchaffen ließen. Die Häute werden alſo zum Schwitzen gebracht, wobei man ſich aber ſehr in Acht nehmen muß, daß ſie nicht faulen und mürbe werden; deshalb beſtreuet man die grünen Häute, die am meiſten zur Fäulniß geneigt ſind, auf der Fleiſchſeite (Aasſeite) mit Salz, rollt ſie dann zuſammen, wirft ſie auf einander, und läßt ſie 8 bis 12 Tage ſchwitzen, doch werden ſie täglich einmal gelüftet, damit ſie ſich nicht zu ſehr erhitzen. Die trocknen Häute ſalzt man entweder gar nicht, oder nur ein wenig ein; man hängt ſie aber auf Stangen in einen Kaſten, der gegen den Zutritt der Luft verwahrt iſt. Hier erwärmen ſie ſich, und ſchwitzen gleichfalls. Nun ſind durch das Schwitzen die Zwiſchenräume der Haut geöffnet, und die Haare können mit der Wurzel herausgeſchafft werden, welches wiederum mit dem Schabemeſſer auf dem Schabebaume geſchieht. Hierauf wäſſert man ſie noch etliche Tage ein, und ſpült und ſtreicht ſie dann wie zuvor.

Durch dieſe Arbeiten ſind zwar die Häute von den äußern Unreinigkeiten und den Haaren befreiet worden: allein die Reinigung von dem Schmutze und Fette, welches inwendig in der Haut ſitzt, erfordert noch eine eigne Behandlung. Man bringt nämlich die Blößen, d. i. die enthaarten Häute, nunmehr in die Treib- oder Schwellfarbe, welche aus kleingehackter Birkenrinde und der ſauren Brühe von der Eichenlohe (worin ſchon vorher Leder gegerbet worden, und die zum fernern Gerben unbrauchbar iſt), gemacht wird. Um die Kraft dieſer Treibfarbe zu verſtärken, pflegt man auch noch — nach der verſchiednen Beſchaffenheit der Haut oder des

Leders, welches daraus verfertigt werden ſoll — verſchiedne Gährungsmittel hinzuzuſetzen, z. B. Sauerteig, Gerſte, Roggen- oder Hafermehl, Kleie, auch Tauben-, Hühner- und Hundekoth ꝛc. Der Kaſten (Treibkaſten), worin dieſe Beize gehalten wird, hat mehrere Fächer, deren Zahl von 20 bis 40 ſteigt, je nachdem der Gerber viel oder wenig Fleiß darauf verwenden will; in den erſten Fächern iſt die Beize oder Treibfarbe ſchwach, und in den folgenden ſtufenweiſe immer ſtärker. So bleiben auch die Häute in den erſten Fächern gewöhnlich nur Einen Tag, in den folgenden mehrere, und in dem letztern, wenn die Haut ſtark iſt, zuweilen vierzehn Tage liegen. Die Abſicht dieſer ganzen Behandlung iſt, daß die Häute aufgetrieben oder geſchwellt werden, damit ſie den innern Schmutz fahren laſſen; zugleich nehmen ſie auch ſchon einige Farbe in dieſer Beize an (daher heißt ſie die Treibfarbe), und ziehen in den erweiterten Zwiſchenräumen nachher die Lohe deſto begieriger ein.

Das erſte Hauptgeſchäft des Gerbers, die völlige Reinigung der Häute, iſt nun geendigt, worauf ſodann das zweite, die Einſetzung in die Lohgrube, erfolgt. Die Lohgrube iſt — ſo wie auch der vorher beſchriebne Treibkaſten — nichts anders, als ein oder mehrere in die Erde gegrabne hölzerne Gefäße, in welche die Häute ſchichtweiſe gelegt und mit Lohe beſtreuet werden.

Lohe nennt man die zu einem gröblichen Pulver zerſtoßne Eichenrinde. Man bedient ſich dazu der Stampfmühlen, die deshalb Lohmühlen heißen. Statt der Lohe ſelbſt gebraucht man jetzt in England häufig einen Extrakt von Eichenrinde. Schottland treibt dieſe Extraktbereitung ſehr ins Große, und ſendet jährlich beinahe 3000 Fäſſer voll nach England, wo die Gerber Mangel an Lohe leiden.

Mit dieſer Lohe beſtreuet man zuerſt den Boden der Lohgrube, breitet dann eine Lage von Häuten darüber, ſtreuet auf dieſelbe wieder Lohe, hierauf wieder eine

Schicht

Schicht von Häuten u. ſ. w., bis die Grube voll iſt. Zuletzt läßt man Waſſer hineinlaufen, und legt Breter und Steine oder andre Gewichte darauf. So bleiben ſie 8 bis 12 Wochen liegen; dann nimmt man ſie heraus, ſpült die Lohe ab, und legt ſie auf eben die Art noch einmal in die Lohgrube, nur daß die Seite der Haut, die vorher oben lag, nun unten zu liegen kommt. Hier liegen ſie wieder 9 bis 18 Wochen, worauf ſie, ohne die Lohe abzuſpülen, zum drittenmale mit friſch aufgeſtreueter Lohe eingelegt werden. Dünne Häute ſind alsdann nach einigen Wochen gahr oder fertig; ſtarke Häute muß man aber auf die nämliche Art zum viertenmale in die Lohgrube bringen, und ſie werden um deſto beſſer, je länger ſie darin liegen, daher man ſie an manchen Orten ein halb Jahr und druber in dieſem vierten Einſatze läßt.

Seit nicht langer Zeit iſt von dem franzöſiſchen B. Seguin die Methode erfunden worden, das Leder in einigen Tagen gahr zu machen mittelſt einer aufs ſtärkſte geſättigten Lohbrühe. S. unter andern hievon: Hildebrandts chemiſche Betrachtungen der Lohgerberei, insbeſondre der von Hrn. Seguin neu erfundenen Methode, das Leder in wenig Tagen zu gerben. Erlangen 1795.

Das lohgahre Leder hängt man auf Stangen, trocknet es ein wenig, bürſtet es mit Kardätſchen, legt es über einander, und belaſtet es mit Steinen oder dergleichen, damit es gerade werde. Zuletzt wird es vollends getrocknet, und dann iſt es zum Verkaufe fertig.

Nebenbenutzungen bei der Lohgerberei ſind die abgeſchabten Unreinigkeiten der Häute, die eine gute Maſtung für die Schweine geben, und die ausgeſogne Lohe in den Lohgruben, welche zu runden Kuchen getrocknet, und unter dem Namen Lohkuchen zur Feuerung verbraucht oder verkauft wird.

Zur Lohe kann man nicht nur Eichenrinde, ſondern auch eichne Sägeſpäne, desgleichen die Rinde von Birken, Fich-

Fichten, Tannen ꝛc., ſo wie noch andre Gewächſe und Pflanzentheile, die eine zuſammenziehende Kraft haben, gebrauchen; doch iſt die Eichenrinde in unſern Gegenden noch immer die gewöhnlichſte. In England aber nimmt man dazu eichne, noch nicht naß gewordne Sägeſpäne, läßt ſie ungefähr drei Stunden in einem großen Keſſel kochen, und gießt die Brühe alsdann laulicht auf die Häute.

An einigen Orten nähet man die Häute wie einen Sack zuſammen, füllet ſie mit Lohe und Waſſer, und behandelt ſie, wie oben beſchrieben worden, wodurch ſie in kürzerer Zeit lohgahr werden.

Dies iſt nun das Verfahren der Lohgerberei im Allgemeinen; allein von den verſchiednen Arten der Leder erfordert faſt jede wiederum ihre eigne Zurichtung. Man bereitet nämlich:

Pfund- oder Sohlleder. Dies wird aus den dicken Häuten des Rindviehes, auch wol der wilden Schweine, Büffel und Pferde auf die vorbeſchriebne Art gemacht. Zuletzt, wann ſie getrocknet ſind, ſtreicht man ſie mit einem geribbeten Horne. Das engliſche Sohlleder, wovon die beſte Art Butz genannt wird, ſchätzt man vorzüglich. Seine Dauerhaftigkeit und Feſtigkeit ſoll es daher haben, weil die Häute in England länger in der Schwellfarbe und auch in der Lohgrube gelaſſen werden, als man hier zu thun pflegt.

Schmahl- oder Fahlleder nennt man Rindshäute, die zum Oberleder der Stiefeln und Schuhe zugerichtet ſind, welches dünner und geſchmeidiger ſein muß, als das Sohlleder. Die Bereitungsart iſt daher auch etwas verſchieden; denn um ſie enthaaren zu können, läßt man ſie nicht ſchwitzen, ſondern bringt ſie in den Kalk-äſcher, welcher ebenfalls in der Erde eingegraben iſt. Hier liegen die Häute in gelöſchtem Kalke etliche Wochen — im Sommer 3 bis 4, im Winter aber 10 bis 12 Wochen —, doch werden ſie fleißig umgewendet, damit ſie der Kalk

nicht

nicht anſtißt. Alsdann pält man ſie ab, ſpült ſie in fließendem Waſſer, und ſtreicht ſie auf dem Schabebaume aus, welches einigemal wiederholt wird. Der Kalk beizt nicht nur die Haare los, ſondern befördert auch den Zweck, ſie dünner und geſchmeidiger zu machen. Hierauf kommen ſie in die Treibfarbe, welche aber nicht ſo ſtark ſein darf, wie die zum Sohlleder; desgleichen iſt auch die Lohe, worin ſie gahr gemacht werden, ſchwächer, und die Zeit des Gahrmachens kürzer. Die ſchlechteſten von dieſen ſo zubereiteten Häuten beſtimmt man zu Brandſohlleder, die beſſern aber zum Oberleder, zu welchem Zwecke man ſie noch auf folgende Art behandelt: Wann ſie aus der Lohgrube kommen, ſpaltet man ſie, oder man ſtreicht die Feuchtigkeit wol aus, trocknet ſie, reibet ſie mit Thran und Talg ein, hängt ſie einige Tage wieder zum Trocknen auf Stangen, legt ſie dann doppelt zuſammen, und tritt ſie tüchtig mit den Füßen, damit das Fett recht einziehe, und die Haut weich werde. Sodann falzt man ſie, wenn ſie zu dick ſind, d. i. man ſchabet ſie mit einem Falzeiſen dünner; ferner, wenn ſie Narben haben ſollen, kriſpelt man ſie auf der Narbenſeite (Haarſeite) mit dem Kriſpelholze, welches ein viereckigt Brettchen iſt, worin Kerben geſchnitten ſind; oder ſollen ſie glatt ſein, ſo pantoffelt man ſie, d. i. man reibt ſie mit Korkholz. Endlich werden noch mit dem Schlichtmond (eine runde eiſerne Scheibe, die eine gut verſtählte Schneide hat) die ungleich dicken Stellen des Leders abgeſtoßen (geſchlichtet), und wenn man ſie vorzüglich glatt haben will, mit der Plattſtoßkugel und Blankſtoßkugel bearbeitet.

Das braune oder gelbe Lohgahrleder zur Sattlerarbeit wird eben ſo bearbeitet, wie das Schmalleder; nach dem Kriſpeln und Schlichten aber kocht man Roſinenſtroh in Waſſer, und wäſcht in demſelben die Häute recht rein aus; wann ſie trocken ſind, bearbeitet man ſie mit der Plattſtoßkugel und Blankſtoßkugel. Das

Das Kornleder zu den engliſchen Sätteln wird eben ſo, wie das vorhergehende, bereitet, aber weder platt noch blank geſtoßen, ſondern mit der Narbenſeite auf eine Fiſchhaut gelegt, und mit der Blankſtoßkugel ſtark gerieben.

Das Holländiſche Leder, welches mehrentheils aus Pferdehäuten verfertigt wird, gebraucht man zu Pferdegeſchirren, Reitzeugen, Patrontaſchen u. ſ. w. So wie die Häute aus der Grube kommen, werden ſie mit Thran eingeſchmiert, auf Stangen getrocknet, geſchwärzt, auf der Fleiſchſeite gekriſpelt, auf der Narbenſeite platt geſtoßen, getrocknet, dann geſchlichtet und blank geſtoßen.

Kalbleder. Die Kalbfelle werden meiſtens eben ſo behandelt wie das Fahlleder, nur daß ſie nicht ſo lange gegerbet werden, und ſo ſcharfe Beize bekommen, weil ſie zarter ſind, als die Rindshäute. Wann ſie mit Thran und Talg *) getränkt und wieder trocken geworden ſind, ſo reibt man ſie mit feuchter eichner Lohe auf der Narbenſeite ab, damit ſie die Schwärze annehmen. Dieſe Schwärze wird aus altem verroſteten Eiſen gemacht, indem man ſchwaches Bier oder Kofent darauf gießt, und es etliche Wochen ſtehen läßt; daher heißt ſie Eiſenſchwärze. Sie wird entweder vom Lohgerber oder vom Schuſter mit dem Schwarzwiſche aufgetragen. Auch ſchlichtet und kriſpelt man dies Leder.

Geſchmiertes Kalbleder, Thran-Juften wird in und außerhalb Deutſchland bereitet. Man feuchtet das Leder, wie es vom Lohgerber kommt, an, tritt es mit den Füßen, wiederholt dieſe Arbeit etlichemal, und ſchmiert es endlich mit Talg, Oel oder weißem Thran ein. Es iſt leichter und geſchmeidiger als Rußiſcher Juften, zieht kein Waſ-

*) Es gibt verſchiedne Arten von Fett, womit man das Leder einſchmiert, und dies hat auf die Verſchiedenheit in der Güte des Leders einen wichtigen Einfluß. Knochenfett, Oele aus gewiſſen Pflanzen und Baumrinden ꝛc. ſind zu dieſem Behufe an mehrern Orten gebräuchlich.

Waſſer, und braucht weniger Schmiere. Man macht davon häufig Reiter-, Fiſcher- und Schifferſtiefeln.

Das Engliſche Kalbleder iſt weit geſchmeidiger und weicher als das Deutſche. Man macht in England Stiefelſchäfte daraus, die ſo elaſtiſch ſind, daß ſie ſich wie ein Strumpf nach dem Fuße ziehen. Mit denſelben wird ein ſtarker Handel getrieben. Auch in Deutſchland hat man ſie nachzuahmen geſucht, ſie ſollen aber den Engliſchen noch nicht ganz an Güte beikommen. Das eigentliche Geheimniß iſt ein gewißes Oel, womit ſie auf der Walkmühle gewalkt werden.

Juſten (unrichtig Juchten oder Jochten) werden in Rußland auf eine beſondere Art aus Ochſen- oder Kuhhäuten zugerichtet; doch nimmt man auch wol Roßhäute, Kalb- und Bockfelle. Sie werden ſowol wegen ihrer Geſchmeidigkeit und Stärke, als auch wegen ihres eigenthümlichen Geruchs und der angenehmen Farbe, ſehr geſchätzt. Ihre Zubereitung wird alſo beſchrieben: Man enthaart die Häute durch Seifenſiederlauge, beizet ſie in einem Sauerwaſſer von Hafermehl und Bier, und bringt ſie hernach in die Lohgrube. Die Lohe wird am beſten von der Rinde der Sandweide gemacht. Hierauf tränkt man ſie mit dem reinſten und dünneſten Birken-öle, und färbt ſie dann mit Sandelholz roth. Man hat aber auch ſchwarze und weiße Juſten. Die in England und Deutſchland nachgemacht werden, ſind nicht ſo gut wie die Rußiſchen, obgleich die Zubereitung in Rußland nicht geheim gehalten wird.

Der Birkentheer ſoll das einzige ſein, wodurch der rußiſche Juſten den eigenthümlichen Geruch erhält. Man macht ihn aus Birkenrinde, die auf einen Haufen gelegt, angezündet und mit Erde bedeckt wird, da derſelbe dann in die untergeſetzten Fäſſer herabträufelt. So verfertigt man jetzt zu Neuſtadt an der Haardt ſehr gute Juſten, blos mit Hülfe des Birkentheers.

Andre

Andre ſagen, daß man in Rußland aus einer gewiſſen Staude, Gagel (Myrica Gale), welche häufig gegen Norden zu in Sümpfen und Moräſten wächſt, und einen gewürzhaften ſtarken Geruch hat, zugleich mit der Pappel-rinde ein Oel deſtillire, welches zum Einſchmieren des Juf-ten gebraucht werde.

Saffian wird aus Ziegenfellen, und zwar in der Türkei am beſten, bereitet. Die Felle werden zuerſt einige Tage in gewöhnlicher Holzlauge gewäſſert, dann in die Kalk-äſcher gebracht, abgehaart, und wieder in Kalk gelegt. Hierauf reinigt man ſie im Waſſer, und walkt ſie mit Pumpkeilen. Nach dieſem legt man ſie in eine Lauge von Hundekoth, welche das Leder milde macht, und den Kalk noch reiner herauszieht. Auch bedient man ſich zu dieſem Zwecke der Blätter eines Strauchs, der Schmack oder Su-mach heißt, welche man mit heißem Waſſer brühet, und die Felle damit lauget. Zuletzt werden ſie mit Oel geſchmiert und mit mancherlei Farben gefärbt.

Corduan (Maroquin, Marokkaniſches Leder) ſoll ſeinen Namen von der Stadt Corduba in Spanien haben, wohin die Kunſt, es zu bereiten, vermuthlich aus Afrika zuerſt gekommen iſt. Es wird aus Bocksfellen, faſt auf die nämliche Art gemacht, wie Saffian, und das beſte er-halten wir gleichfalls aus der Türkei, weil man dort beſſere Bockshäute hat. Sie werden nur mit gemeiner Lohe ge-gerbet, und mit Sumach- und Gall-äpfel-lauge gelau-get. Man macht ſie jetzt, doch von geringerer Güte, an vielen Orten nach, z. B. in Lübeck, Hamburg, Stettin ꝛc. Man hat glatten (Glanzcorduan) und rauhen (Rauhleder); der letztere iſt auf der Aasſeite ſchwarz zugerichtet, und heißt auch Sämiſchleder. Podagraiſche Perſonen bedienen ſich deſſelben gern.

Der Unterſchied des Corduans vom Saffian beſteht darin, daß jener weicher und kleinnarbiger iſt, auch meiſtens nur mit Gerberlohe zubereitet wird.

Scha-

Schagrin (Chagrain) iſt ein getippeltes Leder, welches ſteif, feſt, körnigt, und gleichſam mit Hirſe- oder Mohnkörnern beſtreuet zu ſein ſcheint. Es wird in der Türkei, Perſien und der Tartarei aus dem Rücken der Esels- oder Pferdehaut bereitet, denn das übrige von der Haut taugt nicht dazu. Man gebraucht es zu Scheiden, Futteralen, Uhrgehäuſen ꝛc.; dergleichen vorzüglich in Augsburg verfertigt werden. Nachdem die Haut einige Tage in reinem Waſſer gelegen, ſchabet man die Haare ſorgfältig ab, reinigt die Fleiſchſeite, und ſpannt ſie dann in einen Rahmen, wo ſie wieder mit reinem Waſſer beſprengt wird. Hierauf legt man den Rahmen platt an die Erde, und beſtreuet die Haut mit dem Samen von einem Gewächſe, welches Alabuta (Chenopodium, Gänſefuß) heißt, und häufig an der Wolga wächſt. Dann breitet man eine Decke darüber, und tritt den Samen mit den Füßen in die Haut ein, und trocknet ſie an der Luft, doch ſo, daß die Sonne nicht die Seite beſcheinen kann, wo der Same liegt. Wann Alles trocken iſt, werden die Samenkörner ausgeklopft, die Haut wird geglättet und geſchabet, damit die Oberfläche gleich wird, ſodann einige Tage im Waſſer aufgeweicht, und etlichemal in einer ſtarken und heißen ſalz-artigen Lauge ausgeſchwenkt. Aus dieſer Lauge werden die Felle warm auf einander gepackt, und in dieſem Zuſtande einige Stunden gelaſſen, wo ſie außerordentlich aufquellen und weich werden. Nachher läßt man ſie noch 24 Stunden in einer mittelmäßig ſtarken Sole von Kochſalz liegen, wodurch dieſelben ſehr weiß, und zur Annehmung einer Farbe geſchickt werden. Man färbt ſie grün, roth, ſchwarz ꝛc.

In Frankreich macht man Schagrin aus Ziegenfellen, denen man mit heißen Kupferplatten, die überall kleine Erhebungen haben, unter einer Preſſe die körnigte Oberfläche gibt.

Man verfertigt auch von den Häuten einiger Seethiere Schagrin, insbeſondre von dem Meer-engel oder Engelfiſch. Dieſer Schagrin kommt größtentheils aus Spanien und von Bajonne, und wird deswegen Fiſchhaut genannt. Die Tiſchler und einige andre Profeßioniſten brauchen ſie zum Glätten.

Das gepreßte Leder hat einige Aehnlichkeit mit dem Schagrin. Man nimmt das feinſte Fahlleder dazu, und wäſcht es nach dem Kriſpeln mit Waſſer und Roſinenſtroh. Wann es noch nicht ganz trocken iſt, legt man eine Fiſchhaut auf ein Bret, und das Leder auf die Fiſchhaut, und preßt es mit der Blankſtoßkugel, wodurch die Narben der Fiſchhaut ſich dem Leder einprägen. Man braucht dies Leder zu den feinſten engliſchen Satteln.

Das Jämtländiſche Leder, welches in der Provinz Jämtland in Schweden verfertigt wird, iſt ſehr geſchmeidig, und dennoch waſſerdicht. Man nimmt dazu Kalb-, Schaaf- und Ziegenfelle. Das Unterſcheidende bei der Behandlung derſelben iſt, daß ſie in einer heißen Lauge von ſehr harziger Fichtenborke geſtampft, in der Kälte getrocknet, und dann mit Fett geſchmiert werden, welches man am Feuer einziehen läßt, worauf ſie ſchnell in der Lohe abgewaſchen werden.

Theils die Verſchiedenheit der Felle ſelbſt — denn nicht nur jede Art von Thieren, ſondern auch das verſchiedne Geſchlecht, Alter und Geſundheitszuſtand einer und ebenderſelben Thiere liefert eine verſchiedne Haut —, theils die unzähligen Abweichungen in der Bearbeitung derſelben, verurſachen einen großen Unterſchied in der Beſchaffenheit des Leders. Daher gehört viel Beobachtnng und Erfahrung dazu, um in der Zubereitung deſſelben zu einiger Vollkommenheit zu gelangen. Beſonders hängt die Güte der Häute, und mithin des Leders, von der guten Nahrung und Weide des Viehes ab, und es iſt vergeblich, vollkommen Engliſches Leder in Deutſchland verfertigen zu wollen,

ehe

ehe man nicht die Viehzucht auf den Grad der Vollkommenheit, wie in England, gebracht hat.

Die Häute von gefallenem Viehe ſind gewöhnlich ſchlecht.

b. Weißgerberei.

Der Haupt-unterſchied der Weißgerberei von der Lohgerberei beſteht darin, daß jene die Felle ohne Lohe, blos mit Alaun, gahr macht. Man gebraucht hiezu meiſtens nur Hammel-, Kalb- und Rehfelle. Um ſie enthaaren zu können, bringt man die Kalb- und Rehfelle in den Kalkäſcher; die Hammelfelle aber werden geſchwödet, d. i. mit Kalk und Aſche auf der Fleiſchſeite beworfen, über einander gelegt, zur rechten Zeit abgewaſchen, und auf den Abſtoßbaum zum Blößen (Abnehmen der Wolle) gebracht. Dies thut man darum, damit man die Wolle noch nutzen könne, die ſonſt der Kalk zerfreſſen würde. Sodann werden ſie noch öfters geſtrichen, eingeweicht und mit einer hölzernen Stoßkeule gewalkt. Die alſo gereinigten Felle kommen in die Kleibeize (ſie beſteht aus Weizenkleie mit etwas Salz vermiſcht, worauf Waſſer gegoſſen wird), damit ſie von dem Kalke völlig gereinigt werden, und die Alaunbrühe deſto beſſer annehmen. Nach der Kleibeize werden ſie ausgewunden, und in die Alaunbrühe, die aus Alaun und Küchenſalz gemacht wird, geſteckt. Dann werden ſie getrocknet, wieder angefeuchtet, geſtollet (mit einer eiſernen Scheibe beſchabet) und geſtrichen, um ſie noch geſchmeidiger zu machen.

Man bereitet auch Ochſenhäute mit Alaun zu, welches Ungariſches oder Alaunleder genannt wird. Dies iſt ſehr ſtark und doch weich, und wird von den Sattlern und Riemern vorzüglich gebraucht. Es kommt nicht in den Kalk-äſcher, ſondern wird mit Alaun eingeweicht, mit Händen und Füßen gewalkt, und in einem heißen Zimmer mit Talg getränkt.

Zu dem ganz feinen Leder (Erlanger Leder), woraus die glaſirten Handſchuh gemacht werden, nimmt man Felle von Lämmern und jungen Ziegen. Dieſe werden, nachdem ſie weißgahr gemacht worden, in einer Brühe aus Alaunwaſſer, Milch, Eiweiß und Baum-öl mit der Hand gewalkt, geglättet, und zum Theile mit einem Firniſſe aus Stärkemehl und Gummi Tragant überzogen.

Das Brüßler Leder iſt von dem Erlanger in nichts unterſchieden, als daß es auf eine beſondre Art roth gefärbt wird. Man zieht die Farbe vermittelſt eines Spiritus aus den Scharlachtuchlappen, und beſtreicht, durch Hülfe eines Schwammes, das Leder damit. Man braucht es vornämlich zum Ueberziehen der Frauenzimmer-abſätze.

Kanepin (Hühnerleder) iſt das dünne und leichte Leder, woraus die Sommerhandſchuh für die Frauenzimmer verfertigt werden. Es wird von einem Ziegen- oder Schaaffelle oben abgezogen, nachdem man es vorher weiß gegerbt hat. Man macht auch Fächer daraus. In Rom und Paris wird es am beſten verfertigt.

Das Leder zu den Däniſchen Handſchuhen wird meiſtens eben ſo bereitet, wie das weißgähre Leder überhaupt, und erhält ſeine bräunliche Farbe und den beſondern Geruch von der Lohe, die aus der Rinde der Sahlweide gemacht wird.

In Frankreich macht man parfümirtes Leder zu Handſchuhen.

Pergament wird jetzt gewöhnlich aus Kalb- und Hammelfellen gemacht; doch nimmt man auch wol Ziegen- und Bockfelle, desgleichen Eſel- und Schweinehäute dazu. Es hat ſeinen Namen von der Stadt Pergamus in Aſien, wo es ehemals vorzüglich bereitet wurde.

Die Zubereitung weicht nur wenig von der Weißgerberei ab, daher ſich die Pergamentmacher auch gewöhnlich zu der Innung der Weißgerber halten, und von dieſen öfters die Felle zur Pergamentbereitung annehmen.

Nach-

Nachdem die Felle enthaart und hinlänglich gereinigt ſind, werden ſie auf der Fleiſchſeite mehrmals mit Kreide und Bimsſtein gerieben, um den Kalk wieder heraus⸗zubringen, auch geſtrichen und geſchabet, und dann ge⸗trocknet.

Man hat mehrere Arten von Pergament. Die Oel⸗ oder Rechenhäute zu Schreibtafeln, auf denen man Blei⸗ſtift mit Speichel auslöſchen kann, und die gemeiniglich Eſelhäute genannt werden, ſind Pergamente aus Schaaf⸗fellen, welche mit Bleiweiß und Leimwaſſer, und hernach mit Oelfirniß beſtrichen ſind. Diejenigen Pergamente, wo die Schrift mit Fett oder Bimsſtein abgerieben wird, ſind mit Kreide und Leimwaſſer, und hernach mit Seifenwaſſer angeſtrichen worden *)

Andre Pergamente, beſonders von Kalbsfellen, wer⸗den gegülbet, d. i. mit einer dünnen gelben Farbe über⸗zogen. Man erhält dieſe Farbe, indem man Kreuzbee⸗ren mit Waſſer kocht.

Das feinſte Pergament geben die Felle der neuge⸗bornen Schaaf⸗ und Ziegenlämmer.

Die Pergamente von Kalbfellen werden zur Ueber⸗ziehung der Trommeln, und die von Ziegenfellen zu den Pauken gebraucht.

Zu den Kindertrommeln nimmt man nur Perga⸗ment von Schaaffellen und Sterblingen, d. i. von gefalle⸗nen Schaafen ꝛc.

Einige Pergament⸗arten werden auch gefärbt.

In der Grafſchaft Bentheim wird das Gewerbe der Pergamentmacherei ſehr ſtark getrieben, und der größte Theil dieſer Waare nach Holland abgeſetzt.

*) In England verfertigt man jetzt aus pergament⸗artig zu⸗bereiteten Ochſenhäuten Reſonanzboden.

c. Sämiſchgerberei.

Wenn die Häute mit Fett gewalkt, ohne Lohe und Alaun zugerichtet werden, ſo heißen ſie Sämiſchleder. Man braucht dazu Ochſen-, Hirſch- und Elentshäute, auch Kalb-, Hammel- und Rehfelle.

Das Verfahren dabei unterſcheidet ſich übrigens wenig von der Weißgerberei; daher auch an vielen Orten die Weißgerber das ſämiſche Leder verfertigen.

Die Sämiſchgerberei begreift folgende Stücke: Erſtlich kommen die Häute, wie bei der Weißgerberei, in den Kalk-äſcher, dann werden ſie enthaart, hierauf ſtößt man mit einem etwas ſtumpfen Meſſer die Narbe ab, und bringt die Blößen auf 4 bis 8 Tage wieder in den Kalkäſcher. Wann ſie herausgenommen werden, ſchabet man ſie auf der Fleiſchſeite ab, legt ſie auf eine kurze Zeit wieder in einen friſchen Kalk-äſcher, und ſpült und ſtreicht ſie nachher rein aus. Nun wirft man ſie in die Kleibeize, die einige Tage zuvor aus Waizenkleie mit Sauerteig oder Hefen in Gährung geſetzt iſt, walkt ſie mit einer Keule eine ziemliche Zeit durch, und ringet ſie dann auf dem Windeſtocke aus.

Das eigentliche Walken mit Fett geſchieht auf der Walkmühle. Man ſchmiert die Häute mit gutem Thrane ein, und legt ſie in den Walkſtock. Nach einigen Stunden nimmt man ſie heraus, trocknet ſie etwas, walkt ſie wieder einige Stunden, und verfährt noch zweimal auf die Weiſe, daß man ſie mit Thran einſchmiert, walkt, trocknet, und wieder walkt.

Endlich erfolgt das Färben in der Braut, wodurch der Thran recht in die Zwiſchenräume der Häute eindringt, und ſo die gelblichte Farbe des Leders entſteht. Man legt nämlich die Häute auf ein leinen Tuch in einen ſpitzig zugehenden Haufen über einander, und deckt ſie ſorgfältig zu. Hier gähren ſie, und werden

vom Thran völlig durchdrungen; doch muß man öfters nachſehen, daß ſie ſich nicht zu ſehr erhitzen und verderben. Wann ſie gelb und gut ſind, wäſcht man ſie in gewöhnlicher warmer Aſchenlauge etlichemal aus, und richtet ſie durch Stollen und Streichen, wie die weißgahren Leder, vollends zu.

Am meiſten verbraucht man dieſes Leder zu Beinkleidern.

Rauhleder (Rauhſchwarz, Sämiſchleder), iſt Kalbleder, auf der Fleiſchſeite geſchwärzt — da man hingegen andre Leder-arten auf der Haar- oder Narbenſeite ſchwärzt, — und iſt ſchon bei der Bereitung des Corduans angeführt worden.

Gems- und Tannhirſchleder braucht man vorzüglich zu den ſogenannten Waſchhandſchuhen; wenigſtens muß das Leder zu dieſen in der Sämiſchgerberei bereitet ſein.

d. Weitere Verarbeitung der verſchiednen Leder-arten.

So werden alſo die Häute von den Gerbern lohgahr, weißgahr und ſämiſchgahr gemacht; allein die beſondre Zubereitung des Leders zu den verſchiednen Zwecken, wozu es beſtimmt iſt, ſo wie die weitere Verarbeitung deſſelben zu den Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten des Lebens ſetzt wiederum eine Menge zünftiger und unzünftiger Perſonen in Nahrung.

In einigen großen Städten gibt es ſogenannte Ledertauer, welches eigentlich gelernte Gerber ſind, die aber aus Mangel des Vermögens, oder aus andern Urſachen, eigne Gerbereien nicht anlegen können, und ſich daher blos mit der Zubereitung des gegerbten Leders, durch Kriſpeln, Blankſtoßen, Färben u. ſ. w. abgeben.

Man findet auch an mehrern Orten große Ledermanufakturen, wo alle mögliche Arten von Leder nicht nur

gahr gemacht, ſondern auch zugerichtet, künſtlich gefärbt, gemalt und vergoldet werden. Eine ſolche Manufaktur iſt unter andern in Glaz errichtet worden, wo man Saffiane, Brüßler Leder, mit Geſchmack gemalte Schuhblätter, Weſten mit Silber und Gold u. ſ. w. haben kann. Die Farben ſind ſo dauerhaft, daß ſie das Waſſer vertragen. Dieſe Manufaktur hat ihrer Vorzüge wegen in kurzer Zeit einen ungemein ſtarken Abſatz erhalten. In Lemberg iſt eine ähnliche Anſtalt. Die Weißledermanufaktur in Idſtein, eine der größten in ganz Deutſchland, verarbeitet jährlich funfzigtauſend Stück Häute.

Zu den einzelnen Profeſſioniſten, die in Leder arbeiten, gehören: der Schuſter, der Sattler, der Riemer, der Handſchuhmacher (Beutler, Neſtler), der Ledervergolder, der Täſchner, welcher Fell-eiſen, Taſchen, Bettſäcke u. dgl. macht, und auch Koffer beſchlägt. Die Sattler und Riemer leben wegen der Gränzen ihres Gewerbes im Streite, indem die Riemer behaupten, daß nur ihnen die Verfertigung des Pferdegeſchirres und Reitzeuges zukomme, die Sattler hingegen ſich mit dem Beſchlagen der Kutſchen, Stühle ꝛc. begnügen müßten. Sie könnten ſich aber füglich vereinigen, da der eine die Handgriffe des andern weiß, und beide das zu machen verſtehen, worüber ſie ſtreiten. Die Neſtler halten ſich zwar zu den Handſchuhmachern, oder Beutlern: verfertigen aber nicht eben die Arbeit, wie dieſe, ſondern färben und richten das Leder ſo zu, wie es die Handſchuhmacher gebrauchen; beſonders machen ſie die Neſteln oder ſchmalen Riemchen, die zum Zuſchnüren dienen. Die Ledervergolder, die man mit unter die Künſtler ſetzen kann, verzieren Käſtchen, Futterale ꝛc. mit Blattgold. In Frankreich machten ſie ehemals eine eigne Innung.

Außerdem macht man noch allerlei künſtliche Sachen von Leder, welches dergeſtalt zubereitet iſt, daß es durch ſeine Feſtigkeit, Feinheit, Farbe, Glanz und Durchſichtigkeit

keit den Werken aus Schildkrötenſchalen gleichkommt. Dahin gehören insbeſondre die ledernen Schnupftobacksdoſen, deren Verfertigung eine Schottländiſche Erfindung iſt, die man daſelbſt lange geheim hielt; jetzt macht man ſie auch ſchon in Deutſchland; ſie werden aber überhaupt nicht mehr ſo geſucht, wie Anfangs. Der Stoff dazu iſt Sohlleder, welches glatt gemacht, und mit der Blankſtoßkugel blank geſtoßen wird. Dann ſchneidet man die Theile zu, und nähet ſie über hölzerne Formen zuſammen, tränkt ſie mit dünnem Leime, und reibt die ungleichen Stellen glatt und gerade. Wann der Deckel, vermittelſt des Gewindes, welches aus einigen Lederringen beſteht, angeſetzt iſt, ſo wird die Doſe, nach Verſchiedenheit der Farben, die ſie erhalten ſoll, doch gewöhnlich nur ſchwarz, lackirt. Dieſes Lackiren geſchieht neunmal; doch wird nach jedem dreimaligen Lackiren, wann der Lack trocken geworden iſt, die Doſe erſt mit Schachtelhalm (einem dünnen Rohre, welches an Moräſten wächſt) abgerieben, und alſo zuſammen dreimal gerieben, und neunmal lackirt. Endlich wird ſie mit Baumöl und Bimsſtein, und hernach noch mit Tripel und Baum-öl geglättet. Bisweilen macht man auch Figuren mit Silber verziert darauf, die mit einem Stempel aufgedruckt werden. Auf ähnliche Art verfertigt man noch andre Galanteriewaaren.

Die Kalmucken bereiten aus Pferdehäuten horn-ähnliche Gefäße, z. B. Theekannen, die kochendes Waſſer faſſen, ohne zu erweichen oder dem Waſſer einen Geſchmack zu geben. Durch anhaltendes Räuchern ſollen dieſelben durchſichtig wie Horn, und faſt unvergänglich werden.

Vor Zeiten waren lederne Tapeten ſehr im Gebrauch; jetzt findet man ſie ſelten, ob ſie gleich wegen ihrer Dauerhaftigkeit noch beibehalten zu werden verdienten, beſonders da das Leder auch die Farben ſehr gut annimmt und hält.

Daß man das Leder zu den Blaſebälgen benutzt, iſt bekannt. Im ſiebzehnten Jahrhunderte führte man auch, beſonders bei der Schwediſchen Armee, lederne Kanonen, darunter man aber kupferne Röhren, mit Leder überzogen, verſtehen muß.

Lederne Schiffe ſind eine Erfindung der neuern Zeiten. Man hat in Oeſtreich dergleichen gemacht, die von der Größe waren, daß eins zwölf Mann tragen konnte.

Von dem Abgange des weißgegerbten Leders kocht man einen guten Leim (das lohgahre Leder taugt dazu nicht, weil die Lohe die Leimtheilchen weggebeizt hat). Es gibt Handſchuhleim und Pergamentleim; jenen verfertigt man aus den Schnitzeln, die beim Handſchuhmacher abfallen, dieſen aus den Abgängen des Pergaments; er heißt auch Hornleim. Man weicht zu dem Ende die Stückchen Leder in heißem Waſſer ein, rührt alles fleißig um, und kocht es dann bei einem gelinden Feuer bis auf die Hälfte Waſſer ein. Hierauf ſeihet man es durch ein leinen Tuch, ſo iſt der Leim fertig. Mit dieſem Leim tränkt man unter andern auch Leinwand, die alsdann den Namen ſteife Leinwand führt, und von den Schneidern zum Steifen einiger Kleidungsſtücke untergenähet wird.

Allein nicht nur aus dieſem Leder, ſondern auch aus den Knorpeln, Flechſen, Sehnen, Knochen und ähnlichen thieriſchen Theilen verfertigt man Leim, welches alles den gewöhnlichen Tiſchlerleim gibt. Von dem Tiſchlerleime macht man ferner den Mundleim. Man zerbricht nämlich jenen in Stücke, weicht ihn einige Tage in kaltem Waſſer ein, gießt dann das Waſſer davon ab, und zerläßt ihn über gelindem Feuer. Wann er zergangen iſt, thut man halb ſo viel (am Gewicht) zerſtoßnen Zucker hinzu, vermiſcht ihn ſorgfältig mit dem Leime, und gießt hierauf die Miſchung, ohne ſie kochen zu laſſen, in Formen, worin ſie einige Tage ſtehen bleibt. Auf dieſe Weiſe erhält man den Mundleim in dünnen Täfelchen, wovon

man beim Gebrauche nur etwas in den Mund nehmen darf, da er ſich dann nach einigen Minuten durch den Speichel auflöſet. Die Zeichner bedienen ſich deſſelben häufig, um etliche Bogen Papier ſauber zuſammen zu leimen, wenn einer zu ihren Zeichnungen nicht groß genug iſt.

2. Bereitung der Pelzwerke.

Bisher ſahen wir, wie die Häute verſchiedner Thiere enthaart zugerichtet werden; nun iſt noch übrig, daß wir auch die Bereitungsart der Häute mit den Haaren kennen lernen, welches ein Geſchäft der Kürſchner iſt.

Von den zahmen Thieren gibt es ſehr wenige, deren Pelze wir brauchen können, weil ihr Haar entweder zu kurz, oder zu ſteif, oder zu unanſehnlich iſt. Die bekannteſten darunter ſind die Schaafpelze, welche meiſtens nur gemeine Leute zu Winterkleidern tragen; doch ſchätzt man die Pelze von ganz jungen Lämmern ſchon höher, und eine beſondre Art ſchwarzer und grauer Felle, die von ungebornen Lämmern kommen — denn man ſchlachtet die Schaafmütter, ehe ſie lammen, — und unter dem Namen **Baranken** aus der Ukräne zu uns gebracht werden, rechnet man mit unter die feinern Rauhwerke, und trägt ſie lieber als Fuchspelze, weil ſie nicht ſo abhaaren, wie dieſe. Ein vollkommner Pelz von dieſen Fellen koſtet funfzig, hundert bis hundert und funfzig Rubel.

Unter den wilden Thieren aber kennen wir eine große Menge, die uns ſehr ſchöne Pelze liefern. Die vornehmſten ſind: der Bär, der Fuchs, der Wolf, der Tiger, der Marder, der Zobel, das Hermelin, der Luchs, der Biber, der Vielfraß, der Dachs, das wilde Schwein, der Haaſe, der Hamſter, die Fiſch-otter, das Kaninchen und die wilde Katze.

Füchſe gibt es von verſchiednen Farben; die ſchwarzen in Grönland und Lappland ſind die koſtbarſten; man

bezahlt einen Balg mit 40 bis 50 Thalern. Unter allen jenen Thierfellen aber ſind die Zobel die theuerſten, denn das Stück koſtet, wenn es ſchön iſt, an 200 Thaler. Mit den Häuten der Seehunde und Seebären beſchlägt man die Koffer; zu anderm Gebrauche ſind die Haare zu ſtarr.

Die wilden Schweinshäute dienen ebenfalls zum Beſchlagen der Reiſekoffer und dergleichen; auch werden ſie zur Erhaltung der Reinlichkeit im Hauſe vor den Stubenthüren ausgebreitet.

Die Pelze der Murmelthiere dienen zur Verbrämung der großen Mützen, die in einigen Gegenden von wohlhabenden Landleuten zum Staate getragen werden.

Die Felle der Sibiriſchen Eichhörnchen, welche im Winter grau werden, nennen die Kürſchner, wann ſie zubereitet ſind, Grauwerk oder Fehe. Es gibt davon dunkelblaue und hellgraue; jene heißen ſchwarzes, dieſe weißes Grauwerk. Mit den ſchwärzlichen Ohren werden die weißen Kaninchenfelle beſetzt, wenn man ihnen das Anſehen der Hermelinfelle geben will.

Sollen nun die Häute dieſer Thiere gahr gemacht werden, ſo muß man ſie ebenfalls von dem natürlichen Schmutze reinigen, und ſie dabei geſchmeidig zu erhalten ſuchen. Man darf aber dazu keine ſcharfbeizende Mittel gebrauchen, wie bei der Bereitung des Leders; denn ſonſt würde das Haar, deſſen Erhaltung Hauptzweck iſt, darunter leiden. Man verfährt daher folgender Geſtalt:

Zuerſt werden die Häute mit Butter oder Schweinfett eingeſchmiert, und ſodann in die Trampeltonne geſchichtet, ſo, daß immer zwei Bälge mit der Haarſeite auf einander liegen. Hier tritt man ſie einige Stunden mit bloßen Füßen, nimmt ſie nachher heraus, beſtreicht die Fleiſchſeite mit Salzwaſſer, ſchabet (fleiſcht) ſie mit dem Abfleiſch-eiſen ab, und trocknet ſie auf einer Leine.

Hierauf

Hierauf bekommen ſie noch einmal Salz, und werden mit dem Pöckel-eiſen bearbeitet, da ſie dann anfangen, weiß und rein zu werden.

Nun werden die Haare mit einem eiſernen Kamme gekämmt, nochmals mit Fett eingerieben und in den Tretſtock, ſo wie vorher in die Trampeltonne, eingepackt. Der Tretſtock iſt eine Tonne, welche auf einem kupfernen, dreibeinigten Keſſel ſteht, deſſen Boden man vorher, ehe die Bälge eingelegt worden, mit Sägeſpänen beſtreuet. Nachdem Feuer unter den Keſſel gemacht worden, tritt man ſie wieder mit bloßen Füßen, ſo, daß die unterſten zu oberſt kommen. Dieſes Treten der Bälge wird — ſo wie, wenn es nicht hinreichend iſt, das Herumdrehen derſelben — mit einem heißgemachten Gemiſche von halb Sand und halb Gips blos in der Abſicht vorgenommen, damit die zum Schutz und Aufputz der Haare vorher gebrauchte Fettigkeit aus denſelben wieder weggeſchafft werde. Endlich klopft man den Sand und Gips mit Stäben wieder aus den Haaren aus, und reinigt die Fleiſchſeite noch einmal mit dem Abzieh-eiſen, worauf ſie völlig gut und brauchbar ſind.

Die Pelze von einer ungleichen oder unangenehmen Farbe werden von dem Kürſchner gefärbt. Zur Annehmung dieſer Farbe werden die Haare meiſtens vorher gebeizt, welches tödten heißt; allein faſt zu jeder Farbe hat man eine eigne Beize. Sollen ſie z. B. braun gefärbt werden, ſo beſtreicht man die Spitzen der Haare mit geſchwächtem (d. i. mit gemeinem Waſſer vermiſchtem) Scheidewaſſer, zur ſchwarzen Farbe beizt man mit einer Lauge von Holz-aſche, ungelöſchtem Kalke, Vitriol und der aus den braunen Pelzen ausgeklopften Farbe.

Die Kürſchner, welche blos mit Pelzwerk handeln, heißen an manchen Orten Barretkrämer, welcher Name ehemals denjenigen zukam, die eine beſondre Art, jetzt aus der Mode gekommner, Mützen verfertigten.

Haare.

Haare.

Zu den äußern Theilen der Thiere, die wir durch mannigfaltige Zubereitung und Anwendung benutzen, gehören, ohne die Haut, auch noch die Haare, Wolle und Federn. Dieſe Bedeckungen der Haut wachſen aus den thieriſchen Körpern eben ſo, wie die Pflanzen aus der Erde; ſie haben Wurzeln, wie dieſe, und ziehen vermittelſt derſelben die zum Wachsthum und zur Erhaltung nöthigen Feuchtigkeiten durch feine Röhrchen in ſich. Und ſo wie die Beſchaffenheit der Pflanzen von der Natur ihres Bodens abhängt; ſo findet man auch dieſe thieriſchen Theile verſchieden, je nachdem die Körper, worin ſie wachſen, verſchieden ſind.

Die Haare, von deren Benutzung wir hier zunächſt ſprechen wollen, liefern uns einen nicht zu verachtenden Beitrag zu den Bequemlichkeiten des Lebens. Die meiſten von denen, welche der Gerber von den Häuten abſchabet, werden an den Sattler und andre Perſonen verkauft, die guten Gebrauch davon zu machen wiſſen. Dies ſind die Haare der Kühe, Kälber, Rehe, Ziegen und ähnlicher Thiere. Man reinigt ſie zuerſt durch Waſchen von dem Kalke, den ſie in der Gerberei angenommen haben, lockert ſie alsdann auf, indem man ſie in einem Korbe mit Stricken ſchlägt (welches die Haarſchlage heißt), und ſo dienen ſie zum Ausſtopfen der Sattel, der Polſterſtühle ꝛc.

Der Maurer miſcht Kuh = und Kälberhaare, zur ſtärkern Bindung, mit unter den Mörtel.

Aus den Kälberhaaren verfertigt man auch eine Art ſehr weicher und bequemer, obgleich unanſehnlicher, Pantoffeln. Die Haare werden nämlich über Bindfaden geflochten und ſo zuſammengeſchoben, daß ſie den Bindfaden bedecken; ſie heißen Bärlatſchen.

Eben dieſe ſchlechtern Haare verarbeitet man zu Haartuch oder Haardecken. Man wäſcht ſie zu dem

Ende,

Ende, trocknet ſie, kardätſcht oder krämpelt ſie, wie die Wolle, ſpinnt und zwirnt ſie, und webet ſie alsdann wie andre Zeuge. Man miſcht auch Pferdehaare darunter, und wenn ſie etwas beſſer werden ſollen, andre feine Haare oder Werg von Hanf. Solche Haartuchmanufakturen ſind unter andern in Hamburg und Lübeck anzutreffen, wo ſie theils zur nützlichen Beſchäftigung der Züchtlinge mit den Zuchthäuſern verbunden ſind, theils von Privatperſonen und eignen Meiſtern betrieben werden. Man gebraucht dieſe Tücher zum Einpacken koſtbarer Waaren, die man gegen den Regen ſchützen will, zur Bedekkung des Fußbodens, zu Pferdedecken ꝛc. Die feinern Arten dienen einigen katholiſchen Ordensgeiſtlichen zur Kleidung.

Die Pferdehaare webet man zu dauerhaften Zeugen, die vorzüglich zu modigen Stuhl-überzügen gebraucht werden; einige minder beträchtliche Benutzungen derſelben, z. B. das Beziehen der Violinbogen mit denſelben, ſind kaum zu erwähnen. Sehr häufig aber ſtopft man damit Matratzen, Decken, Stühle ꝛc. aus, weil ſie viel elaſtiſcher ſind als andre Haare. In dieſer Abſicht werden ſie zuvor von den Haarſiedern geſotten, wodurch ſie ihre Fettigkeit verlieren, und ſtarrer und krauſer werden.

Die Ziegen- und Bockshaare nehmen die Tuchmacher mit zu den Sahlleiſten oder Salvenden der Tücher. Auch macht man von dem Ziegenhaare, mit Färberröthe gekocht, eine unächte rothe Farbe, Haarfarbe genannt.

Von den Kameelhaaren hat man zwei verſchiedne Sorten. Die eine erhalten wir von dem Kameele, dem bekannten Laſtthiere in Aſien und Afrika, welchem es im Frühjahre gewöhnlich ausfällt. Man bezahlt in Europa das Pfund mit 1 Thlr. oder 2 Gulden, und verarbeitet es entweder zu Zeugen, z. B. Kamelotten, oder benutzt es zu Hüten; das letzte iſt gebräuchlicher, weil es ſich wegen der Kürze beſſer filzen als ſpinnen läßt. Die

andre

andre Sorte iſt feiner, länger und in einem höhern Werthe; ſie iſt das Haar der Kämelziege in Angora. Dies kommt ſchon geſponnen aus der Levante über England und Holland zu uns, und iſt das bekannte Kameelgarn, welches von den Bortenwirkern zu Borten und Schnüren, von den Zeugmachern zu Plüſch, Serge de Berry ꝛc., von den Schneidern zum Benähen der Knopflöcher, und von den Knopfmachern zu Knöpfen genommen wird. Die Türken laſſen es nicht ungeſponnen und ungezwirnt ausführen, weil ſich die dortigen Einwohner davon nähren. Auch muß es vorher mit einem gewiſſen Leime von Wallwurz zubereitet werden, ehe man es ſpinnen kann. Die feinſte Sorte bleibt für den Hof des Türkiſchen Kaiſers. Strümpfe davon gewebt, ſind ſtärker und glänzender als ſeidne. In Brüſſel vermiſcht man es mit Wolle zu den bekannten Kamelotten.

Auch die Menſchenhaare — ſogar ſeine Haut gerbte man ſchon, gleich den Thierhäuten, zu Leder — hat man beſonders ſeit Erfindung der Peruken zu benutzen geſucht. Man verfertigt außerdem daraus allerlei Galanteriewaaren, z. B. Uhrbänder, Stockbänder ꝛc. Neuerlich hat man auch Strümpfe davon geſtrickt.

Dies ſind die merkwürdigſten Benutzungsarten der Haare überhaupt; allein es gibt auch noch gewiſſe Profeſſionen, welche die Verarbeitung derſelben zunftmäßig betreiben, nämlich die Perukenmacher, Huthmacher, Bürſtenmacher und Siebmacher.

Der Perukenmacher.

Seit ungefähr 200 Jahren iſt die Mode, Peruken zu tragen, erſt herrſchend geworden, und hiemit zugleich ein neues Gewerbe entſtanden *). Man macht die Peruken

*) Ludwig der XIV. hielt blos für ſeinen Hof 48 Perukenmacher oder Friſeurs; denn bekanntlich ſind beiderlei Geſchäfte in Einer Perſon vereinigt.

ruken von Menſchenhaaren, wozu auch noch wol Ziegen- und Pferdehaare genommen werden; die ſchlechteſten ſind die Schaafperuken, die man blos von Schaafwolle verfertiget.

Eine vollkommne Kenntniß von der Beſchaffenheit der Haare, beſonders der Menſchenhaare, iſt eine ſehr nöthige Eigenſchaft des Perukenmachers; denn man findet in Anſehung der Güte und Brauchbarkeit derſelben einen großen Unterſchied. Die Haare, welche todten Menſchen abgeſchnitten werden, ſind faſt gar nicht zu gebrauchen, ſie ſind gleichſam mit abgeſtorben, und nehmen keine Kräuſelung an; auch ſind ſie kaum halb ſo ſchwer wie die von einem lebendigen. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den Haaren ſehr alter Leute. In den Niederlanden treibt man einen ſtarken Handel damit. Der Preis iſt ſehr verſchieden; von den ſchlechten gilt das Pfund kaum 1 Thlr., dahingegen ein Loth von den beſten ehemals mit 4 bis 5 Thlrn. bezahlt wurde; doch iſt ihr Werth jetzt gefallen. Man erhält ein Pfund der beſten Haare für 4 bis 5 Thlr., und die Bleichhaare, als die theuerſten, bezahlt man höchſtens mit 7 Thlrn.

Dieſe Bleichhaare ſind rothe oder andre misfarbne Haare von vorzüglicher innerer Güte, denen man durch Bleichen mit Lauge von Büchen-aſche ihre natürliche Farbe genommen, und ſie nachher mit einer Beize ſchwarz oder braun gefärbt hat. Man trifft dergleichen Haarbleichen in Schleſien, im Halberſtädtſchen und andrer Orten an.

Die Zubereitung der Haare ſelbſt, welches das erſte Geſchäft des Perukenmachers iſt, beſteht in folgendem: Zuerſt wird das Fett und die Unreinigkeit durch Reiben mit Kleie oder Puder herausgebracht, dann werden ſie auf Hölzer (Friſirhölzer) gewickelt, und mit Papier und Bindfaden umwunden, ein paar Stunden in Waſſer gekocht. Hierauf trocknet man ſie allmählig, nähet ſie in einen leinenen Beutel, umgibt ſie mit ſchlechtem Brodteige

und

und bäckt ſie einige Stunden im Back-ofen, wodurch ſie ſich an die Hölzer anſchmiegen und kraus werden. Nachher werden ſie wieder abgewickelt, mit einer von den Wollarbeitern ſchon abgenutzten Kardätſche (denn eine neue würde ſie zu ſehr zerreißen) kardätſcht, und zuletzt nach ihrer Länge und Güte ſortirt. Ziegen- und Pferdehaare werden nicht gebacken, ſondern nur gekocht, aber auch nicht ſo lange, wie Menſchenhaare.

Durch alle dieſe Anſtalten geht meiſtens die Hälfte von den eingekauften Haaren verloren; ein Pfund zu 5 Thlr. koſtet nach Abgang des Unbrauchbaren im Grunde 9 bis 10 Thaler.

Sollen die Haare ſchwarz gefärbt werden, ſo reibt man ſie mit Silberglätte ein, und kocht ſie in Waſſer; läßt man ſie ein wenig kochen, ſo werden ſie braun, je länger ſie aber kochen, deſto ſchwärzer werden ſie.

So werden die Haare zum wirklichen Gebrauche vorbereitet; übrigens iſt hier nicht nöthig, weder die Verfertigung einer Peruke, noch das Friſiren ſelbſt, ausführlich zu beſchreiben.

Der Hutmacher.

Die Erfindung unſrer Filzhüte iſt ebenfalls nicht über einige Jahrhunderte alt, ob man gleich Spuren findet, daß verſchiedne Völker andre Kleidungsſtücke eher zu filzen als zu weben gelernt haben.

Die Materien, woraus die Hüte gemacht werden, ſind Haare und Wolle. Von den erſtern braucht man dazu die Biber-, Haſen-, Kaninchen- und Kameelhaare, zu den ſchlechtern Hüten nimmt man auch wol Ziegen-, Hunde- und Kälberhaare. Eben ſo verſchieden iſt die Wolle, die zur Verfertigung der Hüte dient; die Peruaniſche, Perſiſche, Däniſche und einheimiſche Wolle, wird zu dieſem Behufe, nach Maaßgabe der Feinheit, die ein Hut haben ſoll, gebraucht.

Die

Die Biber ſind in Nord=amerika und dem nördlichen Europa am zahlreichſten. Wir erhalten die Haare und Felle derſelben aus England, Holland und Hamburg; England, welches ſie aus Nord=amerika holt, liefert die beſten: die Ruſſiſchen und Polniſchen Felle werden weniger geſchätzt. Die Hutmacher unterſcheiden fette und magre Felle. S. Biber in der Naturgeſchichte.

Wegen des hohen Preiſes der Biberhaare macht man jetzt keine ganze Kaſtor= oder biberhaarne Hüte mehr, wenn ſie nicht ausdrücklich beſtellt werden. Diejenigen, welche man unter dieſem Namen kauft, ſind mit Haaſenhaaren und feiner Wolle vermiſcht. Wie viel Biberhaare man dazu nimmt, läßt ſich leicht ſchließen, da man weiß, daß wenigſtens ein Dutzend ſogenannter ganzer Kaſtorhüte aus Einem Pfunde Biberhaare verfertigt werden. Die halben Kaſtorhüte, zu welchen der Hutmacher gemeiniglich 14 Loth abwägt, bekommen nur 2 Loth Biberhaare, und alſo 12 Loth andre Haare oder feine Wolle. In Bauzen macht man unter andern auch ſolche ganze und halbe Kaſtorhüte; von jenen koſtet das Stück 6 bis 8 Thaler.

Von den Ziegenhaaren bemerken wir nur, daß man die ausländiſchen, die aus der Levante zu uns gebracht werden, und Pelotage heißen, mit unter die feinern Sorten zählt.

Die Peruaniſche oder Vigognewolle hat ihren Namen von einem Amerikaniſchen Thiere, Vicunha. S. Kameel in der Naturgeſchichte.

Die Perſiſche Wolle heißt Karmeline oder Karmenie, von einer Gattung Schafen in der Provinz Kerman. Sie iſt ebenfalls wegen ihrer Feinheit und Güte berühmt. Die Däniſche Wolle, die vorzüglich zum Filzen dient, heißt Krullwolle.

Von den einheimiſchen brauchen die Hutmacher nur die kurze zweiſchürige und die Lämmerwolle.

Man hat auch ſchon die zarten Faſern, die an dem Samen der Seidenpflanze wachſen, und die man uneigentlich Seide nennt, mit Vortheil unter die Wolle gemiſcht, da ſie ſich recht gut filzen und verarbeiten laſſen.

Dieſes ſind nun die verſchiednen Stoffe, woraus Hüte gemacht werden, bei deren Verfertigung ſelbſt wir vornämlich drei Haupt-arbeiten zu bemerken haben: erſtlich, die Vorbereitung der Materien; zweitens, das eigentliche Hutmachen; drittens, die weitere Zubereitung der fertigen Hüte.

Zu der Vorbereitung gehört zunächſt die Abſonderung der Haare und Wolle von den Fellen, wenn der Hutmacher ſie nicht ſchon abgeſondert kauft. Dies Geſchäft erfordert, beſonders in Anſehung der Haare, eine eigne Geſchicklichkeit; denn da der Hutmacher nicht alle Haare, ohne Unterſchied, gebrauchen kann, ſondern nur die feinen wolligten: ſo müſſen die langen groben ausgezupft, oder, wie bei den Haaſenfellen, die langen Spitzen abgeſchnitten werden. Einige beſtreicht man auch vorher mit geſchwächtem Scheidewaſſer, worin ein wenig Queckſilber aufgelöſet worden, wodurch das Filzen ſehr befördert wird. Dieſe Beize nennen die Hutmacher das Geheimniß, weil ſie ein Geheimniß daraus machen wollen. Sobald die Haare von den Fellen getrennt ſind, werden ſie von allem Unrathe gereinigt und ſortirt (nach ihrer verſchiednen Güte beſonders gelegt); die ganz ſchlechten, die zum Filzen nicht taugen, verkauft man an Sattler, Stuhlmacher u. ſ. w. zum Polſtern. Die abgeſchabten Felle dienen meiſtens zum Leimſieden. Grüne, d. i. friſch abgenommene Haare, laſſen ſich nicht ſo gut verarbeiten, wie ſolche, die eine Zeitlang gelegen haben, daher packt man ſie nach dem Sortiren in wohlverwahrte Fäſſer, und hebt ſie, wenn's ſein kann, ein Jahr auf. Sollen ſie nun gebraucht werden, ſo wägt man zuerſt die zu jedem Hute beſtimmte Materie ab. Die gewöhnlichen Hüte beſtehen aus einheimiſcher

miſcher Wolle, mit einem größern oder geringern Zuſatze von Haaren; von der Menge und Güte dieſes Zuſatzes hängt die Feinheit und der Werth des Huts ab. Die koſtbaren Biberhaare, ſo wie auch die feine Vigognewolle, nimmt man nun zu der oberſten Lage oder dem Ueberzuge der beſten Hüte, welchen Ueberzug die Hutmacher Vergoldung nennen. Nachdem nun die verſchiednen Materien abgewogen worden, die zu einem Hute kommen ſollen, ſo ſchlägt man ſie auf Horden mit Stäben, ſowol um ſie recht aufzulockern, als auch, damit der Staub und die Unreinigkeiten durch die Horden durchfallen. Endlich krämpelt man ſie behutſam mit einem gewiſſen Werkzeuge, welches Knieſtreiche heißt.

Nach dieſer Vorbereitung folgt:

Zweitens das Hutmachen ſelbſt. Man ſchlägt nunmehr die Haare oder Wolle mit dem Fachbogen, einem Inſtrument, das viel Aehnlichkeit mit einem Violinbogen hat, 7 bis 8 Fuß lang, und mit einer Darmſaite beſpannt iſt. Dieſe Arbeit heißt Fachen, und geſchieht in der Abſicht, daß die Materien vollkommen aufgelockert werden ſollen. Wann ſie genug gefacht ſind, ſo bringt man ſie, vermittelſt gewiſſer Handgriffe mit dem Fachbogen, in dieſe Form △; eine ſolche Form heißt ein Fach, iſt ungefähr einen Zoll dick, und ohne alle Feſtigkeit. Vier dergleichen Fache gehören zu Einem Hute.

Hiernach müſſen die Fache gefilzt, d. i. durch Hülfe der Näſſe und Wärme ſo in einander getrieben werden, daß daraus ein dichter Zeug entſteht. Man breitet nämlich über eine erhitzte Kupferplatte ein angefeuchtetes leinenes Tuch (Filztuch), und legt ein Fach darauf, auf dieſes ein ſtarkes weiches Papier (Filzkern), und dann wieder ein Fach; nun ſchlägt man das Tuch darüber, und wirkt es mit den Händen, wie einen Teig, bis die Fache eine gewiſſe Dichtigkeit bekommen. Den Filzkern legt man darum zwiſchen die Fache, damit ſie nicht zuſammenfilzen.

Sind die Fache auf die Weiſe dicht genug gewirkt, ſo ſchlägt man die Ränder an den beiden geraden Seiten derſelben über einander, und filzt ſie dann zu einer ſpitzigen Mütze zuſammen. Und nun legt man noch die beiden andern Fache darüber — weil der Hut ſonſt nicht ſtark genug werden würde, — und fügt ſie auf die nämliche Art durch Filzen mit den erſtern in ein Ganzes, ſo, daß es immer noch die vorige Figur behält. Dünne Stellen, die ſich hin und wieder finden, werden ausgebüßt.

Soll ein Hut mit einer Lage von feinen Haaren überzogen (vergoldet) werden, ſo macht man zwei dünne Fache davon, und filzt ſie ebenfalls auf.

Durch das Filzen allein kann der Zeug nicht die gehörige Dichtigkeit erhalten, ſondern er muß auch noch gewalkt werden. Zu dem Ende wärmt man in einem Keſſel Waſſer mit Wein-eſſig und Bier- oder Weinhefen. Den Filz befeuchtet man ſodann mit dieſer warmen Brühe, wickelt ihn um den Rollſtock, und rollt und walkt ihn auf einem neben dem Keſſel ſtehenden Tiſche mit der Hand. Nachher fängt man an, den Hut zu formen, und ihm ſeine eigentliche Geſtalt zu geben, indem man auf einer hölzernen Form die Spitze niederarbeitet, und mit Hülfe zweier meſſingener Werkzeuge, des Krummſtampfers und Plattſtampfers, ihn völlig bildet. Dies nennt der Hutmacher Ausſtoßen und Ausfauſten. Nun wird er auf der Form getrocknet; wann er getrocknet iſt, wird er gereinigt, mit Bimsſtein abgerieben, und mit einer Fiſchhaut etwas rauh geſtrichen, damit er wieder Wolle bekomme, und die Farbe beſſer annehme.

Die weitere Zubereitung des fertigen Huts beſteht in dem Färben, Steifen, Ausputzen und Staffiren. Zur ſchwarzen Farbe nimmt man Braſilien- oder Kampeſcheholz, grünen Vitriol, Gall-äpfel, Gummi und Grünſpan, wozu die gehörige Menge Waſſer gegoſſen wird. In dieſer Farbenbrühe kocht man die Hüte, die

auf

auf eine Form geſchlagen ſind, wäſcht ſie hernach, bürſtet und trocknet ſie. Das Steifen geſchieht mit Leim, Gummi, Rindsgalle, Hauſenblaſe, oder dem Schleime von verſchiednen Samenkörnern, z. B. Leinſamen ꝛc. Hiermit wird der Hut gebürſtet, und dann der Leim über einer heißen kupfernen Platte eingetrocknet. Zuletzt gibt man ihm mit einer Bürſte und dünnem Gummiwaſſer, oder bloßem kalten Waſſer, den Strich und Glanz, und überſtreicht ihn mit einem warmen Bügel-eiſen. Das Staffiren und Aufſtutzen richtet ſich nach der Mode; an mehrern Orten thun es die Hutmacher, doch gibt es auch eigne Hutſtaffirer.

Die rothen Kardinalshüte werden faſt alle in England von Biberhaaren gemacht, das Stück zu 30 bis 40 Thlr.

Man verfertigt auch Hüte von Baumwolle, von Leder, Reiſehüte von Pappe, mit Wachsleinwand, Seide, Sammt ꝛc. überzogen; die ledernen ſind die ſogenannten Chapeau bas-Hüte, wovon man unter andern in Dresden das Stück für 1 Thlr. 8 Ggr. kauft.

Die Hutmacher bereiten noch außerdem von ganz ſchlechter Wolle, mit Kuh- und Kälberhaaren vermiſcht, Filztuch oder Filzflecke, die gewöhnlich 1½ Elle lang und 1 Elle breit ſind, und verkaufen ſie an die Kürſchner und Schuſter, zur Ausfutterung der Muffe, Mützen, Schuhe ꝛc. In einigen Städten, z. B. in Danzig, gibt es eigne Filzmacher.

Der Bürſtenmacher.

Der Bürſtenmacher, im gemeinen Leben Bürſtenbinder (welches letztere aber eigentlich einen Tagelöhner bedeutet, der die Borſten in Bündel zum Verkauf zuſammenbindet), verfertigt allerlei Arten von Bürſten, Kleiderbürſten, Schuhbürſten, Zahnbürſten, Schnallenbürſten, feine Bürſten für die Goldſchmiede und Uhrmacher; ferner

Borſtwiſche, Haarbeſen, Maurer= und Malerpinſel, auch Pferdequäſte und noch viel andre Sachen von der Art. Hiezu gebraucht er die ſtarken Haare von dem Rücken der Schweine, oder die Schweinsborſten; auch Pferde=, Ziegen= und Dachshaare, und die Schwanzhaare des Eichhörnchens. Die gemeinen Bürſtenhölzer macht ihm der Drechsler jedes Orts, aber die fein lackirten kommen meiſtens aus Nürnberg. Man überzieht dieſe Hölzer auch mit Leder und Seidenzeugen, oder legt ſie mit Silber, Elfenbein, Perlmutter und dergleichen aus.

Die Borſten und Haare werden nach ihrer verſchiednen Güte ausgeleſen (ſortirt), und zum Theile auch gefärbt. Sodann macht man zweierlei Gattungen von Bürſten, eingebündelte und eingezogne. Bei der erſtern Art bohrt man die Löcher in dem Bürſtenholze nicht ganz durch, ſondern nur auf eine gewiſſe Tiefe, ſetzt dann die Borſten ein, und befeſtigt ſie mit eingegoſſenem Peche; bei der andern aber gehen die Löcher in dem Bürſtenholze durch, und die Borſten werden mit Bindfaden oder Drath durchgezogen und befeſtigt. Für einige Metall=arbeiter verfertigt er auch Bürſten von feinem Drath zum Poliren.

Der Siebmacher.

Außer den Haarſieben, welche zu der feinſten Sorte gehören, gibt es auch Siebe von Holz, Drath und Seide. Zu den hölzernen nimmt man am beſten die Schienen von geſpaltnen Haſelſtöcken, die zuſammengeflochten werden. Der Boden eines Drathſiebes wird von Eiſen= oder Meſſingdrath entweder geſtrickt oder gewirkt; das Stricken geſchieht, wie das Flechten, aus freier Hand; das Wirken aber auf einem beſondern Wirkſtuhle, der einem Weberſtuhle gleicht, ſo wie die Arbeit ſelbſt mit dem Weben viel Aehnliches hat. Auch die von Seide und Pferdehaaren werden faſt wie Leinewand gewebt. Ganz feine

feine und zierliche macht man von weißen, mitunter auch gefärbten Pferdehaaren; die ſchwarzen geben die gewöhnlichen Haarſiebe.

Die Siebränder kauft der Siebmacher von Bauern, die ſie von Tannenholz ſpalten, und ehe es trocken wird, in die zirkelrunde Geſtalt krümmen und biegen.

Die verdeckten Siebe haben unten und oben einen mit Leder überzognen Deckel, welcher verhindert, daß die zu ſiebenden Sachen nicht verſtieben, z. B. der Puder. Von dem verſchiednen Gebrauche erhalten die Siebe auch ihre beſondern Namen; daher hat man Mehlſiebe, Küchenſiebe, Gewürzſiebe u. ſ. w.

Wolle.

Noch ausgebreiteter iſt der Nutzen der Wolle, welche im Grunde nichts anders iſt, als ein kurzes, feines und krauſes Haar, das wir von den Schaafen erhalten. Ein ſehr großer Theil der Menſchen erwirbt ſich durch die Verarbeitung derſelben ſeinen Unterhalt, und einem noch größern Theile dient ſie zur Bekleidung.

Sie iſt von verſchiedner Güte. Zu dieſer Verſchiedenheit trägt theils das Klima, theils und hauptſächlich die Fütterung der Schaafe bei. Im gemäßigten Klima iſt ſie am beſten; denn ſowol im heißen als im kalten artet ſie aus. Durch Verbeſſerung der Weide und den Anbau guter Futterkräuter kann unſre einheimiſche Wolle ſehr veredelt werden. Die Peruaniſche oder Vigognewolle iſt die allerſchönſte; ſie wird aber mehr zum Filzen als Weben gebraucht, und iſt ſelten zu haben. Eben dies gilt auch von der Perſiſchen. In Europa behauptet die Spaniſche den erſten Rang, und die Engliſche den zweiten. Da die Ausfuhr der Engliſchen ſtreng verboten iſt, ſo verarbeitet man in Deutſchland nur Spaniſche und ein=

einheimiſche Wolle. Der Stein von der beſten Spaniſchen koſtet zwiſchen dreißig und vierzig Thalern.

Die Wolle wird überhaupt entweder zum Filzen, oder zum Weben, oder zum Stricken benutzt. Von dem Filzen iſt unter dem Artikel: Hutmacher, bereits geſprochen worden, daher müſſen wir nun noch das Weben und Stricken kürzlich betrachten.

Wollenweberei.

Man hat in Deutſchland einſchürige und zweiſchürige Wolle; jene erhält man von den Schaafen, die jährlich nur einmal, nämlich um Pfingſten, geſchoren werden; die andre aber von denen, welchen man des Jahrs zweimal, im Frühling und im Herbſt, die Wolle nimmt. Die einſchürige wird größtentheils zu wollenen Zeugen, die zweiſchürige aber zu Tüchern und Hüten verbraucht, weil ſie ihrer Kürze wegen ſich gut filzen läßt. Eben ſo ſondert der Schäfer die Lämmerwolle von der übrigen ab, und verkauft ſie dem Hutmacher, da ſie zum Spinnen und Weben zu kurz, zum Filzen aber ſehr bequem iſt.

Ehe die Wolle von dem Weber verarbeitet werden kann, muß ſie dazu auf verſchiedne Art erſt vorbereitet werden. Um ſie von dem natürlichen Schweiße und Schmutze zu reinigen, wäſcht man die Schaafe entweder vor der Schur in reinem Waſſer, oder die Wolle ſelbſt, und ſo wird ſie an den Woll-arbeiter verkauft. Dieſer lieſet nun alles Unreine (Futter) ſorgfältig aus, und ſortirt ſie nach ihrer verſchiednen Güte. Denn die Wolle iſt an einem und ebendemſelben Pelze gar ſehr verſchieden, z. B. am Halſe und an den Beinen iſt ſie gewöhnlich ſchlechter, als am Bauche und auf dem Rücken. So haben auch die Schaafe von einerlei Heerde nicht einerlei Wolle. Dieſen Unterſchied, in Abſicht der Feinheit und Güte der Wolle, durchs Gefühl ſicher und ſchnell zu finden, erfodert

viel Erfahrung und Geſchicklichkeit, und iſt eine Haupteigenſchaft eines guten Woll-arbeiters. Denn je ſorgfältiger die Wolle ausgeleſen iſt, deſto beſſer werden die daraus zu bereitenden Zeuge.

Durch das bloße Waſchen im Waſſer iſt ſie noch lange nicht genug von dem Fette und der Unreinigkeit befreiet worden, daher muß man ſie nun noch einmal waſchen, und zwar die feine (Spaniſche) in einem lauwarmen Bade von Waſſer und Urin, wozu auch wol noch etwas Salz oder Pot-aſche kommt; die gemeine Landwolle aber in Seifenwaſſer, woraus man eine Lauge macht.

Zu den ſogenannten melirten Tüchern wird die Wolle nach der Wäſche verſchiedentlich gefärbt und gut unter einander gemiſcht. Auch zu andern Tüchern von dunkler Farbe (ſchwarz ausgenommen) wird die Wolle gefärbt; die übrigen färbt man nach dem Weben. Soll ſie aber weiß verarbeitet werden, ſo ſchwefelt man ſie, indem man ſie auf Stangen hängt, in einer dichtverſchloßnen Kammer, und unter den Stangen in irdnen oder eiſernen Gefäßen zerſtoßnen Schwefel auf Kohlen ſtreuet. Hiedurch wird ſie völlig weiß.

Hierauf flocket oder ſchlägt man ſie auf einer Horde mit Stöcken, um ſie aufzulockern, und in eben dieſer Abſicht bringt man ſie auch in den Wolf, welches ein hölzerner Kaſten iſt, worinn eine Walze mit eiſernen Haken liegt, ſo wie dergleichen Haken auch an den Seiten des Kaſtens angebracht ſind. Durch das Herumdrehen der Walze wird die in den Kaſten geworfne Wolle von den Haken zerzauſet und völlig aufgelockert.

Um die Wolle milde und geſchmeidig zu machen, ſchmalzt man ſie mit Baum-öl, oder Buch-ecker- und Mohnſamen-öl ein, d. i. man beſprengt ſie mit dieſem Oele, und läßt es recht durchziehen.

Nun wird ſie endlich, je nachdem ſie zu Tüchern oder Zeugen beſtimmt iſt, entweder gekrämpelt oder gekämmt;

kämmt; zu den Zeugen kann man nur die lange einſchürige Wolle gebrauchen.

Das Krämpeln oder Kardätſchen geſchieht mit Bretern, die auf einer Seite mit Leder beſchlagen ſind, welches, nach Art der Hecheln, mit eiſernen Haken beſetzt iſt. Man hat feinere und gröbere Sorten, die verſchiedne Namen erhalten: Brechkämme, Schrobeln, Kardätſchen und Knieſtreichen. Sie werden nach der Verſchiedenheit der Wolle und nach dem Zweck der Arbeit verſchiedentlich gebraucht. Im Jahre 1785 wurde eine Maſchine erfunden, welche in Einem Tage mehr krämpelt, als 10 Arbeiter zu liefern im Stande ſind.

Die lange Wolle, die man vorzüglich zu Zeugen nimmt, wird mit Kämmen von doppelten ſtählernen Zähnen bearbeitet. Ein ſolcher Wollkamm beſteht aus einem Holze, wie T geſtaltet, auf deſſen oberm Stücke zwei Reihen ſtählerner Spitzen oder Haken ſtehen. Der Kämmer hat zwei bis drei dergleichen Kämme, die er beim Gebrauche wechſelsweiſe in dem Kammtopfe — eine Art von kleinem Ofen, der mit Kohlen geheizt wird, — erwärmt, und dann auf jeden eine Handvoll Wolle ſchlägt, welche er ſo lange kämmt, bis ſie ganz rein und locker iſt. Das Erwärmen der Kämme hat den Nutzen, daß das Fett in der Wolle ſich mehr ausbreitet, und daß ſie ſich beſſer kämmen läßt. Durch dies Kämmen erhält man lange Flöten, die eben ſo, wie der Flachs, geſponnen werden. Die kurze verworrene Wolle, die in den Kämmen zurückbleibt, heißt Kämmling, und wird entweder an die Hutmacher verkauft, oder zu ganz groben Geweben verarbeitet.

Die gekrämpelte und auf dem Wollrade geſponnene Wolle gibt rauhe, wolligte Fäden zu Tüchern; von der gekämmten und auf einem Spinnrocken wie Flachs geſponnenen erhält man glatte und feine Fäden zu Zeugen. Ohne gute Spinner kann der geſchickteſte Weber

der kein gutes Gewebe machen; daher beruht auf der Wollſpinnerei ein großer Theil von dem Flore der Tuchmanufakturen.

Aus den geſponnenen Fäden macht man nun auf dem Weberſtuhl unendlich mannigfaltige Gewebe. Das einfachſte Gewebe entſteht, wenn eine gewiſſe Anzahl Fäden der Länge nach neben einander aufgeſpannt, mit andern Fäden in die Quere ſo durchflochten wird, daß dieſer über dem erſten, unter dem zweiten her, über dem dritten und dem vierten her, und ſo durch die ganze Fadenfläche zu liegen kommt; bei der Rückkehr muß er aber über alle die Fäden hingehen, unter welchen er am letzten durchgezogen ward, und im Gegentheile unter alle her, über we..e er am letzten hingegangen war.

Die der Länge nach geſpannten Fäden heißen die Kette oder der Aufzug, und die quer durchflochtnen der Einſchlag.

Es gibt hauptſächlich zwei Arten der Gewebe: gebildetes und ungebildetes. Das ungebildete entſteht auf die eben beſchriebne Art, wenn die Fäden der Kette und des Einſchlages ſich rechtwinklicht durchkreuzen, wie z. B. bei der Hausleinwand zu Hemden u. ſ. w. geſchieht. Das gebildete Gewebe (gekieperte, geköperte) begreift nun alle die Arten unter ſich, wo der Einſchlagsfaden nicht, wie vorhin beſchrieben wurde, wechſelsweiſe unter und über einen Kettenfaden durchläuft, ſondern wo derſelbe über und unter zwei oder mehrern Kettenfäden und in ſchiefen Winkeln gezogen wird. Von dem gebildeten Gewebe gibt es wiederum zwei Gattungen; denn entweder bildet der Einſchlag die Figur durch Tretung mit den Fußſchemmeln, und ſo heißt es Fuß-arbeit; oder die Kette bildet die Figur vermittelſt des Zuges, welches Zugarbeit oder gezogne Arbeit genannt wird.

Die Tücher ſind zwar in Anſehung der Feinheit und Güte verſchieden, werden aber alle auf einerlei Art gewebt,

kämmt; zu den Zeugen kann man nur die lange einſchü-
rige Wolle gebrauchen.

Das Krämpeln oder Kardätſchen geſchieht mit Bretern, die auf einer Seite mit Leder beſchlagen ſind, welches, nach Art der Hecheln, mit eiſernen Haken beſetzt iſt. Man hat feinere und gröbere Sorten, die verſchiedne Namen erhalten: Brechkämme, Schrobeln, Kardätſchen und Knieſtreichen. Sie werden nach der Verſchiedenheit der Wolle und nach dem Zweck der Arbeit verſchiedentlich gebraucht. Im Jahre 1785 wurde eine Maſchine erfunden, welche in Einem Tage mehr krämpelt, als 10 Arbeiter zu liefern im Stande ſind.

Die lange Wolle, die man vorzüglich zu Zeugen nimmt, wird mit Kämmen von doppelten ſtählernen Zähnen bearbeitet. Ein ſolcher Wollkamm beſteht aus einem Holze, wie T geſtaltet, auf deſſen oberm Stücke zwei Reihen ſtählerner Spitzen oder Haken ſtehen. Der Kämmer hat zwei bis drei dergleichen Kämme, die er beim Gebrauche wechſelsweiſe in dem Kammtopfe — eine Art von kleinem Ofen, der mit Kohlen geheizt wird, — erwärmt, und dann auf jeden eine Handvoll Wolle ſchlägt, welche er ſo lange kämmt, bis ſie ganz rein und locker iſt. Das Erwärmen der Kämme hat den Nutzen, daß das Fett in der Wolle ſich mehr ausbreitet, und daß ſie ſich beſſer kämmen läßt. Durch dies Kämmen erhält man lange Flöten, die eben ſo, wie der Flachs, geſponnen werden. Die kurze verworrene Wolle, die in den Kämmen zurückbleibt, heißt Kämmling, und wird entweder an die Hutmacher verkauft, oder zu ganz groben Geweben verarbeitet.

Die gekrämpelte und auf dem Wollrade geſponnene Wolle gibt rauhe, wolligte Fäden zu Tüchern; von der gekämmten und auf einem Spinnrocken wie Flachs geſponnenen erhält man glatte und feine Fäden zu Zeugen. Ohne gute Spinner kann der geſchickteſte Weber

der kein gutes Gewebe machen; daher beruht auf der Wollſpinnerei ein großer Theil von dem Flore der Tuchmanufakturen.

Aus den geſponnenen Fäden macht man nun auf dem Weberſtuhl unendlich mannigfaltige Gewebe. Das einfachſte Gewebe entſteht, wenn eine gewiſſe Anzahl Fäden der Länge nach neben einander aufgeſpannt, mit andern Fäden in die Quere ſo durchflochten wird, daß dieſer über dem erſten, unter dem zweiten her, über dem dritten und dem vierten her, und ſo durch die ganze Fadenfläche zu liegen kommt; bei der Rückkehr muß er aber über alle die Fäden hingehen, unter welchen er am letzten durchgezogen ward, und im Gegentheile unter alle her, über welche er am letzten hingegangen war.

Die der Länge nach geſpannten Fäden heißen die Kette oder der Aufzug, und die quer durchflochtnen der Einſchlag.

Es gibt hauptſächlich zwei Arten der Gewebe: gebildetes und ungebildetes. Das ungebildete entſteht auf die eben beſchriebne Art, wenn die Fäden der Kette und des Einſchlages ſich rechtwinklicht durchkreuzen, wie z. B. bei der Hausleinwand zu Hemden u. ſ. w. geſchieht. Das gebildete Gewebe (gekieperte, geköperte) begreift nun alle die Arten unter ſich, wo der Einſchlagsfaden nicht, wie vorhin beſchrieben wurde, wechſelsweiſe unter und über einen Kettenfaden durchläuft, ſondern wo derſelbe über und unter zwei oder mehrern Kettenfäden und in ſchiefen Winkeln gezogen wird. Von dem gebildeten Gewebe gibt es wiederum zwei Gattungen; denn entweder bildet der Einſchlag die Figur durch Tretung mit den Fußſchemmeln, und ſo heißt es Fuß-arbeit; oder die Kette bildet die Figur vermittelſt des Zuges, welches Zugarbeit oder gezogne Arbeit genannt wird.

Die Tücher ſind zwar in Anſehung der Feinheit und Güte verſchieden, werden aber alle auf einerlei Art gewebt,

webt, nämlich gerade ſo, wie die ungebildete Leinwand. Wann die Kette aufgezogen iſt — welche Arbeit Aufſcheeren oder Aufbäumen heißt, — beſtreicht man ſie mit Leimwaſſer, um die Fäden damit zu ſtärken, daß ſie unter dem Weben nicht zerreißen. An den beiden Seiten, wo das Tuch angeſpannt wird, bekommt es eine ſtarke Leiſte (Salband, Salbende) von Ziegenhaaren und ſchlechter Wolle, welche die ſtarke Ausdehnung beſſer verträgt, als das Tuch.

Nach dem Weben werden die Tächer gefettnoppt, gewalkt, gerauhet, geſchoren, gepreßt und einige auch wol friſirt (ratinirt).

Das Fettnoppen (Beleſen) verrichten meiſtens Frauenzimmer, indem ſie alle Knötchen, Stroh und andre fremde Theile, die bei dem Weben in das Tuch gekommen ſind, mit dem Nopp-eiſen herausziehen.

Das Walken iſt eine ſehr wichtige Arbeit, welche ungemein viel zur Güte des Tuchs beiträgt. Es geſchieht in der Abſicht, daß das Tuch dichter und feſter werde, und gleichſam die Stärke des Filzes erhalte. Vor dem Walken muß man es erſt ausfetten, d. i. die Fettigkeit herausbringen, welche beim Einſchmalzen der Wolle mit in das Tuch übergegangen iſt; denn dieſes Fett, das in den Zwiſchenräumen der Wollenfaſern ſitzt, würde ſie hindern, ſich dicht genug zuſammenzuziehen. Daher iſt es offenbar zweckmäßiger, dieſe Arbeit vor dem Walken, als, wie Einige thun, nach dem Walken zu verrichten. Das Ausfetten oder Waſchen geſchieht am beſten in der Walkmühle mit Urin, womit es in dem Walkſtocke von den Stampfen durchgearbeitet wird. Hernach trocknet man es, kratzt es mit ſtumpfen Karden etwas auf, und bringt es ſodann zum eigentlichen Walken wiederum in die Walkmühle.

Feine Tücher walkt man mit Seife, die in kochendem Waſſer zur Gallerte aufgelöſt worden; ſonſt walkt man auch

auch überhaupt mit Walk-erde, Schafkoth und Oel, Gerſten-, Hafer- und Bohnenmehl, und in England mit warmgemachtem Menſchenharn und Schweinekoth, worin einige Arten Tücher eine Zeitlang eingeweicht, und nachher von Taglöhnern mit den Füßen gewalkt oder getreten werden. Die Walk-erde iſt ein feiner Thon, der ſich im Waſſer auflöſet, und Schaum gibt, wie Seife. Die Engliſche iſt die beſte; es iſt aber bei Lebensſtrafe verboten, ſie auszuführen. Man hat auch vorgeſchlagen, mit Branntwein zu walken, welches jedoch wol zu koſtbar ſein möchte. Zuletzt wird das gewalkte Tuch mit reinem Waſſer ebenfalls in dem Walkſtocke ausgeſpühlt.

Das Rauhen, Scheeren und Preſſen wird von den Tuchbereitern oder Tuchſcheerern verrichtet, obgleich in großen Städten ſich verſchiedene Profeſſioniſten mit jeder einzelnen Arbeit beſonders beſchäftigen. Durch das Rauhen wird die Wolle aufgekratzt, damit man ſie nachher deſto bequemer abſcheeren kann. Man bedient ſich dazu einer Art Diſteln (Karden), die abſichtlich an mehrern Orten, z. B. bei Halle in Sachſen, angepflanzt werden. Zum Scheeren braucht man einen mit Scheerwolle gepolſterten Scheertiſch und eine Tuchſcheere, welche, wenn ſie gut iſt, über 30 Thlr. koſtet. Ein Stück Tuch wird gewöhnlich dreimal gerauhet und dreimal geſchoren, ſodann in einen Rahmen auf freiem Felde ausgeſpannt, um durch das Ziehen ihm überall einerlei Breite und Dicke zu geben, und wann es trocken geworden iſt, völlig glatt und gleich oder ausgeſchoren. Nun reinigt man es noch einmal mit dem Nopp-eiſen, ſtopft die Löcher zu, die bei dieſen Arbeiten entſtanden ſind, gibt ihm mit einem Bretchen, deſſen eine Oberfläche geleimt und mit Sand beſtreuet iſt, den Strich, und kehrt es recht rein aus.

Hierauf erfolgt das Preſſen in einer ſtarken Schraubenpreſſe. Man faltet das Tuch im Zickzack, legt zwi-

ſchen

ſchen jede Lage einen ſehr glatten Pappendeckel (Preß-ſpan, ſ. Papiermacher), unten und oben Breter (Preßbreter), und hin und wieder zwiſchen die Lagen auch wol gewärmte eiſerne Platten, und ſo wird der Stoß gepreßt. Nach der erſten Preſſe faltet man das Tuch anders, damit die erſten Falten auch eine Preſſe bekommen. Zuweilen werden Tücher vor dem Preſſen gummirt (mit Arabiſchem Gummi, im Waſſer aufgelöſt, benetzt) oder laudirt (mit Baum-öl beſtrichen); beides iſt aber betrügliche Arbeit, um Käufer anzulocken, denn der dadurch erhaltne Glanz iſt nur von kurzer Dauer.

Friſirt (ratinirt) werden einige Tücher, indem man durch Reiben auf der rechten Seite die Härchen der Wolle kräuſelt und ſie zu kleinen Knötchen drehet. Man hat zu dem Ende eine eigne Friſirmühle erfunden.

Als eine beſondre Art von Tüchern bemerken wir den Kirſey, der ein leichtes gekiepertes Tuch iſt; das feine wird von den Officieren der Reiterei zu ihren Kollets getragen, und das grobe von den gemeinen Reitern.

Moll und Molton ſind dünne Tücher mit einer ſtarken rauhen Oberfläche.

Die wollenen Zeuge weichen in der Art der Verfertigung und Zubereitung von den Tüchern ab. Sie werden von den Zeugmachern auf Stühlen, die den Leinweberſtühlen gleichen, gewebt; zum Theil ſind die Zeuge ungebildet, wie die Tücher, größtentheils aber gebildet. Man ſchlägt ſie insgemein beim Weben auch dichter, als die Tücher, weil ſie gewöhnlich nicht gewalkt werden. Die bekannteſten Arten der Zeuge ſind folgende:

Etamin iſt der dünnſte und gemeinſte. Zur Kette nimmt man gewaſchene, zum Einſchlage aber ungewaſchene, oder Fettwolle. Nach dem Weben wird er in einer Lauge von grüner Seife gewaſchen, in reinem Waſſer wieder ausgeſpült, und dann karenet. Dieſe letztere Arbeit beſteht

darin, daß man ihn wohl ausgebreitet und angefeuchtet langſam über glühende Kohlen zieht, und auf eine hölzerne Walze wickelt. Nachher kocht man ihn noch 2 Stunden mit der Walze in heißem Waſſer, legt ihn dann eine Zeitlang in kaltes Waſſer, und läßt ihn färben. Nach dem Färben kareyet man ihn noch einmal.

Wenn man den Etamin kalandert und preßt, ſo heißt er Dames (Damis, Tamis). Das Kalandern geſchieht mit zwei hölzernen und einer metallenen Walze, zwiſchen welchen das Zeug durchgezogen wird; in der metallenen Walze liegt ein glühender eiſerner Bolzen. Zuweilen wird der Etamin auch gewalkt.

Serge nennt man überhaupt einen gekieperten wollenen Zeug, wozu die Kette von feiner gekämmter Waſchwolle, der Einſchlag aber von gekrämpelter Wolle genommen wird. Man theilt ſie ein in Krönſerge und Strichſerge, erſtere heißt auch Kronraſch. Sie werden ſo, wie alle gekieperte Zeuge, gewebt, dann eine Stunde gewalkt, ferner gerauhet, geſchoren, und in den Rahm geſpannt. Die Kronſerge iſt aber feiner und breiter, als die Strichſerge.

Von den vielen beſondern Arten von Serge bemerken wir nur noch folgende, die bekanntlich ihre Benennung von dem Orte, wo ſie zuerſt verfertigt worden, erhalten haben.

Serge de Berry. Die Kette und der Kieper fallen auf der rechten Seite ſtark in die Augen. Man nimmt die feinſte Wolle, auch wol bisweilen Kameelgarn, dazu.

Serge de Rome. Bei dieſem gekieperten Zeuge fällt — zum Unterſchiede vom vorigen — der Einſchlag auf der rechten Seite vorzüglich in die Augen. Er pflegt nicht ganz ſo dicht und fein zu ſein, wie Serge de Berry.

Die doppelte Serge de Rome, oder Serge de Nimes, wird aus der allerfeinſten Wolle bereitet. Kette

und

und Einſchlag wird gezwirnt; man ſchlägt ſie auch außerordentlich dicht.

Raſch iſt nichts anders, als ſchlechte Serge. Er ſoll zuerſt in der Stadt Arras, in der Grafſchaft Artois, verfertigt worden ſein, und daher dieſen Namen führen. Es gibt eigne Raſchmacher, welche aber auch andre Arten von Zeugen weben.

So wie der Raſch, eben ſo wird auch der Ratin verfertigt, der nur in der Güte von ihm verſchieden iſt.

Chalons (Schalong) von der Stadt gleiches Namens in Frankreich. Er iſt breiter und feiner als Raſch, gut gewalkt und geglänzt, und wird jetzt in Berlin, Mühlhauſen, Langenſalze und andrer Orten ſehr häufig gemacht.

Die beſte Sorte von Raſch heißt Soy.

Drap de Dames (im gemeinen Leben: Drapderdam) iſt ein tuch-artiges Zeug. Es wird wie ein dünnes Tuch gewebt, ein wenig gewalkt, auch meiſtens im übrigen wie Tuch bereitet. Man färbt es gewöhnlich ſchwarz, und trägt es zu Trauerkleidern.

Der Droguet (auch Dreget, von Drogeda, einer Stadt in Irland) gleicht dem Drap de Dames ſehr; aber die Kette beſteht bei jenem aus gekämmter, und bei dieſem aus gekrämpelter Wolle. Es gibt geblümten, ferner halbſeidnen und ſeidnen Droguet. Man trägt ihn auch zur Trauer.

Der Krepp (Krepon), ein wollener, leinwand-artiger Zeug, wird vorzüglich gut in Zürch verfertigt, ſo wie überhaupt die Schweiz den meiſten liefert. Man macht ihn aus ſehr dünn geſponnenen, aber hart gedreheten Fäden. Nachdem er locker gewebt iſt, legt man ihn in ſiedendes Waſſer, wovon er zuſammen läuft und runzlicht wird; dies nennt man kreppen. Er wird ſtark gewalkt, kalandert, und ſo wie der Etamin behandelt.

Bet-

Berkan oder Perkan wurde ehemals nur aus Kameelgarn gemacht; jetzt nimmt man aber fein gezwirnte Wolle dazu. Die Einſchlagsfaden ſind weit ſtärker, als die zur Kette. Wenn der Zeug gut ſein ſoll, müſſen die Fäden zweimal gezwirnt werden. Man braucht ihn ſeiner Dichtigkeit wegen zu Regenröcken, und wegen der Leichtigkeit zu Sommerkleidern. Er wird wie der Etamin appretirt (zubereitet).

Beril, ein ſchöner Zeug, von der feinſten ſächſiſchen Wolle, dient beſonders zu Schlafröcken. Er wird unter andern in Grimma gemacht.

Kamelot, ein mehrentheils buntgeſtreifter Zeug, der faſt eben ſo wie der Etamin verfertigt wird, nur daß man beim Aufziehen der Kette die Fäden genau ſo neben einander ordnen muß, wie die Streifen ſein ſollen. Aus eigentlichem Kameelgarne macht man ihn jetzt ſelten. Eine Art leichter Kamelot heißt Poliniet.

Kalmang (Kalmank) iſt entweder gekiepert, oder geblümt. Der gekieperte, ſowol der glatte als geſtreifte, wird mit eben den Handgriffen verfertigt, wie die andern Zeuge dieſer Art. Der glatte bleibt entweder weiß, oder er wird nach dem Weben gefärbt, und mit dem Kalander ſtark geplättet; daher nennt man ihn auch wollenen Atlas. Der geblümte Kalmang iſt eigentlich ein wollener Damaſt, und wird auch auf eben die Art, wie der Damaſt, verfertigt.

Batavia hat ſeinen Namen von dem Orte der Erfindung. Es gibt ſeidnen, halbſeidnen und wollenen. Der Grund deſſelben iſt glatt, die Verbindung der Ketten- und Einſchlagsfäden daher rechtwinkelicht, wie bei der Leinwand; aber hin und wieder ſind in denſelben Blumen gewirkt (broſchirt*), welches durch den Einſchlag geſchieht.

Der

*) Broſchirt nennt man Zeuge, in welchen Blumen mit ihren natürlichen Farben eingewirkt ſind, folglich alle ſogenannte Stoffe und ſtoff-artige Zeuge.

Der Zeug ſelbſt iſt entweder einfarbig oder ſtreiſig. Bisweilen werden die Blumen mit Seide einbroſchirt, und dann heißt es halbſeidner Batavia.

Boy (Preßboy) iſt ein grober tuch=artiger Zeug aus ſchlechter Wolle, worunter man bisweilen Kämmling miſcht. Man färbt ihn meiſtens ſchwarz, und braucht ihn, um Kutſchen, Pferde und Zimmer zur Trauer damit zu behängen. In England macht man ihn am beſten, aber auch ſchon ſehr gut in Gera, in Borna bei Leipzig, in Berlin ꝛc.

Struck (Everlaſting) ein leichter Zeug von verſchiedenen Farben, auf deſſen Grunde ſich gemeiniglich Streifen (Ribben) erheben. Er dient vorzüglich zu Sommerkleidern. In Gera wird er häufig verfertigt.

Floret, ein leichter, geblümter Zeug. Der Grund und die Blumen ſind von verſchiedner Farbe. Seinen Namen hat er vermuthlich von dem franzöſiſchen Fleuret. Eine andre Art davon heißt Taburet.

Fries, ein grober, dünngewebter, tuch=artiger Zeug, der auf der Oberfläche lange Haare hat. Man nimmt die ſchlechteſte Wolle, auch Kämmling, dazu. Der Einſchlagsfaden iſt weit gröber, als der Kettenfaden. Er wird in der Walke nur eine Stunde lang mit Seife gewaſchen. Man braucht ihn zu Decken, auch gefärbt zu gemeinen Weibskleidern. An einigen Orten gibt es eigne Friesmacher.

Flanell. Man hat gute und ſchlechte Sorten. Der gewöhnliche iſt der Futterflanell. Die Kette iſt einſchürige Waſchwolle, der Einſchlag aber Streichwolle oder gekrämpelte Wolle. Man webt ihn wie Tuch. Der gekieperte Flanell iſt der beſte, er wird aber ſelten gemacht, weil er theuer iſt. In der Walke wäſcht man ihn mit grüner Seife, rauhet ihn einmal, ſcheert ihn aber nicht. Nach dem Rauhen wird er geſchwefelt und in den Rahmen geſpannt. Der glatte Flanell wird nicht gerauhet, ſondern nach der Walke gleich in den Rahmen geſpannt; dieſen

trägt

trägt man zu Kleidern. Der friſirte Flanell, der nach dem Rauhen friſirt wird, iſt der ſchlechteſte.

Golgas (gedruckter oder türkiſcher Flanell) wird zwar, wie der Flanell überhaupt, gewebet, die Fäden aber müſſen beſſer und derber geſponnen ſein, damit die Oberfläche ſo glatt wie möglich werde. Die Blumen und Figuren werden mit Formen aufgedruckt, welche Art der Druckerei im Anfange dieſes Jahrhunderts in England erfunden wurde, nun aber auch in einigen deutſchen Städten nachgemacht wird; doch hält man ſie noch geheim. Dieſe Druckerei hat das Beſondre, daß auf beiden Seiten des Zeuges, und zwar auf einer und eben derſelben Stelle, einerlei Blumen ſind. Es kommt dabei hauptſächlich auf die Formen an. Dieſe ſind von weichem Holze, und jede Form muß doppelt da ſein. Wenn man nun damit drucken will, ſo nimmt man eine ſolche Form, ſetzt ſie in eine dazu eingerichtete Preſſe, legt den heißgebrüheten Flanell darauf, und deckt dieſelbe Stelle, wo die eine Form unter dem Flanell liegt, mit der andern Form, in welcher eben die Figuren geſchnitten ſind, wie in jener, ſo daß dieſe beiden Formen gerade auf einander paſſen. In der untern Form ſind Kanäle, von denen jeder blos zu den ausgeſchnittenen Figuren führt, welche Einerlei Farbe bekommen ſollen. An die Mündungen der Kanäle ſteckt man eine aufwärts gebogne Röhre, die ſich in einem Trichter endigt. Hier gießt man nun die Farbebrühe hinein, dieſe rinnt zu den vertieften Stellen hin, und durchdringt den Zeug bis zu der obern Form, kann ſich aber wegen des ſtarken Preſſens nicht ſeitwärts ausbreiten. Das überflüßige der Farbe fließt zur Seite aus Kanälen der obern Form wieder ab. Wann auf die Weiſe das ganze Stück gedruckt iſt, ſo ſpült man es noch im Waſſer aus, und dann iſt es fertig.

Beuteltuch wird aus drallgeſponnenen wollenen Fäden, nach Art der Leinwand, gewebt. Man braucht es hauptſächlich zum Durchſieben des Mehls in den Mühlen,

ſonſt aber auch noch zu allerlei Nähereien, zu Modelltüchern ꝛc. Die Verfertigung deſſelben erfordert gewiſſe Handgriffe und Vortheile, die den Deutſchen noch nicht ganz bekannt ſind, denn in England macht man es immer noch am beſten. Das Engliſche Beuteltuch hält in den Mühlen drei Monat, und das Deutſche kaum zwei. Man macht es jetzt unter andern in Potsdam, Berlin, Gera, in Oſtra bei Dresden, und in Hartau bei Zittau. Der Verbrauch von dieſem Zeuge iſt ſehr beträchtlich, denn man rechnet auf jeden Mahlgang jährlich 25 Ellen, und hiernach braucht ein Land in einem Jahre für mehrere tauſend Thaler.

Plüſch, ein ſammt-artiger Zeug, der auch eben ſo gemacht wird, wie Sammt. Am gewöhnlichſten nimmt man wollen Garn dazu, doch auch wol etwas Kameelgarn. Die rauhe Oberfläche wird bei allen ſammt-artigen Zeugen durch die Florkette hervorgebracht, welches eine Kette von Fäden iſt, die über der gewöhnlichen Kette gezogen wird. So wie die Fäden der Florkette eingewebt ſind, ſchneidet man ſie mit einem Inſtrumentchen auf; die Spitzen derſelben bilden die rauhe Oberfläche. Man hat glatten, geblümten und gedruckten Plüſch.

Felbel (Velpel) iſt eine geringere Sorte von Plüſch, und wird meiſt eben ſo, wie dieſer verfertigt, nur daß der Flor des Felbels etwas länger iſt.

Tapeten oder Teppiche werden auf beſondern Stühlen gewebt. Man hat dreierlei Gattungen: Türkiſche (Savonnerie), hochſchäftige (Hautelisse) und tiefſchäftige (Baſſeliſſe).

Zu den türkiſchen nimmt man Wolle und feinen, aber feſten hänfnen Zwirn. Sie bekommen nach Art des Plüſch einen Sammetflor, und heißen türkiſche Tapeten, weil dieſe Weberei von den Türken nach Frankreich gebracht worden ſein ſoll. Tapeten der Savonnerie werden ſie genannt nach dem Namen der Manufaktur, wo man ſie verfertigt.

Die

Die hochſchäftigen unterſcheiden ſich von den tiefſchäftigen dadurch, daß die Kette ſenkrecht auf dem Stuhle angebracht iſt. Bei den tiefſchäftigen hingegen iſt ſie horizontal oder wagerecht.

Noch gibt es eine ganz ſchlechte Gattung Tapeten, welche Bergamees (von Bergamo) heißen, und deren Kette gemeiniglich Hanf, der Einſchlag aber Wolle, Flockſeide oder Baumwolle iſt.

Die Tapetenweberei iſt unter allen die künſtlichſte und mühſamſte; ſie wirkt Figuren von Menſchen, Thieren u. ſ. w. in natürlicher Größe und mit lebendigen Farben, wie die ſchönſten Gemälde, in Seide, Wolle oder Leinen. Das Muſter dazu wird von einem geſchickten Maler verfertigt. Es arbeiten fünf, ſechs, auch wohl mehrere Weber, an Einer Tapete und auf Einem Stuhle zugleich. Die beſten hat man bisher in Frankreich und den Niederlanden gemacht; doch liefert auch die Berlinſche Manufaktur Stücke, die neben jenen ihren Platz behaupten.

Strickerei.

Filzen, Weben und Stricken ſind die drei vornehmſten Bereitungsarten der Zeuge zu Kleidungsſtücken, wovon wir nun noch das letzte kürzlich zu bemerken haben.

Man ſtrickt entweder aus freier Hand mit Strickſtöcken (Stricknadeln), oder auf einem Strumpfſtrickſtuhle. Das erſte iſt zwar meiſtentheils nur Frauenzimmerbeſchäftigung; doch gibt es an einigen Orten auch gelernte Strumpfſtricker, die eine beſondre Profeſſion ausmachen. Sie verfertigen nicht nur Strümpfe, ſondern auch Handſchuh, Mützen, Weſten, Beinkleider und andre Kleidungsſtücke. Ihre Arbeit hat den Vorzug, daß ſie weit elaſtiſcher und dauerhafter iſt, als was auf dem Strumpfſtuhle geſtrickt wird; aber freilich geht ſie auch langſamer von Statten. Sie bedienen ſich gewöhnlich

nur 4 Strickſtöcke oder Stricknadeln, da die Frauenzimmer deren 5 gebrauchen. Die neueſte Verbeſſerung dieſer Art zu ſtricken beſteht darin, daß jeder Strickſtock an dem einen Ende einen kleinen Haken hat, womit die Maſche, ſobald ſie gebildet iſt, heruntergezogen wird, welches die Arbeit beſchleunigt und erleichtert. Die Meiſter geben ſich indeſſen nicht ſowol mit dem eigentlichen Stricken ab — denn das überlaſſen ſie den Lehrlingen und Weibern —, als vielmehr mit der weitern Zubereitung, nämlich dem Walken, Rauhen und Scheeren, welches bei den wollenen Strümpfen auf ähnliche Art, wie bei den Tüchern, geſchieht.

Die Strumpfwirker (Strumpfweber) unterſcheiden ſich von den vorhergehenden dadurch, daß ſie nicht aus freier Hand, ſondern auf einer Maſchine ſtricken, die man den Strumpfwirkerſtuhl nennt. Die Einrichtung dieſes Stuhls, der mit Recht ein Meiſterſtück menſchlicher Erfindungskraft heißt, kann man durch eine bloße Beſchreibung unmöglich kennen lernen. Er wurde im vorigen Jahrhunderte in England erfunden; aber in Deutſchland benutzt man ihn kaum erſt ſeit hundert Jahren. Die Schlöſſer verfertigen ihn an verſchiednen Orten, z. B. zu Zeulenroda im Vogtländiſchen. In Frankreich ſoll man ihn jetzt verbeſſert und einfacher gemacht haben, ſo, daß er 600 Theile weniger hat, als der gewöhnliche, an welchem man über dritthalb tauſend zählt. Auf dieſer Maſchine nun werden die Strümpfe nicht eigentlich gewebt oder gewirkt, ſondern mit Nadeln geſtrickt, und alſo könnte man ihn auch eher Strumpfſtricker, als Strumpfwirkerſtuhl nennen. Die Strümpfe ſowol, als andre Kleidungsſtücke können nicht anders als ausgebreitet darauf verfertigt werden; nachher nähet man ſie dann zuſammen. Verſchiedne Arten von Zwickel, z. B. die ſogenannten Schweizerzwickel, werden beſonders gewirkt und eingeſetzt (angekettelt). Einige Strümpfe bekommen auch inwendig einen Felbel, der aus verlängerten Maſchen beſteht.

Die

Die wollenen Strümpfe werden nach Art der Tücher gewalkt, gerauhet, geſchoren und gepreßt. Das Schwefeln und Färben derſelben verrichten die Strumpfwirker auch meiſtens ſelbſt.

Die Kaſtorſtrümpfe machte man ſonſt aus der beſten Spaniſchen Wolle, mit Biberhaaren vermiſcht; jetzt nimmt man nur noch ſehr gute Wolle dazu, und zwar zu den halben Kaſtorſtrümpfen dreifache Fäden, wovon zwei von guter einſchüriger Wolle ſind, und der dritte von eben der Wolle, mit feinem Kämmling vermiſcht. Dieſer Faden mit dem Kämmling verurſacht nachher bei dem Walken, daß die Oberfläche der Strümpfe ſich dicht in einander filzt, welches die vornehmſte Eigenſchaft eines Kaſtorſtrumpfes iſt. Ganze Kaſtorſtrümpfe erhalten zwei Fäden einſchürige, und zwei mit Kämmling vermiſchte Fäden, wodurch die Oberfläche derſelben noch rauher und dichter wird.

Daß man auch anf ähnliche Art von Seide, Baumwolle und Leinen allerlei Strickwaaren bereitet, bedarf kaum einer Anzeige.

Federn.

Die Federn, welche die Haut der Vögel, ſo wie die Haare und Wolle die Haut der vierfüßigen Thiere, bedecken, werden von uns auf mancherlei Weiſe benutzt. Vorzüglich dienen ſie zur Ausſtopfung der Betten, und man kann auf den ungeheuren Verbrauch derſelben in dieſer Hinſicht ſchließen, wenn man bedenkt, daß zu einem vollſtändigen Bette 50 Pfund Federn gehören, welches den Ertrag von 200 Gänſen ausmacht. Denn 4 Gänſe geben 1 Pfund gewöhnliche, und 16 Gänſe 1 Pfund Flaumfedern, worunter man die weichſten Federn verſteht, die an der Bruſt und am Bauche, von den größern bedeckt, ſitzen.

Gemeiniglich nimmt man zwar nur Gänſefedern zu Betten, aber im Nothfalle kann man auch die Federn von Hühnern, Enten und andern Vögeln dazu gebrauchen, ob

ſie gleich nicht ſo elaſtiſch ſind wie jene, und ſich etwas klümpern; wenigſtens können ſie mit den Gänſefedern vortheilhaft vermiſcht werden. Ein Vorſchlag, der in der That einer nähern Aufmerkſamkeit und eines Verſuchs werth wäre, iſt die Errichtung einer Federbettmanufaktur. Da die Federn, ehe man ſie zu den Betten gebrauchen kann, erſt geriſſen, d. i. von ihren Kielen befreiet werden müſſen: ſo könnten durch eine ſolche Anſtalt eine Menge müſſiger Hände in Bewegung geſetzt und nützlich beſchäftigt werden, und zwar gerade von ſolchen Perſonen, die zu keiner andern Beſchäftigung geſchickt oder tüchtig ſind. Verbände man dieſe Manufaktur mit einer Armen- und Verpflegungsanſtalt, ſo würde der Vortheil nicht zu verkennen ſein. Gebrechliche, blinde, alte, und ſelbſt kränkliche Perſonen, ſo wie kleine Kinder, die zu andern Arbeiten noch zu ſchwach ſind, würden es für eine Wohlthat halten, durch eine ihren Kräften angemeſſene Beſchäftigung, Zeitvertreib und bequemen Unterhalt zu finden. An hinlänglichem Abſatze der geriſſenen Federn dürfte wol, bei gehöriger Klugheit und Redlichkeit des Vorſtehers, gar nicht zu zweifeln ſein.

Die koſtbarſten ſind die Federn des Schwans und der Eider, welche letztern vorzugsweiſe Daunen oder Dunen heißen, da man ſonſt auch wol die Flaumfedern eines jeden Vogels darunter verſteht. Dieſe Eiderdunen, welche mit Lebensgefahr aus den Neſtern an ſteilen Felſen und Ufern geholt werden, ſind wiederum von verſchiedner Güte. Sie werden daher ſortirt und gereinigt, ſodann getrocknet und an der Sonne geſchlagen. Jedes Neſt kann in einem Jahre dreimal von Federn entblößt werden, weil es der Vogel eben ſo oft wieder damit anfüllt. Dieſe dreimalige Plünderung gibt ungefähr $\frac{1}{2}$ Pfund gereinigte Dunen. Sie werden uns aber häufig mit Gänſedunen vermiſcht zugeſandt. Den ſtärkſten Handel mit denſelben treibt Bergen, Kopenhagen und Glückſtadt. Ihr Vorzug

zug beſteht in der außerordentlichen Ausdehnungskraft, worin ſie alle andre bekannte Gattungen von Federn übertreffen. Drei Pfund können in einen Klumpen einer Fauſt dick zuſammengepackt werden; aber in einem Keſſel über glühende Kohlen gehalten, dehnen ſie ſich ſo aus, daß ſie ein ganzes Deckbett, 5 Fuß in der Länge und eben ſo viel in der Breite, vollkommen ausfüllen. In Dänemark koſtet das Pfund 3 Thl. und drüber.

Ein andrer Gebrauch iſt der der Spulen aus den Flügeln verſchiedner Vögel zum Schreiben; die von den Gänſen ſind wiederum die gemeinſten und beſten, und zwar ziehet man die, welche ſie von ſelbſt verlieren, denen vor, die man mit Gewalt herausreißt, weil jene reifer ſind. Man theilt ſie ein in gezogne und ungezogne. Die erſtern ſind zum Schreiben weit beſſer zu gebrauchen, als die letztern. Wenn man ſie ziehen will, ſo ſteckt man ſie vorher etliche Augenblicke in heißen Sand oder Aſche, wodurch die überflüßige Feuchtigkeit verdünſtet, und die Spule dichter und härter wird; ſobald man ſie herausgenommen hat, ſtreicht man einigemal mit der Breite einer Meſſerklinge der Länge nach auf allen Seiten hinunter, um ihr die gehörige Rundung und Form zu geben. Noch beſſer aber iſt es, wenn man ſie über Kohlen zieht, wo ſie von der Hitze nicht unmittelbar und zu ſtark angegriffen werden. Man kauft ſie, nach ihrer verſchiednen Güte, zu verſchiednen Preiſen, von acht Groſchen bis zu einem Speciesthaler fürs Hundert. In Deutſchland hat Hamburg den größten Handel mit dieſer Waare, und ſetzt davon jährlich in unglaublicher Menge ab. Man kennt die beſten unter dem Namen der Holländiſchen und Hamburgiſchen Seekiele. Das Tauſend koſtet in Amſterdam ſechszehn Stüver bis vier Holländiſche Gulden.

Mit den Federn von Straußen und Schwänen ſchreibt man auf Pergament. Die Rabenfedern braucht man vornämlich zum Zeichnen, daher ſie auch Reißfedern heißen.

Eben dieſelben dienen auch zum Bekielen oder Befiedern einiger muſikaliſchen Inſtrumente, z. B. des Flügels, indem man ſie zu dieſem Zweck ſchneidet, und in die Zungen der Tangenten ſteckt, von deren Berührung alsdann die Saiten ſehr ſcharf und hell klingen.

Endlich benutzt man auch einige Arten von Federn — wozu ſie von der Natur ſchon beſtimmt zu ſein ſcheinen — zum Putz und zu mancherlei Zierrathen. Man macht davon Muffe für Frauenzimmer, Blumen, Federhüte und dergleichen. Nicht nur einzelne Perſonen, welche Federſchmücker oder Federweiler heißen, und in Paris vor Zeiten eine eigne Innung ausmachten, beſchäftigen ſich mit dieſen Arbeiten, ſondern ſie werden auch in großen Anſtalten fabrikmäßig betrieben, wie denn eine ſolche Federblumenmanufaktur in Berlin blühet. Man nimmt dazu die Federn von Gänſen, Enten, Hühnern, Kapaunen, Reihern und Pfauen. Die Straußfedern erhalten wir über Marſeille aus Egypten, der Barbarei ꝛc. Zu den Frauenzimmermuffen ſetzt man entweder einzelne Federn zuſammen, oder man macht ſie aus dem Ganzen. Das letztere geſchieht auf folgende Art. Man zieht z. B. von einem Schwane die Haut behutſam mit den Federn ab, und nagelt ſie auf ein Bret, ſo, daß die Haut oben und die Federn unten liegen. Alsdann ſtreuet man an der Luft zerfallnen Kalk Fingersdick auf die Haut, und läßt ſie ſo einen Monat liegen. Nach dieſer Zeit klopft man den Kalk ſanft aus, nähet die nun gleichſam gahr gemachte Haut mit den Federn auf Pappe, und gibt dann dem Muffe mit leichter Mühe die gehörige Geſtalt, Ausfutterung u. ſ. w.

Auf ähnliche Weiſe bereitet man die Kopfhaut der Waſſervögel in Sibirien.

Sonſt werden Muffen und andre Kleidungsſtücke aus verſchiednen bunten Federn über netzförmig ausgeſpannten Bindfaden geflochten, und nachher auf Leinwand genähet. Dieſe Arbeit erfordert mehr Geſchmack als Kunſt.

Da

Da man die Federn nicht immer in der Natur von den Farben haben kann, wie man ſie wünſcht, ſo färbt man ſie, uud zwar in kalten Farbe-brühen, weil ſie in heißen ſich aufkräuſeln würden. Die weiß bleiben ſollen, werden mit Seifwaſſer an der Sonne gebleicht, um ſie recht blendend weiß zu machen, und ſodann noch in einer verſchloſſenen Kammer, wie die weiſſen Tücher, geſchwefelt. Die ſchwarzen bekommen eine Beize, wodurch ſie glänzend ſchwarz werden. Um Blumen daraus zu verfertigen, werden die Federn gefärbt, gekämmt, gepreßt, und nachher die einzelnen Theile derſelben mit der Scheere aus freier Hand geſchnitten Hierauf bindet man die Blätter und Blumen in ihrer natürlichen Lage an einen mit grüner Seide umwickelten meſſingenen Drath, ſo iſt die Blume fertig.

Zu dem Kopfputze der Damen nimmt man meiſtens Reiherfedern, welche auch die Turbans der Türken zieren.

Die Federbüſche der Officiere bei der Reiterei ſind von Straußfedern; die der gemeinen Reiter aber nur von Kapaunen.

Knochen, Horn, Schalen und ähnliche Produkte.

Dieſe Produkte werden hauptſächlich von dem Kammmacher und Beindrechsler verarbeitet; zu den letztern gehören auch noch die Wildrufdreher. Die Meſſerſchmiede machen Meſſerſchalen davon, und die Schwertfeger Griffe zu Hirſchfängern. Außerdem findet man in einigen großen Städten Manufakturen, wo aus Knochen, Horn und Schalen allerlei nützliche und koſtbare Sachen verfertigt werden.

Der

Der Kammmacher macht Kämme von Elfenbein, Schildpad (Schildkrötenſchalen) und Ochſenhorn; auch verfertigt er aus den letztern Nachtwächter- und Pulverhörner, desgleichen Hornlaternen. Die vornehmſten Arbeiten deſſelben, wenn er Kämme von Horn machen will, ſind folgende: Zuerſt wird das Horn entſchlaucht, d. i. der knochen-artige Kern (Schlauch) an der Wurzel wird abgeſchlagen. Hierauf zerſchrotet er es mit der Säge nach der Dicke — nicht nach der Länge; — die vollen Spitzen verkauft er an den Horn- oder Beindrechsler. Nun erweicht er es in heißem Waſſer, und biegt es zu geraden Platten. Dieſe Platten werden dann ferner beſchabet (geölert), wieder erwärmet, gepreßt, gebeizt, und in dünnere Platten zerſchnitten (geörtert).

Hiernächſt wird der Kamm zugehauen, nach den beiden Seiten zu, wo die Zähne hinkommen ſollen, keilartig abgeſchärft, und gebockſchabet, d. i. auf einem hölzernen Bocke mit dem Meſſer geſchabet, wodurch der Umfang und die Geſtalt des Kammes beſtimmt wird. Endlich zeichnet er die Zähne mit einem Riſſe (einem eiſernen Inſtrumente) vor, ſchneidet ſie aus, und glättet und polirt den ganzen Kamm.

Wenn er dem Horne das fleckige Anſehen der Schildkrötenſchale geben will, ſo macht er aus Mennig, Pot-aſche und Kalk mit Waſſer einen Teig in einem Napfe, trägt mit einem Spane hievon etwas auf die Stellen des Horns, welche fleckig werden ſollen, und läßt dann dieſe Beize eine Stunde in der Wärme darauf liegen.

Zu den elfenbeinernen Kämmen nimmt er lieber Wallroßzähne, oder die Zähne des Cachelot, als wirkliches Elfenbein, weil jene weißer ſind als dieſes.

In Neuſtadt-Eberswalde, in der Mark Brandenburg, iſt eine Fabrik, wo elfenbeinerne Kämme verfertigt werden. Die

Die merkwürdigſten hieher gehörigen Materialien, die von Künſtlern und Handwerkern bearbeitet, auch ſonſt verſchiedentlich benutzt werden, ſind: das Elfenbein, die Schildkrötenſchale, die Perlenmutter, die Korallen, das Fiſchbein, das Hirſchhorn, Ochſenhorn und allerlei gemeine Knochen.

Das Elfenbein wird, wie bekannt, von den Zähnen des Elephanten und einiger andern Thiere, die in der Naturgeſchichte angeführt ſind, erhalten.

In Sibirien gräbt man Elfenbein (ſo wie auch ganze Gerippe von Elephanten und andern großen Thieren) aus der Erde. Das Elfenbein iſt horn-artiger Natur, weil es durch Wärme erweicht wird. Man hat überhaupt gelbes und weißes Elfenbein; jenes iſt noch dichter und feiner als dieſes, und wird alſo höher geſchätzt. Aber auch das weiße hat immer noch etwas Gelbliches, welches man entweder durch Schwefeln über glühenden Kohlen, oder durch heiße Plätt-eiſen, herausbringt. Es hat auch die üble Eigenſchaft, daß es mit der Zeit wieder gelb wird, alsdann ſoll man es in dem Thaue wieder weiß bleichen können. Da die Elephantenzähne, nach der Wurzel zu, hohl ſind, ſo kann der Kamm-macher keinen unter 50 Pfund ſchwer gebrauchen, weil ſonſt die daraus zu ſchneidenden Platten zu klein werden. Man erhält das Elfenbein über Hamburg aus Amſterdam und London, und bezahlt das Pfund mit einem Thlr. und drüber. Den Abgang verkauft der Kamm-macher entweder an die Beindrechsler zu Spielpuppen ꝛc., oder er raſpelt die ganz kleinen Stückchen zu Streuſand; auch macht man von dieſen Abgängen das ſogenannte Elfenbeinſchwarz (Sammtſchwarz) auf folgende Art: Man wirft die Stückchen Elfenbein in einen irdnen Topf, deckt und klebt ihn feſt zu, und ſtellt ihn ſo lange in eine ziemliche Glut, bis man keinen Rauch mehr merkt. Sodann ſetzt man es in Sand, und läßt es erkalten. Bei Eröffnung des Topfs

findet

findet man nachher eine ſehr ſchwarze, blättrige Materie, welche fein geſtoßen und gerieben, hierauf mit Waſſer angefeuchtet und zu Kügelchen gebildet wird, die man an die Maler und Goldſchmiede verkauft. Letztere brauchen ſie zur Schwärzung des Kaſtens oder Fachs in den Ringen, worin die Diamanten geſetzt werden.

Calcinirt man dieſe Stückchen Elfenbein bei freiem Feuer in offnen Gefäßen, ſo erhält man die allerweiſſeſte Malerfarbe.

Man hat auch von Elfenbein Türkiß nachgemacht. Es iſt bekannt, daß dieſes Naturprodukt lange Zeit fälſchlich für Edelſtein gehalten wurde, da es doch nichts weiter, als verſteinerter Knochen eines uns unbekannten Thieres iſt, der vermuthlich in den Gegenden, wo er gegraben wird, vitrioliſches Kupferwaſſer findet und in ſich zieht, und dadurch die himmelblaue und grünliche Farbe bekommt *). Dieſes brachte einen Naturforſcher auf den Gedanken, Elfenbein durch künſtliche Behandlung in Türkiß zu verwandeln. Er warf alſo calcinirtes Elfenbein in eine mit Hirſchhorngeiſt gemachte Kupfer-auflöſung. ließ es eine Woche in einer gelinden Wärme ſtehen, und erhielt, was er wünſchte.

Das Elfenbein wird nicht nur zu Kämmen verarbeitet, ſondern auch zu allerlei andern Sachen, z. B. Puppen, Stockknöpfen, Billardkugeln, Spielmarken rc. In Potsdam iſt unter andern eine Elfenbeinmanufaktur, die dergleichen Waare liefert, welche ſonſt auch die Bein- oder Kunſtdrechsler verfertigen. Man bedient ſich zu dieſen Arbeiten der Handgriffe gemeiner Drechsler, nur feinerer Inſtrumente. Auch weiß man das Elfenbein wie

Wachs

*) Jetzt will man den Türkiß doch wieder unter die Edelſteine ſetzen, und eine ſehr ergiebige Grube, wo derſelbe wie andres edle Geſtein liege, in Chorosan entdeckt haben. Vergl, den 3ten Th. der N. G. S. 8. (neueſte Ausg.),

Wachs zu erweichen, daraus Figuren zu bilden, und es hernach wieder zu härten. Es gibt mehrere Mittel zu dieſer Erweichung; eins der einfachſten iſt dieſes: Man ſchneidet eine ſtarke Alraunwurzel [ſ. den zweiten Theil der Naturgeſch.] in kleine Stücke, weicht ſie ein, und kocht ſie nachher in Waſſer. In dieſer Brühe kocht man ſodann das Elfenbein, welches dadurch weich wird wie Wachs. Dieſe erweichte Maſſe kann auch verſchiedentlich gefärbt werden, und wenn man Figuren daraus bilden will, ſo drückt man ſie in meſſingene Formen, die inwendig mit Baum-öl beſtrichen ſind, und ſetzt ſie mit beſonders dazu eingerichteten Preſſen in ſcharfen Eſſig, worin das Elfenbein wieder hart wird.

Die Miniaturmaler brauchen elfenbeinerne Platten, um darauf zu malen. Damit ſie aber zur Annehmung der Farben geſchickter und auch weißer werden, wickeln ſie dieſelben in Löſchpapier, und plätten ſie mit einer heißgemachten Plätte, wodurch die natürliche Fettigkeit herausgezogen wird.

Die Schildkrötenſchale wird auf ähnliche Weiſe benutzt und behandelt, wie das Elfenbein. Man erweicht ſie in Waſſer und Baum-öl, welches vorher mit einander gekocht worden. Durch Kunſt weiß man dem gemeinen Horne das Anſehen von Schildpad zu geben, ſo, daß man es kaum von dem ächten unterſcheiden kann. Die beſte Art der wirklichen Schildkrötenſchale heißt Karet; ſie iſt aber auch die kleinſte, indem ſie nur 3 bis 4, höchſtens 6 bis 7 Pfund wiegt. In Deutſchland koſtet das Pfund von dieſer Sorte 5 bis 6 Thaler. Die davon verfertigten Sachen werden oft mit Gold und Silber ausgelegt.

Perlenmutter iſt die Schale, in welcher die Perlenauſter wohnt. Auswendig iſt ſie grau und ungeſtaltet, inwendig aber mit einem ſchönen Perlenglanze überzogen. Bei der Inſel Zeilon findet man die beſten; ſie ſind drei- bis viermal größer, als die gemeine Auſtermuſchel. Man hat

hat Verſuche angeſtellt, die Perlenmutter zu erweichen, und Perlen daraus zu machen, die aber noch nicht ganz nach Wunſch ausgefallen ſind. Außer den Perlen trifft man zuweilen in den Schalen gewiſſe Auswüchſe, in Geſtalt einer Halbkugel, an, die größer als die Perlen ſind; man nennt ſie Perlenwarzen. Aus denſelben machen die Juweliren Halsbänder und Ohrgehänge, indem ſie zwei und zwei zuſammenkitten; das Stück koſtet 5 bis 6 Thaler.

Der Knorpel, welcher die beiden Schalen der Perlenmutter mit einander verbindet, heißt der Pfauenſtein, weil er einen grünblauen Glanz hat, der die ſchönſte Pfauenfeder übertrifft. Wann er geſchliffen und polirt iſt, ſpielt er, gegen das Licht gehalten, mit allerlei Schattirungen von Farben. Lange hat man ihn zu den undurchſichtigen Edelſteinen gezählt, und geglaubt, daß er aus der Erde gegraben würde, bis in unſern Tagen ein Schwede den wahren Urſprung deſſelben bekannt machte. Er wird ziemlich theuer verkauft.

Aus dieſen Schalen verfertigt man, nachdem ſie geſchliffen und polirt ſind, Knöpfe, Doſen, Meſſerſchalen und mancherlei Galanteriewaaren. In Stockholm blühet eine Manufaktur, die vortreffliche Sachen von der Art liefert.

Gemeine Muſchelſchalen brennt man, wo genug vorhanden ſind, zu Kalk. Man bringt eine Menge ſolcher Schalen auf einen Haufen, bedeckt ihn mit Torf und etwas Holz, und zündet es an. Dieſer Muſchelkalk ſieht zwar nur wie Aſche aus, er iſt aber zum Tünchen beſſer als der gemeine Kalk, denn er macht weißer, und ſitzt feſter. In Holland iſt er ſehr gewöhnlich; auch in Bremen brennt man ihn häufig.

Die Korallen ſind in der Güte und im Werthe ſehr verſchieden. Die Blutkoralle iſt die beſte.

Von ihren übrigen Merkwürdigkeiten ſiehe die Naturgeſchichte; hier bemerken wir nur ihre Benutzung und

Be=

Bearbeitung. In Marſeille iſt eine Korallenmanufaktur; wo ſie ſortirt, gereinigt, polirt und weiter verarbeitet werden. Die Handlung daſelbſt holt ſie von der Afrikaniſchen Küſte, weil ſie da noch ſchöner gefunden werden, als um Korſika und an den Franzöſiſchen Küſten. Man verfertigt davon Ohrgehänge, kleine Knöpfe, Uhrberlocken und dergleichen Waare. Die Aeſte, worauf die Korallen wachſen, heißen Zinken; ſie ſind von eben der Natur, wie die Korallen ſelbſt, und werden daher auch auf ähnliche Art benutzt. Man zerſchneidet ſie nämlich mit einer Scheere in Stücken, und ſondert ſie dann nach ihrer Dicke und Größe von einander ab. Dieſe werden nun wiederum, entweder blos geſchliffen, polirt und ohne weitere Zurichtung verkauft; oder man verwandelt ſie auf Schleifſteinen in vortreffliche rothe Perlen, durchbohrt ſie mit ſtählernen Nadeln, polirt ſie, ſondert ſie in ſieb-artigen Näpfen nach ihrer Größe von einander, reihet ſie auf blaue Fäden, und polirt ſie noch einmal mit Oel. Die meiſten kommen nach dem Orient, zur Zierde des Turbans der Türken; auch brauchen ſie die vornehmen Türken zu Roſenkränzen. Sicilien verkauft jährlich für 100,000 Thlr. Kunſtprodukte von Korallen.

Man ſchätzte ſonſt die Korallen wegen ihrer mediciniſchen Kräfte, und machte unter andern die berühmte Korallentinktur davon. Neuere Aerzte ſchreiben ihnen in dieſer Hinſicht keinen großen Nutzen zu.

Nicht nur in Manufakturen, ſondern auch von Kunſtdrechslern, vorzüglich in Nürnberg, werden die Korallen geſchliffen und gedrehet. Dieſe verſtehen zugleich die Kunſt, Knochen ſo roth zu beizen, und ſo geſchickt zuzurichten, daß man ſie kaum von den ächten Korallen unterſcheiden kann.

Fiſchbein gehört zu den horn-artigen Körpern, und wird bekanntlich von den Baarten der Wallfiſche erhalten [ſ. die Naturgeſch.] Ein großer Wallfiſch gibt 800

bis 1000 Pfund Fiſchbein. In den Thranſiedereien reinigt man dieſe Baarten, ſpaltet ſie mit ſcharfen eiſernen Keilen, wäſcht und ſpület ſie im Waſſer, und ſchneidet die Haare davon ab. Hierauf werden ſie nochmals in heißem Waſſer erweicht, und alsdann mit großen Meſſern in Stäbe geſpaltet. Dieſe Arbeiten werden durch Tagelöhner verrichtet, welche Fiſchbeinreißer heißen. In den Seeſtädten gibt es viele Fiſchbeinreißereien; doch findet man auch etliche in Berlin.

Die Knochen der Unterkinnlade des Wallfiſches geben kein Fiſchbein. Man macht in Holland Bänke und dergleichen davon.

Das Fiſchbein wird zur Steifung der Frauenskleider gebraucht. Auch werden die ſogenannten Engliſchen Reitgerten und Stöcke von Fiſchbein, mit Darmſaiten überflochten, verfertigt; man verfälſcht ſie aber öfters mit Rohr.

Weißes Fiſchbein nennt man, im Gegenſatze dieſes ſchwarzen, das kalk-artige Rückenſchild der Seekatze, welches ſonſt auch Meerſchaum heißt [ſ. die Nat.-Geſch.] Die Goldſchmiede gebrauchen daſſelbe gepülvert zu Formen ſtatt des Formſandes.

Hirſchhorn wird nicht nur in den Apotheken zur Arzenei zubereitet, ſondern auch von den Meſſerſchmieden zu Meſſerſchalen, und von andern Profeſſioniſten zu ähnlichen Zwecken benutzt.

Ochſenhorn und andre gemeine Horn-arten verarbeitet der Kamm-macher zu groben Kämmen, desgleichen der Beindrechsler zu Pfeifenröhren, Mundſtücken u. dgl. Hieher gehören auch die Wildrufdreher, welche Jagdhörner, Pulverhörner und kleine Pfeifen, womit man die Stimmen der Thiere und Vögel nachmachen kann, aus Horn verfertigen. Man findet ſie nur in Nürnberg, wo ſie ein geſperrtes Handwerk haben. Die Hörner der Engliſchen und Ungariſchen Ochſen ſind die beſten, und werden

den am meiſten geſucht; denn die fette Weide hat auf die Güte der Hörner eben ſowol Einfluß, wie auf die Stärke der Häute. Die Hornſpäne, welche bei dieſen Arbeiten abfallen, geben einen ſehr guten Dünger.

Knochen, beſonders des Rindviehes, werden ebenfalls von den Beindrechslern zu Büchſen, Löffeln, Kugeln, Schalen, Heften, Stielen u. ſ. w. gedrehet, wie z. B. in der Stadt Geislingen bei Ulm geſchieht, wo man zu dem Ende die Knochen aus der ganzen Gegend herum aufkauft. Die zu dünnen und weichen Knochen verbrennt man zu Aſche, welche unter dem Namen Bein-aſche an die Schmelzhütten und Gold- und Silber-arbeiter verkauft wird, die ſie zu Teſten oder Kapellen (Schmelzgefäßen) gebrauchen. Auch kochen die Papiermacher aus den weichen Knochen, vorzüglich der Schaafe, einen Leim, womit das Papier geleimt wird.

Milch.

Aus der Nahrung, welche die Thiere zu ſich nehmen, wird eine Milch bereitet, die in das Blut übergeht, das bei den weiblichen ſäugenden Thieren aus dem Blute in die Brüſte tritt. Nach der verſchiednen Natur der Thiere und ihrer Nahrung iſt auch die Milch in ihren Eigenſchaften und im Geſchmacke verſchieden. In unſern Gegenden benutzen wir die Milch der Kühe, Schaafe und Ziegen am meiſten; ſeltner die Eſels- und Pferdemilch.

Die Milch wird theils friſch gegeſſen, theils dient ſie an Speiſen und zu Backwerk; hauptſächlich wird in Städten viel zu Kaffee verbraucht. Dieſes Abſatzes wegen iſt es für ſolche Landwirthe, die nahe an großen Städten wohnen, vortheilhäfter, die Milch zu verkaufen, als Butter und Käſe davon zu machen.

Die Milch ſcheidet ſich von ſelbſt in drei verſchiedne Theile. Denn wann ſie gemolken iſt, ſetzt ſich bald nach-

her auf der Oberfläche der fettere öligte Theil, nämlich der Rahm (Sahne); ſchöpft man dieſen ab, ſo trennt ſich wiederum, durch das Sauerwerden, der ſchleimige von dem blos wäßrigen Theile, welches man das Gerinnen nennt. Man kann die freiwillige Scheidung dieſer Theile auch durch einen Zuſatz von Säuren, z. B. Eſſig, Weinſtein, Citronenſäure ꝛc., und durch Hülfe der Wärme, befördern.

Der öligte Theil gibt nun, unter weiterer zweckmäßiger Behandlung, die Butter; der ſchleimigte Theil den Käſe, und der wäßrige, der nach dem Gerinnen der Milch von jenen beiden abgeſondert iſt, heißt Molken.

Butter.

Wenn man auf die gewöhnliche Art Butter machen will, ſo ſeihet man die Kuhmilch gleich nach dem Melken durch ein leinen Tuch, um ſie von aller Unreinigkeit zu befreien, und ſtellt ſie dann in irdnen oder hölzernen Gefäßen in einer mäßigen Wärme zum Ausſahnen (zur Scheidung des Rahms von der Milch) drei oder vier Tage hin. Hierauf nimmt man die Sahne mit einem durchlöcherten Löffel ab, und thut ſie in das Butterfaß, worin ſie mit einem Stämpfel ſo lange geſchlagen und geſtoßen wird, bis ſich die eigentliche Fettigkeit von der mit ihr verbundnen Milch völlig getrennt hat. Hiezu bedient man ſich in großen Haushaltungen, zur Erſparung vieler Menſchenhände, beſondrer Buttermaſchinen, wovon eine vollſtändige Beſchreibung im 35ſten Stücke des Wittenb. Wochenblattes vom Jahre 1769 zu finden iſt.

Wenn man ſieht, daß die Scheidung geendigt iſt, ſo gießt man die Milch — welche nun Buttermilch heißt — aus dem Butterfaſſe, ſchüttet ſodann die Klümperchen Butter in eine Mulde, gießt friſches Waſſer darauf, knetet ſie mit einer Kelle gut durch, und ſondert vor-

vorzüglich die noch zurückgebliebne Buttermilch völlig von der Butter ab. Bei dieſem Waſchen wird auch die Butter geſalzen, und das Salz mit der Butter ſo lange durchgearbeitet, bis ſich beides genau mit einander vereinigt hat. Der Reinlichkeit wegen durchſchneidet man auch wol die Butter mit einem Meſſer nach allen Richtungen hin, um die Haare aufzufinden, die öfters noch von den Kühen zurückgeblieben ſind. Wann dies alles geſchehen iſt, ſchlägt man die Butter in Töpfe, oder bildet Stückchen davon.

Die Güte der Butter hängt von der Güte der Milch, und dieſe von der Nahrung des Viehes ab. Dieſer Urſach wegen iſt überall die Maibutter die beſte.

Die Buttermilch wird von Einigen als eine geſunde und kühlende Speiſe genoſſen. Man macht auch ſchlechten Quargkäſe für ganz arme Leute davon. In Holland braucht man ſie zum Leinwandbleichen [ſ. Flachs].

Die Milch, wovon die Sahne abgeſchöpft iſt, heißt Schlicker- oder Schlottermilch; von dieſer verfertigt man den gewöhnlichen Käſe.

Bei der Bereitung der Butter kommt es hauptſächlich darauf an, daß die Sahne ſo friſch als möglich von der Milch abgeſchöpft werde. Daher laſſen die Holländer die Milch in Einer Nacht ausſahnen; ihre Butter ſchmeckt aber auch weit ſüßer und reiner, als unſre gewöhnliche. Sie ſetzen auch bei großer Hitze die Milchgefäße mit der Milch in kühles Waſſer, um alle Säure davon abzuhalten. Daß wir es nicht eben ſo machen, liegt größtentheils an der geringern Fettigkeit unſrer Milch; wir müſſen ſie daher länger ſtehen und in der Wärme ausſahnen laſſen, weil ſie ſonſt zu wenig Sahne abſetzen würde. Deshalb ſchmeckt ſie auch nicht ſo friſch und ſüß, wie die Holländiſche, welche wir aber leicht würden nachmachen können, wenn wir erſt Holländiſche Weide und Holländiſche Milch hätten. In den ſogenannten Holländereien, die man an

verſchiednen Orten in Deutſchland findet, wird Butter und Käſe auf Holländiſche Art gemacht, nachdem man vorher die Viehzucht auf Holländiſchen Fuß eingerichtet und verbeſſert hat.

Von der gewöhnlichen Butter bereitet man verſchiedentlich Schmelzbutter. Dieſe iſt nichts anders, als eine durch Schmelzen gereinigte Butter, welche ſich deshalb länger hält, als die gemeine; auch fettet ſie beſſer, als dieſe, weil ſie das reinere Oel enthält. Man kann ſie zum Salat anſtatt des Oels gebrauchen, wenn man ſie auf einem warmgemachten Teller zergehen läßt.

Wenn man Schmelzbutter machen will, ſo wäſcht man zuerſt die Butter rein aus, ſetzt ſie ſodann über ein gelindes Kohlenfeuer, gießt etwas Waſſer hinzu, rührt ſie, indem ſie zergeht, fleißig um, und läßt ſie etwa 1 Stunde ganz ſachte ſieden. Hierauf nimmt man ſie vom Feuer, und wann ſie ſich völlig geſetzt hat, klärt man ſie behutſam in einen Steintopf ab, verhütet aber ſorgfältig, daß nichts von der auf dem Boden liegenden Unreinigkeit mit hineinkommt. Nun ſtellt man ſie an einen trocknen und kühlen Ort, und hebt ſie zum Gebrauch auf.

Es iſt leicht begreiflich, daß die Schmelzbutter theurer ſein muß, als die gewöhnliche, weil durch das Schmelzen und Reinigen am Gewicht und Maaß viel abgeht. Die Holländiſche Schmelzbutter wird ebenfalls für die beſte gehalten, und ein ſtarker Handel damit getrieben. Man macht dieſelbe nach, indem man guten alten Holländiſchen Käſe unter die Sahne rührt, die man zur Butter beſtimmt hat — ungefähr 1 Pfund Käſe auf 8 Pfund Butter. — Der Käſe wird von aller Unreinigkeit geſäubert, und mit der Sahne ſo vermiſcht, bis er gar keine Knollen mehr hat. Alsdann buttert man, wie gewöhnlich, thut die Butter in ein ſteinern Gefäß, doch ſo, daß oben am Rande einige Zoll leer bleiben, und ſtellt dies Gefäß mit Butter in ein andres mit kaltem Waſſer angefülltes Gefäß, doch muß das

Waſſer

Waſſer außerhalb höher ſteigen, als inwendig die Butter im Gefäße. Dies Buttergefäß deckt man mit etwas ſchwerem zu, legt dann unter das Waſſergefäß heiße Glut und Aſche, damit das Waſſer allmählig lauwarm — aber ja nicht zu heiß — werde. Nach einigen Stunden ſchmilzt die Butter, die Unreinigkeit ſinkt zu Boden, worauf man ſie, wie andre Schmelzbutter, abklärt, und in ſteinerne Gefäße füllt.

Noch beſſer und dauerhafter ſoll die Engliſche Hitzbutter ſein, die man folgender Geſtalt bereitet: Zehn Stunden hernach, wann ſich die Sahne geſetzt hat, ſtellt man das Gefäß mit der Sahne und Milch in ein anderes Gefäß mit Waſſer, ſo, daß das Waſſer zur Hälfte des Gefäßes, worin die Sahne iſt, reicht. Hierauf ſetzt man beides auf einen Ofen, und erhitzt es allmälig, bis die Sahne völlig aufgeſtiegen, und die Milch darunter ganz dünn und blau iſt. Man nimmt alsdann die Sahne mit einer durchlöcherten Kelle ab, und buttert ſie wie gewöhnlich.

Der größte Nutzen der Butter überhaupt iſt in der Haushaltung; doch benutzt man ſie auch in der Medicin, wo man rothe und grüne Butter hat, d. i. gewiſſe Salben, wozu ein gutes Theil Butter genommen wird.

Käſe.

Von dem zähen, ſchleimigten Theile der Milch, der die öligte Feuchtigkeit mit den wäßrigen Theilen verbindet, erhalten wir Käſe. Er iſt um deſto beſſer und wohlſchmeckender, je mehr von der eigentlichen Fettigkeit darunter gemiſcht wird. Die Art, ihn zu bereiten, beruht auf der Scheidung der Waſſertheile, und die Mittel dazu ſind Säure oder Wärme.

Man hat Süßemilch- und Sauermilchkäſe; die erſtern werden von ſolcher Milch gemacht, die noch gar

nicht von Rahm entblößt iſt, wie z. B. die Holländiſchen und verſchiedne Arten Schweizerkäſe; die andre Sorte verfertigt man von der ſogenannten Schlicker- oder Schlottermilch, wovon der Rahm ſchon abgeſchöpft und zur Butter verbraucht iſt. Man ſchüttet nämlich die Milch entweder in einen Keſſel, und ſetzt ſie über ein gelindes Feuer, oder man gießt heißes Waſſer in die Milchgefäße — welches noch beſſer iſt, — wodurch ſich die Molken von dem käſigten Theile abſondern. Hierauf thut man die Käſemaſſe mit einem Durchſchlage ſchichtweiſe in Körbe, wo das Uebrige von den Molken vollends abläuft. Zwiſchen jede Schicht ſtreuet man Kümmel und etwas Salz, ſetzt die Körbe in einen beſondern Kaſten mit einem Deckel und einem Zapfloche im Boden. Den andern Tag bringt man die Käſe aus den Körben auf Horden, die mit Stroh belegt ſind, an die Luft, oder in eine warme Stube, doch ſo, daß keine Fliegen oder Vögel dazu kommen können. Wann ſie trocken ſind, legt man ſie in Töpfe oder Fäſſer.

Die Holländer ſchöpfen, wie geſagt, die Sahne nicht von der Milch, woraus ſie Käſe machen wollen; ſie laſſen ſie auch nicht von ſelbſt oder durch Hitze gerinnen, ſondern brauchen dazu Salzgeiſt [ſ. Salz]. Das eigentliche Verfahren dabei iſt dieſes: Man macht friſche Milch bei Feuer laulich, ſchüttet ſie in einen hölzernen Zober, thut zu 10 Maaß Milch 1 Eßlöffel voll recht ſcharfen Salzgeiſt, rührt ſie dann wohl um, worauf ſie gerinnt, und nun gießt man ſie durch ein leinen Tuch oder ein Haarſieb. Die zurückgebliebne Käſematerie wird in eine Mulde geſchüttet, klein zerbröckelt und geſalzen, dann Kümmel oder andres Gewürz darunter gethan, noch etwas Salzgeiſt darauf geſprengt, und mit den Händen recht durchgeknetet, in Formen geſchüttet, wohl gepreßt, und in Käſekörben getrocknet. Berühmt iſt der Texelſche grüne Käſe, der Edamer und der Leidenſche. Indeſſen

werden

werden viele bei uns für Holländiſche verkauft, die nur aus Holſtein oder Meklenburg ſind.

Die Schweizer bedienen ſich zum Gerinnen der Milch des Laab oder Kälbermagens. Dieſen richtet man alſo zu: Man nimmt den Magen von einem ſaugenden Kalbe, worin̄ noch geronnene Milch unverdauet liegt, bläſet ihn auf, beſtreuet ihn mit Salz und trocknet ihn; nach einem Jahre iſt er zum Gebrauch am beſten: man ſchneidet alsdann Fingerslange Stücke davon, weicht ſie etwa 24 Stunden in 3 bis 4 Löffel voll friſchen Waſſers ein, welches davon ganz ſauer wird. Dieſe ſaure Flüſſigkeit heißt Laab, und mit einem Löffel voll kann man eine Kanne Milch zum Gerinnen bringen. Doch nennen Einige den ſo zubereiteten Kälbermagen ſelbſt Laab, und hängen ihn in die Milch, welcher dann eben die Wirkung hervorbringt, wie das ſaure Waſſer. Einige brauchen dieſen Laab auch zur Bereitung des Sauermilchkäſes ſtatt des warmen Waſſers.

Unter den Schweizerkäſen iſt der Grierſer (von Griers im Kanton Freiburg) der beſte und gleichſam der König unter den Käſen; er geht in ungeheurer Menge nach Frankreich. Sonſt ſind auch noch die Kräuterkäſe, der Urſeler-, Zieger- und Schabziegerkäſe zu bemerken. Im Berniſchen macht man aus friſchgelabter Milch, weichgekochten Kartoffeln, etwas Rahm und Salz, Kartoffelkäſe.

In Emden in Oſtfriesland, ſo wie in Limburg, einer Niederländiſchen Handelsſtadt, wird ebenfalls ſehr guter Käſe gemacht. Der erſtgenannte Ort ſchickte ſchon in Einem Jahre für 127,000 Thaler Käſe nach Hamburg und Bremen.

Die Engländer bereiten verſchiedne Sorten ganz vortrefflicher Käſe, und unter andern den Friſchmilchkäſe von der Milch des Morgens, wozu ſie die Sahne von der vorigen Abendmilch nehmen. Der Cheſterkäſe wird blos aus der Morgenmilch gemacht, und iſt der beſte. Sie gießen

nämlich dieſe Milch warm in einen Zober, thun den Laab hinzu, bedecken den Zober, und in einer halben Stunde iſt die Milch gekäſet. Dann läßt man die Molken ablaufen, beſtreuet die Käſemaſſe mit etwas Salz, knetet ſie durcheinander, ſchüttet ſie in ein Käſetuch, ſeihet ſie nochmals durch, und bringt ſie dann in die Käſepreſſe. Zuletzt legt man ſie acht Tage in eine Lauge von Salz und Waſſer, worin ſie täglich umgewendet wird.

Der belobte Parmeſankäſe, der in der Gegend von Parma, und überhaupt im Mailändiſchen, verfertigt wird, wird nicht, wie man gewöhnlich glaubt, von Eſelsmilch gemacht, ſondern ſeine vorzügliche Güte hängt von der daſigen herrlichen Weide des Rindviehes ab. Blos in dem Gebiete von Lodi, wo man den beſten Parmeſankäſe verfertigt, löſet man jährlich aus dem Verkaufe desſelben etliche Tonnen Goldes. Die Zubereitung deſſelben wird in dem 20ſten St. des Wittenberg. Wochenblattes vom Jahr 1763 umſtändlich gelehrt.

An verſchiedenen Orten macht man auch Schmierkäſe. Zu dem Ende reibt man Schaaf- oder Kuhkäſe klein, vermiſcht ihn mit friſcher Sahne oder Butter, nimmt gröblich zerſtoßnen Ingwer und geriebne Muskatennuß, miſcht alles unter einander, und ſetzt es an einen kühlen Ort, bis es wohl durchgezogen iſt.

Der Nutzen des Käſes in der Haushaltung iſt bekannt. Sonſt gibt der Süßemilchkäſe auch einen ſehr feſten Leim, der ſich von keiner Näſſe auflöſen läßt, und womit ſowol Holz als Steine geleimt werden können. Man ſchält nämlich die äußere Rinde ab, ſchneidet den Käſe in dünne Scheiben, und rührt ſie in kochend heißem Waſſer mit einem Löffel ſo lange um, bis ſie zu einem zähen Schleime werden, der ſich mit dem Waſſer nicht vermiſcht. Wann man den Käſe alſo zu verſchiedenenmalen in heißem Waſſer, das immer wieder friſch aufgegoſſen werden muß, bearbeitet hat, ſo ſchöpft man ihn mit einem Löffel auf einen warmgemach-

gemachten Reibeſtein, und reibet ihn mit ungelöſchtem Kalke zu einem Leime zuſammen, welcher am beſten warm gebraucht wird; doch kann man auch noch kalt damit leimen. Das Trocknen deſſelben erfordert zwei bis drei Tage.

Den in heißem Waſſer durchgearbeiteten Käſe braucht man auch als Köder für die Fiſche, weil er ſich im Waſſer nicht auflöſet.

Molken.

Wann dieſe Flüſſigkeit von den beiden andern Theilen der Milch gehörig geſchieden worden iſt, ſo ſieht ſie klar und ſchwarzgelblich aus, und hat einen gelinden zuckerartigen ſalzigen Geſchmack. Man empfiehlt ſie als ein leicht abführendes blutreinigendes Mittel im Frühjahre, unter dem Namen Molkenkur. Zu dieſem Gebrauche wird die Milch von Kühen, die grüne Weide haben, gekocht, und wann ſie in vollem Kochen iſt, wird auf ein Nöſſel Milch ein Theelöffelvoll Cremortartari hinzugethan, und dies durch ein Haarſieb gegoſſen.

Wenn man die Molken über dem Feuer bis zu einer gewiſſen Dicke verdünſten läßt, und ſie dann einige Zeit an der Luft hinſtellt, ſo bekommt man das weſentliche Salz der Milch, welches Milchzucker genannt wird. Man reinigt ihn durch wiederholtes Auflöſen in reinem Waſſer, worauf man ihn jedesmal wieder anſchießen läßt. In der Schweiz, und beſonders in Bern, wird der Milchzucker am häufigſten gemacht, aber nicht aus Molken (welches jedoch vortheilhafter wäre), ſondern aus friſcher Milch, durch Abkochung mit Eiern, und nach der ſo bewirkten unvollſtändigen Scheidung der Milch, durch Abſeigen, Einkochen und Anſchießen im Kühlen. Nicht alle Milch gibt gleichviel von dieſem Zucker; denn z. B. vier Unzen Kuhmilch geben 54 Gran; Pferdemilch 70 Gran; Eſelsmilch

milch aber den meiſten, nämlich 80 bis 82 Gran Zucker. Sein Gebrauch iſt blos mediciniſch.

Ein erfahrner Wirth ſchlägt vor, aus den Molken Branntwein zu brennen, und dazu die Hälfte Getraide und die Hälfte Molken zu nehmen. Man ſetzt das Malz mit warmen Molken und einem Zuſatze von Ferment zur Gährung an. Iſt die ſtarke Bewegung vorbei, ſo muß die ganze Maſſe auf ein Faß gefüllt und verſtopft an einen kühlen Ort geſetzt werden, wodurch ſich noch mehr Geiſt entwickelt, als wenn man ſie ſogleich in die Blaſe füllt. Dieſer Branntwein muß aber einigemal geläutert werden. Verſuche beweiſen, daß der Zuſatz von Molken den Ertrag des Branntweins aus den Früchten um die Hälfte vermehrt.

Von den Tatarn wiſſen wir, daß ſie aus Stutenmilch Branntwein brennen. Sie füllen nämlich dieſelbe, mit etwas Kuhmilch vermiſcht, in lederne Schläuche, laſſen ſie darin gähren, und ſchütten ſie dann in einen eiſernen Keſſel, der mit einem hölzernen Deckel verſchloſſen und mit einer Röhre verſehen iſt. In dieſem Keſſel wird die ſaure Milch zum Sieden gebracht, und die durch die Röhre aufſteigende geiſtige Flüſſigkeit in einem Gefäße aufgefangen, welches in kaltem Waſſer ſteht. — Einige behaupten, daß nur Milch, nicht aber Molken, zur geiſtigen Gährung gebracht werden könne, welche zum Branntweinbrennen unentbehrlich iſt.

Honig.

Der Honig wird von den Bienen aus dem Safte der Blumen in der Honigblaſe bereitet. Nachher geben ſie ihn durch den Mund wieder von ſich, und füllen die Zellen damit an. Er iſt nach der Natur der Biene, in deren Leibe er zur Gährung kommt, und nach der Beſchaffenheit des Blumenſafts, an Farbe, Geruch und Güte verſchieden.

Der=

Derjenige, welcher von ſelbſt aus den Waben (Zellen) fließt, wenn man ſie aus den Körben oder Stöcken nimmt, iſt der beſte, und heißt Jungfernhonig, auch Honigſeim, wiewol Andre den Honig der Jungfernbienen, d. i. der Bienen, die zum erſtenmale Honig machen, mit dem erſten Namen bezeichnen.

Die beſte Art, den Honig zu ſeimen, oder vom Wachs abzuſondern, iſt dieſe: Man läßt einen irdenen Topf, 2 Fuß weit und eben ſo hoch, machen; auf dieſen wird ein anderer eben ſo großer Topf geſtellt, deſſen Boden 1 Zoll tief in jenen einpaſſet, und der wie ein Durchſchlag durchlöchert iſt. Oben darauf kommt ein Deckel, in Form eines Tortenpfannendeckels, von Thon oder Kupfer. Eine ſolche Maſchine läßt man größer oder kleiner machen, nachdem es nöthig iſt. Auf den durchlöcherten Boden legt man nun die durchgeſchlitzten Wachstafeln ſchichtweiſe, ſchüttet glühende Kohlen über den Deckel, rührt die Wachstafeln zuweilen um, und fährt hiemit ſo lange fort, bis aller Honig durchgeſeihet iſt. Was in dem obern Topfe noch zurückbleibt, wird in einen Keſſel mit Waſſer gethan und ausgekocht. Von dieſem Honigwaſſer kann man guten Eſſig machen. Das Wachs wird nachher noch beſonders behandelt. Man erhält gewöhnlich 20 Pfund Honig gegen 1 Pfund Wachs.

Andre pflegen den Honig auszupreſſen, welches aber nicht ſo vortheilhaft iſt.

In der Haushaltung dient derſelbe ſtatt des Zuckers an den Speiſen, und er wurde daher vor Erfindung des Zuckers noch weit häufiger gebraucht. In der Medicin hat er ebenfalls großen Nutzen.

Das Gewerbe der Honig-, Pfeffer- oder Lebkuchenbäcker iſt durch ihn veranlaßt worden. Dieſe machen einen Teig von Honig, Mehl und Gewürze, auch miſchen ſie etwas Sirup darunter. Der Honig muß hiezu erſt gereinigt werden. Man kocht ihn in einem Keſſel — der

jedoch

jedoch nur halb voll ſein darf, weil es ſonſt überläuft, — ſchöpft den Schaum fleißig mit einem Löffel ab, und wann er ſo zähe wird, daß er ſich mit dem Löffel ziehen läßt, ſo gießt man ihn durch einen Durchſchlag. Der Sirup wird auf ähnliche Art gereinigt. Einige vermiſchen ſogleich den Honig und Sirup; Andre machen aus jedem einen beſondern Teig, und nehmen alsdann von dem Sirupsteige mehr oder weniger, je nachdem der Honigkuchen gut oder ſchlecht werden ſoll; doch kommt unter den beſten Kuchen etwas Sirup, weil er ſonſt nicht locker genug wird. Die geringſte Sorte beſteht meiſt aus Sirupsteig, und um die ſchwarzbraune Farbe des Sirups zu mildern, beſtreuet man ihn mit Erbſenmehl. Zu dieſem Teige nimmt man auch nur Roggenmehl; dahingegen der Nürnberger und andre beſſere Sorten fein geſiebtes Weizenmehl erfordern. Man läßt den Honigkuchenteig gern lange liegen, damit der Honig mit dem Mehle ſich innigſt verbinde. Darin ſoll auch größtentheils der Vorzug der berühmten Thorner Pfefferkuchen beſtehen, daß man den Teig dazu ſehr alt werden läßt.

Die Kuchen werden blos mit der Hand gebildet; zu den Puppen und Figuren aber hat man hölzerne Formen, die von eignen Formſchneidern ohne viele Kunſt verfertigt werden; man beklebt ſie auch wol mit Goldblättchen. Das Backen geſchieht in einem gewöhnlichen Bäcker-ofen. Von eben dem Teige werden auch die Pfeffernüſſe gemacht.

Aus Waſſer und Honig bereitet man Meth. In den Hundstagen iſt die beſte Zeit dazu. Man vermiſcht den Honig, je nachdem der Meth ſchwach oder ſtark werden ſoll, mit 3 bis 8 Theilen Waſſer, kocht ihn bei gelindem Feuer ohne Rauch, und ſchäumt ihn fleißig ab, bis er anfängt klar zu werden. Will man den Meth bald trinken, ſo läßt man ihn nicht dick einkochen; ſoll er aber aufbewahrt werden, ſo muß er ſo lange kochen, bis er klebrigt wird.

wird. Einige thun auch etwas Hopfen hinzu. Wann er kalt wird, gießt man ihn in ein Faß, läßt aber daſſelbe 2 oder 3 Finger hoch leer bleiben, damit er recht gähren kann. Als Gährungsmittel ſetzt man Bierhefen, faule Aepfel, am beſten aber Weinhefen, hinzu. Iſt der Meth ſtark, ſo braucht man dieſe Mittel gar nicht. Um ihn geiſtreicher und wohlſchmeckender zu machen, kann man auch Zimmt, Muskatenblüthe, Nelken oder andres Gewürz, in ein Tuch genähet, mit gähren laſſen. Wann er nach acht oder mehrern Tagen ausgegohren hat, ſeihet man ihn in andre Fäſſer, und läßt ihn wenigſtens 3 Monate wohl verſpundet liegen; je länger er liegt, deſto beſſer wird er. Andre machen ihn noch auf etwas andre Art. Durch die ſaure Gährung erhält man einen guten Eſſig daraus.

Gut gebraueter Meth gibt an Stärke und Lieblichkeit den beſten Spaniſchen Weinen nichts nach, und iſt viel geſunder. Der gemeine gelbe Honig gibt braunen Meth; der weiße Honig, weißen. Dieſer iſt weit beſſer als jener. In Polen und Lithauen brauet man ihn in Menge, und ganz vortrefflich.

W a ch s.

Man hat in den Bienenſtöcken zweierlei Arten von Wachs zu unterſcheiden, nämlich das Vorwachs (Bienenkütt) und das eigentliche Wachs. S. die Naturgeſch.

In Weingeiſt aufgelöſet, gibt das Vorwachs Firniß; außerdem braucht man es zu Zugpflaſtern, Baumwachs und dergleichen. Das eigentliche Wachs iſt gelb, wenn es von alten Bienen kommt; von jungen Bienen aber ſieht es weißlich aus, und heißt Jungfernwachs.

Wenn man zur gehörigen Zeit die Wachstafeln mit dem Honig aus den Bienenſtöcken geſchnitten, und den Honig davon abgeſondert hat, ſo beſteht die weitere Behand-

handlung des Wachſes in folgendem: Man legt die Wachstafeln in einen Keſſel, ſchüttet Waſſer darauf, und läßt ſie bei gelindem Feuer zergehen. Das geſchmolzne Wachs ſchüttet man ſodann in einen reinen Sack von Leinwand, bringt es unter die Preſſe, unter welche ein Gefäß mit reinem Waſſer geſetzt iſt, und preßt es durch den Sack aus. Es läuft ſodann in das untergeſetzte Geſchirr, wo es im Waſſer bald hart wird. Was in der Preſſe übrig iſt, wird noch einigemal mit einem neuen Zuſatze von rohem Wachſe geſchmolzen, und wieder gepreßt, bis endlich nichts, als die bloßen Hülſen (Wachswinden, Wachskeulen, Roßkeulen) zurückbleiben. Dieſe braucht man gewöhnlich zu gemeinen Wachsfackeln. Aus dem Waſſer, worin es zerlaſſen iſt, kann man Eſſig, oder, mit einem Zuſatze von Honig, Meth machen. Das ausgepreßte Wachs läßt man wiederum in einem Keſſel zergehen, damit ſich die Unreinigkeit zu Boden ſetze, und dann gießt man es behutſam in eine mit Fett ausgeſcheuerte Pfanne, da es nach dem Erkalten leicht herausgenommen werden kann.

Nun iſt es verkäufliches Wachs, und es wird entweder ſo gelb, wie es iſt, zu mancherlei Zwecken verbraucht, oder es wird weiß gebleicht.

Der Zweck der Wachsbleicherei iſt, durch Hülfe der Sonne und der Luft, die fremden Theile, welche die gelbe Farbe des Wachſes verurſachen, und die meiſt Honigtheile ſind, herauszubringen, um es dadurch zu veredeln. Weißes Wachs iſt ſpröder und ſchwerflüſſiger, als das gelbe; eben deshalb aber brennt auch ein weißes Wachslicht 7 bis 8 Stunden länger, als ein gelbes von derſelben Größe.

Da der Verbrauch der weißen Wachslichter ſehr ſtark iſt, ſo gibt es auch an mehrern Orten dergleichen Anſtalten, wo in einem Sommer viele hundert Zentner Wachs gebleicht werden, Hamburg allein hat 14 Wachsbleichen.

Ehe das Wachs gebleicht werden kann, muß es eingeſchmolzen und in ſehr dünne Stückchen verwandelt oder gebändert werden, weil Sonne und Luft auf die innern Theile einer dicken Maſſe nicht genug wirken würden. Zu dem Ende ſchmelzt man die Wachskuchen in einem ſtark verzinnten kupfernen Keſſel mit Waſſer, welcher am Boden einen Zapfen hat. Während des Schmelzens muß man beſtändig umrühren, damit es nicht anbrenne; auch darf es nicht ſo lange über dem Feuer ſtehen, daß es braun wird. Wann es hinlänglich geſchmolzen iſt, läßt man es durch den Zapfen in die Körn- oder Bändermaſchine rinnen, in welcher daſſelbe, durch Umdrehung einer hölzernen Walze, welche halb in kaltem Waſſer läuft, ſich in dünne Bändchen zertheilt, die augenblicklich erhärten.

Nach einer andern Methode taucht man den Boden eines hölzernen Tellers zuerſt in kaltes Waſſer, dann in das geſchmolzne Wachs, und nun wieder in kaltes Waſſer, wo das dünne Wachshäutchen ſogleich abſpringt. Auf dieſe Weiſe bekommt man größere, und zum Bleichen geſchicktere Blättchen, als durch jene Maſchine; doch iſt es auch weit mühſamer.

Das gebänderte Wachs kommt ſodann auf die Bleiche, welche an einem ſtillen, gegen alle Winde geſchützten, und nicht ſtaubigen Orte angelegt werden muß. Man breitet es daſelbſt auf hölzerne Geſtelle (Plane, Tafeln, Quarres) aus. Dies ſind lange viereckigte Rahmen, mit Sproſſen verſehen, wie eine Leiter, und ſtehen auf Füßen, 4 Schuh von der Erde erhaben; man bedeckt ſie mit einem leinenen Tuche, und krämpt dieſes am Rande an kleinen Pfählen, die auf dem Geſtelle angebracht ſind, mit eiſernen Häkchen an, ſo daß das Ganze einem flachen leinenen Kaſten ähnlich ſieht. Hierin bleibt das dünn verbreitete Wachs Tag und Nacht liegen. Scheint die Sonne ſo heiß, daß man befürchtet, es möchte weich werden, ſo beſprengt man es mit reinem Waſſer; ſonſt muß

es überhaupt fleißig mit hölzernen Schaufeln umgewendet werden, und bei ſtürmiſcher Witterung krämpt man die Leinwand geſchwind ab, und ſchlägt ſie über das Wachs zuſammen. Nach einigen Wochen — denn die Zeit iſt wegen der verſchiednen Witterung unbeſtimmt — nimmt man das Wachs von der Bleiche, ſchmelzt und bändert es, nach einer kurzen Zwiſchenzeit, aufs neue, und vollendet dann die Bleiche in wenigen Tagen. Zuletzt ſchmelzt man die Bänder nochmals, und gießt das Wachs in verſchiedne Formen.

Sowol das gelbe als das weiße Wachs wird gewöhnlich mit andern Zuſätzen vermiſcht, z. B. das gelbe mit gelbem Terpentin, das weiße mit weißem; Andre verfälſchen das weiße Wachs mit Talg, welchem ſie vorher durch gepülverten ungelöſchten Kalk den übeln Geruch benehmen; noch Andre mit Bohnenmehl. Am beſten kann es mit Wallrath verſetzt werden. Auch hat man es neuerlich zu Lichtern ſehr vortheilhaft mit Kartoffelmehl vermiſcht; dieſe Lichter geben keinen Rauch, flecken nicht, und brennen überhaupt ſehr gut. Eins von der Sorte, wovon 5 auf ein Pfund gehen, brennt 15 Stunden, wenn es friſch iſt; hat es einige Zeit gelegen, ſo brennt es 16 bis 17 Stunden.

Am häufigſten wird das Wachs zu Lichtern verbraucht, daher gemeiniglich mit der Wachsbleiche eine Lichtgießerei verbunden iſt. Der Docht wird aus reinem gleichgeſponnenem und wenig gedreheten baumwollenem Garne in gehöriger Länge und Dicke auf der Dochtbank zugeſchnitten, und alsdann in einem Kaſten, bei der Wärme heißer Aſche, getrocknet, damit ſie beim Brennen das Wachs nicht umher ſprützen. Will man nun Lichter gießen, ſo ſchmelzt man das Wachs in einem zinnernen Keſſel, und bringt daſſelbe, wann es völlig zergangen iſt, aus dieſem in einen andern zinnernen Keſſel, unter welchem eine Kohlenpfanne ſteht, damit das Wachs flüſſig bleibt. Ueber

dieſem Keſſel ſchwebt ein eiſerner Wagebalken an einer Kette, an jedem Ende des Wagebalkens hängt eine eiſerne Stange, woran eine horizontale hölzerne Scheibe befeſtigt iſt, an deren Rande rund herum eiſerne Häkchen in gehöriger Weite von einander ſtehen. Die ganze Maſchine ſieht einer Wage ähnlich, die anſtatt der Schalen zwei hölzerne Scheiben hat. Nun hängt man ferner an jedes Häkchen der Scheibe einen Docht, und gießt aus einem Schöpflöffel Wachs auf denſelben. Das Wachs fließt natürlich die Dochte hinab, folglich werden die Lichter unten dicker als oben; um aber denſelben auch am obern Ende die gehörige Dicke zu geben, ſo trödelt man ſie, nachdem ſie durch das bloße Begießen ungefähr halb ſo dick geworden ſind, als ſie wirklich werden ſollen. Das Trödeln geſchieht auf folgende Weiſe: Man dreht die Scheibe ſchnell herum, dadurch heben ſich alle Lichter, und fliegen auch horizontal herum; und ſo läßt man das Wachs aus dem Schöpflöffel über die obern ſchmalen Enden laufen. Auf die Weiſe erhalten die Lichter auch oben ihre gehörige Dicke, und das Wachs trocknet auch augenblicklich durch die kühle Luft, die der geſchwinde Umlauf verurſacht. Andre kehren die Lichter um, hängen ſie mit dem Dochte des untern Endes an die Häkchen der Scheibe, und begießen ſie noch einigemal, wodurch ſie eben die Abſicht erreichen. Wann man die fertigen Lichter von der Scheibe abgenommen hat, wickelt man ſie in reine Leinwand, und legt ſie in Betten, damit ſie nicht zu ſchnell erkalten und brüchig werden. Hiernächſt bringt man ſie auf eine mit einem Schwamme befeuchtete Marmortafel, und rollt ſie unter einem glatten Brete, um ſie völlig rund und glänzend zu machen. Zuletzt werden die weißen Lichter noch einmal gebleicht, weil ſie durch die Behandlung etwas Schmutz annehmen, und in geleimtes Papier eingepackt.

Die großen Altarlichter werden blos mit den Händen gebildet. Man erweicht das Wachs in warmem Waſſer, drückt es um den Docht, und wann das Licht die gehörige Dicke hat, rollt man es ebenfalls glatt.

Die Wachsſtöcke hingegen verfertigt man auf eine etwas andre Art. Es iſt nämlich an jedem Ende eines länglichten Tiſches zwiſchen zwei Pfoſten ein walzenförmigen Körper (Trommel) angebracht; mitten in dem Tiſche ſteht eine flache zinnerne Schüſſel, über welcher eine runde meſſingene Ziehſcheibe befeſtigt iſt. Will man nun einen Wachsſtock ziehen, ſo thut man geſchmolznes Wachs in die zinnerne Schüſſel, und ſetzt ein Kohlenbecken darunter, damit es flüſſig bleibt. Hierauf windet man den Docht auf die eine Trommel, ſteckt das Ende deſſelben durch ein Loch in der Ziehſcheibe — denn dieſe iſt voll runder Löcher von verſchiedner Größe, damit man dünne und dicke Wachsſtöcke machen kann, — drückt aber vermittelſt eines Holzes (Sech) mit einem Schieber, welcher vor der Ziehſcheibe hoch und niedrig geſtellt werden kann, den Docht in das flüſſige Wachs. Das durchgeſteckte Ende des Dochts zieht man nach der andern Trommel hin, befeſtigt es an einem Stifte auf derſelben, und dreht dieſelbe langſam herum. So wickelt ſich alſo der Docht von der erſten Trommel ab, überzieht ſich in der Schüſſel mit Wachs, geht durch ein Loch in der Ziehſcheibe, und wird durch das Herumdrehen auf die andre Trommel gewunden. Von dieſer wickelt man ihn nun wieder unter ähnlicher Behandlung auf die erſte Trommel, und dieſes wechſelsweiſe Auf- und Abwinden wird ſo lange fortgeſetzt, bis der Wachsſtock dick genug iſt. Hierauf ſchneidet man ihn nach dem Gewicht in Stücken, und windet ihn gehörig zuſammen. Auch färbt und bemalt man ſie zuweilen.

Die Wachsfackeln werden aus Wachs, Pech, Hanf und Holz verfertigt. Man theilt ſie hiernach in zwei Arten: die erſten nennt man Wachs-, Kutſchen- oder

Wind-

Windfackeln — weil ſie vom Winde nicht ausgelöſcht werden, — die zweite aber Stockfackeln. Zu den Wachsfackeln läßt ſich der Wachslichtzieher von dem Seiler einen Docht von Hanf ſpinnen, zieht dieſen durch gemeines ſchwarzes Pech, welches er in einem Keſſel erwärmt hat, ſteckt den Henkel des Dochts durch ein Loch eines Zieh-eiſens, und hängt ihn irgendwo auf. Das Zieh-eiſen hat nur ein einziges Loch, da hingegen die Ziehſcheibe der Wachsſtöcke mehrere und kleinere hat. Durch dieſes Zieh-eiſen wird der gepichte Docht rund und glatt. Wann das Pech kalt iſt, beſtreicht man es mit geſchabter und in Leimwaſſer eingerührter Kreide, damit es das Wachs annehme. Hierauf wird die Fackel mit ſchlechtem Wachs begoſſen und gerollt. Zu den Stockfackeln nimmt man einen harzigen Stock von Fichtenholz, umwickelt ihn mit Hanf, tränkt ihn mit Pech, und zieht und begießt ihn mit Wachs, wie die Wachsfackeln. Von den Pechfackeln, die der Seiler auf ähnliche Art verfertigt, ſ. den zweiten Theil der Technologie.

Das Puniſche (Eleboriſche) Wachs hat ſeinen Namen von der ehemaligen berühmten Stadt Karthago in Afrika, welche von Phöniziern oder Puniern erbauet worden war. Dieſe Stadt beſaß das Geheimniß, das Wachs ſo zuzubereiten, daß man es mit Farben innigſt vermiſchen und damit malen konnte; die Farben befeſtigte man alsdann durch Einbrennen über glühenden Kohlen, und nannte daher dieſe Art der Malerei Enkauſtik, d. i. eingebrannte. Die Alten rühmen ſie einſtimmig wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Schönheit. Mit der Zerſtörung der Griechiſchen und Römiſchen Reiche ging auch dieſe Kunſt verloren, und nur erſt in unſerm Jahrhundert war man ſo glücklich, ſie wieder zu entdecken. Die Hauptſache beſteht darin, daß das Wachs durch Vermiſchung mit Laugenſalzen — ſo wie jede Fettigkeit — ſeifen-artig und im gemeinen Waſſer auflöslich gemacht wird. Die eigentliche vollſtändige Berei-

reitungsart dieſer Wachsſeife zum Malen findet man in dem 40ſten Stücke des Hannöv. Magaz. vom J. 1787. Durch die Auflöſung im Waſſer wird dieſes Puniſche Wachs nicht nur fähig, ſich mit allen Farben zu verbinden, ſondern es nimmt auch alle Arten von Oelen und Malerfirniſſen an. Die Gemälde können, wie bei den Alten üblich war, über Kohlenfeuer eingebrannt und alſo die Farben befeſtigt werden; doch kann man auch ohne Hülfe des Feuers malen und die Farben trocknen. Man malt damit auf Leinwand, Seide, Holz, Kalk, Papier, Porzellan, Glas u. ſ. w. und die großen Vorzüge, die dieſe Wachsmalerei vor der Malerei mit Oel und Firniß hat, gaben dem Wiederherſteller dieſer Kunſt in Deutſchland, H. Calau, Gelegenheit, dieſelbe zur Bereitung eines eigentlichen Wachstuchs anzuwenden, welches weit ſchöner iſt als das gemeine (ſ. Firniß). Er legte daher eine Fabrik zu Weißenfels an, wo Wachstuchtapeten, Wachsleinwand zu Regenſchirmen, Regenmäntel u. ſ. w. verfertigt wurden *).

Allein nicht nur zum Malen iſt dieſes Puniſche Wachs vortrefflich, ſondern es kann auch außerdem noch vielfältig benutzt werden. So dient es z. B. den Tiſchlern zum Poliren

*) Es gab eigentlich eine dreifache Art der enkauſtiſchen Malerei. Bei der erſten gebrauchte man gar kein Wachs, ſondern man grub mit der Spitze eines heißgemachten Griffels in Elfenbein oder in ein gefärbtes Bret Figuren und Zeichnungen ein. Nach der zweiten Methode bediente man ſich des puniſchen Wachſes, trug es aber ebenfalls mit heißen Griffeln auf, nachdem der Umriß des Gemäldes auf die erſt beſchriebne Art gemacht war. Die dritte Art war eine wirkliche Malerei, denn ſie geſchah mit dem Pinſel und mit Wachs, welches nachher durch Einbrennen befeſtigt wurde. — Uebrigens ſoll jetzt der ſpaniſche Exjeſuit Requeno die Bereitungsart des puniſchen Wachſes und die enkauſtiſche Malerei am gründlichſten beſchrieben, und in der Vollſtändigkeit alle ſeine Vorgänger übertroffen haben.

liren ihrer feinen Arbeiten, auch gibt es einen ſchönen Firniß zum Anſtreichen. Mit Bier oder Eſſig, worin vorher Pfeffer gekocht worden, iſt es ein gutes Mittel gegen die Holzwürmer, wenn man das Holz damit überſtreicht. Das Leder kann damit ſehr glänzend gemacht werden, wenn man zu dem aufgelöſten Wachſe noch etwas Gummi und Oel hinzuſetzt; ſoll es zugleich waſſerdicht werden, ſo nimmt man geſtoßnen Maſtix, Bernſtein oder andre dem Pech ähnliche Dinge, reibt dieſelben trocken in das Leder ein, und polirt es hernach mit Wachs und Oel.

Aus dem gemeinen Wachſe macht man ferner auch Bilder, Porträte, Blumen und allerlei künſtliche Sachen. Dieſe werden entweder in Formen gegoſſen, oder mit den Händen, vermittelſt dünner hölzerner Stäbchen, gebildet. Dieſe letztere Arbeit heißt puſſiren oder boſſiren; daher der Name Wachspuſſirer. Das Puſſirwachs wird aus 4 Theilen Wachs, 3 Theilen weißen Terpentin und etwas Baum-öl oder Schweinefett zuſammengeſchmolzen, und alsdann verſchiedentlich gefärbt. Das Grobe der Figur bildet der Wachspuſſirer mit den Händen, die feinere Ausbildung aber geſchieht mit Griffeln von Holz oder Elfenbein, die zu dem Ende mancherlei Geſtalten haben. Will er z. B. einen Apfel, eine Birne oder dergleichen von Wachs machen, ſo gibt er der Wachs- oder Pechmaſſe mit den Fingern die gehörige Geſtalt, ſteckt dann einen Stiel von ausgeglühtem dünnen Meſſingdrathe hinein, tunkt die Frucht etlichemal in geſchmolznes mit Mennige rothgefärbtes Wachs, und läßt es wieder abkühlen. Hierauf wird ſtarkes Hauſenblaſenwaſſer bereitet, worin die Farben aufgelöſt ſind, welche die künſtliche Frucht haben muß, und dieſe dann in daſſelbe nach Erforderniß eingetaucht. In Florenz hat man alle Theile des menſchlichen Körpers in Wachs gebildet, zum Behuf des Studiums der Anatomie. Es ſind bereits etliche dreiſſig Zimmer im Schloſſe damit angefüllt. Auch Pflanzen ſieht man da in Wachs ſo natürlich vorgeſtellt,

daß ſie kaum von den wirklichen zu unterſcheiden ſind. Dieſe Anſtalten koſten über hunderttauſend Thaler.

Siegelwachs, womit in den Kanzelleien der Landeskollegien Urkunden ꝛc. beſiegelt werden, beſteht aus Wachs, mit etwas Terpentin und Honig verſetzt, welches auf verſchiedne Art gefärbt wird.

Baumwachs brauchen die Gärtner, beſonders beim Pfropfen. Es darf weder zu weich noch zu ſteif ſein, ſonſt ſchmilzt es entweder von der Sonne, oder blättert ſich ab. Man nimmt dazu Wachs, Terpentin, Pech — jedes 1 Pfund — ungeſalzne Butter 2 Loth, Vogelleim 4 Loth, Schwefel 1 Loth, Weihrauch und Myrrhen jedes 1 Quentchen. Dieſes läßt man in einem Tiegel über gelindem Feuer zergehen, rührt es wohl um, und läßt es dann kalt werden. Weit einfacher iſt indeß eine Miſchung von Kuhmiſt und Lehm, die eben die Dienſte thut, wie jenes künſtliche Baumwachs.

Glühwachs dient dem Gold- und Silber-arbeiter zur Erhöhung der Farbe beim Vergolden. Es beſteht aus zwei Theilen Wachs, einem Theile Salpeter und einem halben Theile Rothſtein; ſoll die Vergoldung eine grünliche Farbe bekommen, ſo ſetzt man noch einen Theil Grünſpan hinzu. Dieſes Glühwachs wird geſchmolzen mit einem Pinſel auf das vergoldete Metall aufgetragen, über glühenden Kohlen wieder abgeſchmolzen und dann polirt.

Wachsperlen macht man von weißem Wachs, und überzieht ſie mit einem feinen glänzenden Fiſchleime [S. Glasperlen im dritten Th. der Technol.]. Sonſt benutzt man das Wachs überhaupt noch zum Bohnen oder Poliren der Tiſche, Schränke ꝛc., indem man ſie mit einem in geſchmolznem Wachs getränkten Lappen abreibt; zum Wichſen der Zwirnsfaden; zum Ueberziehen der Platten von den Kupferſtechern zum Einſpritzen in der Zergliederungskunſt, zu welchem Zweck daſſelbe mit Talg, Baumöl und Terpentin vermiſcht wird.

Durch

Durch die Deſtilation erhält man Wachsöl und Wachsbutter, wovon man in der Medicin Gebrauch macht.

Seide.

Die Seide iſt, nach dem Lande, wo ſie erzeugt wird, von ſehr verſchiedener Güte. Die beſte iſt natürlich die Chineſiſche, weil dort die Seidenraupe in ihrer urſprünglichen Vollkommenheit lebt; auf dieſe folgt die Levantiſche, die wir über Smirna aus andern Ländern Aſiens erhalten; dann die Italiäniſche, Franzöſiſche u. ſ. w. Ueberhaupt nimmt die Seide in eben dem Verhältniſſe an Güte ab, je mehr das Klima des Landes, wo man ſie gewinnt, ſich von dem Chineſiſchen Klima entfernt.

Wir wollen nun zuerſt die mancherlei Arbeiten nach einander betrachten, welche die Behandlung dieſes Produkts erfordert, bis der Weber daraus ein Gewebe verfertigen kann, und ſodann einige der bekannteſten Arten der Zeuge ſelbſt anführen.

Vorbereitung der Seide zum Weben.

Einige Tage nachher, wann die Seidenraupe ſich eingeſponnen hat, ſammlet man die Cocons, lieſet die härteſten, feinſten und weiſſeſten zur Fortzucht aus, und ſondert die übrigen ebenfalls nach ihrer Güte von einander. Gehörige Sorgfalt bei dieſem Sortiren iſt für den Seidenweber ſo wichtig, wie für den Wollenweber das Sortiren der Wolle. Hiernächſt muß die Raupe in den Cocons getödtet werden, denn ſonſt frißt ſie ſich nach 18 oder 24 Tagen durch, und zerreißt damit den Faden der Seide, daß er zum Haſpeln untüchtig wird. Einige thun dies auch vor dem Sortiren. Die gewöhnlichſte Art, ſie zu tödten, iſt, daß man ſie einige Stunden in oder auf einen

heißen Back-ofen legt. Vor einiger Zeit erfand man aber in Frankreich eine andre Methode, die vorzüglicher ſein ſoll. Man legte Papier mit Terpentin-öl getränkt zwiſchen die Cocons, wodurch ſie in 12 Stunden alle getödtet wurden. Die Seide verliert dabei weder an Glanz noch an Geſchmeidigkeit, und iſt weit leichter abzuwinden, weil der Leim, womit die Raupe das Cocon gleichſam zuſammengeleimt hat, nicht ſo feſt antrocknet, wie auf dem Back-ofen.

Nun wird die Seide von den Cocons abgehaſpelt. Da aber die Faden nicht nur an ſich harziger Natur ſind, ſondern auch durch einen klebrigten Saft zuſammenhängen, ſo müſſen die Cocons erſt in einen Keſſel mit heiſſem Waſſer geworfen werden, damit ſich die Fäden leicht, und ohne zu zerreiſſen, abwinden laſſen. Sodann rührt man mit einem reinen ſaubern Beſen in dem Keſſel herum, wodurch ſich das obere Gewirre, oder die Floretſeide, losgibt, und an den Beſen anhängt. Dieſe legt man beſonders, und da ſie keinen ordentlichen Faden ausmacht, ſo kann ſie auch nicht gehaſpelt werden, ſondern man kardätſcht oder kämmt ſie, wie Wolle, und ſpinnt ſie nachher am Spinnrocken, wie Flachs. Zur Floretſeide nimmt man auch die durchbiſſenen Cocons, aus denen man die Raupen zur Fortpflanzung hat auskriechen laſſen, desgleichen alle andre, die zur guten Seide untauglich ſind.

Sobald alle Floretſeide abgenommen iſt, und ſich der feſte Faden auf den Cocons zeigt, ſo ſucht man das Ende des Fadens, welches ſich gewöhnlich bei dem Umrühren ebenfalls an den Beſen hängt. Wegen den außerordentlichen Feinheit des Fadens nimmt man die Fäden von mehrern Cocons zuſammen, ſchlingt ſie ein paarmal übereinander, führt ſie durch das Auge oder die runde Oeffnung eines Draths (welcher die Gabel heißt), und knüpft ſie an einen Flügel des Haſpels an. Die Zahl der einzelnen Fäden ſteigt von 4 bis 24, je nachdem die Strehne ſchwach oder

oder ſtark ſein ſoll, welches durch den Gebrauch, den man davon machen will, beſtimmt wird. Das Uebereinanderſchlingen der Enden hat zum Zweck, daß die Fäden während dem Haſpeln ſich zu einer Schnur oder Strehne drehen ſollen. Der Haſpel wird ſo ſchnell als möglich herumgedrehet, damit die Seide durch das lange Liegen im Waſſer ſich nicht zur Floretſeide auflöſe. Zuletzt bleibt von dem Cocon die bloße Hülſe übrig, deren Benutzung nachher beſonders angegeben werden ſoll.

Wann die Seide auf dem Haſpel trocken geworden iſt, ſo nimmt man ſie ab, und nun heißt ſie rohe Seide, im Gegenſatze der gekochten oder zubereiteten. Man braucht die rohe Seide zu verſchiedenen Zeugen, die eine beſondre Steife erfodern, z. B. zur Gaze und zu einigen Arten von Sammt. Die ſchönſte Chineſiſche und Levantiſche Seide, die nach Europa kommt, iſt gemeiniglich roh.

Die gehaſpelte Seide wird nun ferner auf einem gewöhnlichen Spulrade der Weber geſpult, dann duplirt, d. i. es werden immer zwei und zwei Fäden auf eine Bobine (Spule) geſpult und dadurch locker mit einander vereinigt, und hernach gezwirnt. Das Zwirnen geſchieht auf einer eignen Zwirnmühle, die 1282 zu Bologna erfunden und ſehr geheim gehalten wurde; die Engländer brachten aber dies Geheimniß zuerſt mit Liſt an ſich. Es iſt eine ſehr zuſammengeſetzte Maſchine, worauf einige hundert Spulen auf einmal gezwirnt werden können; auch iſt ſie ſehr koſtbar: die in der Manufaktur zu Wien koſtet 10,000 Gulden. Eine ſolche iſt unter andern in Zürch, welche täglich 40 Perſonen beſchäftigt, und 600 Weber in Arbeit ſetzt; ſie verbraucht wöchentlich 70 Pfund Seide, meiſtens zu Krepp und Flor. Auf der Zwirnmühle werden die Fäden entweder zu Orgaſin (Kettenſeide), oder Tram (Einſchlagſeide) gezwirnt; die beſte Seide kommt zu Orgaſin, die ſchlechteſte zur Tram.

Zu den meiſten Zeug=arten wird hierauf die Seide gekocht und gefärbt; einige hingegen verfertigt man entweder von roher gefärbter oder ungefärbter Seide.

Durch das Kochen ſoll das natürliche Harz noch beſſer aus der Seide gebracht, und dieſelbe theils weißer, theils zur Annehmung verſchiedner Farben geſchickter werden; ſie verliert dabei gemeiniglich ein Viertel von ihrem Gewichte. Man kocht ſie mit recht guter weißer, oder noch beſſer mit Venetianiſcher Seife. Die weiße Farbe der Seide hat ihre beſondre Schattirungen, welche meiſtens durch gewiſſe Zuſätze bei dem Kochen erhalten werden; ſo gibt es Chineſiſchweiß, Indianiſchweiß, Milchweiß ꝛc. Zu den ſchönſten weißen Zeugen wird die Seide auch noch geſchwefelt, welches auf ähnliche Art wie bei der Wolle geſchieht. Die Seide, die gefärbt werden ſoll, muß, nach dem Kochen mit Seife, öfters auch noch mit Alaun gekocht werden.

Seidenweberei.

Von dem Färber kommt die Seide nun zum Weber. Dieſer muß ſie wiederum auf Spulen wickeln, wozu man ſich einer ſogenannten Wickelmaſchine bedient. Das Weben ſelbſt wird im Allgemeinen nach den Regeln verrichtet, die ſchon bei dem Wollenweben angeführt ſind. Auf Bandſtühlen webt der Poſamentirer oder Bortenwirker Bänder, der Strumpfwirker auf Strumpfſtühlen Strümpfe, und der Seidenweber auf gewöhnlichen Weberſtühlen allerlei Zeuge; doch hat jeder Weberſtuhl, nach der beſondern Beſchaffenheit des Zeuges, der darauf gewebt werden ſoll, auch wiederum ſeine eigne Einrichtung. Den fertigen Zeugen gibt man durch die Appretur Glanz und äußere Schönheit; ſie iſt nicht ſelten betrüglich, indem ſchlechte Zeuge dadurch das Anſehen guter und ſtarker erhalten. In den Manufakturen macht man ein Geheimniß daraus. Gewöhnlich beſtreicht man die Zeuge mit einem

nem Brei von Gummi, Zucker, Ochſengalle und Flöhſamen, welches der Same einer Pflanze iſt, die Wegerich heißt, und der faſt wie Flöhe ausſieht.

Von der unzähligen Menge der verſchiednen Seidenzeuge bemerken wir nur folgende, die unter uns bekannt und gebräuchlich ſind:

Taffent (Taft) iſt der leichteſte ſeidne glatte Zeug. Er wird überhaupt, wie alle ungebildete Gewebe, nach Art der Leinwand, gewebt. Man hat leichtern und ſchwerern. Der leichtere heißt Avignon, Futter- oder Zindeltaffent, und unterſcheidet ſich von dem ſchweren dadurch, daß er wenigere und dünnere Kettenfäden hat.

Der changirte Taffent wird gemacht, indem man eine andre Farbe zur Kette und eine andre zum Einſchlage nimmt. Ferner gibt es noch geſtreiften und geblümten Taffent, Brilanttaffent, Spiegeltaffent, Muſcheltaffent und andre Sorten. Die ſchwerſte und beſte Art von Taffent heißt Gros de Tours, der ſeinen Namen führt von der Stadt Tours in Frankreich, wo er am häufigſten gemacht wurde. Der geribbete Gros de Tours oder Terzenelle entſteht, wenn der Weber einmal einen ſechsfachen Faden einſchießt, und dann zweimal einen einfachen; der Pflaſter-Gros de Tours aber durch Fäden von verſchiedner Farbe, die wechſelsweiſe neben einander liegen. Geblümter Gros de Tours heißt Peruvienne oder Prüſſienne.

Chenille (Schenille), ein rauher Faden, der zum Broſchiren der Blumen in reichen ſammt-artigen Stoffen gebraucht wird, und womit man auch eine Art Borten, desgleichen vielen Frauenzimmerputz, verfertigt. Man webt zu dieſem Endzwecke auf einem gewöhnlichen Seidenwirkerſtuhle einen glatten taffent-artigen Zeug, und es beſteht, je nachdem der Chenillenfaden dick und rauh ſein ſoll, Kette und Einſchlag aus mehrern oder wenigern einzelnen Fäden. Wann der Zeug fertig iſt, ſchneidet man ihn in ſchmale

Streifen,

Streifen, faſert dieſelben auf beiden Seiten etwas aus, und drehet ſie auf der Spinnmühle der Gold- und Silberſpinner um einen Faden, wodurch ſie das rauhe und raupenartige Anſehn erhalten.

Atlas nennt man einen gekieperten ſehr glänzenden Zeug. Zur Kette, die den Kieper macht, nimmt man ſehr feine ungedrehete, zum Einſchlage hingegen etwas feſtere Seide. Man hat doppelten, halbdoppelten, leichten, einfarbigen und geblümten Atlas. Aus Indien kommt eine Art Atlas, Furien genannt, der mit unterſchiedlichen Farben gedruckt und gemalt iſt.

Satinade, ein halbſeidner Atlas, deſſen Einſchlag Leinen oder Baumwolle, die Kette aber allemal Seide iſt. Er hat Atlasſtreifen auf einem glatten Grunde.

Serge zeigt einen ſchrägern und ſtärkern Kieper, als der Atlas. Es gibt ebenfalls ſchweren und leichten.

Damaſt hat einen Atlasgrund, in welchem Blumen gekiepert erſcheinen. Der franzöſiſche hat einen Kiepergrund und Atlasblumen. Den Namen führt er von der Stadt Damaskus in Syrien, wo er erfunden ſein ſoll.

Droguet iſt auch ein geblümter Zeug; man macht ſeidnen, halbſeidnen und wollnen.

Moir (Moor), ein Gros de Tours, der gewäſſert wird. Das Wäſſern hält man noch geheim. Es iſt in England erfunden; doch macht man es jetzt in Berlin und anderer Orten nach. Wahrſcheinlich wird der Zeug mit einer klebrigten Feuchtigkeit beſtrichen, nachher durch eine Cylindermaſchine (Moirmaſchine) gezogen, und von der Wärme dahin gebracht, daß ſich die Feuchtigkeit durch die ſtarke Preſſung an einigen Stellen unregelmäßig ſammelt, und dadurch Flammen entſtehen, die unauslöſchbar ſind, ſo lange ſie nicht durch ſtarke Näſſe vertrieben werden. Durch bloße Benetzung mit Waſſer, durch Uebereinanderlegen im Zickzack mit Papier, und durch Rollen und Plätten, kann man alte ſeidne Strümpfe moiriren oder wäſſern.

Geblümter Moir hat Atlasblumen und gewäſſerten Gros de Toursgrund.

Stoffe ſind broſchirte Zeuge; ſie enthalten große und vielfarbige Blumen. Es gibt ſeidne und reiche. Reiche Stoffe nennt man diejenigen, die mit Gold und Silber broſchirt ſind. Bei dem Broſchiren wird das Silber mit einem weißen, und das Gold mit einem gelben Faden unterlegt, um den Glanz des Metalls zu erhöhen.

Sammt wird von Seide, eben ſo, wie Plüſch von Wolle, gemacht [ſ. Plüſch]. Man hat glatten, geblümten, broſchirten und andre Arten von Sammt.

Geringere Sorten ſeidner Zeuge ſind: Flor, Gaze, Krepp und Marle. Flor oder Gaze iſt ein durchſichtiger, netz-artig gewebter Zeug von roher und gummirter Seide. Man macht ihn glatt, kraus, geblümt und von allerlei Farben. Krepp iſt die ſchönſte Gattung Flor, der aus der allerfeinſten rohen Seide verfertigt wird. Man hat weißen und ſchwarzen; der letzte wird zur Trauer ſehr häufig gebraucht. Beim Weben ſchießt man wechſelsweiſe einen rechts und einen links gezwirnten Einſchlagsfaden ein, deshalb nachher, wann der fertige Flor gekreppt, d. i. in heiß Waſſer gelegt wird, die ſtarkgedreheten Fäden gegen einander auflaufen und die Oberfläche kraus wird. Man verfertigt ihn vornämlich in Zürch.

Marle iſt ein halbſeidner Zeug, zu deſſen Kette man drei Theile Seide und einen Theil Wolle, zum Einſchlage aber ganz Wolle nimmt. Sonſt verſteht man auch unter Marle eine Art Gaze, die blos aus leinen Garn und Zwirn gemacht wird.

Benutzung der Coconhäute.

Es iſt nun noch übrig, den Gebrauch der Coconhäute, oder der abgehaſpelten Cocons, kürzlich anzuzei-

gen,

gen, welcher zweifach iſt: entweder macht man eine ſchlechte Floretſeide davon, oder künſtliche Blumen zum Frauenzimmerputz.

Will man die Coconhäute zur Floretſeide benutzen, ſo wirft man ſie in ein Gefäß mit warmem Waſſer, und tritt ſie einige Stunden mit bloßen Füßen, damit ſich der Leim gut auflöſe. Hierauf ſetzt man ſie 5 bis 6 Stunden in die Sonne, wäſcht ſie dann in einem Fluſſe rein und trocknet ſie. Nun iſt es ein filzigtes Gewirr, welches gezerrt und gezauſet wird, um es aufzulockern, und von den übrigen Unreinigkeiten zu befreien, da es dann Wattſeide heißt, weil man ſie zu Watten braucht. Watten macht man von dieſer Wattſeide oder von Baumwolle, zuweilen auch von Hanf, indem man dieſe Materien hechelt, kardätſcht und ſonſt noch auflockert, ſie mit den Händen zwiſchen einen hölzernen Rahmen ausbreitet, und alsdann mit einem dünnen Leime auf beiden Seiten beſtreicht, damit die Fäden auf der Oberfläche zuſammenkleben, und das Ganze wie ein Filz ausſieht. Sie dienen zum Ausfuttern der Bettdecken, Schlafröcke und andre Kleidungsſtücke, die durchgenähet oder geſtöppt werden ſollen. Diejenigen, welche ſie verfertigen, heißen Wattenmacher, ſind aber nicht zünftig.

Zur eigentlichen Floretſeide werden die Coconhäute ſelten gebraucht, weil ſie ſich nicht gut kardätſchen laſſen. Doch miſcht man ſie wol zuweilen mit darunter; kardätſcht, ſpinnt, kocht und färbt ſie, und ſo erhält man davon ſchlechtes Floretband, Handſchuh, Strümpfe und andre Zeuge. Die beſte Floretſeide iſt die, welche kurz vor dem Haſpeln von den Cocons genommen wird, die davon gewebten Zeuge unterſcheiden ſich wenig von der wahren Seide.

Der

Der andre Nutzen der Coconhäute beſteht in der Verfertigung künſtlicher Blumen, die man gemeiniglich Italiäniſche Blumen nennt, weil dieſe Erfindung in Italien gemacht iſt.

Man reinigt zu dem Ende die Cocons vollends von der Floretſeide, ſchneidet ſie der Länge nach auf, und da ſie aus mehrern über einanderliegenden Häutchen beſtehen, ſo ſondert man dieſe mit den Nägeln der Finger ab, und wirft die dicken und dünnen beſonders. Sodann werden die einzelnen Häutchen alle auf einen Faden gereihet, gefärbt, getrocknet, und vermittelſt eiſerner Inſtrumente (Stanzen) mit einem Schnitte auf einmal zu ſolchen Blättern gebildet, wovon man Blumen zuſammenſetzen will. Auch legt man wol ein Dutzend Häutchen übereinander, und ſchneidet eben ſo viel Blätter auf einmal. Man muß auf die Weiſe zu jeder Art Blumen eine eigne Stanze haben. Die gekräuſelte, gebogne oder geründete Geſtalt gibt man den Blättern durch ein warmgemachtes Eiſen, deſſen Figur ebenfalls nach der Blume eingerichtet iſt. Die Stengel macht man von Meſſingdrath mit grüner Seide bewickelt. Zuweilen theilt man den Blumen bei dem Zuſammenſetzen dieſer einzelnen Theile, durch Benetzung mit weſentlichen Oelen, ihren natürlichen Geruch mit. Zu den grünen Blättern nimmt man gemeiniglich dünnes Pergament oder Papier. Ueberhaupt macht man auch ganze Blumen von ſteifem Papier, Seidenzeug oder Band auf die nämliche Art; einige Gattungen von Blumen, z. B. die Ranunkeln, müſſen, um der Natur nachzuahmen, von Sammt ſein.

Eine Manufaktur, wo dergleichen Blumen verfertigt werden, blühet ſeit mehrern Jahren zu Berlin. Sie verbraucht jährlich über tauſend Pfund Cocons, und ſetzt für zwölf- bis funfzehntauſend Thaler Blumen ab.

Cochenille.

Die Cochenille wird nicht nur zum Schönfärben gebraucht — wovon an ſeinem Orte Erwähnung geſchehen ſoll —, ſondern auch zur Bereitung der koſtbaren Malerfarbe, die unter dem Namen Karmin bekannt iſt. Man ertheilt zur Verfertigung derſelben folgende Vorſchrift: Man kocht in einem zinnernen Keſſel acht Pfund Regenwaſſer oder deſtillirtes Waſſer, ſchüttet acht Unzen fein pulveriſirte Cochenille und vier Drachmen fein geriebne Weinſteinkryſtallen hinein, läßt das Waſſer höchſtens eine halbe Viertelſtunde ganz gelinde wallen, und rührt unterdeß beſtändig mit einem ſaubern Spatel von Tannenholz um. Dann ſchüttet man noch ſechs Drachmen pulveriſirten Römiſchen Alaun dazu, und erhält es noch zwei Minuten auf dem Feuer. Hierauf hebt man den Keſſel ab, ſetzt ihn an einen kühlen Ort auf einen Strohkranz, und läßt ihn eine Stunde ruhig ſtehen, daß ſich das Cochenillen-Pulver zu Boden ſetze. Darnach ſpannet man zartes Neſſeltuch auf einen Rahmen, ſetzt ein paar neu glaſurte Töpfe zur Hand, welche die Farbebrühe aufnehmen können, legt den Rahmen darauf, und gießt, mit behutſamer Neigung des Keſſels, das rothe Dekokt durch, damit das Pulver nicht aufgerührt werde. Die Töpfe mit dieſem Dekokt bedeckt man mit Papier, ſetzt ſie an einen ſichern Ort, und läßt ſie zwölf bis vierzehn Tage ruhig ſtehen. Während der Zeit verliert das Dekokt von ſeiner Farbe, und wird endlich ganz blaß. Nun neigt man wieder ſehr behutſam einen Topf nach dem andern, und gießt das blaßrothe Waſſer in ein andres töpfernes Geſchirr ganz langſam, bis der auf dem Boden befindliche Karmin mitfließen will. Sodann ſpannt man eine ſaubre weiſſe Leinwand auf einen Rahmen, ſetzt ihn über eine Schüſſel, belegt ihn mit zwei Bogen weißem Druckpapiere, und ſchüttet den ſämmtlichen am Boden befindlichen Karmin darauf, um alles Wäßrige abzuſondern.

Den erhaltnen Karmin übergießt man noch etlichemal mit Waſſer, wodurch ihm die Salzigkeit entzogen wird, bedeckt ihn mit einem Bogen Papier, und läßt ihn auf dem Filtrum abtrocknen.

Dies iſt nun der Karmin, wovon das Loth mit fünf Thalern bezahlt wird. Er kann nur im Sommer bereitet werden. Durch einen Zuſatz von Laugenſalz macht man von der Cochenille den Florentinerlack, und aus dem Karmin durch eine Vermiſchung mit Spaniſcher Kreide die rothe Schminke.

Gummilack.

Die bei uns gebräuchlichſte Benutzung des Gummilacks beſteht in der Verfertigung des Siegellacks, welches man unrichtig Spaniſch Lack nennt, da es in Spanien weder erfunden, noch das daſelbſt verfertigte von vorzüglicher Güte iſt*). Man macht verſchiedne Sorten Siegelack zu verſchiednen Preiſen. Zu dem rothen, wovon das Pfund ungefähr einen Thaler gilt, nimmt man ſechszehn Loth Schellack [ſ. Gummilack in der Naturg.], zwölf Loth Venetianiſchen Terpentin, acht Loth Zinnober, vier Loth feine Kreide und ein halbes Quentchen Storax. Alle dieſe Sachen werden fein gerieben, geſiebet, geſchmolzen, wohl unter einander gerührt, und dann entweder in Formen gegoſſen, oder auf einer Marmorplatte mit den Hän-

*) Es hat mit dem Beiworte Spaniſch, das in Deutſchland verſchiedenen Kunſtprodukten gegeben wird, eben die Bewandniß, wie mit den Wörtern Engliſch, Franzöſiſch, Türkiſch u. ſ. w. Man will einem einheimiſchen Produkte dadurch eine Empfehlung, das Anſehn eines fremden verſchaffen. Beiſpiele ſind in Menge vorhanden.

den gebildet. Das Weſentliche iſt der Gummilack und Terpentin. Der Storax kommt des Wohlgeruchs wegen dazu. Der Zinnober gibt die rothe Farbe, und wenn man ſtatt deſſen Kienrus oder Grünſpan nimmt, ſo erhält man ſchwarzes oder grünes Siegellack. So kann man durch einen veränderten Zuſatz alle beliebige Farben hervorbringen. Das ſchlechteſte rothe macht man blos von weißem Pech, Terpentin, Zinnober und Storax. Das Engliſche wird als das beſte gerühmt.

Gall⸗äpfel.

Obgleich die Gall⸗äpfel pflanzen⸗artiger Natur ſind, und in dieſem Betrachte eher in den zweiten Theil der Technologie gehören, ſo müſſen wir ihnen doch hier eine Stelle geben, da ſie von Inſekten ihren Urſprung haben, und auch in dieſem erſten Theile der Naturgeſchichte ihrer gedacht worden iſt.

Von den Gall⸗äpfeln ſelbſt unterſcheidet man im Handel zwei Sorten: die Türkiſchen und die Puiſchgall⸗äpfel. Unter den Türkiſchen verſteht man diejenigen, die aus der Levante, von Smirna, Aleppo u. ſ. w. zu uns gebracht werden. Sie ſind die allerbeſten, und man bezahlt den Zentner mit vierzig Gulden. In Anſehung der Farbe und Eigenſchaften unterſcheidet man wiederum verſchiedne Arten; es gibt ſchwarze, grünliche und weißliche, die zwar alle ſchwarz färben, aber nicht jede Materie gleich gut. Die weißlichen braucht man zum Färben des Korduans.

Die Puiſchgall⸗äpfel ſind von geringerer Güte. Wir erhalten ſie aus Frankreich und einigen Provinzen Deutſchlands. Die meiſten deutſchen gelangen wegen

Mangel

Mangel der Wärme nicht zur gehörigen Reife, und ſind völlig unbrauchbar.

Noch beſſer als die eigentlichen Gall-äpfel ſind die **Knoppern**, welche an den Eicheln auf ähnliche Art entſtehen, wie jene an den Blättern. Sie werden daher auch weit lieber gekauft, und zwar haben die Levantiſchen ebenfalls vor andern den Vorzug. Doch ſchätzt man auch die in Ungarn, Croatien und Sclavonien, wo ſie in ſolcher Menge wachſen, daß man jährlich für hunderttauſend Gulden auswärts verkauft. Ehe man den großen Nutzen dieſer Auswüchſe kannte, hielten ſie die Einwohner jener Länder für einen Fluch des Himmels, der ihre Eichel-ernte, und mithin ihre beſte Maſtung für die Schweine verdarb; jetzt bitten ſie täglich um einen reichen Segen derſelben, und feiern Freudenfeſte bei ihrer Einſammlung. Welcher Stoff zu Betrachtungen! —

Zur Färberei ſind die Gall-äpfel unentbehrlich, und werden dazu in erſtaunlicher Menge verbraucht. Aber auch der Nutzen iſt nicht unbeträchtlich, den ſie als ein weſentliches Stück zur Bereitung der ſchwarzen Tinte haben. So geringfügig auch vielleicht Manchem dies Produkt der Kunſt ſcheinen mag, und ſo vielerlei Recepte man ſchon zur Verfertigung derſelben kennt: ſo findet man doch eine gute Tinte, die alle erforderliche Eigenſchaften hat, immer noch ſelten genug. Es haben daher auch die größten Chemiſten dieſelbe ihres Nachdenkens nicht unwerth gehalten, und ſie zu verbeſſern geſucht. Eine der neueſten und beſten Vorſchriften wollen wir hier mittheilen:

Man nimmt acht Loth Gall-äpfel, die unverſehrt ſind, und keine Löcher haben, ſtößt ſie zu einem feinen Pulver, ſiebet dies durch ein Haarſieb, und thut es in

eine ſteinerne Kruke. Auf dies Pulver gießt man ein halbes Maaß gutes braunes Hopfenbier, und ſtellt das Gefäß etliche Tage auf den Ofen, oder in die Sonne, oder auf den Feuerheerd, aber die Hitze darf nicht zu groß ſein, damit es nicht köcht; auch muß man den Aufguß öfters umrühren. Wann ſich das Pulver aufgelöſet hat, ſchüttet man zwei Loth Vitriol dazu — doch kein Gummi —, und rührt es um. So läßt man es noch vier Tage, unter öfterm Umrühren, in der Wärme ſtehen. Nach vier Tagen klärt man dieſen erſten Aufguß ab, filtrirt ihn durch grobes Löſchpapier, gießt wieder ein halbes Maaß Bier darauf, und verfährt damit auf die nämliche Weiſe. Eben dies thut man zum dritten- und viertenmale, ſo daß man von jenen 8 Loth Gallåpfeln und 2 Loth Vitriol zwei Maaß guter Tinte bekommt.

Thieriſcher Auswurf.

Zuletzt müſſen wir auch noch eines Kunſtprodukts gedenken, welches aus dem flüſſigen thieriſchen Auswurfe, dem Harne, gewonnen wird. Da es von weit geringerm Nutzen iſt, als alle bisher genannten Kunſtprodukte, ſo mag es auch hier nur gleichſam Anhangsweiſe ſtehen.

Der Harn beſteht aus wäßrigten, öligten und ſalzigen Theilen. Wenn man ihn nun bei gelinder Wärme bis zur Dicke des Sirups einrauchen (abdünſten), und dieſen Satz eine Zeitlang in der Kälte ruhig ſtehen läßt, ſo ſchießt ein Salz an, welches das weſentliche oder ſchmelzbare Harnſalz genannt wird. Dieſes Salz kann man, durch Auflöſen im Waſſer und wiederholte Kryſtalliſationen, reinigen, und nach Abſonderung des flüchtigen Laugenſalzes, bei hinlänglicher Hitze, zu einer feſten glasartigen

artigen Materie ſchmelzen. Vier Theile von dieſer Materie, mit einem Theile wohlausgeglühten Kienrus und vier Theilen zart geriebnem weißen Sande vermiſcht und gehörig deſtillirt, geben einen Phosphor, den man Harnphosphor nennt, weil es noch verſchiedne andre Materien gibt, woraus Phosphor bereitet werden kann. Der Phosphor hat die Fähigkeit, von ſelbſt im Dunkeln zu leuchten. Man findet auch einige natürliche Körper, die eben dies Vermögen beſitzen, z. B. faules Holz, die Johanniswürmchen und andre. Der künſtliche Phosphor verbrennt in freier Luft leicht, daher man ihn im Waſſer aufzubewahren pflegt. Sein Nutzen iſt, wie geſagt, nicht ſonderlich; doch braucht man ihn ſeit einiger Zeit zur Verfertigung der Turiner Lichtchen. Zu dieſen nimmt man gläſerne Röhrchen mit Thermometerkugeln, thut etwas Phosphor hinein, den man über der Wärme ſchmelzen läßt, und ſteckt alsdann einen dünnen Wachsſtock hinein, deſſen Docht mit Zimmt- oder Nelken-öl befeuchtet und mit einem Pulver von gleichen Theilen Schwefel und Kampfer beſtreuet worden. Dieſen Docht bringt man bis in die Kugel, dreht ihn in dem geſchmolznen Phosphor herum, und ſchmelzt dann die Röhre zu. Wenn man nun die Röhre zerbricht, und den Wachsſtock herauszieht, ſo entzündet er ſich von ſelbſt an der Luft. Es iſt aber, wie man ſieht, gefährlich, ſie in den Taſchen bei ſich zu tragen, oder überhaupt ſie dahin zu legen, wo ſie leicht und unbemerkt zerbrechen können.

Uebrigens wird nicht nur der Harn, ſondern auch der Koth verſchiedner Thiere, in mehrern Manufakturen und Fabriken gebraucht, welches alles wir in der Folge am gehörigen Orte bemerken werden. Denn nichts iſt ſo gering, was nicht benutzt, mehr als auf Eine Art benutzt werden könnte, und ſo wie die Hand der Kunſt den Werth ſelbſt von Gold und Edelſtein zehn-, ja hun-

vertfach erhöhet: eben ſo erhalten auch die verächtlichſt-ſcheinenden Dinge durch dieſelbe einen Platz unter den nützlichen Produkten. Dieſe Kunſt, welche freilich auch eine Kenntniß der Eigenſchaften und Wirkungen natürlicher Körper vorausſetzt, iſt gemeinnütziger, rühmlicher und einträglicher, dabei aber dennoch faßlicher, als der Irrwiſch der Goldmacherkunſt.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Funke, Carl Philipp

Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften In 3 Bdn. Mit 22 nach d. Natur ausgemalten Kupfertaf. Zur allg. Schulencyclopädie gehörig
Bd.: 1

Braunschweig 1802

Passau, Staatliche Bibliothek -- S 5/Ynb 3-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11338950-2